BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelehrte Anzeigen

Bd.: 31. 1850

München 1850
4 Bavar. 125 h-30/31
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10331536-7

10331536

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Einunddreyßigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

10331536

10331536

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1850.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juli.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung vom 5. Januar 1850 theilte Hr. Prof. M. J. Müller kritische Bemerkungen mit, betreffend

a) die Geschichte des Koran, namentlich die zweifelhafte Aechtheit zweyer Suren desselben,

b) das Vorkommen zweyer Namen der Venus bey den semitischen Völkern,

c) die heutige den Spaniern eigenthümliche Aussprache des c vor e und i und des z, welche denselben nicht von den Arabern, deren diesen Laut bezeichnendes ث sich in entsprechenden Namen und Wörtern nirgends für jene spanischen Buchstaben gebraucht finde, mitgetheilt seyn könne, und überhaupt erst in den letztern Jahrhunderten müsse in Uebung gekommen seyn.

In der Sitzung vom 9. Februar hielt Hr. Prof. Dr. Spengel

Vortrag über die Arten des Styles in der griechischen Rede und über das dem Longinus zugeschriebene Buch περὶ ὕψεος, worin (cap. 9) die Stelle über den Moses für untergeschoben erklärt wird.

In der Sitzung vom 2. März trug Hr. Prof. Haneberg vor

a) über Koscheiris Einheitslehre, Beytrag zur Geschichte des ältern Kelam (mahommed. Scholastik).

b) Derselbe wies einige eingeschobene Stellen im 8. Buch von Sadi's Rosengarten nach.

Hr. Generalvicar Dr. Windischmann hielt Vortrag über die große Keilinschrift des Königs Darius zu Bisutun.

In der Sitzung vom 4. Mai theilte Hr. Professor Streber die unten folgende Fortsetzung seiner Forschungen über die Architektonik des Salomonischen Tempels mit, in welchen namentlich eine ausgleichende Deutung der Angaben, die, den Büchern der Könige (III. 6) gegenüber, in denen der Chronik (II. 3) enthalten sind, zu gewinnen versucht ist.

Hr. Regierungsrath Chmel aus Wien, als erbetener Gast, machte, hiezu veranlaßt, anziehende Mittheilungen über die unter ihrem Dirigenten RR. Auer großartig wirkende auf alle Bedürfnisse der Wissenschaft wie des Lebens eingerichtete k. k. Staatsbuchdruckerey in Wien.

Ueber die Vorhalle des Salomonischen Tempels.

Der Salomonische Tempel ward bekanntlich theils übereinstimmend mit dem Grund und Aufrisse seines Vorbildes, der Stiftshütte, theils abweichend von demselben erbaut. Nach dem Vorbilde der

Stiftshütte wurde das eigentliche Tempelhaus, nämlich das Heilige und Allerheiligste errichtet, abweichend hievon wurden ringsum Anbauten hinzugefügt und zwar an der Süd-West- und Nordseite je drey Stockwerke übereinander, am Eingange aber oder an der Ostseite eine Vorhalle.

Was nun die architectonischen Verhältnisse dieser Anbauten, sowohl unter sich als zu dem Tempelhause anbelangt, so ist es sehr schwer, sich hierüber ein sicheres und deutliches Bild zu verschaffen; am meisten jedoch weichen die Ansichten darüber von einander ab, wie man sich das Verhältniß der Vorhalle zu den übrigen Theilen des Gebäudes zu denken habe.

Ueber die Gestalt und die Maaße der Halle haben wir im alten Testament zwey Nachrichten; die eine findet sich in den Büchern der Könige, die andere in den Büchern der Chronik. Der Verfasser der Bücher der Könige schreibt (I. 6, 3): „Und die Halle vor dem Tempel des Hauses, 20 Ellen war ihre Länge nach der Breite des Hauses und 10 Ellen ihre Breite vor dem Hause.“ Der Chronikenschreiber dagegen berichtet (II. 3, 4): „Und die Halle, die der Länge nach vor der Breite des Hauses war, hatte 20 Ellen und 120 Ellen in der Höhe.“

Zwischen diesen beyden Nachrichten ist nun zwar kein Widerspruch, im Gegentheile, was die Breite der Halle oder, wie es die heil. Schreiber nennen, ihre Länge anbelangt, stimmen beyde genau überein, im Uebrigen aber ergänzen sie sich wechselseitig, indem der eine die Tiefe, der andere die Höhe angibt, so daß wir uns die Halle diesen Berichten zufolge 20 Ellen breit, 10 Ellen tief und 120 Ellen hoch zu denken haben; allein dieser bestimmten Nachrichten ohnerachtet glauben die neueren Exegeten sämmtlich in der Angabe des Chronikenschreibers, so weit sie sich auf die Höhe bezieht, irgend ein Mißverständniß oder eine Unrichtigkeit voraussetzen und zu einer Hypothese Zuflucht nehmen zu müssen; nur darüber sind sie uneinig, ob sie der Halle überhaupt ein thurmartiges Ansehen zuschreiben sollen oder nicht, ob demnach die Hallenhöhe, statt auf 120, nicht richtiger auf 60 Ellen oder gar nur auf die gleiche

Höhe mit dem Tempelgebäude, d. i. auf etwa 30 Ellen anzusetzen sey.

Wollen wir die Gründe für und wider diese verschiedenen Meinungen der älteren und neueren Exegeten der Reihe nach prüfen.

I.

War die Vorhalle 120 Ellen hoch?

Die meisten älteren Erklärer hielten sich wörtlich an den ganz deutlichen Text der Chronik und nahmen für die Halle eine Höhe von 120 Ellen an. Sie konnten hierüber um so weniger Bedenken tragen, als sie das Tempelhaus selbst durch Aufsetzung eines Oberstocks bis auf 60 *) oder gar, wie Lundius gethan **), auf 80 Ellen erhöhten; die Halle war dann nur um die Hälfte oder ein Drittheil höher als das Hauptgebäude. Allein I. Kön. 6, 2 heißt es ausdrücklich: „Und das Haus, welches der König Salomo baute, 60 Ellen war seine Länge und 20 seine Breite und 30 seine Höhe,“ und es liegt durchaus kein Grund vor, an der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln, noch weniger aber über dem eigentlichen Tempelgebäude noch ein zweytes Stockwerk von 30 oder gar 50 Ellen, wovon nirgends die Rede ist, anzunehmen. Da dem zufolge das Verhältniß der Vorhalle zum Tempelgebäude in der That ganz anders sich gestaltet als die älteren Erklärer voraussetzten, da nach den Angaben der Bücher der Könige und der Chronik eine Halle von 120 Ellen Höhe nicht vor einem 60 oder 80, sondern vor einem nur 30 Ellen hohen Tempelhause gestanden haben würde, so ist allerdings Ursache genug vorhanden, an der Angabe, daß die Halle die bezeichnete Höhe wirklich gehabt habe, zu zweifeln.

Die Gründe zwar, die gewöhnlich dagegen angeführt werden, nämlich „das völlige Stillschweigen aller andern biblischen Schriftsteller von einem solchen Thurme,“ dann „daß sich gar kein Zweck, keine Bestimmung einer Vorhalle von solcher Höhe

*) Keil, der Tempel Salomos S. 90.

**) Joh. Lundius, jüd. Heiligthümer cap. XI. S. 331.

abſehen laſſe," endlich daß „beym zweyten Tempel die Halle nicht höher war als das Tempelhaus, es aber nicht wahrſcheinlich ſey, daß man in dieſem Stücke ganz von dem Salomoniſchen Vorbilde abgewichen ſey" [Keil a. a. O. S. 94. Anmerk. *)]: dieſe Gründe ſind nicht hinreichend, um die ſo beſtimmte Angabe des Chroniſten in Zweifel ziehen zu müſſen. Denn was das Stillſchweigen anderer bibliſcher Schriftſteller anbelangt, ſo ſind bekanntlich argumenta e silentio, zumal bey einem Gegenſtande vorliegender Art, von keinem Gewichte. Die Frage nach dem Zwecke einer Vorhalle findet ihre Beantwortung in der Beſtimmung anderer hoher Gebäude z. B. der Pylone, welche gleichfalls thurmartig vor den Tempeln und Paläſten Aegyptens ſich erhoben und deren Beſtimmung ſicherlich nicht einzig darin beſtand, den Prieſtern zur Beobachtung der Geſtirne zu dienen. Was endlich die Behauptung betrifft, beym zweyten Tempel ſey die Halle nicht höher geweſen als das Tempelhaus, ſo hat man hiebey vermuthlich die Stelle Esra 6, 3 im Sinne: „das Haus ſoll man aufbauen auf der Stelle da man opfert und ſeine Grundfeſten ſollen aufgerichtet werden, ſeine Höhe 60 Ellen, ſeine Breite 60 Ellen," welche Angabe man mit der des Joſephus verbindet, der Tempel ſey 100 Ellen hoch und 100 Ellen breit geweſen. Allein dieſe Nachrichten laſſen noch ſehr im Zweifel, wie ſich beym zweyten Tempel die Höhe der Halle zu der des Tempelhauſes verhalten habe. Sind nämlich hier die Maaße der Halle gemeint, ſo fehlt die Angabe der Höhe des Tempelhauſes; ſind die Maaße des Tempelhauſes angegeben, ſo fehlt die Höhenangabe der Halle; in beyden Fällen dienen dieſe Angaben nicht zum Beweiſe dafür, daß die Halle gleiche Höhe mit dem Tempelhauſe gehabt habe. Dieſe Gründe alſo ſind es nicht, welche die Angabe der Hallenhöhe auf 120 Ellen verdächtig machen, wohl aber das Verhältniß einer ſolchen Höhe der Halle zu der Höhe des Tempelhauſes und zu ihrer eigenen Breite und Tiefe. Bey aller Scheu, an dem Texte der heil. Schrift etwas verdächtigen zu wollen, wird doch jeder unbefangene Beurtheiler der Bemerkung Keils beyſtimmen, wenn dieſer ſchreibt (a. a. O. S. 90): „da das im Lichten 30 Ellen hohe Tempelhaus ſelbſt unter Vorausſetzung eines ziemlich hohen Sockels und mit Einrechnung des Dachs und ſeiner Bruſtwehr von Außen ſchwerlich über 35 — 36 Ellen Höhe hatte, ſo würde die Halle, falls jene Zahl der Chronik richtig wäre, faſt viermal ſo hoch als das Hauptgebäude geweſen ſeyn, alſo ein Verhältniß entſtehen, zu dem nicht einmal unſere höchſten Kirchthürme ein Analogon darböten. Es iſt demnach nicht die angegebene Höhe an ſich, was gegen die Richtigkeit der im maſorethiſchen Text der Chronik befindlichen Zahl Verdacht erregt, ſondern das große Mißverhältniß dieſer Höhe der Halle zu der des Tempelhauſes." Ich möchte noch hinzufügen, es iſt überdieß die Proportion der Halle an und für ſich, welche gegründetes Bedenken erregt, denn wie ſollte ein Gebäude, daß nur 20 Ellen in der Breite und 10 in der Tiefe hatte, 120 Ellen in der Höhe erreichen, alſo zwölfmal ſo hoch wie tief geweſen ſeyn? Wir können demnach ohne Bedenken annehmen, daß die Vorhalle nicht 120 Ellen hoch geweſen ſey. Wenn aber nicht 120, welches Maaß mag ſie gehabt haben?

II.

War die Vorhalle überhaupt nicht höher als das Hauptgebäude?

Die meiſten neueren Erklärer, wie Hirt, Meyer, Schnaaſe, Keil, Merz, Baehr, glauben, daß der Vorhalle ein thurmartiges Anſehen überhaupt nicht zugekommen ſey, nur darüber ſind ihre Meinungen getheilt, ob ſie derſelben gleiche Höhe mit dem Tempeldache oder mit den Seitenkammern zutheilen, ob ſie ihr demnach eine Höhe von 30 oder von 20 Ellen geben ſollen. Welche Gründe ſprechen für eine ſolche Annahme?

Man beruft ſich theils auf ein beſtimmtes Zeugniß, nämlich auf eine Leſeart, in welcher das Höhenmaaß geradezu auf 20 ſtatt auf 120 Ellen angegeben wird, theils auf Nachrichten, welche wenigſtens mittelbar bezeugen ſollen, daß die Höhe der Halle die des Hauptgebäudes nicht überſtiegen habe.

Was zuerſt das beſtimmte Zeugniß, welches für ein Maaß von 20 Ellen ſprechen ſoll, anbelangt, ſo hat bereits Keil (a. a. O. S. 94 An-

merk. **) die Unstichhaltigkeit dieser Berufung nachgewiesen. Schon Michaelis hatte in einer Handschrift und alten Version statt der Zahl 120 die Zahl 20 gefunden, allein diese Version ist die in der Londoner Polyglotte befindliche arabische, welche erst im 13. oder 14. Jahrhundert nach dem Syrischen gefertigt wurde. In der Peschito, aus der diese Version geflossen, ist nach dem Polyglottentext die Höhe der Halle gar nicht angegeben. Bey so bewandten Umständen kann natürlich dieser Araber keine Autorität haben.

Wenn Meyer, um die Autorität jener Version zu stützen, den Vorschlag macht, statt מאהועשרים (hundert und zwanzig) zu lesen אמותעשרים (Ellen zwanzig), so wird Niemand in Abrede stellen, daß es sehr gewagt sey, bloß um einer vorgefaßten Meinung willen, die man zu begründen wünscht, den Text zu ändern, um so mehr als sich die Zahl 120 schon in der alexandrinischen Uebersetzung findet, die zu einer Zeit entstand, in welcher nach den neueren Untersuchungen das Quadratalphabet noch nicht vollkommen ausgebildet war (vgl. Keil a. a. O.).

Da nun ein positives Zeugniß für das Maaß von 20 Ellen sich nicht findet, so nahm man Zuflucht zu solchen Nachrichten, aus welchen wenigstens mittelbar ein Schluß auf die Höhe der Halle gezogen werden könnte und glaubte theils aus dem Vorhandenseyn von Fenstern im Heiligen, theils aus dem Maaße der beyden Säulen, welche Salomo zugleich mit dem Tempel und dessen Geräthschaften verfertigen ließ, Beweise herholen zu können.

Hirt *) schreibt hierüber: „der Tempel war auf drey Seiten von Gallerien umbaut, er hatte aber dennoch Fenster, welche dem Heiligen Licht gaben. Da nun diese Fenster nicht an den zwey langen und nicht an der hinteren schmalen Seite seyn konnten, weil diese drey Seiten von den Gallerien umschlossen waren, so mußten sie vornen an der Ostseite gewesen seyn. Waren aber die Fenster an der Ostseite, so konnte dort die Vorhalle nicht höher seyn als 20 Ellen."

*) Hirt der Tempel Salomos S. 24.

Diese Schlußfolgerung wäre allerdings richtig, wenn es der Mittelsatz wäre, nämlich daß die Fenster nicht an den zwey langen und nicht an der hinteren schmalen Seite seyn konnten, dieß ist aber nicht der Fall. Das Heilige hatte 30 Ellen in der Höhe, die Gallerien nur 15 im Lichten. Bringen wir nun auch für die Zwischenlagen dieser aus drey Stockwerken bestehenden Anbauten mehrere Ellen in Ansatz, so bleibt doch immer das Heilige höher wie die dasselbe umgebenden Stockwerke und es war über letzteren noch Raum genug für die im erstern anzubringenden Fenster. Aus dem Vorhandenseyn von Fenstern kann also kein Beweis dafür gewonnen werden, daß die Halle nur 20 Ellen hoch gewesen sey.

Andere, namentlich Meyer und Merz, verweisen auf die beyden Säulen Jachin und Boas. Diese beyden Säulen, sagen sie, stützen die Vorhalle; da nun die Säulen mit Einschluß der Kapitäler nur eine Höhe von 23 Ellen hatten, so kann auch die Höhe der Vorhalle nicht mehr als 30 Ellen betragen haben; aber auch diese Beweisführung ist nicht überzeugend.

Abgesehen davon, daß, wenn auch die Halle wirklich von jenen zwey Säulen gestützt gewesen wäre, noch gar nicht nothwendig folgt, daß deßhalb die Halle selbst eine Höhe von 30 Ellen nicht überstieg: so müßte auf jeden Fall erst der Vordersatz, daß die genannten Säulen in der Halle gestanden haben, richtig seyn, was aber nicht nachgewiesen werden kann. Meyer, Grüneisen und neuerdings Merz berufen sich zur Begründung ihrer Behauptung auf die beyden Stellen 1. Kön. 7, 21. „Und er richtete die Säulen auf לאולם des Tempels" und 1. Kön. 7, 19. „Und die Kapitäle auf der Spitze der Säulen waren Lilienarbeit באולם vier Ellen."

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juli.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vorhalle des Salomonischen Tempels.

(Fortsetzung.)

Sie glauben, die Worte לאולם und באולם müßten übersetzt werden: „in der Halle.“ Allein Bähr *) hat ausführlich nachgewiesen, daß die Präposition ל niemals zur Bezeichnung des localen „in“ diene, vielmehr allenthalben die Bedeutung „gegen, bey, zu, vor, neben, nahe an“ habe, daß sonach übersetzt werden müße, wie auch bisher in der That übersetzt worden ist: „Und er richtete die Säulen auf gegen oder zu oder vor der Halle.“ Was aber das באולם betrifft, hat schon Keil (S. 82) darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn hiedurch der Stand der Säulen als Träger der Halle angedeutet werden sollte, die Worte wenigstens lauten müßten: „Und die Kapitäle der Säulen in der Halle waren Lilienarbeit,“ während die gegebene Wortstellung: „Und die Kapitäle der Säulen waren Lilienarbeit in der Halle“ gar keinen Sinn gibt, denn wenn die Säulen überhaupt in der Halle standen, warum wird dann bloß von dem Lilienwerke gesagt, es sey in der Halle gewesen? Deßgleichen hat Bähr gezeigt (S. 38), daß באולם keineswegs übersetzt werden müße: „in der Halle,“ sondern mit eben so viel Recht heißen könne: „an oder bey der Halle.“

Diese beyden Stellen beweisen also nichts für die Behauptung, daß die beyden Säulen der Decke der Halle zur Stütze gedient hätten, dagegen sprechen aber triftige Gründe für eine freye Stellung derselben. Fürs erste werden im Buche der Könige die Säulen nicht bey der Beschreibung des Tempels und seiner Anbauten, weder wo von dem Grund und Aufrisse, noch wo von der Ausschmückung im Innern die Rede ist, erwähnt, sondern erst bey der Aufzählung der Erzarbeiten, welche der Künstler Hiram aus Tyrus verfertigte. Wären die Säulen ein wesentlicher Theil der Tempelarchitectur, wären sie die Träger des Daches oder Gebälkes der Vorhalle gewesen, so würden sie gewiß auch bey der Beschreibung des Baues und nicht erst bey der Aufzählung und Schilderung der Geräthschaften erwähnt worden seyn *). Ferner spricht auch das Material für eine freye Stellung der Säulen im Vorhofe. Der Tempel war aus Quadern erbaut und mit Holz getäfelt; wo nun im Tempel selbst Metall vorkömmt, wird immer nur Gold, niemals Erz erwähnt. Außerhalb des Tempels dagegen, im Vorhofe der Priester, waren alle Geräthschaften, das eherne Meer, die 10 Waschbecken, der Brandopferaltar, entweder aus Erz oder mit Erz überzogen. Schon dieser Umstand deutet darauf hin, daß auch die beyden Säulen, weil gleichfalls von Erz, nicht in der Vorhalle,

*) Bähr, der Salomonische Tempel. S. 37.

*) Schnaase Geschichte der bildenden Künste I. S. 280. Keil a. a. O. S. 83.

sondern außerhalb des Tempels im Vorhofe gestanden haben. Dann ist unverkennbar, daß dieselben durch Größe und Gestalt, durch den mächtigen Umfang des Schaftes und den reichen Schmuck der Kapitäler imponiren sollten. Sie hatten, wie schon durch die Beylegung besonderer bedeutungsvoller Namen angedeutet ist, den Charakter von Monumenten; sie sind, wie Schnaase sich ausdrückt, Triumphzeichen oder wie Bähr es bestimmter nennt, theocratische Sieges- und Bundesdenkmale, anzeigend, daß nunmehr die Wohnung Jehovas, die bisher keine feste, sondern eine wandelbare, bewegliche war, „befestiget“ sey unter Israel und darauf hinweisend, daß diese feste Wohnung auch „Bestand“ haben soll, wenn das Volk den Bund mit Jehova hält. Diese Würde aber und Bedeutung hätten die Säulen verloren, wenn sie als Träger des Hallendaches und zur Stütze des Gebälkes wären gebraucht worden; ihre in den Namen angedeutete Bestimmung weist vielmehr auf eine freye Stellung hin. Wenn endlich all dieser Rücksichten ohnerachtet über die oben angeführten Ausdrücke לאולם und באולם noch ein Zweifel übrig bleiben sollte, so wird er vollends gehoben durch die Parallelstellen 2 Chron. 3, 15 und 17, wo statt der Präpositionen ב und ל die Worte לפני und על־פני gebraucht werden, nämlich: „Er machte zwey Säulen לפני הבית d. i. Angesichts des Hauses oder vor dem Hause“ und „Er richtete auf die Säulen על־פני ההיכל d. i. an dem Angesichte des Pallastes oder vor dem Pallaste.“ (Vgl. Bähr a. a. O. S. 39).

Waren aber die Säulen nicht in der Halle als Stützen des Gebälkes oder Träger des Daches aufgestellt, sondern stunden sie frey im Vorhofe der Priester vor der Halle, so fällt auch dieser zweyte Grund für die Behauptung, die Vorhalle sey nicht höher gewesen als das Hauptgebäude, von selbst hinweg und es spricht demnach für eine solche Annahme nichts als bloße Willkühr einerseits, während sie andrerseits mit der bestimmten Nachricht des Chronikenschreibers geradezu in Widerspruch steht, weßhalb auch Schnaase, Keil und Bähr, obgleich sie selbst der Meinung beypflichten, die Halle habe das Tempelhaus nicht überragt, dennoch zu keinem anderen Resultate gelangen, als „die Sache sey immerhin dunkel“ (Schnaase S. 278), „auf eine sichere Ermittlung der wirklichen Höhe der Halle müße man Verzicht leisten“ (Keil S. 94), „mit Gewißheit lasse sich darüber nichts bestimmen“ (Bähr S. 40).

III.

Die Vorhalle hatte eine Höhe von 60 Ellen.

Wenn nun die Vorhalle weder wie der Text der Chronik angibt, hundert und zwanzig, noch, wie diesem Texte zuwider behauptet werden will, zwanzig oder dreyßig Ellen hoch gewesen, so entsteht nunmehr die Frage, ob nicht eine Erklärung zu finden sey, welche den mehrerwähnten Text unversehrt stehen läßt ohne deßhalb die in ihm liegenden Widersprüche in Schutz zu nehmen?

Bevor wir jedoch auf die Beantwortung dieser Frage selbst eingehen, wird es, um spätere Widerholungen zu vermeiden, zweckmäßig seyn, uns zuerst noch über zwey Punkte zu verständigen.

Fürs erste habe ich allerdings selbst behauptet, daß die Halle nicht, wie im Buche der Chronik gesagt zu seyn scheint, 120 Ellen hoch gewesen sey, aber hiemit trete ich keineswegs der Folgerung bey, daß, wie Schnaase annimmt (S. 275) „eine Entstellung des Textes“ oder wie Bähr (S. 35) sich ausdrückt „eine Unrichtigkeit der Angabe“ angenommen werden müße; denn es ist eine nicht zu bestreitende Regel, daß wir so lange nicht berechtiget sind, die Angabe eines sonst glaubwürdigen und der Treue befließenen Schriftstellers — und hiefür dürfen wir den Chronikenschreiber halten — für unrichtig zu erklären als uns die Möglichkeit bleibt, seiner Angabe eine vernünftige Auslegung zu geben. Häufig ist es nicht der Schriftsteller, der Falsches berichtet, sondern der Exeget, der das Berichtete falsch auslegt.

Um ferner die vorliegende Frage ins Reine zu bringen, ist durchaus nothwendig, nochmal auf die beyden Säulen Jachin und Boas oder vielmehr auf das, was von ihrer Höhe berichtet wird, zurückzukommen. Wir haben über dieselbe zwey Berichte. Im I. Buche der Könige 7, 15. heißt es:

„Er bildete zwey Säulen von Erz, achtzehn Ellen war die Höhe der einen Säule und ein Faden von zwölf Ellen ging um die zweyte Säule; und machte zwey Säulenhäupter, um sie oben auf die Säulen zu setzen, gegossen aus Erz, fünf Ellen die Höhe des einen Säulenhauptes und fünf Ellen die Höhe des andern Säulenhauptes.“ Der Chronikenschreiber dagegen berichtet II. 3, 15. „Vor dem Hause aber machte er zwey Säulen, die fünf und dreyßig Ellen hoch waren und das Säulenhaupt, das oben darauf gesetzt wurde, war fünf Ellen hoch.“ Wie sind nun diese zwey von einander abweichenden Berichte zu deuten? Sie scheinen sich einander zu widersprechen, sollen wir dieses scheinbaren Widerspruches wegen sogleich hier oder dort eine Entstellung des Textes oder eine Unrichtigkeit der Angabe voraussetzen? Ich glaube, ein solches Verfahren wäre übereilt. Der scheinbare Widerspruch löst sich ganz einfach wenn wir annehmen, der Chronikenschreiber habe bey der Höhenangabe der Säulen die beyden Schafte zusammengezählt *). Allerdings eine sonderbare Art zu berichten, aber, wie mich dünkt, die einzige, wodurch eine solche Abweichung in den Zahlenangaben erklärt werden kann.

Einige suchen zwar den Widerspruch dadurch zu lösen, daß sie annehmen, der Chronikenschreiber habe zu den Säulen die Stufen, welche vom Priestervorhofe in den Tempel führten, hinzugerechnet; allein auch zugegeben, die Säulen hätten wirklich auf Stufen gestanden und ferner zugegeben, diese Stufen hätten, die Höhe von 16 Ellen gehabt, (nach Ezechiel 40, 49. führten acht Stufen zur Halle hinauf, würden demnach auf jede Stufe 2 Ellen oder 3 Schuh treffen!): so widerspricht einer solchen Deutung der ganze Zusammenhang. Der Verfasser zählt der Reihe nach auf, wie Salomo den Grund zum Hause des Herrn legte mit Angabe seiner Länge und Breite, und wie er die Halle errichtete mit Angabe ihrer Breite und Höhe, und wie er das Allerheiligste baute mit Angabe der Länge und Breite, und wie er zwey Cherubim bilden ließ mit Angabe ihrer Höhe und Breite und nun folgt die Erwähnung der zwey Säulen mit der Höhenangabe des Schaftes und der Capitäler. Läßt da nicht der ganze Zusammenhang erwarten, daß nur die Rede sey von dem Maaße der Säulen als solcher, nicht aber von dem Maaße der Säulen mit Einschluß der Stufen, auf welchen sie standen? Dann unterscheidet der Chronikenschreiber deutlich zwischen Säule oder vielmehr Säulenschaft und zwischen Capitäl. Dem Säulenschafte gibt er eine Höhe von 35 Ellen. Wollte er nun bey der Höhenangabe der Säulen die Stufen mitzählen, wäre es da nicht viel natürlicher gewesen, diese zur ganzen Säule, nämlich zum Säulenschafte und zum Kapitäl, nicht aber zum Schafte allein hinzuzurechnen? Ferner heißt es ausdrücklich: „Und er machte die zwey Säulen, 35 Ellen hoch.“ Es ist hier derselbe Ausdruck וַיַּעַשׂ gebraucht, wie von dem Baue des Allerheiligsten und der Verfertigung der Cherubim und des Vorhangs. Sollte das in der That den Sinn haben, „er machte zwar den Säulenschaft, 35 Ellen hoch,“ aber der Säulenschaft selbst hatte nicht diese Höhe, sondern nur der Säulenschaft mit sammt den Stufen, worauf die Säulen und die Vorhalle und der Tempel stunden? Endlich fügt der Verfasser V. 17 hinzu: „Und er stellte die Säulen auf vor dem Tempel,“ was gewiß nur von den Säulen verstanden werden kann, von denen eben vorher gesagt worden war: „Er machte sie 35 Ellen hoch.“ Oder soll hiemit gesagt seyn, er stellte vor dem Tempel die Säulen auf mit sammt den Stufen und zwar mit den Stufen, auf welchen die Vorhalle und der Tempel ohnehin schon stunden?

Aehnlich verhält es sich mit der von Jahn (bibl. Archäol. III. S. 261) vorgetragenen und von Keil (S. 91. Anmerk. *)) gebilligten Ansicht: „Wenn man keinen Schreibfehler zugeben wolle, so bleibe nur die Annahme übrig, daß jede Säule von 23 Ellen (nämlich 18 Ellen Schaft und 5 Ellen Kapitäl) auf einem 12 Ellen hohen steinernen Postamente gestanden habe, das in der Chronik mit berechnet sey.“ Diese Deutung ist nicht nur rein willkührlich, sondern auch unwahrscheinlich. Kaum ist

*) Vgl. Stieglitz, Geschichte der Baukunst S. 125. Beyträge I. S. 63.

irgend eines der für den Tempel verfertigten Werke so genau beschrieben wie die Säulen. Von dem Schafte wird Höhe, Umfang und Metalldicke, von den Kapitälern werden alle einzelnen Ornamente angegeben, selbst die Art und Weise wie und der Ort wo sie verfertiget wurden, nämlich daß sie nicht gehämmert, sondern gegoßen sind und zwar die Schäfte für sich und die Kapitäler für sich, gegoßen in dichter Erde, nicht in Jerusalem, wo sich das zum Formen nöthige Material nicht vorfand, sondern im Jordanthale zwischen Succhoth und Zarthan, ferner daß sie vor der Halle aufgestellt wurden, die eine links, die andere rechts, jede mit ihrem besondern, bedeutungsvollen Namen, alles das ist umständlich angegeben und dennoch sollte der Berichterstatter von dem Piedestale zu reden und zwar von einem Piedestale, das zwölf Ellen hoch war, das sich demnach zum Säulenschafte verhielt wie 2:3, dieß sollte der heil. Schreiber, wenn ein solches vorhanden gewesen wäre, für überflüßig gehalten haben? Dazu kömmt, daß die sogenannten Stylobaten oder Säulen auf Postamenten im früheren Alterthume überhaupt gar nicht vorkommen, sondern erst an den Gebäuden der römischen Kaiserzeit erscheinen. Wenn aber auch derartige Basen unter solchen Säulen, die nichts zu tragen hatten, sondern frey stunden, wirklich üblich gewesen wären, so ist doch gerade hier eine solche Annahme unstatthaft, denn mit Recht bemerkt Bähr (S. 196 und 198): „diese Säulen sind theokratische Sieges- und Bundesdenkmale und aus ihrer Bedeutung ist ihre Gestalt hervorgegangen. Es sind keine schlank emporstrebende dünne, sondern sehr dicke, unverhältnißmäßig starke Säulen, die bey nur 18 Ellen Höhe 12 Ellen im Umfange messen, eine Form, die keineswegs schön genannt werden kann, die aber zeigt, wie hier die Kunst völlig im Dienste der Symbolik stand und das Schöne dem Ausdruck der religiösen Idee untergeordnet war.“ Wo bleibt aber die aus ihrer Bedeutung hervorgegangene und den Namen Jachin und Boas entsprechende Gestalt der beyden Säulen, wenn wir sie auf ein hohes Piedestal setzen? Sobald die Säulen bey einem Durchmesser von 4 Ellen eine Höhe von 40 Ellen erreichen, hören sie auf „sehr dick und unverhältnißmäßig stark“ zu seyn, sie werden vielmehr ihrer Bedeutung zuwider „schlank emporstrebend und dünn.“

Meyer glaubt, „die 35 Ellen des Säulenschaftes mit den 5 Ellen des Knaufes, zusammen 40 Ellen gehören an den späteren Tempel, der erst 60, dann unter Herodes 100 und 120 Ellen Höhe hatte,“ allein hiebey ist fürs erste übersehen, daß die beyden Säulen im Serubabel'schen und Herodianischen Tempel gänzlich fehlten; dann, wenn wir auch annehmen wollen, sie hätten nicht gefehlt, sondern etwa, wie Meyer voraussetzt, das Dach der Halle gestützt, so bezieht sich ja der Bericht des Chronikenschreibers gar nicht auf den Serubabel'schen, sondern auf den Salomonischen Tempel; endlich wenn auch selbst vorausgesetzt würde, der Berichterstatter habe die größeren Säulen des zweyten Tempels mit denen des ersten verwechselt, so würde das Maaß der Kapitäler nicht mehr zum Maaße des Säulenschaftes passen; denn wäre, wie Meyer annimmt, im zweyten Tempel die Höhe des Säulenschaftes — entsprechend der von 30 auf 60 Ellen verdoppelten Höhe des Tempels — von 18 auf 35 Ellen verdoppelt worden, so hätte die Höhe der Kapitäler von 5 auf 10 Ellen verdoppelt werden müssen; dieß ist aber nicht der Fall. Der Chronist schreibt ausdrücklich: „das Säulenhaupt, das oben darauf gesetzt wurde, war fünf Ellen hoch.“

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juli.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vorhalle des Salomonischen Tempels.

(Fortsetzung.)

Es bleibt uns demnach nichts anderes übrig als diejenige Erklärung der Angabe des Chronikenschreibers aufrecht zu erhalten, welche allein mit der Parallelstelle im Buche der Könige vereinbar und zugleich mit dem, was an beyden Säulen besonders charakteristisch hervortritt, übereinstimmend ist, nämlich daß der Schaft einer jeden Säule bey einem Umfange von zwölf Ellen die Höhe von achtzehn Ellen hatte, der Chronist aber, welcher bey allen Nachrichten über den Salomonischen Tempel, am meisten bey den im Buche der Könige ausführlicher gegebenen, sich auffallend kurz faßt, eben um dieser Kürze willen das Maaß der beyden Säulenschafte zusammengezählt habe. Er bediente sich hiebey einer ähnlichen Ausdrucksweise wie bey der Maaßbestimmung der beyden Cherubim, welche inwendig im Hause neben der Bundeslade standen. Während nämlich der Verfasser des Buches der Könige (I. 6, 23) von denselben schreibt: „Und er machte für das Orakel zwey Cherubim von Oelbaumholz, zehn Ellen war jeder hoch, und fünf Ellen hatte der eine Flügel des Cherubs und fünf Ellen der andere Flügel des Cherubs, zehn Ellen waren es von dem Ende seines einen Flügels bis an das Ende seines andern Flügels; zehn Ellen hatte auch der andere Cherub; beyde Cherubim hatten einerley Maaß und einerley Gestalt:“ zählt der Chronikenschreiber (II. 3, 10) die Maaße dieser beyden einzelnen Figuren sogleich zusammen und berichtet: „Und im Hause des Allerheiligsten machte er zwey Cherubim von Bildhauerarbeit; und die Flügel der Cherubim waren zwanzig Ellen lang.“ Dann erst, nachdem er diesen summarischen Bericht gegeben, fügt er, in Uebereinstimmung mit dem Buche der Könige erläuternd hinzu: „Der Flügel des Einen fünf Ellen lang, berührte die Wand des Hauses und der andere Flügel, fünf Ellen lang, berührte den Flügel des andern Cherub“ u. s. w.

Kehren wir nunmehr zu der Frage zurück, ob die in dem nämlichen Buche der Chronik befindliche Nachricht über die Höhe der Vorhalle nicht in einer Weise gedeutet werden könne, welche, ohne diesem Baue die nicht zu vertheidigende Höhe von 120 Ellen zu vindiciren, dennoch die Angabe, die nun einmal mit aller Bestimmtheit der Halle eine solche Höhe zuschreibt, unversehrt stehen läßt: so dürften wir hierüber am ehesten ins Klare kommen, wenn wir, was man bisher nicht genugsam beachtet zu haben scheint, mit den Nachrichten über den Salomonischen Tempel den, wenn auch noch so kurzen, Bericht über den Wiederaufbau des Tempels unter Serubabel in Vergleichung ziehen. Dort wird, wenigstens meines Dafürhaltens, die Höhe der Halle auf 60 Ellen angegeben. Im Buche Esra wird nämlich erzählt, daß man, als die Feinde Juda's und Benjamin's den Bau dieses zweyten Tempels hindern wollten, in den Archiven nachgeforscht habe, „ob von Kores, dem Könige, die Erlaubniß gegeben worden sey, dieses Haus Gottes zu

bauen in Jerusalem; und man fand zu Ahmetha im Schloße, das im Lande Madai liegt, eine Buchrolle, worin die Geschichte also geschrieben war: Im ersten Jahre Kores, des Königs, gab der König Kores den Befehl wegen des Hauses Gottes in Jerusalem: das Haus soll man aufbauen auf der Stelle, da man opfert, und seine Grundvesten sollen aufgeführt werden, seine Höhe 60 Ellen, seine Breite 60 Ellen" (Esra 5, 17. 6, 1—3). Hier ist also deutlich die Rede davon, daß der Tempel 60 Ellen hoch und breit gewesen sey, und es entsteht nur, wie wir schon oben angedeutet haben, die Frage, ob diese Maaße sich auf das Tempelhaus oder auf die Vorhalle beziehen. Da Cyrus den Befehl zum Wiederaufbau des Tempels als einen ihm von Jehova selbst gewordenen betrachtete (Esra 1, 2), und auch sogleich die Geräthschaften, welche Nebukadnezar aus dem Salomonischen Tempel geholt hatte, herausgeben ließ, um sie in diesem zweyten Tempel wieder aufzustellen, so ist nicht wohl anzunehmen, daß er es gewagt hätte, an dem Plane und den Maaßen des Tempels etwas zu ändern, und es spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die im Archive zu Ekbatana aufgezeichneten Maaße von dem ersten Tempel hergenommen seyen. Zerubabel und Jesua scheinen gleichfalls nichts anderes gewollt zu haben, als die Wiederherstellung des ersten, Salomonischen Tempels, denn sie antworteten Thathnai, dem Statthalter diesseits des Flußes: „Wir bauen das Haus, das vor diesem viele Jahre erbaut war und welches ein großer König von Israel gebauet und aufgerichtet hat" (Esr. 5, 11). In diesem Falle kann die angegebene Höhe und Breite von 60 Ellen, da das Salomonische Tempelhaus im Lichten nur 30 Ellen hoch und 20 breit war, nur von der Vorhalle gelten. Dasselbe ist aber auch der Fall, wenn wir annehmen, die in der genannten Buchrolle aufgezeichneten Maaße beziehen sich nicht auf den Salomonischen Tempel, denn da wir mit Bestimmtheit voraussetzen dürfen, daß man, wenn auch die Größe, doch sicherlich nicht die Proportion geändert habe, so ist es zwar immerhin denkbar, daß beym Serubabel'schen Baue die Maaße verdoppelt und dem Tempelhause eine Höhe von 60 statt von 30 Ellen gegeben worden sey, allein wenn wir verdoppelte Maaße annehmen und obige Nachricht auf das Tempelhaus beziehen wollten, so würde die Breite nicht 60, sondern nur 40 Ellen betragen. Also auch in dem Falle, daß hier nicht vom Salomonischen, sondern vom Serubabel'schen Tempel die Rede ist, kann sich das Höhenmaaß von 60 Ellen nicht auf das Tempelhaus beziehen. Wenn aber nicht vom Tempelhause, wovon soll dann anders die Rede seyn, als von der Höhe desjenigen Theiles, der überhaupt der höchste des ganzen Baues gewesen, nämlich der Halle? Wird aber die Höhe der Halle im Buche Esra auf 60 Ellen angegeben, so glaube ich, sey auch eine Ausgleichung dieser Nachricht mit der im Buche der Chronik befindlichen und eben hiedurch eine Deutung der scheinbar mit sich selbst in Widerspruch stehenden Angabe des Chronisten ohne große Mühe zu finden oder vielmehr dieselbe sey schon gefunden, wenn wir nämlich mit Stieglitz (Gesch. der Bauk. S. 125 — 138. Beytr. I. S. 63 — 87) annehmen, die Halle vor dem Salomonischen Tempel habe, ähnlich den Pylonen vor den ägyptischen Tempeln und Palläst en, aus zwey thurmähnlichen Aufbauen bestanden, welche, jeder 60 Ellen hoch, zusammen die Höhe von 120 Ellen erreichten.

Ich weiß nun wohl, daß diese Deutung bisher keinen Beyfall gefunden, vielmehr gerade von denjenigen Gelehrten, welche hiebey vor andern eine um so gewichtigere Stimme haben, je mehr sich ihre Untersuchungen über die Architectur des Salomonischen Tempels durch Gründlichkeit auszeichnen, mit aller Entschiedenheit als unhaltbar und irrig zurückgewiesen wird: allein es kömmt hiebey nicht auf die Autorität der Erklärer, sondern darauf an, auf welcher Seite die gewichtigeren Gründe für und gegen stehen. Hören wir die Einwürfe, welche gegen diese Erklärung vorgebracht werden.

„Daß man die Vorhalle," wird gesagt (Bähr S. 247), „nicht den ägyptischen Pylonen d. i. den zum *πρόναος* gehörenden *πτεροῖς* paralleliſiren könne, liegt schon deßhalb vor Augen, weil letztere große, ausgedehnte pyramidale Bauten waren mit Priesterwohnungen, zu astronomischen Beobachtungen bestimmt, mit großen Portalen, mit Obelisken und Bildsäulen."

Hier liegt offenbar ein Mißverständniß zu Grunde. Es kann zwar nicht widersprochen werden, daß die Pylone große und ausgedehnte Bauten gewesen, allein nicht in dem Sinne, wie hier angenommen werden will, als könnte von Portalen und Wohnungen und überhaupt von großen Räumlichkeiten im Innern die Rede seyn. Die Größe und Ausdehnung bezieht sich einzig nur auf die Höhe und Breite; die Tiefe dagegen war so gering, daß Strabo (Lib. XVII. p. 805) mit Recht diese πτερὰ nicht so fast Bauten als vielmehr nur Mauern nennt (ἔστι δὲ ταῦτα ἰσοϋψῆ τῷ ναῷ τείχη δύο), weßhalb denn auch zwar die Rede davon ist, daß man in diesen πτεροῖς, vermuthlich um ihrer Höhe willen, astronomische Beobachtungen anstellte, nirgend aber, daß sich in denselben Priesterwohnungen befunden hätten. Hiefür war in den weitläufigen Gebäuden, die den Tempel umgaben, in eben dem Maaße Raum in Ueberfluß, als, wie die noch vorhandenen Ueberreste zeigen, in den Pylonen Mangel. Was aber die zu den Pylonen gerechneten Obeliske und Bildsäulen anbelangt, so gehören sie nur in so ferne dazu, als sie eben, wie die Säulen Jachin und Boas, zu beyden Seiten vor dem Eingange stunden.

Ein zweyter Einwurf wird von der Gestalt hergenommen, welche die Salomonische Vorhalle nach der angenommenen Hypothese gehabt haben würde. „Ein Gebäude von 60 Ellen Höhe," gibt Schnaase (I. S. 275) zu bedenken, „bey der geringen Tiefe von 10 und einer Breite von 20 Ellen müßte sich wunderlich genug ausnehmen. Auch haben die ägyptischen Pylone gewöhnlich nur eine ohngefähr ihrer halben Breite gleichkommende Höhe."

Wir können füglich dahin gestellt seyn lassen, in wie ferne ein Bau von der bezeichneten Proportion wunderlich aussehen mag oder nicht, aber es ist hier, wenn auf die Verhältnisse der Höhe zur Breite und Tiefe ein Gewicht gelegt werden will, ein wesentlicher Umstand nicht zu übersehen, nämlich der, daß alle Maaße, welche in den Büchern der Könige sowohl als der Chronik gelegentlich der Beschreibung des Salomonischen Tempels angegeben werden, wie meines Wissens alle Erklärer einstimmig

zugeben, nur vom Lichten zu verstehen sind. Es ist daher durchaus nicht nöthig, das Verhältniß der Hallenhöhe zu ihrer Breite auch im Aeußern wie 3 : 1 anzunehmen; im Gegentheil, wenn schon die Mauern des Tempelhauses — da sie sich bey jedem der drey Stockwerke um eine Elle einzogen — bey einer Höhe von nur 30 Ellen unten eine Dicke von mindestens 4 Ellen hatten, so können wir mit Grund behaupten, daß auch die Vorhalle, wenigstens in ihren unteren Theilen, in verhältnißmäßiger, schon um der Festigkeit willen beträchtlicher Dicke aufgeführt war und, wenn nicht breiter wie das Tempelhaus mitsammt den dasselbe umschließenden Stockwerken, doch gewiß breiter gewesen sey als die Mauern des Heiligen allein. Ja es liegt sogar die Vermuthung nahe, daß die Vorhalle, zwar nicht, wie dieß bey den meisten ägyptischen Pylonen der Fall war, nochmal so breit als hoch, aber doch der breiteste Theil des ganzen Gebäudes gewesen und ihre Breite der Höhe gleich gekommen sey; denn wenn die oben angezogene Stelle im Buche Esra 6, 3 „das Haus soll man bauen . . . und seine Grundvesten sollen aufgerichtet werden, seine Höhe 60 Ellen, seine Breite 60 Ellen," nur auf die Vorhalle bezogen werden kann, wenn demnach die Vorhalle im Serubabelischen Tempel eben so breit wie hoch war, so können wir ohne Bedenken annehmen, daß sie auch schon im Salomonischen Tempel nach derselben Proportion errichtet gewesen sey, um so mehr als das Nämliche auch beym Herodianischen der Fall gewesen, wie Fl. Josephus bezeugt, wenn er (de bello VI.) schreibt: καὶ τὸν κατὰ πρόσωπον ὕψος τε καὶ εὖρος ἴσος ἀνὰ πήχεις ἑκατόν. Nach unserer Hypothese hätten wir demnach anzunehmen, daß die Vorhalle zwar im Innern oder Lichten 20 Ellen gemessen habe oder wie der Chronist und der Verfasser des Buches der Könige sich ausdrücken, der inneren Breite des Tempelhauses gleich gekommen sey, im Aeußern dagegen, oder wie es im Buche Esra heißt: „in ihren Grundvesten" ihre Breite 60 Ellen betragen habe, oder was dasselbe ist, daß der 20 Ellen breite Eingang auf jeder Seite von einem 20 Ellen breiten Mauerflügel eingeschlossen war und hiedurch dem thurmartigen Aufbaue die nöthige Stütze gegeben

worden sey. Diese Annahme steht nicht nur in keinem Widerspruche mit den übrigen Nachrichten über die Proportionen der Vorhalle und des Tempels, sondern wird auch durch Fl. Josephus und die Rabbinen bestättiget, indem ersterer ausdrücklich schreibt, vornen, an der Fronte, also da, wo die Vorhalle stand, sey die Breite der Höhe gleich gekommen, καὶ τὸν κατὰ πρόσωπον ὕψος τε καὶ εὖρος ἴσος, die Rabbinen aber den Tempel mit einem Löwen vergleichen, damit andeutend, „gleichwie ein Löwe von vornen breit, hinten aber schmal ist, also sey auch der Tempel vornen an der Halle breit, hinten aber schmaler gewesen“ (Autor. Middoth. c. 4. sect. 7 bey Lundius jüd. Heiligthümer cap. 12 S. 342).

Ein dritter Einwurf lautet: „Es sey doch einleuchtend, wie gezwungen und unwahrscheinlich eine solche Auslegung ist, da ein Sprachgebrauch, wie der vorausgesetzte, gar keinen vernünftigen Grund haben würde“ (Schnaase I. S. 275), „eine solche Auskunft sey doch gar zu sonderbar, daß man nur, wenn triftige Beweise dafür vorhanden wären, ihr beytreten dürfte“ (Keil S. 91).

Es kann nun allerdings nicht geläugnet werden, daß eine solche Auskunft, als hätte der Chronist, um die Höhe der Halle zu bestimmen, ihre beyden thurmartigen Aufbaue zusammengezählt, in hohem Grade sonderbar sey; allein ist das, was mit Recht sonderbar oder gezwungen genannt wird, darum auch schon unrichtig oder verwerflich? Man verlangt triftige Beweise für eine solche Auskunft. Die werden sich nun allerdings nicht finden lassen, aber Analogieen lassen sich hiefür anführen. Wenn nämlich der Chronikenschreiber, wie wir oben gesehen haben, um das Maaß der beyden Cherubim neben der Bundeslade zu bestimmen, ihre vier ausgebreiteten Flügel zusammenzählt; wenn er in ähnlicher Weise, um das Maaß der beyden Säulen Jachin und Boas zu bezeichnen, die Höhe beyder Säulenschafte zusammenzählt; ist es da in der That so gezwungen und unwahrscheinlich anzunehmen, daß der nämliche Schriftsteller in dem nämlichen Kapitel nur wenige Zeilen vorher das Maaß der Vorhalle in der nämlichen, wenn gleich sonderbaren Weise angegeben und die Höhe der beyden thurmartigen Aufbaue gleichfalls zusammengezählt habe? Hätten wir über die Höhe der beyden Säulen keine andere Nachricht als die im Buche der Chronik befindliche, dann allerdings könnte die Auslegung, es habe jede Säule nicht, wie doch ausdrücklich angegeben ist, 35 Ellen, sondern nur die Hälfte in der Höhe gehabt, „gezwungen und unwahrscheinlich und eines vernünftigen Grundes entbehrend“ genannt werden; da jedoch die Parallelstelle im Buche der Könige beweist, daß der Chronist beyde Längen wirklich addirt habe, so fällt der Vorwurf der Gezwungenheit nicht auf den Ausleger, sondern auf den Berichtstatter.

Es wird viertens entgegnet: „Wenn der Chronist auch wirklich die Länge beyder Säulen zu 35 Ellen angegeben hätte, so würde daraus noch kein Schluß über ein gleiches Verfahren bey der Angabe der Hallenhöhe gezogen werden können, weil nicht außer Acht zu lassen ist, daß weder in der Chronik, noch sonst wo im Alten Testamente von zwey „„thurmartigen Aufbauen““ die Rede ist, sondern stets nur von einer oder der Halle.“ So schreibt Keil S. 91.

Was nun zuerst die Behauptung anbelangt, daß weder in der Chronik noch sonst wo im Alten Testamente von zwey „thurmartigen Aufbauen“ die Rede sey, so wäre dieß allerdings von nicht geringem Belange, wenn in der That an mehreren Stellen die Halle überhaupt erwähnt würde oder doch dort, wo dieß geschehen, der Schriftsteller irgend eine Nöthigung gehabt hätte, gerade von den thurmähnlichen Aufbauen der Halle zu sprechen; allein es ist weder das eine noch das andere der Fall.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juli.
Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vorhalle des Salomonischen Tempels.

(Fortsetzung.)

Von der Halle ist nur an wenigen Stellen die Rede. Es könnte etwa auf die Worte des Psalmisten (78, 69): „den Einhörnern vergleichbar hat er sein Heiligthum gebaut“ hingewiesen und hierin eine Anspielung auf die beyden Thürme der Vorhalle gefunden werden, denn das Charakteristische, welches das Einhorn von andern Thieren unterscheidet und eben deßhalb einen Vergleichungspunkt darbietet, liegt in dem Horne, das ihm über der Stirne hervorragt, der Sinn des Verses könnte demnach so gedeutet werden als wollte der Dichter sagen: Wie das Horn über der Stirne des Einhorns, also ragt ein hoher Bau an der Stirne des Tempels hervor, und da der Sänger von Einhörnern in der Mehrzahl redet, so liegt der Gedanke nahe als ob hiemit auf die zwey thurmartigen Aufbaue hingedeutet wäre. Wenn wir jedoch von dieser Stelle, da sie mehrere Erklärungen zuläßt, Umgang nehmen: so bleiben uns außer der Angabe im Buche der Chronik II, 3, 4., um deren Auslegung es sich eben handelt, und der Nachricht im Buche Esra, welche ja unsere Annahme, daß die Halle nicht, weder 120 noch 20, sondern 60 Ellen hoch gewesen sey, unterstützt, nur noch zwey Stellen übrig, in welchen die Halle des Salomonischen Tempels genannt wird, nämlich I. Kön. 6, 3 und II. Chron. 29, 7 verglichen mit 28, 24, an beyden aber ist von der äußeren Gestalt derselben überhaupt gar nicht die Rede, konnte also auch nichts von den thurmartigen Aufbauen erwähnt werden. Im 2. Buche der Chronik 28, 24 wird nur erzählt, daß der gottlose König Ahaz „die Thüren am Hause Jehovas“ geschloßen habe und 29, 7 wiederholt: „sie haben die Thüren der Halle geschloßen;“ hier war also gar keine Veranlassung von den architektonischen Formen der Halle zu sprechen. Aber der Verfasser des Buchs der Könige, wird man einwenden, gibt doch eine umständliche Beschreibung des Tempels; soll er, wenn die Halle wirklich thurmähnliche Aufbaue gehabt hätte, hievon geschwiegen haben? Ich antworte hierauf, der Verfasser des Buchs der Könige spricht allerdings ausführlich von der Architectur des Salomonischen Tempels, aber von welchen Theilen? Nur von den inneren, zunächst und am ausführlichsten nur von denjenigen, welche strenge der Stiftshütte nachgebildet waren, nämlich von dem Heiligen und Allerheiligsten. Diese beschreibt er bis ins Kleinste, selbst mit Angabe all der Ornamente in Schnitzwerk und Gold, womit die Wände, Böden und Decken überkleidet waren, von diesen gibt er genau die Maaße an nach der Länge, Breite und Höhe, aber, wie gesagt, nur soweit sie dem Vorbilde der Stiftshütte sich anschloßen, also nur im Lichten. Die Anbauten, die Stockwerke an drey Seiten ringsum und die Halle an der Vorderseite, welche abweichend von dem genannten Vorbilde hinzugefügt wurden, berührt er nur flüchtig, nur soweit es zum Verständniß des Ganzen nöthig war. So erwähnt er auch die Halle nur, insoferne er bey der Beschreibung des Tempels den Eingang oder, wie der Chronist sich ausdrückt, „die Thüren am Hause

Jehovas“ nicht wohl umgehen konnte, beschreibt aber von der Halle selbst weiter nichts wie den Eingang als solchen, nämlich die innere Breite und Tiefe derselben. Das Uebrige anzugeben, wie diese Vorhalle von außen gestaltet war, wie breit und wie hoch sie in der Fronte gewesen, das lag gar nicht in seinem Plane, da er auch von der äußeren Gestalt des Tempelhauses und der dasselbe umgebenden Stockwerke gar keine Erwähnung macht.

Die Bemerkung also, daß von zwey „thurmartigen Aufbauen“ nirgend die Rede sey, kann nicht wohl als ein Beweis für die Unrichtigkeit unserer Hypothese angesehen werden. Hiemit dürfte aber auch der zweyte Satz obiger Einwendung, nämlich daß ja „stets nur von einer oder der Halle“ die Rede sey, seine Beantwortung schon gefunden haben. In der That scheint Keil gerade hierauf einen besondern Nachdruck zu legen, da er nicht nur wörtlich schreibt: es sey nirgend von zwey „thurmartigen Aufbauen,“ sondern stets nur von einer oder der Halle die Rede, sondern auch an einer andern Stelle (S. 93) die Hinweisung auf die ägyptischen Pylone mit der Bemerkung als unstatthaft zurückweist: „Fänden sich auch am Tempel Salomo's unverkennbare Spuren von Nachahmung ägyptischer Architektur, so dürften wir doch diese mächtigen Pylone nicht sofort auf die Salomonische Tempelhalle übertragen, weil diese pyramidalischen Doppelthürme nicht die Vorhalle selbst bilden, sondern nur den Eingang theils in den Vorhof, die Säulengänge, Nebentempel und Priesterwohnungen, theils in die von Mauern eingeschlossene Säulenhalle oder den Pronaos, an den sich erst die Tempelcelle anschließt.“ Keil scheint also von der Ansicht auszugehen, daß der Begriff einer Vorhalle — wenigstens wie man sich die des Salomonischen Tempels zu denken habe — von dem Begriffe eines Eingangs getrennt gehalten werden müße und mit thurmartigen Aufbauen sich nicht wohl vereinigen lasse. Allein ist denn die Vorhalle des Salomonischen Tempels etwas anderes als der „Eingang in das Heilige oder den Pronaos, an den sich erst das Allerheiligste oder die Tempelcelle anschließt?“ Und schließt denn der Begriff eines Eingangs oder einer Vorhalle die Möglichkeit thurmartiger Aufbaue von sich aus? Hört denn eine Vorhalle, welche z. B. den Eingang in ejne Cathedrale des romanischen oder germanischen Styles bildet, etwa dann auf eine Vorhalle zu seyn, wenn sich über ihr zwey Thürme erheben, welche sie in der Mitte einschließen? Ich glaube vielmehr, da vor dem Salomonischen Tempel nur Eine Vorhalle gewesen, so konnte auch der heil. Schreiber nur von einer oder der Halle reden, gleichviel ob nun dieselbe bloß aus einem Eingange von 20 Ellen Breite und 10 Ellen Tiefe bestand, oder ob der Architekt diesem Eingange selbst noch durch thurmartige Au baue ein staatliches Ansehen gegeben.

Der letzte und wichtigste Einwurf endlich wird von der hohen Bedeutung des Salomonischen Tempels, von seiner Stellung in der Geschichte der Theocratie, von seinem Verhältniße zur Stiftshütte und zur heiligen Architectur überhaupt, insoferne dieselbe der Ausdruck religiöser Anschauungen ist, hergenommen. In dem Salomonischen Tempel, schreibt Bähr (S. 11 u. a.), culminire sich die Idee eines israelitischen Gotteshauses; und so sey er den Tempeln des Heidenthums gegenüber der Ausdruck einer eigenthümlichen, über der heidnischen stehenden religiösen Anschauung, es komme ihm im Verhältniß zu diesen Tempeln Originalität zu. Man solle daher auch das Original weder in der ägyptischen, noch in der phönicischen, noch überhaupt in irgend einer heidnischen Tempelarchitectur suchen. Was speciell die Architectur der ägyptischen Tempel anbelange, so sey sie nachweisbar von der des Salomonischen in der Anlage des Ganzen, in der Durchführung der einzelnen Theile, in der Bauform, in Baumaterial, kurz in Allem wesentlich verschieden, auch sey es undenkbar, daß phönicische Techniker, und solche waren ja beym Bau beschäftiget, nicht entweder israelitisch oder phönicisch, sondern ägyptisch sollten gebaut haben (Bähr a. a. O. S. 240—250), „es sey daher Zeit, daß die Meynung von dem ägyptischen Original ganz aufgegeben werde, weil sie nichts für sich, wohl aber alles gegen sich habe.“

Ich bin nun weit entfernt, diese Bemerkungen gering anschlagen zu wollen, ich nehme im Gegentheil keinen Anstand, ihnen sämmtlich und wortwörtlich beyzustimmen und es gehört unstreitig zu den nicht geringsten Verdiensten Bährs, in seinem vor-

trefflichen Werke über den Salomonischen Tempel eben so gründlich wie tiefsinnig nachgewiesen zu haben, daß diesem Gebäude, wenn auch nicht in seiner Technik und Bauausführung, so doch, was die Hauptsache ist, hinsichtlich der Anlage, des Entwurfes, des Grundrißes und der Einrichtung, kurz des ganzen Planes Originalität zukömmt; allein wenn wir auch vollkommen mit der Behauptung übereinstimmen, daß der Salomonische Tempel, als das vollendetste israelitische Centralheiligthum, nimmer die Copie irgend eines heidnischen Tempels seyn konnte, daß vielmehr, weil die religiösen Anschauungen der Israeliten und der Heiden in ihrem letzten Grunde wesentlich verschieden waren, eben deßhalb auch der Unterschied zwischen dem israelitischen Heiligthume und den Tempeln des Heidenthums ein specifischer, innerer und nothwendiger gewesen sey, so blieben ihnen doch die allgemein menschlichen, mit der Idee Gottes unzertrennlich verbundenen Vorstellungen gemeinsam, die als solche auch in den nämlichen Symbolen ihren gemeinsamen Ausdruck fanden.

Bey fast allen heidnischen Völkern finden wir z. B. den Tempel in zwey Theile getheilt, in einen *πρόναος* und einen *σηχός*, wovon der letztere als besonders heilig, als die eigentliche Götterwohnung, betrachtet wurde. Wenn nun das israelitische Heiligthum in ähnlicher Weise aus einem Heiligen und Allerheiligsten besteht und in letzterem gleichfalls der eigentliche Wohnsitz Jehovas gewesen, von wo aus er zwischen den Cherubim redete und Befehle ertheilte: sind wir um dieser Uebereinstimmung willen genöthiget, das eine für die Copie des anderen zu halten?

Der *σηχός*, welcher für den heiligsten Theil gehalten wurde, hatte allenthalben wenig oder gar kein Licht, in den ägyptischen Tempeln war er ein ganz dunkler, von schmalen Kammern umgebener Raum; wenn nun auch im Salomonischen Tempel das Allerheiligste ganz dunkel und mit schmalen Kammern umgeben war, bringt dieß der Originalität des israelitischen Central-Heiligthums irgend Eintrag?

Im Heiligthum des Bel zu Babel hatte der eigentliche Tempel kein Götterbild, seine Gestalt aber war die eines Würfels. Dürfen wir nun bey der

Beschreibung und symbolischen Deutung des Allerheiligsten bey den Israeliten, das gleichfalls in Gestalt eines Würfels errichtet war, aus Scheu, es möchte die religiöse Bestimmung der Stifshütte oder des Salomonischen Tempels verkannt werden, nicht auf jenen symbolischen Bau in der uralten Königsstadt am Euphrat hinweisen?

Bähr selbst macht darauf aufmerksam, daß die Form und Gestalt des israelitischen Gotteshauses, nämlich das Viereck, welches sowohl dem Ganzen wie den einzelnen Theilen in aller Strenge aufgeprägt und nach den Himmelsgegenden orientirt ist, bey dem heidnischen Tempelbaue im Allgemeinen wiederkehre (Bähr a. a. O. S. 280).

Wie mit der Eintheilung der Tempel, der Gestalt und Beschaffenheit des Allerheiligsten, der Form und Gestalt des ganzen Baues überhaupt, ähnlich verhält es sich mit den Säulen, welche zugleich mit dem Tempel erwähnt werden. Charakteristisch an ihnen ist der Umstand, daß ihrer zwey aufgestellt wurden und dann, daß sie, obgleich Säulen, deren Bestimmung sonst darin besteht, irgend etwas zu tragen und zu stützen, frey stehen ohne etwas zu tragen. Diese Eigenthümlichkeit allein würde darauf hinweisen, daß ihnen eine symbolische Bedeutung zu Grunde liegt, wenn nicht schon ihre Gestalt sowohl als ihr Name solches anzeigte. Weil wir nun Aehnliches bey heidnischen Völkern finden, weil auch vor den ägyptischen Pylonen und in den Propyläen des Tempels der syrischen Göttin zu Hierapolis und in den Tempeln des phönicischen Heracles zu Gades und zu Tyrus und vor dem Heiligthume des Zeus zu Dodona Säulen aufgerichtet waren, und zwar gleichfalls freystehende, die nichts zu tragen hatten, alle von eigenthümlicher Gestalt, alle von symbolischer Bedeutung: sollten wir nun, damit die Säulen Jachin und Boas nicht als Nachahmung jener ägyptischen, syrischen, phönicischen oder dodonäischen Säulen erscheinen, der Ansicht beypflichten, diese seyen nicht frey vor dem Tempel gestanden, sondern haben das Hallendach gestützt?

Nicht anders ist es mit den Werken der Sculptur. Wenn die Cherubim im Salomonischen Tempel mit großen Flügeln geschildert werden und wir

nun auf ägyptischen, persischen und assyrischen Monumenten gleichfalls höhere Wesen dargestellt finden mit 2 oder 4 Flügeln, entweder ganz in menschlicher Gestalt oder mit dem Kopfe eines Thieres; wenn von den Cherubim über der Bundeslade gesagt wird, sie hätten mit ihren Flügeln den Thron Jehovas bedeckt und wir nun auf ägyptischen Reliefs ähnliche Gestalten erblicken, welche entweder stehend oder knieend das Bild einer Gottheit mit ihren vorwärts gerichteten Flügeln bedecken: sollten wir hier nicht zur Erläuterung des von den Cherubim der Bundeslade und des Salomonischen Tempels Gesagten auf die Bildwerke der heidnischen Aegypter, Perser und Niniviten hinweisen dürfen?

Wenn dieß bey so wesentlichen Theilen, wie in der Architectur bey der Form und Eintheilung des Tempels, bey der Gestalt und Beschaffenheit des Allerheiligsten und bey der Stellung und Bedeutung der beyden Säulen; in der Sculptur bey der eigenthümlichen Bildung der Cherubim gestattet seyn muß: so dürfen wir auch sicherlich da, wo es sich um die Gestalt und Beschaffenheit eines minder wichtigen Theiles, nämlich der Vorhalle handelt, auf analoge Beyspiele der heidnischen Architektur hinweisen.

Es kann daher die Aufforderung „die Meynung von dem ägyptischen Original ganz aufzugeben, weil sie nichts für sich, wohl aber alles gegen sich habe“ nur denjenigen gelten, welche etwa — wie allerdings die Worte von Stieglitz (Gesch. d. Bauk. S. 136.): „Bey der Grundeinrichtung des Salomonischen Tempels sey die ägyptische Bauart nicht zu verkennen“ gedeutet werden könnten — in dem Salomonischen Tempel nur die Copie eines ägyptischen wieder erkennen zu müßen glaubten; unmöglich kann aber hiemit gemeint seyn, daß überall und bey jedem einzelnen Theile, wo eine Aehnlichkeit wirklich sich findet, die Hinweisung oder Berufung auf die Werke der benachbarten heidnischen Völker in keiner Weise statthaft sey. Daß aber ein Vergleich zwischen der Halle des Salomonischen Tempels, wie diese in den Büchern der Könige und der Chronik geschildert wird und zwischen den ägyptischen Pylonen, wie wir sie aus der Beschreibung bey Strabo und aus den noch vorhandenen Ueberresten kennen, nicht nur nicht „alles gegen sich,“ sondern vieles „für sich habe,“ läßt sich mit nicht großer Mühe nachweisen. Führen wir nämlich die Eigenthümlichkeiten beyder, der Salomonischen Halle und der ägyptischen Pylone, so weit es für die vorliegende Frage von Belang ist, auf einzelne bestimmte Punkte zurück, so gewinnen wir folgendes Resultat.

1. Vor den ägyptischen Tempeln und den denselben nachgebildeten Palästen stehen thurmartige Aufbauten und zwar, sowohl vor dem eigentlichen Tempelhause als vor den Vorhöfen.

2. Diese thurmartigen Aufbaue bilden nicht so fast ein für sich selbstständiges Ganze, als vielmehr nur den Eingang zu den Tempeln oder Propyläen, sie umschließen das prachtvolle Eingangsthor und bilden demzufolge die Vorhalle zu den Tempeln oder Propyläen.

3. Insoferne sie nichts anderes sind als eine Vorhalle zum Tempel oder vielmehr zum Pronaos, gibt ihnen auch Strabo in seiner Beschreibung der ägyptischen Tempel keinen besonderen Namen. Er betrachtet sie nur als Schmuck des Portals, gleichsam als Façade des Pronaos, er spricht deßhalb auch nur von zwey Theilen des Tempels, nämlich dem *πρόναος* und *σηκός* und führt die Vorhalle selbst unter dem Namen Pronaos auf, indem er bloß erläuternd hinzufügt, daß der Pronaos der größere und prachtvollere Theil des Naos sey und an seiner Fronte zwey Mauern vorspringen, welche die Tempelschwelle gleichsam wie Flügel in der Mitte einschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juli.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vorhalle des Salomonischen Tempels.

(Fortsetzung.)

4. Charakteristisch an diesen Vorhallen ist die Proportion ihres Grund und Aufrißes. Die Tiefe ist eine sehr geringe, so daß, wie schon oben erwähnt wurde, Strabo nicht so fast von thurmartigen Bauten als vielmehr nur von Mauern redet. Desto beträchtlicher ist die Breite; die Mauern, welche von beyden Seiten das Thor einschließen, dehnen sich so weit aus, daß sie hievon den Namen Flügel erhielten (τὰ λεγόμενα πτερά). Die Höhe ist, zumal in Vergleich zur Tiefe, allemal beträchtlich, zuweilen steigt sie bis zu 50 und 60 Ellen.

5. Eben so charakteristisch ist das Verhältniß derselben zu den Maaßen des Gebäudes, vor welchem sie stehen. Die Vorhalle ist allemal höher und breiter als der πρόναος oder das πρόπυλον, wovon sie die Façade bildet. Was insbesondere den Tempel anbelangt, ist die Vorhalle der höchste Theil desselben, der Vortempel ist etwas niedriger, das Heiligthum am niedrigsten.

6. Sie dienten ohne Zweifel nicht so fast, wie Diodor glaubt, zu astronomischen Beobachtungen, als vielmehr um dem Ganzen ein großartiges Ansehen, um ihm den Charakter eines ungewöhnlichen, wichtigeren, ausgezeichneten Gebäudes zu geben. Daher auch eine solche Vorhalle nur vor den Tempeln und Palläſten sich findet.

7. Diese Bestimmung wurde noch dadurch näher bezeichnet, daß vor ihnen zwey Denksäulen oder Obeliske, je einer links und rechts vom Eingange aufgerichtet war.

8. Es ist aber nicht ein einzelnes thurmartiges Gebäude, welches sich über dem Eingange erhebt und so der Façade ein stattliches Ansehen verleiht, sondern es sind zwey thurmartige Aufbaue oder, wie Strabo sich ausdrückt, zwey sogenannte Flügel, welche, das Thor in ihrer Mitte einschließend, die Vorhalle bilden.

9. Bey Gebäuden, bey welchen der Grund und Aufriß und die Verhältniße der einzelnen Theile zu einander ganz besonders durchdacht erscheinen, wie z. B. beym Tempel zu Edfou, beträgt die Höhe eines jeden dieser Flügel gerade das Doppelte des Raumes, zu dem sie den Eingang bilden.

Wenn wir nun diesen Eigenthümlichkeiten der ägyptischen Pylone gegenüber in Vergleichung ziehen, daß

1) dem Buche der Chronik zufolge auch vor dem Salomonischen Tempel ein thurmartiger Aufbau gestanden;
2) daß dieser thurmartige Aufbau nicht so fast ein für sich selbstständiges Ganze als vielmehr nur den Eingang, die Vorhalle zum Tempel gebildet habe und auch ausdrücklich Vorhalle genannt werde;
3) daß aber, insoferne sie nur den Eingang zum Heiligen (πρόναος) bildete, die Siebziger und Fl. Josephus das hebräische „Ulam“ mit demselben Worte wiedergeben, welches Strabo von

der Vorhalle der ägyptischen Tempel gebraucht, nämlich Pronaos;

4) daß ferner auch an der Salomonischen Vorhalle, wenn wir die Proportion ihres Grund und Aufrißes ins Auge fassen, dieselben characteristischen Merkmale hervortreten, wie an den Vorhallen der ägyptischen Tempel, nämlich eine sehr geringe Tiefe, aber eine verhältnißmäßig desto beträchtlichere Breite und Höhe;

5) daß das Gleiche der Fall ist in Bezug auf die Proportion der Halle zu den Maaßen des Tempels, vor welchem sie steht, indem die Vorhalle höher ist wie das Heilige und wenn nicht breiter wie der Tempel mit sammt den Anbauten, doch gewiß breiter wie das Tempelhaus allein, und nach den Berichten der heil. Schreiber die Vorhalle überhaupt den höchsten Theil des Gebäudes bildete, das Heilige niedriger, das Allerheiligste aber am niedrigsten war;

6) daß ferner auch die Bestimmung dieser Halle offenbar keine andere war, als dem Tempel ein großartiges Ansehen, den Charakter eines ungewöhnlichen, wichtigeren, ausgezeichneten Gebäudes zu verleihen (Bähr S. 93.);

7) daß endlich diese Bestimmung noch näher durch die zwey Denksäulen Jachin und Boas, welche links und rechts vom Eingange aufgerichtet standen, bezeichnet wurde;

8) spricht da nicht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch diese Halle aus zwey thurmartigen Aufbauen oder, wie Strabo sich ausdrückt, aus zwey sogenannten Flügeln bestand, welche den Eingang zum Heiligen in ihrer Mitte einschloßen, um so mehr als in diesem Falle

9) die Höhe der Halle, da das Heilige 30 Ellen hoch war, gerade das Doppelte von der Höhe des Raumes, zu dem sie den Eingang bildete, betragen würde?

Auf jeden Fall wird durch den Nachweis, daß eine aus zwey thurmartigen Aufbauten bestehende Vorhalle durchaus nicht etwas in der Architektur der Völker des Alterthums Unerhörtes, im Gegentheil bey den den Israeliten benachbarten Aegyptern ganz Gewöhnliches sey, der Selbstständigkeit der israelitischen Architektur nicht im Mindesten Eintrag gethan. Ja, ich glaube im Gegentheile, gerade der Umstand, daß nach unserer Deutung der Unterschied zwischen dem israelitischen Heiligthum und den Tempeln des Heidenthums nicht in dem Maaße ein specifischer, innerer und nothwendiger gewesen, als wäre hiemit von selbst alle und jede Aehnlichkeit zwischen beyden gänzlich ausgeschlossen, gerade diese Hinweisung auf eine theilweise Aehnlichkeit mit der heidnischen Architektur dürfte ein nicht unbedeutendes Gewicht zu Gunsten unserer Auslegung in die Waagschale legen, denn die Kunst ist nicht eine Uebung der Geisteskraft, welche vereinzelt hervortretend plötzlich hier oder dort auftaucht und wieder verschwindet, es läßt sich vielmehr hier wie bey allen Thätigkeiten des menschlichen Geistes ein innerer, nothwendiger Zusammenhang zwischen den verschiedenen Zeitperioden und Völkerstämmen, welcher allein eine fortlaufende organische Entwicklung möglich macht, nicht bloß historisch nachweisen, sondern auch a priori voraussetzen. Ist aber dieß der Fall, ist jede bedeutsame Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunst nicht etwas für sich Abgerissenes, sondern durch Zeit und Oertlichkeit bedingtes, bey welchen Völkern sollen wir eine Verwandschaft mit der israelitischen Architektur in den Zeiten Davids und Salomons suchen, wenn nicht bey denjenigen, welche den Israeliten durch die Geschichte und die geographische Lage zunächst standen, bey den Aegyptern und Phöniciern?

Dazu kömmt noch ein anderer Umstand, den wir, wie ich glaube, nicht ganz unbeachtet lassen dürfen. Es drängt sich nämlich die Frage auf, woher die Erscheinung, daß an dem Bau des israelitischen Heiligthums so viele Nationen, ja die Heiden sogar in größerer Anzahl wie die Juden sich betheiligten? Eine Erscheinung, um so merkwürdiger als sonst die Juden sich so strenge von den heidnischen Völkern absonderten und es hier nichts Geringeres galt als — gerade im Gegensatze gegen die heidnischen Tempel — „dem Namen Jehovas, dem Gotte der größer ist als alle Götter“ ein Haus zu bauen. Wir können nicht wohl im Ernste annehmen, daß das israelitische Volk zur Zeit Salomos aus

Mangel an arbeitenden Kräften nicht sollte im Stande gewesen seyn, den Bau seines ihm so wichtigen Central-Heiligthums für sich allein, ohne fremde Beyhilfe aufzuführen, und dennoch erwählte Salomo aus ganz Israel nur 30,000 Mann zu Werkleuten, von den Fremdlingen aber machte er 70,000 Mann zu Lastträgern (2 Chron. 2, 17). Oder war es der Mangel an solchen Männern, welche die hiezu nöthige Geschicklichkeit besessen hätten, was den König nöthigte, die heidnischen Fremdlinge zu rufen? Wenn jemals, so waren gewiß zur Zeit Salomos einheimische Künstler genug vorhanden, welche geschickt gewesen wären, Werke aller Art selbst zu ersinnen und, wenn auch vielleicht minder vortrefflich wie etwa ein kunstreicher Phönicier, doch gewiß in würdiger Weise zur Ausführung zu bringen, um wie viel mehr, wenn schon alle Zeichnungen vorlagen, das Schwierigste der Aufgabe also schon gelöst war; dieß war aber der Fall, denn „David hatte Salomo seinem Sohne die Zeichnung gegeben von der Halle des Tempels und von seinen Häusern und von seinen Schatzkammern und von seinen Obergemächern und seinen inneren Kammern und von dem Hause der Versöhnung, die Zeichnung von Allem was er im Geist hatte, von den Vorhöfen am Hause Jehovas und von allen Zellen im Umkreise, zu den Schätzen des Hauses Gottes und zu den Schätzen der geheiligten Sachen“ (1 Chron. 28, 11.). Und dennoch schreibt Salomo an den König von Tyrus: Sende mir einen erfahrnen Mann, der zu arbeiten weiß . . . mit den Kunstverständigen, die bey mir sind in Juda und zu Jerusalem, welche David mein Vater angestellt hat (2 Chron. 2, 7.). Woher nun diese Erscheinung? Sollen wir hierin nichts anderes als einen bloßen Zufall wieder erkennen? Ich glaube, es sey überhaupt Weniges rein zufällig in der Geschichte, vermuthe vielmehr, daß wir hier eine jener Thatsachen vor uns haben, deren Erklärung sich zwar scheinbar zunächst nur an zufällige Aeußerlichkeiten knüpft, deren letzter Grund jedoch einzig in Dem wurzelt, was den Ausgang und das Ziel aller Geschichte bildet, nämlich in dem ewigen Plane Gottes mit der Menschheit, sich in ihr eine würdige Verehrung und Verherrlichung zu bereiten. Alle Völker aller Zeiten haben die Bestimmung, nach ihrer

Weise, wenn auch unbewußt, an der Verwirklichung dieses Planes mitzuarbeiten und Gott einen Tempel zu erbauen, in welchem ihm ewiges Lob und ewiger Preis dargebracht wird und hierin dürfte meines Bedünkens der Grund liegen, warum es schon in der vorchristlichen Zeit den Heiden gegönnt war, gemeinschaftlich mit dem auserwählten Volke zu dem Vorbilde des künftigen lebendigen Tempels das Material hinzuzutragen und an dem Sinnbilde desjenigen Hauses, in welches dereinst einzutreten sie nicht minder berufen waren wie die Juden, obgleich damals noch Fremdlinge, mitbauen zu helfen. Und in der That, vergleichen wir von diesem Gesichtspunkte aus den Salomonischen Tempelbau in seiner Gesammtheit sowohl wie in seinen einzelnen Theilen mit den Merkmalen, welche an der Architectur der heidnischen Völker des Alterthums, soweit solche bis auf die Zeiten Salomos sich ausgebildet hatte, als besonders charakteristisch hervortreten, so gewinnen wir ein Bauwerk eigenthümlicher Art.

Stellen wir uns, um uns ein Bild von dem Gesammteindrucke dieses Bauwerkes vor Augen zu führen, auf den Standpunkt eines Ankömmlings in Jerusalem, so erblicken wir den Tempel hoch oben auf dem Berge Moriah. Zu unterst die gewaltigen Mauern, den Berg zu befestigen, dann der Vorhof der Laien (in späterer Zeit ein doppelter, zuerst ein Vorhof der Heiden, dann über diesem die Bauwerke, welche den Vorhof der Juden einschloßen), ferner abermals höher die Umfriedung des Vorhofes der Priester und endlich zu oberst, auf dem höchsten Punkte des Berges, der Tempel selbst mit seiner Vorhalle und seinen Nebenbauten. Die ganze Anlage erhob sich also terrassenförmig von Höhe zu Höhe, selbst das Heilige ragte noch über die dasselbe umgebenden Stockwerke hervor, ja sogar die Mauer des Tempelhauses war terrassenförmig aufgeführt, indem sich dieselbe bey jedem der drey Stockwerke um eine Elle zurückzog. Terrassenförmige Anlagen aber sind das Charakteristische der syrisch-medischen Architectur. So erhob sich das Heiligthum des Bel zu Babel in sieben Terrassen, die höhere immer enger wie die niedrigere und zu oberst in der Mitte stand der Tempel; so war die Burg der Semiramis daselbst

von den immer höher steigenden Ringmauern umschloßen; so wurde noch später die Burg zu Ekbatana gebaut, in sieben Terrassen, sieben Mauern übereinander, die folgende immer höher und enger wie die erstere und zu oberst in der Mitte die Burg und das Heiligthum der Anaitis. Nicht minder waren die schwebenden Gärten zu Babylon und die Burg zu Persepolis in aufsteigenden Terrassen gebildet.

Betrachten wir ferner den Tempel für sich allein, in seinem Grund und Aufrisse und in seiner architectonischen Form, so können wir zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten, sondern nur wahrscheinlich machen, daß die Fronte desselben der breiteste Theil des ganzen Grundrisses gewesen sey, aber in Bezug des Aufrisses steht durch ausdrückliche Angaben der Maaße fest, daß das Allerheiligste der niedrigste Theil des Hauses gewesen, das Heilige war höher, die Fronte oder die Vorhalle am höchsten. Das Allerheiligste, obgleich der wichtigste Theil des Ganzen und zur Wohnung desjenigen bestimmt, der nach der hebräischen Anschauung nicht in der Tiefe und Niedere, sondern in der Höhe wohnt (Bähr S. 31), hatte nur 20 Ellen in der Höhe, das Heilige 40, der Vorhalle wird das höchste Maaß zugeschrieben. Das ist das Charakteristische an der Architectur der ägyptischen Tempel und Palläste und wurde dort so strenge als Regel festgehalten, daß selbst dann, wenn dem bereits fertigen Gebäude, wie zuweilen vorkam, noch neue Anbauten hinzugefügt wurden, dieses nur an der Fronte geschah und sodann die neuen Anbauten jedesmal die hinter ihnen stehenden an Größe übertrafen. Die Wände waren inwendig, wie schon daraus hervorgeht, das das Allerheiligste nach dem Vorbilde der Stiftshütte die Gestalt eines Würfels hatte, senkrecht. Daß die Mauern, welche außen am Tempel sichtbar waren, nämlich die Mauern der Vorhalle und der das Tempelhaus umschließenden Stockwerke, gleich den ägyptischen sich in Pyramidalform nach oben zu verjüngten, läßt sich nicht beweisen, ist jedoch von der Halle, da sie bey ihrer Höhe nur eine sehr geringe Tiefe hatte, und die Breite von 20 Ellen nur vom Lichten verstanden werden kann, mehr wie wahrscheinlich, denn

ein solcher Bau forderte die nöthige Festigkeit, die ihm nicht besser als durch ein unten sehr hervortretendes Mauerwerk gegeben werden konnte. Wenn wir uns die Mauern der drey Stockwerke von Außen gleichfalls pyramidalförmig denken wollten, so würde dieß nicht nur mit der Form der Façade übereinstimmen, sondern wir fänden hierin nur ein strenges Festhalten an dem Vorbilde des Tempels, nämlich der Stiftshütte; denn da die drey Decken, welche über der Stiftshütte ausgebreitet lagen, zwar an den zwey langen und der hinteren schmalen Seite herabhingen, aber nicht senkrecht, sondern, da sie vermittels Pflöcken am Boden befestigt wurden, etwas schief, nämlich so, daß sie unten von der Bretterwand weiter abstanden wie oben, so erschien die Wand der Stiftshütte an diesen drey Seiten in der That gleich den ägyptischen Wänden pyramidalförmig. Doch dem sey wie immer, da wir die bestimmte Nachricht haben, daß der Tempel aus Quadern von außerordentlicher Größe erbaut war und die Tempelmauer, wenigstens unten, eine ungemeine Dicke hatte, und da wir uns das Innere nur ernst und düster und geheimnißvoll denken können, indem selbst der reiche Schmuck der Wände nur beytragen konnte, diesen Eindruck zu verstärken: so werden wir immer wieder an Aegypten erinnert, wo der Mangel an Holz die Bewohner frühzeitig nöthigte, das reiche Felsenmaterial zu benützen, deren Gebäude aber gleichfalls (wie Schnaase I. S. 394 bemerkt) den Ausdruck des feyerlichen Ernstes, der ehrfurchtsvollen Annäherung, des priesterlichen Geheimnisses an sich trugen, während z. B. die persisch-medische Architectur das Heitere, Schlanke und Luftige liebte.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850. Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juli.
Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Vorhalle des Salomonischen Tempels.

(Schluß.)

In scheinbarem Widerspruche endlich mit diesem starken Mauerwerke ist dennoch das Gebälke und Dachwerk nicht wie in Aegypten gleichfalls von Stein, sondern von Cedernholz; ja die aus kostbarem Steine aufgeführten und aufs sorgfältigste geglätteten Mauern wurden selbst noch mit hölzernen Tafeln und dann mit Goldplatten überzogen. Solcher Schmuck kömmt bey mehreren Völkern des Alterthums vor, aber bey keinem so entschieden und charakteristisch wie bey den Phöniciern. Als der König Hiram von Tyrus die Tempel des Herakles und der Astarte neu erbaute, so ließ er dazu Cedern vom Libanon fällen. Auch bey dem Heiligthum des phönicischen Herakles zu Gades hatte man Holz verwendet. Noch im ersten Jahrhundert nach Christus soll seit der Gründung des Tempels das Holz keiner Ausbesserung bedurft haben. Von einem Tempel des Apollo zu Carthago wird berichtet, seine Wände seyen inwendig mit Goldplatten überzogen gewesen. Wir können kaum zweifeln, daß allenthalben, wo Holzarchitectur angewendet wurde, die Ueberkleidung der Wände mit Gold dazu gekommen, Niemand aber war so erfahren und kunstfertig in Holz und Metallarbeiten wie die Phönicier.

Der Salomonische Bau hatte also das Charakteristische der assyrischen und der ägyptischen und der phönicischen Architectur an sich, ohne selbst im assyrischen oder ägyptischen oder phönicischen Style, geschweige nach einem solchen Vorbilde erbaut zu seyn. Er zeigte in seinem Grund und Aufrisse und wie es scheint selbst in der äußeren Form die Festigkeit und das Geheimnißvolle des ägyptischen Tempels, in seiner innern Ausschmückung den Reichthum und die Pracht der phönicischen, in seinem Gesammtcharakter das Terrassenförmige und Himmelanstrebende der babylonischen und medisch-persischen Architectur. Er war weder das eine noch das andere, sondern Alles zumal. Diese Merkmale treten aber nur noch deutlicher hervor, wenn wir an dem Berichte, welchen uns die heil. Schrift über die Halle gibt, festhalten und denselben so deuten, daß die Halle nicht bloß, gleich den Pylonen vor den ägyptischen Tempeln, wie aufs bestimmteste gesagt wird, den höchsten Theil des Gebäudes ausmachte, sondern ihnen auch dadurch ähnlich war, daß sie zugleich als der breiteste Theil erschien und, zwey sich ausbreitenden Flügeln gleich, das Portal in ihre Mitte nahm. Nach dieser Erklärung würden, wie im Hintergrunde des Allerheiligsten die zwey colossalen Cherubim mit ihren ausgebreiteten Flügeln die Bundeslade, so an der Fronte des ganzen Tempels die zwey colossalen Thürme mit ihren ausgebreiteten Flügeln den Eingang in ihrer Mitte einschließen, zugleich aber würde auch die Proportion der einzelnen Theile zu einander in bedeutsamer Weise hervortreten. Wie nämlich die Grundzahl des Allerheiligsten sich in dem Längenmaaße des Heiligen zweymal wiederholt und so die dreymal zwanzig Ellen die Länge des ganzen Tempelhauses ausmachen, so kehrt dieselbe Grundzahl, die auch der Breite des Eingangs gegeben

wurde, in jedem seiner beyden Seitenflügel wieder und macht in dieser dreymaligen Wiederholung auch die Breite der ganzen Tempelfaçade aus, während dasselbe Maaß zum drittenmal in der Höhe der Vorhalle sich bemerklich macht, so daß, gewiß nicht ohne symbolische Bedeutung, die Höhe der Façade ihrer Breite gleichkam, in beyden aber nur das Maaß, das der Länge des ganzen Tempelhauses zugetheilt worden war, wiederkehrte.

Fassen wir das bisher Gesagte nochmal kurz zusammen, so kann von einem strengen und unwidersprechlichen Beweise, daß die Vorhalle des Salomonischen Tempels aus zwey thurmähnlichen Aufbauen bestanden habe, welche den Eingang zum Heiligen in ihrer Mitte einschloßen, natürlich bey einem Gegenstande, der so schwierig ist wie der vorliegende und bey dem Umstande, daß alle Nachrichten hierüber sich zunächst nur auf die drey Worte beschränken: „die Halle hatte 120 Ellen in der Höhe“ nicht die Rede seyn; wenn aber die Vordersätze richtig sind, daß 1) die Halle nicht eine Höhe von 120 Ellen haben konnte, weil diese Höhe weder mit ihrer eigenen Breite und Tiefe, noch mit der Höhe des Tempelhauses, die nur 30 Ellen betrug, vereinbar ist; daß 2) die Halle auch nicht 20 oder 30 Ellen hoch war, weil diese Annahme einerseits rein auf Willkühr beruht, während sie andrerseits mit der bestimmten Angabe des Chronisten geradezu in Widerspruch steht; wenn ferner 3) unzweifelhaft kein Verfahren unkritischer genannt werden muß, als bey jeder dunklen oder zweifelhaften Stelle sogleich eine Unrichtigkeit oder einen Schreibfehler anzunehmen, vielmehr als Regel feststeht, daß Nichts uns berechtige, die Nachricht eines sonst glaubwürdigen Schriftstellers für falsch zu halten, so lange uns noch der Weg offen bleibt, ihr eine vernünftige Auslegung zu geben; wenn dann 4) eine Möglichkeit, das scheinbar sich selbst Widersprechende in der Angabe des Chronisten auszugleichen, dadurch gegeben ist, daß wir annehmen, die Halle habe aus zwey thurmähnlichen Aufbauen, jeder 60 Ellen hoch, bestanden und der Berichterstatter habe das Maaß beyder zusammengezählt; wenn 5) was die erwähnte Höhe von 60 Ellen anbelangt, der König Cyrus für den zweyten Tempel wirklich das nämliche Maaß von 60 Ellen in der Höhe und den „Grundfesten“ oder der Breite vorgeschrieben hat und dieses Maaß, den Gründen der Wahrscheinlichkeit zufolge und nach der Erklärung des Fl. Josephus und der Rabbinen, sich auf die Façade des Tempels d. i. auf die Vorhalle bezieht; wenn 6) was dagegen die allerdings sonderbare Ausdrucksweise betrifft, sich nachweisen läßt, daß sie derselbe Schriftsteller auch anderwärts, nämlich bey der Maaßbestimmung der Cherubim und wiederholt bey der Höhenangabe der vor der Halle aufgestellten Säulen gebraucht habe; wenn ferner 7) Vorhallen oder prachtvolle Eingänge zwischen zwey thurmähnlichen Aufbauen der Architectur der Völker des Alterthums durchaus nicht fremd sind; 8) wenn solche Façaden im Gegentheile bey den Prachtbauten gerade desjenigen Volkes, mit welchem die Israeliten seit langer Zeit und noch unter David und Salomo in vielseitigem Verkehre gestanden und bey welchem, was hier nicht ohne Belang ist, die Architectur sich schon damals in viel höherem Maaße ausgebildet hatte als bey irgend einem andern den Israeliten benachbarten Volke, wenn solche Façaden der Tempel, sage ich, bey den benachbarten Aegyptern etwas Gewöhnliches gewesen; wenn 9) auch die Proportion, nämlich die Tiefe, Breite und Höhe der Halle an sich sowohl als im Verhältniß zum Tempelhause der Proportion der ägyptischen Pylone im Wesentlichen nicht widerspricht; wenn im Gegentheil 10) der Aufriß der Halle, des Heiligen und des Allerheiligsten, sobald wir der Halle 60 Ellen, also die doppelte Höhe des Heiligen geben, mit dem Höhenverhältnisse der ägyptischen Pylone zu dem *πρόναος* und dieses zu dem *σηκός* genau übereinstimmt; wenn 11) um dieser Hinweisung willen auf die ägyptische Architectur noch keineswegs gesagt werden kann, daß der Salomonische Tempel nunmehr bloß als die Copie eines heidnischen Tempels erscheine, wenn vielmehr 12) der Salomonische zwar einerseits, weil einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Orte angehörig, nur in denjenigen Formen erscheint und erscheinen kann, in welchen damals die Architectur überhaupt sich ausgeprägt hatte; andrerseits aber ihm dennoch Originalität zukommt und eben dadurch seine hohe Bedeutung und „seine Stellung

in der Geschichte der Theokratie“ erst recht deutlich hervortritt, daß er — (als Vorbild jenes lebendigen Tempels, in den dereinst einzutreten alle Völker berufen sind und an welchem eben deßhalb vorbildlich schon den Heiden mitzubauen gegönnt gewesen) — in seiner Gesammtheit sowohl wie in den einzelnen Theilen all die Vorstellungen, welche als allgemein menschliche und mit der Idee Gottes unzertrennlich verbundene in der heidnischen Architectur den entsprechenden symbolischen Ausdruck gefunden hatten, mit der Idee eines israelitischen Centralheiligthums verbunden und zu Einem Ganzen vereinigt vor Augen stellt: wenn wir dieses Alles in Erwägung ziehen, so dürfte die gegebene Erklärung, wenn nicht für die unzweifelhaft richtige, doch so lange für die wahrscheinlichste zu halten seyn als nicht eine andere aufgestellt wird, welche, ohne zu bloßer Willkühr und zur Verdächtigung der von dem Chronisten mit aller Bestimmtheit ausgesprochenen Nachricht Zuflucht zu nehmen, weniger Gründe gegen und mehr für sich hat als die vorliegende.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Juni 1850.

Herr Classen-Sekretär Dr. v. Martius hielt folgende Vorträge:

I.

Bericht über das große Mikroskop, welches von dem Merz'schen optischen Institute dahier für das botanische Conservatorium hergestellt worden ist.

Dieses achromatische Mikroskop mit sechs Systemen von Objectiven und vier Ocularen gewährt 20- bis 1200malige Vergrößerung. Von den Ocularen, welche zum Aufstecken eingerichtet sind, dient eines (Nro. 2) mit dem Kreuzfaden als Mikrometer-Ocular. Zur Beleuchtung dient ein nach allen Richtungen zu wendender Spiegel, über welchem der die verschiedensten Beleuchtungsstufen hervorbringende Moderator den

Objecten durch eine Hebelbewegung näher und ferner gebracht werden kann. Der Objectentisch mit schwarzer Glasplatte ist vertical unbeweglich, dagegen kann er horizontal um seine Axe durch eine Schraube mit Federklemme bewegt werden. Er ist mit einem Schraubenmikrometer verbunden, welches vermöge des feinen Schraubengewindes und der verstellbaren Trommeltheilung noch 0,0001 eines Pariser Zolles leicht und sicher messen läßt. Der Tubus hat mittelst Getriebes eine grobe und mittelst mikrometrischer Schraube eine feine Bewegung, und kann an einem verticalen Gelenke zur Seite gedreht werden. Das Instrument hat eine feste Aufstellung mit massiver Grundplatte. Beygegeben sind ein Zeichnungsapparat mit Reflexionsprisma, ein bewegliches Compressorium und eine Anzahl von Object- und Deckgläsern. Das Ganze ist in einem polirten und gefütterten Kasten enthalten.

Eine akademische Commission, welche zur Untersuchung des Instrumentes am 4. Mai zusammengetreten ist, hat sich über dasselbe im Ganzen, wie in seinen einzelnen Theilen anerkennend ausgesprochen. „Der mechanische Theil der Arbeit zeigt jene Genauigkeit, Solidität und Schönheit, die von der anerkannten Trefflichkeit des Institutes zu erwarten stand, und die Vorkehrungen für die Messungen wurden noch besonders als höchst genau und vollkommen anerkannt. Bezüglich der optischen Leistungen erwies das Mikroskop, mit den aufgestellten Plößl'schen und Oberhäuser'schen Instrumenten verglichen, nicht nur die gleiche definirende, sondern auch eine bey weitem überwiegende penetrirende Kraft und zeigte die Querstreifen von Hipparchia Janira schon bey einer Vergrößerung von 250 mit vollkommener Schärfe und Präcision. Die Commission kann darum nicht umhin, dem optischen Institute von Hrn. Merz et Söhnen die vollkommene Anerkennung ihrer Leistungen auszusprechen.“

II.

Die fossile Flora von Sotzka in Süd-Steiermark, nach den Mittheilungen des Hrn. Prof. Unger in einem Briefe an den Cl. Secretär.

Dieser Tage übergebe ich der k. k. Akademie zu Wien eine Arbeit über die fossile Flora von Sotzka, mit 47 Tafeln, auf welchen mehr als 500 Pflanzenreste in Farbendruck gegeben werden sollen. Sie gehören 121 Species an; eine höchst seltsame Flora, welche an die der Südsee-Inseln zumeist erinnert. Von vielen konnte wegen der vorhandenen Früchte und Samen die Gattung mit vieler Sicherheit bestimmt werden. Sie sehen, die Vorwelt bekommt immer mehr eine feste Gestaltung und tritt aus der Nebel-Atmosphäre hervor. Was das Becken von Paris und London, die Schichten des Monte Bolca u. s. w. nur sparsam aus dieser, der eocenischen Periode, aufbewahrt haben, ist in ungemeiner Fülle hier in meinem lieben Vaterlande für die Nachwelt zum Staunen niedergelegt. Ich preise mich glücklich, der Interpret dieser Wunderwelt zu seyn.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat März 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der physikalischen Gesellschaft in Berlin:

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1847. III. Jahrg. 1. Abth. Berlin 1849. 8.

Von dem k. k. Reg. Rath, Direktor am polytech. Institut, Hrn. Adam Burg in Wien:

Compendium der populären Mechanik und Maschinenkunde, mit Supplementband und zwey Heften Kupfertafeln. Wien 1849. 50. 8.

Von Hrn. Prof. Zantedeschi in Padua:

Annali di Fisica. Fasc. III. Padua 1849. 50. 8.

Von Hrn. Dr. Schaub, Adjunkten der k. k. Sternwarte in Wien:

Compendium der ebenen und sphärischen Trigonometrie. Wien 1849. 8.

Von der k. sächsischen Gesellschaft in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen. Mathem. phys. Classe. 1849. II. Leipzig 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 1. Janvier 1850. Paris 1850. 8.

Von Hrn. Dr. Eduard Gerhard in Berlin:

Ueber den Gott Eros. Berlin 1850. 4.

Von Hrn. Dompropst Dr. Martin v. Deutinger hier:

Die älteren Matrikeln des Bisthums Freysing. 3. Bd. München 1850. 8.

Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freysing. I. Bds. 1. u. 2. Heft. München 1850. 8.

Von Hrn. Landrichter Gerstner hier:

Der Todtentanz. Erinnerungen aus vergangenen Tagen. München 1850. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. December 1849. Berlin 1849. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXIX. No. 21 — 27. Novbr. Decbr. 1849. Tom. XXX. 1 — 3. Janvier 1850. Paris. 4.

Von der allgemein geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Basel:

Archiv. 1 — 6. Bd. 1843 — 1849. Zürich. 8.

Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft. 1. Bds. 1. u. 2. Heft. Chur 1848. 1849. 4.

Von der American Academy of arts and sciences in Cambridge:

Proceedings. Vol. II. Cambridge. 8.

Von Hrn. Asa Gray, Prof. of natural history in Harvard University:

Genera florae Americae boreali-orientalis illustrata. Vol. II. New York 1849. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in Bayern hier:

Centralblatt. März 1850. München 1850. 8.

Von Hrn. Dr. Karl Friedr. Hermann in Göttingen:

Epikritische Betrachtungen über die polygnotischen Gemälde in der Lesche zu Delphi. Göttingen 1849. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juli.
Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

III.

Die Natur der Pflanze; eine von Hrn. Geh. Rath Dr. Nasse in Bonn eingesendete Abhandlung.

Die Frage nach der Eigenthümlichkeit der Pflanze führt uns sogleich in den Streit, was die beyden, in weiter Ausbreitung einander angränzenden und dennoch nach allgemeiner Anerkennung wesentlich verschiedenen Gebiete des Lebens, das Thier- und Pflanzenreich, in Stoff, Bildung und Thätigkeit zu diesen verschiedenen mache. Nach der Seite, wo die Pflanze an das Mineral gränzt, hilft zu dieser Abgränzung die Feststellung des Begriffs des Lebens, aber schon hundertmal vermeintlich geschlichtet und dennoch nie zufrieden stellend, erhebt sich jener Streit stets wieder in frischer Aufregung, und auch des ausgezeichneten Phytologen Schleiden neuester Versuch (in dessen Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik, dritter Auflage) bringt ihn nicht zur Ruhe. Und wie der Begriff des Unterschieds von Thier und Pflanze nicht klar ist, so schweben denn auch die Deutungen, ob ein sich der Beobachtung darbietendes, einfach gebildetes Geschöpf eine Pflanze oder ein Thier sey, im Unsichern; Ehrenberg's Entscheidungen über die Natur des Closterium, der Pentasterias, des Evastrum u. A. m. einerseits, und Nägeli's und v. Siebold's denselben entgegengesetzte, zeigen dieß in der nächsten Gegenwart; was nach Jenen Infusorien, sind nach Diesen einzellige Algen. Formen des Stoffes und Formen der Thätigkeit drängen sich im Reiche des Lebens so dicht an einander, als stammten alle aus einer und derselben Zeugung. Es gilt nun, zu sehen, wie Stoff und Lebensthätigkeit hier in einander wirken, um da vielleicht die Lösung der Aufgabe zu finden.

Die Chemie suchte vergebens die Scheidung zu Stande zu bringen. Was eine Zeitlang von tertiären und quaternären Stoffverbindungen als diese Scheidung vollbringend gelehrt ward, ist wieder aufgegeben. Der Stickstoffgehalt oder Nichtgehalt will auch nicht mehr ausreichen. Die stickstofffreye Cellulose kommt auch in der Thierwelt vor, wie die von C. Schmidt an Cynthia mammillaris zuerst angestellten und von Kölliker und Liebig an einer Reihe der verschiedensten niederen Thiere fortgesetzten Untersuchungen nachgewiesen haben. Vom früher vermeinten Nichtstickstoffgehalt der Pflanzen ist hier unnöthig ein Wort hinzuzufügen.

Auch das Microscop gibt für die Feststellung eines die Pflanze vom Thier umfassend unterscheidenden Merkmals keine Hülfe. Weder in dem Vorhandenseyn noch in der Gestalt der Zellen ist diese zu finden; vereinzelt kommt zwar manches hier und da vor, nichts aber als allgemein gültiger Unterschied. Erst was aus den Zellen und ihren Verbindungen mittelst der Lebensvorgänge wird, kann hier als Aufschluß versprechend in Erwägung kommen.

Wie nun durch die Lebenseigenschaften Pflanze und Thier sich unterscheiden sollen, wird uns viel-

seitig angegeben; sowohl auf einzelne Verrichtungen, als auf das Zusammenwirken mehrerer ist dabey Gewicht gelegt worden. Aber welcher von diesen Unterscheidungsversuchen bewährt sich? Eine gedrängte Durchsicht derselben wird es darlegen.

Daß bloß im Thiere, nicht auch in der Pflanze von Innen her angeregte Bewegungen stattfinden, läßt sich nur, wenn man eben nicht an **Parnassia palustris**, nicht an **Hedysarum gyrans** denkt, zur Unterscheidung beyder geltend machen; eben so nichtig ist, daß diese Bewegungen bey Pflanzen nur in einer Richtung geschehen, was ja für so viele Bewegungen der Thiere ebenfalls gilt. Wichtiger könnte etwa der Ausspruch erscheinen, daß bey Thieren die Bewegungsfähigkeit in dem Daseyn von Fasern gegründet sey, welche Fasern bey Pflanzen fehlten. Aber schon Eckers Untersuchungen der contractilen Substanz bey Infusorien, sowie bey Hydren und Hydroiden, haben gezeigt, daß diese Substanz von structurloser Beschaffenheit sey, und nur dadurch Veränderungen ihres Umfanges verstattet, daß sie netzförmig in ihr vertheilte Hohlräume enthält, also im Mangel der Fasern dem Pflanzengewebe gleich ist.

Obschon auch den Pflanzen Reizbarkeit zugestehend, hat man sie jedoch dadurch von den Thieren unterschieden geglaubt, daß ihre Reizbarkeit nicht gleich der des Thiers auf electrische Einwirkung Bewegungsäußerungen herbeyführe, wie dieß noch A. v. Humboldt (Versuche 1. S. 249) an den Berberitzenstaubfäden gefunden zu haben erzählt. Es sind indeß jenem Ausspruche schon die von Ritter an Mimosen angestellten Untersuchungen, wider die man mit Unrecht Zweifel erregt hat, entschieden entgegen; ebenso die von mir an Berberitzen sorgfältig wiederholten. Sah ich nun darauf, daß die Electricität ohne Dazwischenkunft einer unvollkommenen Leitung (wie schon ein dünnes Blumenblatt sie bewirkt) zu der reizbaren Stelle des Berberitzenstaubfadens gelangte, so führte schon die in wenigen, anderthalbzölligen Platten der Volta'schen Säule erzeugte das augenblickliche Ueberspringen der Staubfäden an den Griffel herbey. Bis in's Einzelne fand ich die Reizungserscheinungen an Pflanze und Thier gleich (Untersuchungen Heft 1. S. 6.). Ich überzeugte mich, daß die reizbaren Bewegungstheile der Berberitze sich zu den Einflüssen, welche die Reizbarkeit zu stimmen vermögen, gleich den thierischen verhalten; daß auch in den Pflanzentheilen die eine Stelle derselben treffende Reizung auf andere nahe gelegene übergehe, daß ebenfalls der Grad der Empfänglichkeit für die Einwirkung Pflanzen und Thiere, wenn die Einwirkung nur die rechte Stelle trifft, keineswegs unterscheide, sowie, daß die Gesetze der Reizbarkeit, denen zufolge, je größer der Reiz, desto eher die mittelst desselben zu Stande kommenden Bewegungen erfolgen, und starke Einwirkungen die Reizbarkeit verzehren, mäßige sie erhalten, für Pflanzen wie für Thiere gleich gelten.

Die Pflanze ist in den Bewegungen ihrer reizbaren Theile den zusammengesetzt gebildeten Thieren (den sogenannten höheren) ähnlicher, als den einfach gebildeten. Statt, daß es in diesen, wie noch vor Kurzem E. Weber feststellte, erst eine Zeitlang währt, bevor auf den Reiz Bewegung erfolgt, und diese Bewegung noch nach Entfernung des Reizes fortdauert, ja sich dann noch von einer Stelle zur andern fortsetzt, tritt in den reizbaren Theilen der Pflanzen die Bewegung ebenfalls sogleich ein und dauert nicht nach Entfernung des Einflusses, der sie hervorrief.

Der so oft behauptete Unterschied, der zwischen Pflanze und Thier im Athmen stattfinden soll, daß nämlich für die Pflanzen Sauerstoff, für die Thiere Kohlensäure-Ausscheidung das Bezeichnende sey, oder in einem umfassenderen Ausdrucke, im Leben der Pflanze desoxydirende, in dem des Thiers oxydirende Thätigkeit stattfinde, läßt sich bey näherer Prüfung nicht als vollgültig durchführen. Man gedenkt nur der Sauerstoffausathmung der Pflanzen durch die Blätter und im Lichte, nicht der Ausathmung von Kohlensäure in allen andern Theilen auch bey Tage, sowie selbst der Blätter bey Nacht, nicht der Sauerstoffgas-Ausscheidung in der Fischblase (**Biot** in Gilbert's Annalen 26. S. 254), nicht der von Infusorien nach Morren (Gay-Lussac Annales, Série 3. T. 1. p. 456), namentlich von Enchelis monadina (Bory), Monas bicolor (Ehrenberg), Monas pulviusculus hyalina (Müller). Der That-

sachen, die für eine auch im thierischen Körper stattfindende Desoxydation zeugen, finden sich immer mehr. In den leuchtenden Theilen der Insecten wird Phosphor ausgeschieden, ebenso in dem Samen der Fische; man fand freyen Phosphor im Urin; in Wasserstoff gelöst geht Schwefel durch den Darmkanal ab; Eisenoxyde werden im Blute zu Oxydulen. Wenn in der Biene aus Honig sich Wachs bildet (wie schon Grundbach nachwies), kommt dieß nur mit Hülfe einer Desoxydation zu Stande.

Da der Erfahrung zufolge pflanzenfressende Thiere zur Fetterzeugung am meisten geeignet sind, und die Fetterzeugung im thierischen Körper am wahrscheinlichsten aus Amylum unter Wasserzersetzung geschieht, wo sich dann Margarinsäure, Elainsäure, und Lipyloxyd unter Freywerden von Sauerstoff bildet, so findet für das vom lebenden Körper ausgeschiedene Fett ein durch das Leben geschehender Desoxydationsvorgang statt, der 88 Procent des in dem Amylum und dem Wasser enthaltenen Sauerstoffes, und zieht man den Antheil des Wassergehaltes ab, 78 Procent frey macht. Dem Ausspruch von Dumas, mit welchem auch Liebig und Mulder übereinstimmen, daß die von den Pflanzen ausgeschiedene Kohlensäure nur die von ihnen aufgenommene, unverändert durch sie hindurchgehende sey, steht entgegen, daß aus dem von der Pflanze in dem Humin aufgenommenen Kohlenstofforyd in ihrem Stoffwechsel Kohlensäure werden muß, sowie daß, weil die in ihr enthaltenen Säuren (Oxalsäure, Apfelsäure, Weinsäure) der Kohlensäure im Radikal so nahe verwandt sind, wenig Berechtigung vorhanden ist, diesen Säuren einen wesentlichen Antheil an der Erzeugung und Wiederzeugung der so reichlich von den Pflanzen ausgeschiedenen abzusprechen.

Andrerseits ist es unbegründet, alle vom thierischen Körper ausgeschiedene Kohlensäure für eine in ihm erzeugte zu halten. Der Mensch nimmt in seinem Getränke, Pflanzen fressende Thiere nehmen auch in ihren (rohen) Nahrungsstoffen eine reichliche Menge auf. Daß die Kohlensäure an der reichlichen Fettbildung eines über das Maaß gehenden Biertrinkers nicht ohne wesentlichen Antheil sey, gehört freylich noch in das Reich der Vermuthungen.

Ein Unterschied in der Art der Nahrungsaufnahme läßt sich zwischen Pflanze und Thier nicht durchführen. In Wasser und Luft lebende Pflanzen nähren sich ohne Wurzeln. Es gibt ja auch Thiere, die bloß Flüssiges aufnehmen. Daß die Pflanzen, wie es wiederholt noch von Liebig behauptet worden, nur aus nicht organischen, atmosphärischen Stoffen und Stoffverbindungen sich nähren, ist von Mulder und Moleschot sowohl aus der Ernährung von parasitischen Pflanzen, als aus dem Proteininhalt der Wurzelfasern so vollständig dargethan, daß hier nur noch dessen, was das Thierleben angeht, Erwähnung zu thun nöthig ist. Luft und Wasser nehmen neben andern Nahrungsstoffen, gleich den Pflanzen, auch die Thiere auf; ja es sind Thatsachen dafür vorhanden, daß die minder lebensthätigen unter ihnen, eben wie die Pflanzen eine Zeitlang ohne andere Nahrung bestehen können. Als ein Beleg hierfür möge die von Sorg (früherem Professor der Physiologie in Würzburg gemachte Beobachtung) angeführt werden. Sorg hielt eine Spinne, die er zuvor gewogen, einen Monat lang unter einer gesperrten Glocke. Nachdem sie zu Anfang der Einsperrung ein Gewicht von 1 Gramme und siebenzig Milligrammen gehabt, wog sie zu Ende derselben 1 Gramme und achtundachtzig Milligrammen, hatte also nichts verloren, sondern im Gegentheil 18 Milligrammen ($\frac{3}{10}$ Gran) an Gewicht gewonnen. Nicht bloß der Foetus saugt, außer daß er Wurzeln in der Placenta hat, durch die Haut auf, sondern auch ausgewachsene Thiere thun dieß. Link's Ausspruch, die Thiere unterscheiden sich von den Pflanzen dadurch, daß sie einen Magen hätten, trifft nicht ganz zu. Bey Thieren, welche nur Flüssiges als Nahrung aufnehmen, drängt die Bildungsthätigkeit ebensowenig auf die Erweiterung des Nahrungsschlauches zu einem höhlenförmigen Behälter, wie sie es bey den Pflanzen thut. Wo ist ein Magen zu nennendes Gebilde bey den Bandwürmern, wo bey den Blasenwürmern (Coenurus)? Durch v. Siebold, Nägeli und Ecker ist es jetzt wohl außer Zweifel, daß Ehrenberg bläschenförmige Räume in der Substanz der Hydren, sowie farblose, hohle, mit Wasser gefüllte Räume der einzelligen Algen irrig für Mägen gehalten hat.

Nicht an einzelne Theile oder Verrichtungen sich haltend, hat mit umfassendem Blick Schleiden in dem vorher genannten Werke S. 63 u. f. seine Unterscheidung von Pflanze und Thier auf die Vergleichung des Werdens der Gestaltung beyder und der Beziehung der Theile zum Ganzen der Pflanze gebaut. Es gilt nun, nachzusehen, ob diese Aufstellung nicht alles fernere Suchen nach der Lösung der hier vorliegenden Aufgabe unnöthig mache.

In der Pflanze geht nach Schleiden die Bildung auf äußerliche, räumliche Darstellung und auf Mannichfaltigkeit in dieser; der Bildungstrieb spielt in ihr mit dieser Mannichfaltigkeit. Die Bildung im Thiere geschieht dagegen nach Zweckgesetzen, sie richtet sich hier auf „Differenzirung“ im Inneren, auf „abgeschlossene Individualität“ gegen die Außenwelt. Die Pflanze zeigt eine dauernd fortschreitende Entwickelung, sie wechselt ihre Gebilde, so daß sie fast zu jeder Zeit ihres Bestehens nur ein Theil ihrer selbst ist. Dabey fehlt ihren Gebilden in dieser fortgehenden Entwickelung räumliche Begränzung. Im Thiere entwickelt sich dagegen die Form bis zu ihrem Stetigwerden rasch, und erst hierauf gelangt in ihm das Leben zu seiner vollen Kraft.

Weil die Pflanze ihre Organe nach Außen entwickelt, so ist sie auch den atmosphärischen Einflüssen mehr preisgegeben, als das Thier. In der Pflanze ist die Individualität des Ganzen zurückgesetzt gegen die des Elementarorgans der Zelle, nur für und durch dieses Elementarorgan scheint ihr Ganzes zu leben. Beym Thiere ist dagegen die Selbstständigkeit der Zelle völlig in der Individualität des Ganzen untergegangen und aufgelöst; jeder Theil gilt daher in ihm nur im Zusammenhange mit den andern; er lebt nur, um dem Ganzen zu dienen.

So weit Schleiden.

Zunächst fordert hier der Ausspruch volle Anerkennung, daß in der Pflanze die Verbindung des Ganzen minder innig sey, als im Thiere. Entscheidende Thatsachen begründen diesen auch schon früher von Anderen ausgesprochenen Erfahrungssatz; sie werden noch weiter unten geltend zu machen seyn. Aus dieser minder innigen Verbindung der Pflanzentheile

zum Ganzen folgt dann anderes der Pflanze Angehörende. Es fehlt aber bey Schleiden die Nachweisung, welches innere Verhältniß diesen geringeren Grad von Verbindung bedinge, was denn unserer Untersuchung zu leisten übrig bleibt.

Anderem, im Vorigen Ausgesprochenen läßt sich weniger beystimmen. Um von der Grundbildung zuerst zu reden, so scheint es doch, wenn man der einzelligen Thiere, ferner der Beziehung der Zellen zur Zeugung, zur Absonderung und Ernährung auch im Thiere, so wie zu krankhaften thierischen Bildungen, denen des Lipom's, des Sarcoms, des Krebses, u. s. w. gedenkt, zweifelhaft zu werden, ob denn wirklich im Thiere die Zelle eine geringere Bedeutung habe, als in der Pflanze. Ob die zusammenziehungsfähige Substanz in der Pflanze der in den niederen Thieren der innern Bildung nach gleich sey, ist zwar noch nicht untersucht; daß der Uebereinstimmung der Verrichtung auch die der Formbildung entspreche, ist jedoch in beträchtlichem Grade wahrscheinlich. Der Gedanke, daß der Bildungstrieb in der Pflanze nur noch spiele, ist selbst ein Spiel dichtender Naturbetrachtung; im Gebiete der Nothwendigkeit kann kein Spiel seyn. Wechselnde Gestaltung des nämlichen Individuums findet sich auch bey Thieren; Orontium aquaticum, welches Schleiden als den Formwechsel in demselben Pflanzenindividuum auffallend darstellend anführt, da es blühend keine Blätter, und wenn es Blätter getrieben, keine Blüthen und keine Frucht hat, ist sich in diesen verschiedenen Gestalten nicht unähnlicher, als eine Kaulquappe mit äußeren Kiemen und Schwanz einem Frosche ohne Kiemen und solchem Rückgrathsfortsatz, mit Lungen und zeugungsfähigen Geschlechtstheilen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 30.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juli.
Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Die Natur der Pflanze.

(Schluß.)

Ob die Mannigfaltigkeit der Formen zwischen einer Palme und einer Alge größer sey, als die zwischen einem Menschen und einer Hydra, müssen wir dahingestellt sein lassen, weil nur das Gutdünken darüber entscheiden kann. Soll einmal der Zweckbegriff zur Unterscheidung des Lebenden vom Lebenden gebraucht werden (was erst zu rechtfertigen wäre), so bliebe doch noch zu beweisen übrig, daß die Beziehung zwischen der Wurzel und dem übrigen Körper der Pflanze, zwischen den aufsteigenden Säften und den Blättern und den Blüthen, zwischen den Staubfäden und dem Griffel, zwischen dem aufgenommenen Samenstaub und dem Fruchtknoten weniger zweckmäßig sey, als die zwischen Gehirn und Darmkanal, zwischen Lungen und Nieren. Wollte man in der Befruchtung der Narbe durch Insecten nur einen Zufall sehen, so erhebt sich nicht ohne Grund die Frage, ob die Zuführung der Samenflüssigkeit zu den sie empfangenden Theilen beym Wassersalamander und in einigen Fischen durch das Wasser etwa weniger vom Zufall abzuhängen scheine? Der Unterschied von Pflanzen und Thieren in der Gestaltveränderung desselben Individuums tritt noch mehr bey der Erwägung zurück, daß manche Pflanzengestalten nur einem Generationswechsel angehören können, wie er zwar zuerst bey den Thieren aufgefunden worden, wahrscheinlich aber auch bey Pflanzen stattfindet. Schon Andere haben eine in Blüthe stehende Pflanze einer Colonie von Hydroiden verglichen, die bloße Ammen von Akalephen sind. Der Unterschied läge dann bloß darin, daß die ausgebildeten Pflanzenindividuen, die Blüthen, sich niemals vollständig von ihren Ammen trennen, falls nicht etwa Entsprechendes auch bey einigen Hydroiden stattfindet. Aeußerlich liegen auch die Athmungswerkzeuge vieler Thiere der niederen Ordnungen bis zu den Fischen hinauf, ebenso die Geschlechtstheile von manchen, ja selbst von einem Theil derer, die wir zu den höheren Ordnungen rechnen. Andrerseits läßt sich der unter Blume und Kelch liegende Fruchtknoten (das **germen inferum**) vieler Pflanzen nicht treffend eine äußere Bildung nennen. Und während viele Thiere die Theile, durch welche sie Nahrung aufnehmen, nach Außen hinstrecken, verbergen die meisten Pflanzen dieselben in der Erde. Das Protein, das in den Wurzelfasern aufgenommen wird, ist zur Bildung dessen, was in der Blumenkrone zu Stande kommt, das unentbehrlichste Mittel.

Müssen wir nun, wenn Pflanzen und Thiere nicht als wesentlich ununterscheidbar erscheinen sollen, nach dem, was sie unterscheidet, noch weiter nachsuchen, so gelingt dieß vielleicht, wenn wir uns der Betrachtung des stoffumwandelnden Lebensvorganges, wie er Pflanzen und Thieren angehört, näher zuwenden.

Von der schon vorher anerkannten minderen Verbindung der Theile in der Pflanze, im Vergleich dieser mit dem Thiere, können wir ausgehen. Das geringe Leiden eines Pflanzentheils durch den ande-

ren, die langsame, meist in der äußern Erscheinung selbst gar nicht wahrnehmbare Fortpflanzung der eine Stelle treffenden Reizung auf eine etwas entfernte, wie denn Dutrochet die durch Brennen verursachte selbst in den Fiederchen (pinnulis) einer empfindlichen Mimose innerhalb einer Secunde nur um zehn Millimeter, im Stamme sogar nur zwey Millimeter fortrücken sah, sowie die Unfähigkeit der Pflanze, ihre Wunden zu heilen, wozu die der Wunde benachbarten Theile mithelfen müßten, wie ich denn auch nur geringe Stichwunden selbst junger Blätter nicht heilen sah, dagegen die Wunden in Polypen, wie seit Trembley bekannt ist, so äußerst schnell heilen: Alles dieß gibt Zeugniß für den hier aufgestellten Erfahrungssatz.

Das Fehlen von Nerven bey den Pflanzen, das Nichtvorhandenseyn eines Centralorgans für die Nerventhätigkeit oder auch für den Säfteumtrieb, kann die Bedingung dieses verschiedenen Verhaltens von Pflanze und Thier nicht seyn, da es Thiere gibt, die ohne diese Verbindungsmittel innig in sich verknüpft sind.

Die Antwort auf die Frage liegt in der Vergleichung, wie Pflanze und Thier den Stoff, den sie aufgenommen haben, verwandeln; hier scheiden sich beyde.

Alles, auch der härteste Theil, im Thiere ist in ihm mittelst des Lebens dem Wechsel unterworfen; es gibt in ihm keine erstarrte Masse. Knochen, Hörner, Fischbein, auch die Schale eines Weichthieres, die sich verändert, wenn das Thier wächst, sich wiederherstellt, wenn sie verletzt ist, legen dieß dar. Selbst vom Schmelz der Zähne ist nicht erwiesen, daß er sich nicht wiedererzeugen könne.

Nur in der Krankheit ist es anders; doch liegt auch dieses Andere nicht in den noch thierisch lebenden Geweben, sondern neben diesen, zwischen diesen. Da erscheint denn Tuberkel-, da Favus-Masse, da die Krystallisation von Steinen in den Gallen-, in den Harn-Wegen, da der Absatz von phosphorsaurem Kalk in den Gefäßwänden und den serösen Häuten, der Kohle in den Bronchialdrüsen, an der Lungenoberfläche, unter der Schleimhaut des Darms.

Hydroiden, Mollusken, Insekten setzen das Erstarrende an ihre Oberfläche, nicht in sich ab; den lebendigen Stoffwechsel in ihnen beschränkt es nicht.

Anders verhalten sich die Pflanzen. Schon nach außen kommt bey ihnen erstarrende Ablagerung mehr vor, als bey den Thieren. Borke, Gummi, Wachs, Zucker zeigen dieß. Aber die Absätze nach innen sind es, worin sich der Unterschied vollends herausstellt.

Es finden sich im Innern der Pflanze erstarrte Stoffablagerungen, die sie zurückhält, obschon dieselben Stoffe auch auf ihrer Oberfläche abgesetzt vorkommen, wie Wachs, Harze, Zucker. Diese Zurückhaltung des auch von ihr Ausscheidbaren muß dem Verhältniß ihrer Thätigkeit wesentlich angehören.

Sie hält, zweytens, in ihr abgelebtes Erstarrtes in sich zurück; so desoxydirtes Chlorophyll, von dem sie erst mit dem Abfallen ihrer Blätter frey wird, abgestorbenes Mark (Guilleaud's moëlle marcescente, moëlle morte), eine farblose trockene Schicht unter dem eigentlichen Mark an der Basis der Knospen, mit schlaffem, gleichsam zersetztem Zellgewebe.

Drittens: Niederschläge von Kieselerde, von kohlensaurem Kalk finden sich, nicht krystallisirt, in den Pflanzenzellen abgelagert und nicht bloß an der Oberfläche, sondern, wie Payen sah, auch im Parenchym der Blätter zwischen den Nerven dieser, so wie in den Blattstielen und Stämmen.

Viertens endlich enthalten die Pflanzen im normalen Zustande vollständig gebildete Krystalle von Kieselsäure (so in den Zellen der Gramineen, Characeen und Equisetaceen) phosphorsaurem Kalk (in Orchis, Ornithogalum, Narcissus, Hyacinthus u. A.), kohlensaurem Kalk (in vielen Urtaceen und anderen Pflanzen), oxalsaurem Kalk innerhalb der Zellen vieler Pflanzen, sehr reichlich in den Cacteen, ferner in Citrus, in Juglans regia, hier im Parenchym der Blätter und rund um deren Nerven.

Den Grund des sich herausstellenden Unterschieds von Pflanze und Thier in der größeren Gerinnbarkeit oder auch Krystallisationsfähigkeit des von der Pflanze als Nahrung Aufgenommenen nachzuweisen, gelingt nicht. Es fehlt der Pflanze ferner

nicht an dem Vermögen, die Kryſtalliſationsneigung des Aufgenommenen aufzuheben. Das huminſaure Ammonium, welches ihre Würzelchen aus dem Humus aufnehmen, wird ſchon innerhalb dieſer Würzelchen zum Protein umgebildet. Mulder's Meinung, die Menge nnd die raſche Bewegung der Säfte verhindere im Thiere, daß ſich kryſtalliſirbare Stoffe daraus ausſcheiden, paßt nicht auf die Theorie der höheren Ordnungen. Der Grund muß anderswo, er muß tiefer liegen.

Lebendige Verknüpfung fordert organiſchen Zuſammenhang. Schon der geronnene Faſerſtoff eines einzigen Blutstropfens zwiſchen den Zellen eines Nervenſtranges hebt jene Verknüpfung auf. Wenn ich einen der Haut beraubten Froſchſchenkel kurze Zeit im Waſſer untergetaucht hielt, ſo verlor er, an Gewicht dabey etwas zunehmend, Empfänglichkeit und Bewegungsvermögen. Gleichermaßen verhielten ſich die Staubfäden der Berberitze. So haben denn auch weiche Pflanzen, die in ihrer Subſtanz viel wäſſerige Theile enthalten, nur eine ſchwache innere Verknüpfung, wenn ſie auch keine Spur von Aſche hinterlaſſen. Das von Schuppen, das von Schleim umgebene Waſſerthier iſt dagegen vor dem Eindringen des Waſſers in ſeine Subſtanz geſchützt, und bewahrt ſich dadurch ſeine organiſch-lebendige Verknüpfung.

Schon im Samen der Pflanze zeigt ſich die Eigenthümlichkeit dieſer, ſolche von ihr erzeugte Zuſammenſetzungen, die in dem Thiere wenigſtens nicht in ſolcher Menge vorkommen, in ſich zurückzuhalten: ſo beſonders einen reichen Oel-Gehalt, der, im Thiere krankhaft erzeugt oder von Außen eingedrungen, die Kraft desſelben jedesmal herabſetzt. Der Zuckergehalt der Samen kann ebenfalls der lebendigen Verbindung in dieſem nicht förderlich ſeyn, wie er denn auch im Thiere fehlt oder nur ſehr gering iſt.

Die keimende Pflanze kann denn zwar von weichem, keine erdigen Theile enthaltendem Gewebe ſeyn, wie es die Schimmelpflanzen bleibend ſind; es gehört jedoch auch dieſen weichen Theilen mittelſt des in deren Celluloſe abgeſetzten Amylums, Gummis, Zuckers, eine Starrheit an, durch welche ſie

ſich auf den erſten Anblick von den thieriſchen unterſcheiden. Dieſe Starrheit zeigen ſchon die Membranen und deren Anhänge von einzelligen Algen, in Vergleich derſelben mit Infuſorien (v. Siebold, Zeitſchrift 1. S. 273). Auch wo nachher mittelſt der Bildung von Gelenkſtellen die Beweglichkeit einzelner Theile zu Stande kommt, zeigen doch auch dieſe auf Reizung eintretenden Bewegungen die dem Pflanzengewebe eigenthümliche Starrheit.

Der aus ſchwächerer Lebensthätigkeit hervorgegangene Abſatz erſtarrender Stoffe muß nothwendig wieder als Urſache von Lebensſchwächung wirken. Dem entſpricht ganz, daß auch im Körper des Thieres, ſo wie des Menſchen, ein krankes Leben Ablagerungen im Innern herbeyführt. Bedeutſam iſt hiebey, daß dieß ſich Ablagernde mehrfach etwas in der Miſchung Pflanzenſtoffliches iſt, Fett, Fettwachs, kohlenſaurer Kalk, oxalſaurer Kalk.

Der minder verknüpfte Körper pflanzt Reizungen in ſich weniger fort. Die Spiralgefäſſe, die auch in dem beweglichen Gewebe der Mimoſen häufig ſind, geben ſelbſt eine noch die Spiralform deutlich zeigende, ſtarre Aſche.

Aus demſelben Lebensverhältniß ſtammt denn auch, daß zumal die nach Außen gelegenen Pflanzentheile der Reizung durch Licht, Wärme, Luft mehr unterworfen ſind, als die nach Außen liegenden Theile des Thieres. Wo aber mehr Reizung, da iſt, wie der thieriſche Körper es darthut, auch größere Entwicklungsneigung, was denn wieder bewirkt, daß die Bildung in der Pflanze, vergleichungsweiſe gegen die des Thiers, überwiegend nach Außen geht.

In der geringern Verknüpfung der Pflanze zu einem Ganzen liegt denn auch der Grund davon, daß dieſe ihre Wunden nicht zu ſchließen im Stande iſt. Sie lagert an der verwundeten Stelle Stoffe ab, die dem Wechſel nicht mehr unterworfen ſind. Aus derſelben Urſache iſt ſie denn auch, einen ihr genommenen Theil wieder zu erſetzen, nicht fähig.

Und ſo iſt denn wohl Grund, die Pflanze ein organiſches Gebilde zu nennen, deſſen Eigenthümliches darin beſteht, daß die in ihm geſchehenden Stoffumſetzungen ſich

zum Theil schon in seinem Innern zu von ihm nicht weiter umbildungsfähigen Erzeugnissen abschließen, worin denn wieder die unvollkommene Verbindung in der Pflanze und Alles, was hiermit zusammenhängt, bedingt ist.

Das Thier schließt dagegen seine Erzeugnisse nicht ab, sondern hält sie fortwährend dem Stoffwechsel unterworfen und begründet dadurch die innige Verbindung seiner Theile.

Von den Körpern, die allgemein und mit Recht als nicht lebend betrachtet werden, unterscheidet sich die Pflanze in ihren inneren Vorgängen dadurch, daß die in jenen angeregten Stoffumsetzungen sofort zum Abschluß gelangen, die in der Pflanze hingegen erst eine weitere Entwickelung durchgehen, bevor sie theils in ihr, theils auf ihrer Oberfläche zum Ruhestand kommen.

In der Pflanze ist schon stellenweise Aufhebung des Lebens, sonach der Tod. Das in ihr Todte beschränkt denn das Bestehen des Lebenden in ihr; dieses muß sich, wenn sie nicht untergehen soll, von Zeit zu Zeit durch Abstoßen des von ihr nicht Umbildungsfähigen verjüngen, mittelst welcher Verjüngung sie dann die Fähigkeit besitzt, das Thier in der individuellen Lebenslänge zu überdauern.

Weil der Pflanze die Verknüpfung ihrer Theile zu einem Ganzen fehlt, so ist sie denn auch nicht fähig, gleich dem Thiere ein Organ psychischer Thätigkeit zu seyn. Dem Theil oder Theilverein des Thieres, der, sey es nun durch Ermattung, worin Kälte, Erschütterung, starke elektrische Reizung ihn versetzt hat, oder durch Aufhebung seines räumlichen Zusammenhangs, ohne diese Verknüpfung ist, mangelt ebenfalls jene Fähigkeit. Sollte die Pflanze ein psychisches Organ werden, so müßte sie ihre eigenthümliche Natur aufgeben, es müßte erst ein neues Wesen aus ihr geschaffen werden.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat Mai 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Hrn. Prof. Johann August Grunert in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. 12. Thl. 4. Heft. 13. Thl. 1 — 4. Heft incl. Greifswald 1849. 8.

Beyträge zur meteorologischen Optik. 1. Thl. 3. Heft. Leipzig 1849. 8.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Mathem. naturwissenschaftliche Classe. Jahrg. 1849. Novbr. und Decbr. Heft. Wien 1849. 8.

Sitzungsberichte. Philosophisch historische Classe. Jahrg. 1849. November Heft. Wien 1849. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Jahrg. 1850. 1. Bd. I. u. II. Heft. Wien 1850. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Februar 1850. Berlin 1850. 8.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. No. VIII. January I. 1850. London 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 3. Mars 1850. Paris 1850. 8.

Von Hrn. Karl Kreil, Direktor der k. Sternwarte in Prag:

Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate. III. Jahrg. 1848. Prag 1850. 4.

Von Hrn. Dr. Albert Höfer, Prof. in Greifswald:

Sanskrit Lesebuch mit Benutzung handschriftlicher Quellen. Hamburg 1850. 8.

Abhandlungen zur Geschichte und Literatur des Prâkrit. 8.

Denkmäler niederdeutscher Sprache und Literatur. 1. Bd. Greifswald 1850. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 31.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juli.
Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

IV.

Hr. Prof. A. Wagner las folgende

Bemerkungen über den dermaligen Stand unserer Kenntniß der Faulthier-Arten.

Linné hatte unter den Faulthieren überhaupt nur 2 Arten unterschieden: den Bradypus didactylus nnd B. tridactylus. Auch Schreber folgte in dieser Beziehung ganz seinem Vorgänger, obwohl er bereits auf die großen Verschiedenheiten aufmerksam machte, die hinsichtlich der Färbung des B. tridactylus in den Angaben der Schriftsteller vorlagen. Seitdem man nun aber durch Bereisung der Heimathsländer der Faulthiere mit diesen sonderbaren Geschöpfen näher bekannt wurde und eine größere Menge von Individuen in unsere Sammlungen gelangten, kam man allmählig zur Ueberzeugung, daß allerdings der B. didactylus nur in dieser einzigen Art vorhanden sey, daß aber unter dem B. tridactylus mehrere Arten mit einander confundirt würden.

Die erste Abtrennung von B. tridactylus erfolgte mit dem B. torquatus Ill., und sie erlangte alsbald die allgemeine Zustimmung, da in der Form und Färbung der Haare zu große Differenzen sich ergaben, als daß man nicht darin die Berechtigung zur Aufstellung einer besondern Art hätte finden müssen. Diese Berechtigung würde noch evidenter hervorgetreten seyn, wenn man auch die auffallenden Eigenthümlichkeiten im Bau des Schädels hätte mit in Betracht ziehen können; durch eine fatale Verwechslung des letzteren mit dem anderer dreyzehiger Faulthiere konnte jedoch dieses Merkmal nicht zu seiner Bedeutung gelangen. Die Verwechslung ergab sich aber in folgender Weise.

Prinz Maximilian von Neuwied hat uns zuerst aus Autopsie mit den im östlichen Brasilien lebenden Faulthieren bekannt gemacht, von denen er daselbst 2 Arten auffand, den B. torquatus und eine andere, die er als B. tridactylus Auct. bezeichnete. Seine Beschreibung beschränkte sich jedoch nur auf die äußere Beschaffenheit dieser Arten; die Beschreibung ihrer Schädel überließ er Oken. Dieser lieferte auch eine sehr ausführliche Beschreibung der Schädel von den beyden Arten mit genauen Abbildungen derselben, doch war es ein Uebelstand, daß der eine an der Grundfläche des Schädels stark beschädigt war und daher bey ihm die Beschaffenheit des Flügelfortsatzes des Keilbeins nicht erkannt werden konnte.

Nach diesen Vorlagen von Oken hat nun wohl Wagler*) in seinen „Mittheilungen über die Gattungen der Sippe Bradypus“ einen in unserer Sammlung vorgefundenen Schädel als den des B. torquatus bestimmt und als solchen mit seiner eigenen Handschrift etikettirt. Er bemerkt von eben diesem Schädel, daß er „durch den sehr auffallenden Stirnbuckel und durch eine, bey Pr. M. sehr richtig an-

*) Isis 1831. S. 608.

gedeutete Ausbuchtung auf jeder Seite des Stirnrandes auffallend sich charakterisirt.“

Diesen Schädel und ein ausgestopftes Exemplar von **B. torquatus** fand ich vor, als ich mich vor sieben Jahren in meiner Fortsetzung von Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere an die Bearbeitung dieser Art zu machen hatte. Bey der Charakteristik ihres Schädels hielt ich mich zunächst an das mir vorliegende, von Wagler etikettirte Exemplar, machte indeß gleich aufmerksam, daß es schon nicht recht mit dem von Oken abgebildeten zusammenstimmen, noch weniger aber auf die Beschreibung von Cuvier und Blainville passen wolle. Die von beyden Letzteren erwähnte blasige Auftreibung des Flügelfortsatzes des Keilbeins fand sich an dem mir vorliegenden Schädel eben so wenig vor, als umgekehrt bey jenen der Orbitalfortsatz des Stirnbeins, der, wie Wagler schon bemerkte, an seinem Exemplar deutlich ausgeprägt war. Ich wußte mir aus diesem Dilemma damals nicht anders zu helfen, als mit der Bemerkung, daß die in den Beschreibungen von Cuvier und Blainville vorkommenden Abweichungen „vielleicht“ auf Rechnung des jüngern Zustandes ihrer Exemplare zu schieben seyen. Es konnte mir jedoch selbst nicht verborgen bleiben, daß hiemit der erwähnte Widerspruch keineswegs befriedigend gelöst sey, und um ins Reine hierüber zu kommen acquirirte ich 2 Exemplare von **B. torquatus**: eines in Weingeist aufbewahrt, das andere ein Fell mit wohl erhaltenem, nur am Hinterhaupte etwas beschädigten Schädel, den ich in meiner Gegenwart aus dem Balge herausnehmen ließ, um jeder Verwechslung vorzubeugen. Beyde Exemplare rührten von vollständig erwachsenen Thieren her. Zu meinem großen Erstaunen ergab sich das Resultat, daß bisher in unserer Schädelsammlung der **B. torquatus** gar nicht repräsentirt war, daß der von Wagler mit diesem Namen bezeichnete Schädel nicht dieser, sondern einer andern dreyzehigen Art angehörte, daß ferner Oken sowohl in seinen Beschreibungen als Abbildungen den Schädel des **B. torquatus** mit dem des **B. tridactylus Neuw.** verwechselt und daß nur Cuvier und Blainville den rechten Schädel des **B. torquatus** vor sich gehabt hatten. Von den eigenthümlichen Merkmalen desselben werde ich nachher zu sprechen Gelegenheit haben.

Die weitere Abtrennung neuer Arten von **B. tridactylus Auct.** nahm Wagler in seinen schon erwähnten Mittheilungen über die Gattungen der Sippe **Bradypus** vor. Er löste nämlich den Collectivbegriff **B. tridactylus**, aus dem schon früher der **B. torquatus** ausgeschieden worden war, in 3 Arten auf, die er **B. cuculliger**, **B. Ai** und **B. infuscatus** benannte. Der **B. Ai** ist ihm der **B. tridactylus** des Prinzen von Neuwied aus dem östlichen Brasilien; der **B. cuculliger** ist ihm das in Guiana einheimische und schon von ältern Autoren erwähnte dreyzehige Faulthier; der **B. infuscatus** aber eine bisher noch gar nicht erwähnte, durch Spix aus dem nordwestlichen Brasilien mitgebrachte Species. Von diesen 3 Arten gab Wagler sehr genaue Beschreibungen, die sich bezüglich der beyden ersteren auch auf den Schädelbau erstreckten.

Von dieser vortrefflichen Arbeit hatte Blainville, obschon sie in einer der bekanntesten deutschen Zeitschriften erschien, gar keine Kenntniß, als er im Jahre **1840** in seiner **Ostéographie** die Faulthiere behandelte, und er wußte sich daher auch in der Unterscheidung ihrer Arten nicht zurecht zu helfen, sondern blieb in der alten Confusion stecken; nur den **B. torquatus** rechtfertigte er nach den Merkmalen des Schädels als eigne Art. Anders Rapp in seiner werthvollen Monographie der Edentaten, der Wagler's Arbeit bey seiner Aufzählung der Arten von **Bradypus** zu Grunde legte und vom **B. cuculliger** eine schöne Abbildung des Schädels beyfügte. Von einer neuen Art, die Rüppell als **B. gularis** unterscheiden wollte, wies ich bald darauf in meinem über das Jahr **1842** sich erstreckenden Jahresbericht im Wiegmann'schen Archiv nach, daß er identisch mit Wagler's **B. cuculliger** sey.

Diese Arbeiten bildeten die Vorlagen, die ich bey meiner Auseinandersetzung der Faulthier-Arten im Schreber'schen Werke vorfand; ich hatte aber vor Wagler den Vortheil voraus, daß ich mit der Autopsie nicht bloß auf das in hiesiger Sammlung befindliche Material beschränkt war, sondern auch noch das von Natterer in Brasilien zusammen

gebrachte dazu benützen konnte. So war es mir denn möglich, daß ich die beyden Arten von Wagler, den **B. Ai** und **B. infuscatus**, besser zu begründen und auch einen Irrthum desselben hinsichtlich der Unterscheidung der beyden Geschlechter von **B. cuculliger** zu berichtigen vermochte.

Seitdem erschien keine weitere monographische Arbeit über die Faulthiere, bis eine solche ganz vor Kurzem J. E. Gray*), Curator des brittischen Museums, vorlegte. Wie von ihm zu erwarten stand, ist ihm fast die ganze hieher einschlägige deutsche Literatur unbekannt geblieben. Was Wagler, Rapp, v. Tschudi und ich hierüber gesagt haben, ist für ihn nicht vorhanden. Gray und so viele andere englische und französische Naturforscher scheinen die **entente cordiale**, die, wie man sagt, in den politischen Verhältnissen beyder Nationen bestehen soll, nicht bloß auf das naturwissenschaftliche Gebiet hinüber tragen zu wollen, sondern eine Gefährdung derselben schon darin zu finden, wenn sie auch noch einen Blick auf die deutsche Literatur werfen sollten. Sie verschließen daher Augen und Ohren vor derselben und nehmen bey ihren Arbeiten lediglich auf die beyderseitigen Leistungen Rücksicht. Sie haben dabey den Vortheil, der Kenntniß der deutschen Sprache sich entschlagen zu können, was jedenfalls sehr bequem ist. Wir könnten nun freylich die Reciprocität gegen Gray und seine Gesinnungsgenossen eintreten lassen, wenn uns nicht theils die gerühmte deutsche Universalität, theils der Umstand, daß ein Curator des brittischen Museums ein überreiches Material, aus dem er vieles Neue uns vorlegen kann, vor sich hat, davon abhielte. Wir wollen daher zusehen, wie viel unter dem Neuen, das er uns ankündigt, wirklich neu ist, und welcher Gewinn aus seiner Arbeit zur Unterscheidung der dreyzehigen Faulthiere der Therologie zugegangen ist.

Zuvörderst theilt Gray die dreyzehigen Faulthiere in 2 Gattungen: **Bradypus** (mit **B. torquatus**) und **Arctopithecus** (mit **B. tridactylus** Neuw.), die man allerdings als Unterabtheilungen der Illiger'schen Gattung **Bradypus**, wenn gleich nicht mit besondern Namen, beybehalten kann.

*) Ann. of nat. hist. sec. ser. V. (Mar 1850) p. 225.

Die Gattung **Bradypus** charakterisirt Gray hauptsächlich durch den oberhalb der Stirne abgeplatteten Schädel, keine oder sehr rudimentäre Zwischenkieferbeine, stark aufgetriebene und eine weite Höhlung einschließende Flügelfortsätze des Keilbeins. — Diese Merkmale sind richtig, mit Ausnahme des von dem Zwischenkiefer hergenommenen, indem dieser nur dann fehlt, wenn er durch unvorsichtiges Präpariren weggeschnitten worden ist. An dem Skelet unserer Sammlung von **B. torquatus**, das von einem sehr alten Thiere herrührt, sind sogar die Zwischenkieferbeine dermassen angeschwollen, daß sie mit den Oberkieferbeinen zusammenstoßen. Noch ist von unsern 2 Schädeln zu bemerken, daß alle Näthe verschwunden sind. Hieher gehört der von Oken unter dem Namen **B. tridactylus** beschriebene und abgebildete Schädel (Neuw. Beyträge **II.** tab. 5), an dem zwar die Flügelfortsätze abgebrochen sind, gleichwohl ihre breite ausgehöhlte Basis noch deutlich zu erkennen ist. Hieher gehört ferner der von Blainville in der **Ostéograph. Bradypus** tab. 3 abgebildete Schädel. Der von Wagler erwähnte Schädel dagegen ist nicht dieser Abtheilung, sondern der folgenden zuständig.

Bisher ist von der osteologischen Beschaffenheit des **B. torquatus** weiter nichts als die des Schädels und der Zahl der Halswirbel bekannt gewesen *), welche letztere bey 2 Exemplaren nur zu 8 aufgefunden worden sind. Bey unserm Skelete sind aber, wie es bey dieser Gattung die Regel ist, 9 Halswirbel vorhangen, von denen der letzte durch seine starken Anhängsel an den Querfortsätzen sich bemerkbar macht. Als Eigenthümlichkeit, die ich an keinem andern Faulthier-Skelete gesehen oder erwähnt gefunden habe, zeigt sich bey unserem Skelete des **B. torquatus** der innere Condylus des Oberarmbeines von einem sehr geräumigen Loche durchbohrt; ein

*) Ich erlaube mir hier einen Schreibfehler in meiner Fortsetzung von Schreb. Säugth. Suppl. IV. S. **133** letzte Zeile zu berichtigen, wo statt torquatus zu lesen ist cuculliger.

Merkmal, das man demnach zur weiteren Unterscheidung dieser Abtheilung von der folgenden benützen kann.

Gray zertrennt den B. torquatus in 2 Arten, die er B. crinitus und B. affinis nennt; die neuen Namen sind jedoch so wenig stichhaltig als die Arten selbst. Er hat sich nämlich zur Namensänderung bewogen gefunden, weil er in Browne's Bradypus crinitus, palmis tridactylis den B. torquatus erkennen wollte, was mir jedoch sehr zweifelhaft erscheint. Den B. affinis hat Gray bloß auf einen Schädel begründet, der etwas schmäler ist als der von seinem B. crinitus; ein Umstand, der bey allen Wirbelthieren eintritt und daher völlig werthlos für specifische Unterscheidungen ist.

Die Gattung Arctopithecus charakterisirt Gray durch folgende Merkmale: Schädel über der Stirne abgerundet; Flügelfortsätze zusammengedrückt, gerade, dünn, einfach; keine Zwischenkiefer; Unterkiefer am obern Rande zwischen den Zähnen nicht vorgezogen, aber vorn am Kinn schwach gekielt; Gesicht mit schwarzem Strich vom hintern Augenwinkel. — Unter diesen Merkmalen ist das hauptsächlichste das, welches von der Form des Flügelfortsatzes hergenommen ist, nächst dem kommt das von der Wölbung des Vorderschädels; dagegen beruht der Mangel des Zwischenkiefers lediglich auf sorgloser Behandlung des Schädels, indem dieser Knochen bey allen sorgfältig behandelten Schädeln dieser Abtheilung vorhanden ist. Die zwey zuletzt aufgeführten Merkmale sind keineswegs allgemeine, wie dieß gleich nachher erwiesen werden wird.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Mai 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem zoologisch-mineralogischen Vereine in Regensburg:

Correspondenzblatt. III. Jahrg. 1849. Regensb. 1849. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine hier:

Centralblatt. Mai 1859. München 1850. 8.

Von Hrn. Dr. Kink, Privatdocenten an der Universität in Insbruck:

Akademische Vorlesungen über die Geschichte Tyrols bis zur Vereinigung mit Oesterreich. Insbruck 1850. 8.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Böhmen in Prag:

Centralblatt der Land- und Forstwirthschaft in Böhmen. Nro. 1 — 4 incl. April 1850. Prag 1850. 4.

Von der Société nationale d'agriculture in Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles, d'agriculture et d'industrie. Tom. XI. Année 1848. Lyon 1849. 8.

Von der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen:

Det kongelige danske Videnskabernes Selskabs Skrifter. Femte Raekke. Naturvidensk. og mathematisk Afdeling. I. Bd. Kiöbenhavn 1849. 4.

Oversigt over det kgl. Videnskabernes Selskabs Forhandlinger for 1847, 1848. Kiöbenh. 1848. 8.

Collectanea meteorologica. Fasc. I. II. Hafniae 1829. 1839. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. XIX. Heft VI. December. Landau 1849. 8.

Von der Société des sciences, lettres et arts de Nancy:

Mémoires 1848. Nancy 1848. 8.

Von Hrn. M. Haldat, Secrétaire perpet. de l'académie de Nancy:

Optique oculaire, suivie d'un essai sur l'achromatisme de l'oeil. Nancy 1849. 8.

Essai historique sur le magnétisme et l'université de son influence dans la nature. Nancy 1850. 8.

Von der Cambridge Philosophical Society in Cambridge:

Transactions. Vol. VIII. Part III. IV. V. C. 1847. 49. 4.

Von der Royal Society in London:

Philosophical Transactions. For the year 1849. Part II. L. 1849. 4.

Fellows of the Society 1849. 4.

Addresse of the right honourable the Earl de Rosse. Lond. 1850. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juli.
Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bemerkungen über den dermaligen Stand unserer Kenntniß der Faulthier-Arten.

(Schluß.)

Gray bringt die Arten von Arctopithecus in 2 Unterabtheilungen: a) Pelz mäßig rigid, Rücken weiß gefleckt, Rückenstreif lang; hieher gehören: A. gularis Rüpp., A. marmoratus n. sp. und A. Blainvillei n. sp.; b) Pelz lang, sehr schlaff, weißlich, Rückenstreif sehr kurz, undeutlich und nur nach Abnützung der Haare sichtlich; hieher A. flaccidus = B. tridactylus Neuw. und A. problematicus n. sp. Somit wären in dieser Gattung den Faulthieren 3 neue Arten zugewiesen, deren Stichhaltigkeit nunmehr von uns geprüft werden soll.

Seinen A. gularis charakterisirt Gray als dunkel graubraun, Rücken weiß gescheckt mit langen weißen Streifen und breitem Fleck von weichen gelben Haaren jederseits zwischen den Schultern; Schädel mit breiter Stirne und stark gewölbt über dem Hintertheil der Augenhöhlen; Unterkiefer mit dünnem und spitz verlängertem Winkel und flachem, auf der Sutur nicht gekielten Kinntheil. — Gray hält diese Art für identisch mit Rüppell's B. gularis, worin er jedoch fehl gegriffen hat, denn 1) zeichnet sich dieser nicht wie der A. gularis durch dunkle Färbung aus, sondern ist ziemlich licht, 2) fehlt jenem der schwarze Strich hinter den Augen ganz, der bey dem Gray'schen A. gularis vorkommt, 3) giebt schon Rapp's Abbildung des Schädels von B. gularis zu erkennen, daß der Unterkiefer des letzteren am Kinntheil nicht platt, sondern in eine schnabelartige Spitze vorgezogen ist, was ich an meinen beyden Exemplaren bestätigen kann, und 4) ist es nicht wahrscheinlich, daß Gray's A. gularis, als aus Bolivia abstammend, einerley ist mit Rüppell's B. gularis, der in Guiana zu Hause ist. Was ist nun aber wohl jene Art? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich darauf zur Antwort gebe, daß sie der von Wagler und mir beschriebene B. infuscatus, und zwar das männliche Geschlecht ist. Auf diesen paßt die ganze Beschreibung der Färbung und die Angabe des Wohnorts, denn da Spix und Natterer den B. infuscatus im nordwestlichen Brasilien gefunden haben, Tschudi aber, dessen Fauna Peruana freylich Gray ebenfalls ignorirt, ihn häufig in Peru gesehen hat, so läßt sich nicht zweifeln, daß er auch im angrenzenden Bolivia sich noch einstellt. Ueber die Beschaffenheit des Schädels von B. infuscatus kann ich nichts sagen, da mir ein solcher fehlt; dagegen kann ich aus Autopsie behaupten, daß Gray's Beschreibung des Schädels von seinem A. gularis nicht auf Rüppell's B. gularis (= B. cuculliger Wagl.) paßt.

Den A. marmoratus bezeichnet Gray ebenfalls als einförmig dunkel graubraun, auf dem Rücken und den Armen weiß gescheckt; der Unterkiefer hat einen langen und zugespitzten Winkel und sein Vordertheil ist am ältern Exemplare sehr vorspringend, am jüngern dagegen abgestutzt wie bey A. gularis. Gray macht selbst bemerklich, daß Bridges diesen

A. marmoratus nur für das Weibchen von A. gularis erklärt und dieß ist auch in der That der Fall, wobey jedoch Gray wahrscheinlich die Weibchen des B. cuculliger (B. gularis) und B. infuscatus miteinander vermengt, wie dieß aus seiner Angabe von der verschiednen Beschaffenheit des Unterkiefers, so wie aus seinem Citat von Blainville's B. tridactylus guianensis (Ostéograph. tab. 3) hervorgeht, denn dieser Schädel gehört nach seiner Heimath und der vorspringenden Spitze des Unterkiefers nicht dem B. infuscatus (Gray's A. gularis), sondern unserm B. cuculliger an. Der jüngere Schädel, dessen Gray gedenkt, dürfte dagegen von B. infuscatus herrühren.

Mit seinem A. Blainvillei geht es Gray ganz eigenthümlich; denn, wie er selbst erklärt, lassen sich die 3 Exemplare, die ihm davon vorliegen, durch äußerliche Merkmale schlechterdings nicht von A. marmoratus unterscheiden; die Differenzen sind nur am Schädel wahrzunehmen, dessen Stirne stärker gewölbt und der Winkel schwächer ausgezogen ist. Zwey von den Unterkiefern haben auch einen deutlichen Kiel auf der Symphyse. Gray ist übrigens selbst bedenklich, ob diese Differenzen zu einer specifischen Trennung ausreichend sind, und ich theile nicht bloß dieses Bedenken, sondern kann mich auch durchaus nicht zu der Annahme verstehen, daß 2 wirkliche Arten in den äußerlichen Merkmalen gar keine Differenz sollten wahrnehmen lassen. Ueberdieß sind die Differenzen, die Gray vom Schädelbau angiebt, gerade solche, die am ersten vom Alter oder auch nur von der Individualität herrühren, wie dieß unsere Sammlung sattsam ausweist. Zu seinem A. Blainvillei citirt Gray Blainville's Abbildung von dessen B. tridactylus brasiliensis; ich möchte diese aber eher auf meinen B. pallidus beziehen.

Gray's A. flaccidus ist, wie er selbst erklärt, identisch mit des Prinzen von Neuwied B. tridactylus, aus dem Wagler seinen B. Ai gemacht hat; ein Name, der, weil er sowohl von dieser Art als von B. cuculliger gebraucht wird, von mir in B. pallidus umgewandelt wurde. Die Var. 1, die Gray hierzu zählt, könnte ihrer Färbung wie ihrer Heimath (Venezuela) wegen auf eine besondere Art

schließen lassen. Ich reihe hieran noch folgende Bemerkungen über den Schädelbau von B. pallidus.

Wagler hat schon a. a. O. auf die Eigenthümlichkeiten desselben aufmerksam gemacht, und insbesondere die Wölbung der Stirnbeine und die Höhe des horizontalen Astes des Unterkiefers mit breitem, gerad aufsteigenden Vordertheile ohne zungenförmige Spitze hervorgehoben. Ueber die Form der Nasenbeine hat er nichts gesagt, obgleich hier Differenzen vorkommen, die Gray wahrscheinlich bestimmt haben würden, darnach 2 Arten zu errichten. Bey dem Exemplare nämlich, das Wagler zur Beschreibung auswählte, greifen die breiten, nach hinten erweiterten Nasenbeine mit einer ziemlich weit geöffneten Spitze in die Stirnbeine ein; bey einem andern Schädel von dieser Art, an dem zugleich längs der Symphyse des Unterkiefers ein Kiel aufsteigt, der oben einen schwachen spitzen Vorsprung bildet, sind umgekehrt die Nasenbeine an ihrer hintern Grenze etwas ausgeschnitten und die Stirnbeine greifen mit ihrer Spitze in diesen Einschnitt ein. Den Grund dieser Differenz glaube ich aber nachweisen zu können. Ich habe nämlich ein ganz junges, in Branntwein aufbewahrtes Exemplar von B. pallidus skeletiren und den Balg ausstopfen lassen. Am Schädel desselben findet sich zwischen den Stirn- und Nasenbeinen ein länglich-ovales und an beyden Enden zugespitztes Zwickelbeinchen eingeschoben, von dem man an ältern Individuen keine Spur mehr wahrnimmt. Die Verwachsung desselben mag nun wohl auf zweyerley Art vor sich gehen: verschmilzt es mit den Nasenbeinen, so spitzen sich diese hinten dachig zu und greifen demnach in die Stirnbeine ein; verschmilzt es dagegen mit den Stirnbeinen, so greifen diese in den Ausschnitt der Stirnbeine ein. Die Form des Hinterrandes der Nasenbeine ist demnach eine veränderliche und darf nicht zur specifischen Sonderung verleiten.

Noch will ich Einiges über die Abbildungen sagen, welche den Schädel des B. pallidus darstellen mögen. Zuvörderst gehört hieher die Abbildung in des Prinz von Neuwied's Beyträgen tab. 4, welcher Oken irrig den Namen B. torquatus beygeschrieben hat. Eben so mag die Abbildung, welche Wiedemann in seinem Archiv für Zoolog. I. tab. 1 lieferte, von dieser Art entnommen seyn. Auch

bin ich nicht zweifelhaft, daß Blainville's B. tridactylus brasiliensis auf diese Art, nicht auf B. infuscatus, zu beziehen ist. Endlich scheinen auch noch wohl Cuvier's Abbildungen in den Rech. V. 1. tab. 5 fig. 1 — 3 nach dieser Art gefertigt worden zu seyn.

Die letzte Art, welche Gray aufstellt, hat von ihm den sehr bezeichnenden Namen Arctopithecus problematicus erhalten, ein Name, den er auch noch andern Arten hätte beylegen dürfen. Sie ist bloß auf einen Schädel begründet, den er von Para bekommen. Er unterscheidet diesen Schädel von den 2 Schädeln des A. flaccidus dadurch, daß längs der Symphyse des Unterkiefers ein Kiel aufsteigt, wodurch der obere Rand einen winkeligen Vorsprung bildet, und daß der Winkel hinterwärts viel weiter verlängert und aufwärts gebogen ist. Ich sehe hierin weiter nichts als eine leichte Differenz, die recht wohl noch in den Kreis der Schädelabänderungen des B. pallidus fallen kann, wie ich denn selbst noch andere Abweichungen kenne, die ich hier indeß nicht weiter zur Sprache bringen will.

Soll ich nun ein Urtheil fällen über den Werth der von Gray hier besprochenen Monographie der Faulthiere, so ergiebt sich aus dem Vorstehenden wohl von selbst, daß sie die Kenntniß und Unterscheidung der Arten nicht nur nicht gefördert, sondern daß sie theilweise gut begründete Species verwirrt und 4 nicht haltbare Arten dagegen zugefügt hat. Vor diesen Irrthümern wäre Gray größtentheils bewahrt geblieben, wenn er die deutschen Leistungen gekannt hätte. Er würde dann gesehen haben, daß sein A. gularis nicht Rüppell's B. gularis ist; er würde dann auch nicht die Männchen und Weibchen seiner ersten Abtheilung von Arctopithecus in verschiedene Arten gesondert haben; er wäre überhaupt darauf aufmerksam gemacht worden, ob nicht gerade diese Abtheilung an zwey durch uns wohl unterschiedene Arten (den B. infuscatus und cuculliger) zu vertheilen gewesen wären; er würde endlich den Mangel des Zwischenkiefers nicht unter die generischen Merkmale aufgenommen und uns mit dem neuen Namen B. flaccidus verschont haben, da für diese Art bereits 2 ältere Namen, B. Ai von Wagler und B. pallidus von mir, zur Auswahl vorlagen.

Zum Schluße erlaube ich mir noch einige Bemerkungen über B. cuculliger und B. infuscatus beyzufügen. Vom Knochengerüste des ersteren hatte ich, als ich meine Monographie der Faulthiere abfaßte, nichts weiter vorgefunden als das von Wagler erwähnte Skelet eines mittelwüchsigen Thieres. Seitdem habe ich von Dr. Krauß in Stuttgart, der von dieser Art aus Surinam eine große Anzahl Exemplare bekommen hat, ein erwachsenes Weibchen im Balg erhalten, den ich ausstopfen und den Schädel herausnehmen ließ. Der Schädel dieses erwachsenen Thieres bietet aber auffallende Differenzen von dem des halbwüchsigen dar, so daß ich, ohne Waglers Angabe vor mir zu haben, nicht gewagt hätte, beyde einer und derselben Art zuzuschreiben. Um nur das Hauptsächlichste zu erwähnen, so hat zwar auch der Unterkiefer am Vorderrande die zungenförmige Verlängerung, aber das Schädeldach ist ganz flach, der Gesichtstheil weit mehr verschmälert und die Nasenbeine greifen mit einer ziemlich ausgezogenen Spitze in die Stirnbeine ein, während sie beym erwachsenen Thiere mit einem breiten, horizontalen, in der Mitte nur wenig vorgezogenen Rande an letztere sich anschließen. Diese Verschiedenheit kann übrigens von derselben Ursache herrühren, wie ich sie beym B. pallidus erklärt habe. Da in dem von Stuttgart erhaltenen Balge noch die Armknochen sich vorfanden, so kann ich die Bemerkung beyfügen, daß wie am Skelete des jüngern Thieres das Oberarmbein am innern Condylus eben so wenig als bey B. pallidus durchbohrt ist.

Die beste Abbildung vom Schädel des B. cuculliger hat Rapp geliefert; Blainville's Abbildung des B. tridactylus guianensis (Ostéograph. tab. 3) ist ebenfalls von jenem entnommen. Dagegen hat sich Wagler geirrt, wenn er meint, daß die in den Beyträgen des Prinzen von Neuwied auf tab. 5 gelieferten und mit dem Namen B. tridactylus bezeichneten Schädelabbildungen auf den B. cuculliger zu beziehen sind. Ich habe schon vorhin nachgewiesen, daß dieser angebliche B. tridactylus der B. torquatus ist, und da dieser am

Vorderrand des Unterkiefers ebenfalls wie der B. cuculliger eine zungenförmige Verlängerung hat, so ist hiedurch Wagler in Irrthum geführt worden.

Vom B. infuscatus habe ich bisher keinen Schädel besichtigen können; wenn aber, wie es höchst wahrscheinlich ist, Gray's A. gularis mit selbigem identisch ist, so würde sich jener von B. cuculliger durch den Mangel der zungenförmigen Verlängerung am Vorderrande des Unterkiefers unterscheiden. — Bey weiterer Untersuchung der von mir unter B. infuscatus zusammengefaßten 3 Varietäten möchte es sich wohl herausstellen, daß nur die erste und dritte diese Art constituiren, während die zweyte Varietät als eigenthümliche Art sich rechtfertigen dürfte, die man mit dem Namen B. brachydactylus bezeichnen könnte.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Juni 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Hrn. Macedoine Melloni in Neapel:

La Thermochrôse ou la Coloration calorifique. I. part. Naples 1850. 8.

Von dem historischen Vereine von Mittelfranken in Ansbach:

Achtzehnter Jahresbericht 1849. Ansbach 1849. 4.

Von Hrn. August Grunert, Prof. in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. XIV. Th. 1. Heft. Greifsw. 1850. 8.

Beyträge zur meteorologischen Optik und verwandten Wissenschaften. 1. Th. IV. Heft. Leipzig 1850. 8.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. IV. Bd. II. Heft. Leipzig 1850. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes reudus hebdomadaires des séances. T. XXX. No. 8—12. Février, Mars 1850. Paris 1850. 4.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. XXVI. Bd. 3. u. 4. Heft. Görlitz 1849. 8.

Von der Academy of natural sciences in Philadelphia:

Proceedings. Vol. IV. No. XII. Vol. V. No. I. Philad. 1850. 8.

Von der Astronomical Society in London:

Monthly notices containing abstracts of pappers and reports of the proceedings. Vol. I — VI. 1828 — 1845. Vol. IX. 1848. 49. London. 8.

Memoirs. Vol. XVIII. London 1850. 4.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. No. 21 February und 22 May 1850. London 1850. 8.

Von der k. sächsischen Gesellschaft in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen (mathem. phys. Classe). III. Leipzig 1850. 8.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische Gelehrte Anzeigen 1 — 3. Bd. auf das Jahr 1849. Göttingen. 8.

Nachricht von der Georg Augusts-Universität und der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen vom J. 1849. Nr. 1 — 14. Göttingen. 8.

Von dem historischen Verein von Oberbayern hier:

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte. XI. Bd. II. Heft. München 1849. 8.

Von Hrn. Manuel J. Johnson, Radcliffe observer in Oxford:

Astronomical observations made at the Radcliffe observatory Oxford in the year 1848. Vol. IX. Oxford 1850. 8.

Von der Royal Asiatic Society in Madras:

Madras Journal, January — June 1849. Vol. XV. No. 35. Madras 1849. 8.

Von der ostindischen Compagnie:

Rig-Veda-Sanhita the Sacred hyms of the Brahmans; together with the commentary of Sayanacharya. Edited by Dr. Max Müller. Vol. I. London 1849. 4.

Von der Société d'archéologie et de numismatique in St. Petersburg:

Mémoires. IX. (Vol. III. 3.)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juli.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Taciti Germania. Lateinisch und deutsch von Döderlein. Erlangen **1850** bey Ferd. Enke. **82** S. gr. Okt.

Der neueste Herausgeber der Germania des Tacitus hat sich durch seine Bearbeitung der sämmtlichen Werke desselben um den großen Historiker unbestreitbare Verdienste erworben, und sind auch viele seiner Conjekturen zu kühn oder in anderer Weise unhaltbar und seine Erläuterungen nicht selten gekünstelt und zu weit hergeholt, so ist doch dankbar anzuerkennen, daß es seinem Scharfsinn und seiner Gelehrsamkeit gelungen ist, nicht wenig Schadhaftes des Textes, was den frühern Herausgebern noch entgangen war, nachzuweisen und zum Theil glücklich zu verbessern, Anderes auf neue Weise oder genauer und gründlicher zu erläutern, als es früher geschehen war. Wie schon vor einer längern Reihe von Jahren er die vita Agricolae deutsch bearbeitet hat, so liefert er jetzt eine Uebersetzung der Germania nach seiner Constituirung des Textes. Dieser und die Uebersetzung sind einander gegenüber gedruckt, auf einem Beyblatt sind die Aenderungen oder Lesarten von **17** Stellen angegeben, denen er gefolgt ist, darunter mehrere glückliche Umstellungen einzelner Wörter und kleiner Sätze. Beygegeben ist auch eine kleine Karte, welche die von Tacitus aufgeführten Flüße und Völkernamen doch ohne Angabe der Gebirge und der Gränzen enthält. Diese sind wie bekannt, überall unbestimmt, wo sie nicht durch Berge oder Flüße gezogen werden. Die Ausstattung ist von einer Feinheit, wie sie jetzo nicht häufig vorkommt. Papier und Druck erheben die Schrift fast zu einer Prachtausgabe, und es ist immer als ein gutes Zeichen der Zeit zu betrachten, daß eine Schrift, die sich bloß als Wiederdruck des Textes und Uebersetzung ohne bedeutende Zugabe ankündet, in einer solchen Ausstattung erschienen ist, sowie sich daraus auch auf die Fortdauer der großen Theilnahme, welche die Germania unter uns findet, und auf das Zutrauen schließen läßt, welches der gelehrte Herausgeber durch seine Arbeiten über Tacitus sich erworben hat.

Die Constituirung des Textes, mit seiner Ausgabe vom J. **1847** verglichen, liefert nur hier und da etwas Neues, oder läßt auf Aenderung der in den Anmerkungen zu jener dargelegten Ansichten schließen. Die Uebersetzung selbst gibt fast überall den Sinn des Schriftstellers, wie sich dieß von einem genauen Kenner desselben erwarten läßt, sorgfältig wieder. Der Ausdruck ist fast überall klar und nicht selten gewählt. Der Styl im Ganzen fließend und man merkt es der Arbeit überall an, daß sie nach einem Principe gemacht ist, welches von der Uebersetzung nur begehrt, daß sie genau nnd lesbar sey. Eine weitere Forderung, daß die besondere Art des Ausdruckes, der **color orationis**, ebenso nach Möglichkeit die Wortstellung und der Rhythmus wieder gegeben und dadurch ein möglichst treues Ebenbild des Originals gewonnen werde, wie man es z. B. in der Uebersetzung des Plato von Schleiermacher, in der des Herodot von Fr. Lange findet, hat sich der Uebersetzer, wie es scheint, selber nicht gestellt, sey es weil die nicht selten gesuchte und nach dem Poetischen greifende Redeweise des Tacitus, die einer

alternden Sprache neue Frische zu geben bestimmt war, ihm für den deutschen Gebrauch zu gezwungen erschien, sey es weil er das Volltönige und Würdevolle des Taciteischen Numerus in der deutschen Rede, die in ihren Fügungen locker und in ihren Wortbildungen mit leichten Sylben überladen ist, für unerreichbar hielt. Der Fluß der Uebersetzung ist so, daß bey Abwendung von jener Weise des Tacitus und bey dem Bestreben nach dem Zugänglichen, Deutlichen und Leichtern er ebensogut aus einem Texte des Cicero oder des Livius abgeleitet sein könnte. Wir wollen dieses nicht als Tadel erwähnt haben, sondern nur als bezeichnender Art, und die hier dargelegte hat ebenso ihre Berechtigung, wenn auch eine geringere, wie die andere, welche über den Sinn des Schriftstellers hinaus neben der Deutlichkeit auch den Kern des Ausdruckes und die Redegestaltungen des Originals soweit wiederzugeben sucht, als es der Genius des Deutschen irgend wie gestattet. In dieser Hinsicht hat die Uebersetzung von Gerlach unbestreitbare Vorzüge.

Wir werden im Folgenden zunächst einige Kapitel genauer durchgehen und unsere Bemerkungen über Original und Uebersetzung desselben vortragen.

I. Kapitel. 1. „Das gesammte Germanien wird von Gallien, Rhätien und Pannonien durch den Rhein- und Donaustrom, von Sarmatien und Dacien durch gegenseitige Furcht oder Berge getrennt.“ Im lateinischen Text sind die Völkernamen *a Gallis, Raetisque et Pannoniis a Sarmatis Dacisque* mit Recht beybehalten; es war also kein Grund, sie in der Uebersetzung mit den Ländernamen zu vertauschen, zumal Sarmatia, wenigstens bey Tacitus, als Landesname noch nicht vorkommt; auch war kein Grund *Rheno et Danubio fluminibus* „von den Strömen Rhein und Donau“ in den Rhein- und Donaustrom zu verändern, zumal der Abbruch nach Rhein der genaueren Diktion widerstreitet und genau genommen ein Rhein- und Donaustrom ein und derselbe Fluß mit zwey Namen wäre.

2. „Den Rest umgränzt der Ocean, der breite Landzungen und unübersehbare Inseln umgibt, nach unserer ziemlich neuen Bekanntschaft mit Königen und Ländern, die uns der Krieg entdeckt hat.“ Der Rest entspricht nicht dem *cetera*, denn es ist nicht ein Rest, von dem die Rede ist, sondern die ganze, für die Anschauungsweise des Tacitus unermeßliche Ausdehnung der nördlichen Gränze von den Mündungen des Rheines bis über die Weichsel und bis zu den schwedischen und finnischen Küsten hinauf. Ob *lati sinus* breite Landzungen seyen ist sehr die Frage; schon das Beywort streitet dagegen, da die Landstriche, welche den Namen der Zungen tragen, nicht breit, sondern schmal sind; auch zeigt der Beysatz nach nuper cognitis, daß die breiten Buchten gemeint sind, in welchen sich östlich von Jütland die Küsten der das Meer umgebenden deutschen und scandinavischen Länder einbiegen, und es kommen dadurch die lati sinus und insularum immensa spatia in gehörigen Zusammenhang. Erläutert wird die hier erwähnte Verbindung der sinus und insulae durch die Stellen über des Drusus Seefahrt zum Cimbrorum promontorium bey Suetonius Claud. c. 1., Plin. II, 67. Monument. Ancyr. p. 34 ed. Franc. classis romana ab ostio Rheni ad solis orientis regionem usque ad orbis extrema navigavit, quo neque terra neque mari quisquam Romanorum ante id tempus adiit, was übrigens durch die Worte des Tacitus „*nuper cognitis quibusdam gentibus ac regibus, quos bellum aperuit*“ nach Gebühr ermäßiget wird. Auch der Begriff unübersehbare Inseln statt unmeßbare oder unermeßliche ist wohl nicht genau; unübersehbar ist jede nicht ganz unbeträchtliche Insel, wenn man nicht auf ihrem Gipfel steht und „unübersehbare Inseln“ ließe sich ebensogut auf ihre Zahl als auf ihre Größe beziehen. Die Worte „nach unserer ziemlich neuen Bekanntschaft mit Königen und Ländern“ entsprechen ebenfalls nicht genau dem Original; nuper ist nicht ziemlich neu, und der bestimmende Begriff quibusdam bey regibus ac gentibus fehlt ganz. Der Zusatz von nuper angefangen ist nur erklärbar, wenn das verbindende Glied „wie bekannt wurde“ oder „wie man erfahren hat,“ beygedacht wird. Es ist bekannt, daß Tacitus dergleichen leichte und aus dem Zusammenhang ohne Müh zu entnehmende Verbindungsglieder wegläßt. Kommt durch Beybehaltung dieser Ellipsen Dunkelheit in den Zusammenhang der deutschen Rede, so thut man besser,

sie einfach zu ergänzen, als den Ausdruck umzubiegen. Wir würden also übersetzen: „den übrigen Theil umgibt der Oceanus, welcher breite Buchten und unermeßliche Ausdehnungen der Inseln umfaßt, (was zu unserer Kunde kam), nachdem neulich mehrere Völker und Könige bekannt wurden, die der Krieg eröffnet hat.

3. „Der Rhein, einem jähen, unzugänglichen Gipfel der rhätischen Alpen entsprungen, mündet nach mäßiger Biegung gen Abend in das Nordmeer; die Donau, die einer grasigen, sanft ansteigenden Anhöhe des Abnobagebirges entströmt, besucht noch mehrere Völker, bis sie in sechs Armen in das schwarze Meer fällt; ein siebenter verliert sich in Sümpfen.“ Das Nordmeer, welches dem *septentrionalis oceanus* untergestellt wird, ist an sich ohne Tadel, doch der Begriff des oceanus bey den Alten ein so prägnanter und typischer, daß es gerathen erscheint, ihn im Gegensatz vom Meere festzuhalten, welches neben ihm sich überall auf untergeordnete Theile bezieht. Ob in *Danubius molli et clementer edito montis Abnobae jugo effusus* die Annahme einer grasigen Anhöhe gestattet sey, ist sehr zu bezweifeln. Tacitus hätte das wohl durch das entsprechende Wort herboso ausgedrückt und offenbar hat Orelli Recht, welcher clementer edito als nähere Bezeichnung von mollis betrachtet. Er vergleicht Virg. Ecl. IX, 7 qua se subducere colles Incipiunt mollique jugum demittere clivo, wo se subducere durch molli clivo näher bezeichnet wird. Deutlicher noch ist Columella II, 211, den er ebenfalls anführt, collem clementem et molliter assurgentem. In den Worten „besucht noch andere Völker“ ist noch ein gut erläuternder Zusatz, da offenbar außer den deutschen noch andere gedacht werden; besuchen aber von einem Flusse im deutschen so ungewöhnlich wie im Latein. Fällt ist zu schwach für *erumpat*, auch haben mehrere Handschriften enim nach septimum: „septimum enim os paludibus hauritur,“ was nicht so ohne Weiteres zu entfernen war, weil es, wie Orelli bemerkt, aus der Schlußsylbe von septimum leicht entstehen konnte. Mit Recht hatte Döderlein es in der Gesammtausgabe beybehalten und mit Bezug auf die kontroverse Zahl der Donaumündungen erklärt. Dem Tacitus konnte bey seinen Untersuchungen über den Lauf der Donau nicht entgehen, daß die Angaben der Geographen und Historiker über die Zahl der Mündungen des Istros oder des Danubius von einander abwichen; die eine nennt den Fluß πεντάστομος oder πεντάπορος, welche bis auf Ephorus bey Strabo zurückgeht; jede Mündung trug bey den Griechen ihren besondern Namen. Plin. IV c. 12 nach genauerer Kunde nennt ihrer sechs; Strabo VII p. 211 — 13 den Fluß ἑπτάστομος. Diese Zahl wird vom Pomponius Mela, vom Ptolemaeus und selbst noch vom Ammianus Marcellinus genannt. Nachdem die fünf Mündungen durch die genaue Kunde der Spätern beseitigt waren, schwankte die Controverse, wie man sieht, zwischen sechs und sieben. Tacitus, offenbar nach näherer Erforschung oder Erkundigung, vermittelt sie dadurch, daß er einen siebenten Arm des Flußes zwar annimmt, diesen aber in Sümpfe sich verlieren, also nicht zu einem ostium werden läßt. Diese Vermittlung ist in dem enim angedeutet, denn auch hier fehlt der verbindende Satz: „bis sie in sechs Armen in das pontische Meer durchbricht, (nicht in mehrern) denn der siebente wird von Sümpfen aufgenommen.“

Cap. 2.

1. „Die Germanen selbst sind, wie ich gern glaube, Ureinwohner, kein Mischvolk in Folge von Einwanderungen und Aufnahme fremder Völker; denn im Alterthum kam, wer einen neuen Wohnsitz suchte, nicht zu Lande, sondern zur See, und den unermeßlichen Ocean da drüben, der für uns so zu sagen auf der Kehrseite liegt, besucht selten ein Schiff aus unserm Welttheil.“

Das Adverbium „gern“ bringt eine falsche Beziehung in den Text, denn nicht von dem handelt es sich, was er der einen oder der andern Meynung gern zugibt, sondern was sich nach genauer Erwägung der Gründe, die er später aufführt, zwar nicht als das Gewisse aber doch als das Wahrscheinlichere dar-

stellt. Er sagt also: „die Germanen selbst möchte ich für Ureinwohner des Landes halten.“ Auch die nächsten Worte: kein Mischvolk in Folge von Einwanderung und Aufnahme fremder Völker entsprechen nicht dem Original, welches nicht den Begriff eines Mischvolkes enthält, sondern dem vorhergehenden *indigenas* eine nähere Bestimmung beyfügt. Ein Urvolk, wie die Autochthonen in Attika, konnte fremde Stämme in sich aufnehmen, ohne darum aufzuhören ein Urvolk zu seyn, wie die Attiker auch nach Aufnahme der jonischen und anderer Einwanderungen sich fortwährend als *αὐτόχθονες* betrachteten. Was also Tacitus von den Germanen sagt, ist zweyerley: 1) daß er geneigt sey, sie für ein Urvolk zu halten 2) daß er ebenso glaube, sie seyen weniger als irgend ein anderes der Urvölker durch Ankunft und Aufnahme anderer Stämme alterirt worden. Die folgende Aetiologie *quia nec* bezieht sich ausschließlich auf den zweyten Punkt. Die Stämme, welche vordem neue Wohnsitze suchten, kamen dahin zur See, der Ocean aber, auf dem man zur See allein nach Germanien gelangen kann, wird selten von Schiffen aus dem Mittelmeere befahren. Man sieht, daß die Kunde und selbst die Vorstellung der von Osten nach Westen zu Lande gehenden Völkerzüge dem Tacitus ganz fremd war, was um so auffallender ist, da er das Vordringen der germanischen Stämme nach Westen und ihre Ausbreitung über die Sitze der von ihnen besiegten oder verdrängten Gallier wohl kennt und genau berichtet. Noch größeres Bedenken erregt, ganz abgesehen von der in *nec — et* enthaltenen Gliederung, welche der Uebersetzer aufhebt, die Art, wie er die allerdings sehr controversen Worte: *et immensus ultra, utque sic dixerim, adversus Oceanus raris ab orbe nostro navibus aditur* gefaßt und übersetzt hat. Um nicht das da drüben zu erwähnen, wo das Original das einfache jenseits, ultra hat, und ohne den den Römern ganz fremden Begriff von Welttheil zu rügen, da die Römer zwar einen orbis terrarum hatten, den sie für den ihrigen hielten, auch wohl nach Norden einen zweyten orbis annahmen, aber nichts von Welttheilen (nur *ἤπειροι* Festlande werden genannt) wissen, so möchten wir fragen, wie *adversus oceanus* ein den Römern auf der Kehrseite liegender seyn könne? Wie bekannt, ist dieses adversus, das an sich ganz unbestimmbar ist, weil neben ihm der Gegenstand fehlt, mit Bezug auf welchen das Wort gebraucht wird, in der verschiedensten Weise ergänzt worden. Am einfachsten war noch die Meynung, adversus navigantibus, aber dieses konnte so wenig fehlen, wie Hist. II, 38 mare quoque etesiarum flatu in orientem navigantibus secundum. Dazu kommt das leidige utque sic dixerim, *ὡς ἔπος εἰπεῖν*, was auf eine im Folgenden beabsichtigte und durch das Vorhergehende immensus ultra schon eingeleitete, ganz ungewöhnliche Ausdrucksweise hindeutet. Um zu dieser zu gelangen, hat man adversus ganz willkührlich als e regione nobis, in altera orbis terrarum dimidia parte situs erklärt und an die Antipoden gedacht. Somnium Scipionis VI. Hos qui incolunt terram — partim obliquos, partim aversos, partim etiam adversos stare nobis konnte wohl auf solche Gedanken führen; aber ein solcher kann unmöglich in dem einfachen Oceanus adversus gefunden werden, zumal die Antipoden und die Erdkugel den Vorstellungen des Tacitus fremd sind, und mußte nothwendig durch die entsprechenden Begriffe der Lage oder der Beziehung des nördlichen Oceanus auf den römischen orbis in irgend einer Weise angedeutet werden. Gleichwohl hat auch Döderlein sich dieser Ansicht angeschloßen, indem er den Begriff der Kehrseite herbeyzieht, was auch bezüglich des terminus selber bedenklich. Die Kehrseite wäre aversa pagina und adversa pagina die der andern gegenüber stehende, gerade wie bey den Münzen, wo überall die Rückseite aversa nirgend adversa pars genannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juli.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Taciti Germania.

(Fortsetzung.)

Mit Recht lehnt darum der neueste Herausgeber Ritter die Antipoden und die damit zusammenhängende Kehrseite ganz ab; doch ist zu tadeln, daß er ebenfalls auf die Ergänzung adversus navigantibus zurückkommt; gesetzt aber, man wollte diese ihm zugeben, so wäre dadurch das utque sic dixerim in keiner Weise begründet, denn wer sagt wohl: der Ocean jenseits, welcher so zu sagen den Schiffenden entgegensteht oder widerstrebt? was ist hier auch nur über die gewöhnlichste Weise des Ausdruckes hinausgehend? Es unterliegt also keinem Zweifel, daß man umsonst bemüht gewesen ist, die Stelle in ihrer gegenwärtigen Fassung zu halten. Schon Lipsius, unstreitig der schärfste Geist, der in die Verderbniße des Tacitus eingedrungen ist, und der die meisten mit bewunderungswürdigem Takt gehoben hat, bemerkt zu utque sic dixerim adversus oceanus: „Haud satis capio — an vox aliqua durior et remotior fuit, praesertim quam praefatione ea leniit?“ obwohl er mit Unrecht glaubte, bey adversus Italico oder Tyrrheno verstehen zu können. Den Weg zur Verbesserung hat Acidalius gezeigt, der aversus statt adversus schrieb, zwey Worte, die in jedem Schriftsteller oft unter den Varianten neben einander stehen, ebenso wie amittere und admittere und ähnliche. Wenn man dieser Spur folgend die Worte ab orbe nostro vornimmt, so gibt sich die Verbesserung von selbst; „*et immensus ultra, utque sic dixerim aversus ab orbe nostro oceanus* raris navibus aditur. Der orbis romanus wurde, wie man weiß, von dem Ocean begränzt; was jenseits, wie man annahm, des Oceans lag, begründete darum einen neuen orbis, daher der Ocean bey Britannien nach Epigramm 88 (Anthol. vet. lat. epigr. II. Theil ed. Burm.) geminos interfluit orbes und daselbst 91 nach Eroberung von Britannien durch Claudius gesagt wird *conjunctum, quod adhuc orbis et orbis erat.* In ähnlicher Weise sagt Plinius Hist. nat. IV, 14 s. 27 in Bezug auf Skandinavien, daß es alterum terrarum orbem bilde, und daher ist deutlich, warum Virgilius Ecl. I, 47 die Britannen penitus toto divisos orbe Britannos nennt und der Epigrammatist n. 86 l. l. Britannien bezeichnet als nostro quae procul orbe jacet, übereinstimmend das. epig. 90 nostro semota exclusaque coelo und Claud. de consul. M. Theodos. 55 nostro deducta Britannia mundo. Daher ist auch klar, weßhalb Tacitus den Ocean, der jene Länder umgibt, aversus ab orbe nostro nämlich romano nennt; er ist nach jenem andern orbis gewendet, versus, wie Hist. I, 76 versae in Orientem provinciae und diese durch immensus ultra eingeleitete und allerdings ungewöhnliche, von ihm selbst wohl zuerst gewagte Weise der Bezeichnung wird darum zweckmäßig von ut sic dixerim vorbereitet und entschuldiget. Diese *διόρθωσις* der Stelle habe ich schon vor 29 Jahren in den Act. Monac. III, 2 p. 459 vorgetragen; sie wird nur von Döderlein in seiner Ausgabe des Tacitus kurz erwähnt, aber nicht weiter beachtet, von allen übrigen ganz übergangen, wohl weil die Acta oder doch ihr Inhalt ihnen unbekannt geblieben sind; es schien darum nöthig, sie wieder in Erinnerung zu bringen und wo möglich den langen und immer wiederkehrenden Nöthen der Erklärer ein Ende

zu machen; von Niebuhr, dem ich sie in Rom mittheilte, wurde sie sogleich unbedingt und so zu sagen mit beyden Händen angenommen.

Die folgende Schilderung von Germanien, „jenem häßlichen Lande," bis „dem es nicht Vaterland ist" wird energischer von Gerlach gegeben „um Germanien aufzusuchen, wo ungestaltet die Länder, rauh der Himmel, traurig der Anbau und Anblick, außer für wen es das Vaterland ist." Von eben demselben wird *memoria* statt Geschichte richtiger durch Ueberlieferung gegeben. Kind der Erde für *terra editum* statt einen erdgebornen Gott bey Gerlach gibt einen ungehörigen Nebenbegriff. — Statt der Worte „dem Mannus geben sie drey Söhne" ist bey Gerlach „legen sie drey Söhne bey," wodurch *tris filios assignant* genauer wieder gegeben wird. Ebenso hat für „einige zählen, wie das graue Alterthum viel erlaubt, mehr Söhne des Gottes" Gerlach dem Original entsprechender „einige nach der Freyheit alter Ueberlieferung, reden von mehreren Göttersöhnen, wiewohl auch hier die letzten Worte *plures deo ortos affirmant* nicht genau wieder gegeben sind, da nur von den Söhnen Eines Gottes, des Mannus, die Rede ist und dem *affirmant* nicht reden sondern behaupten entspricht. — Dann kommt die kontroverse Stelle über den Ursprung des germanischen Namens: *ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint: ita nationis nomen, non gentis, evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox a se ipsis invento nomine Germani vocarentur*, welche in dieser διόρθωσις der neuesten Herausgeber, der auch die Uebersetzung folgt, sich kaum halten läßt. Nach *Tungri* vocantur zu verstehen, weil darauf Germani vocati sint folgt, ist auch bey Tacitus hart und ungewöhnlich, und die Isophonie in der Nacheinanderfolge von nunc, Tung-ri, tunc ist bey Tacitus, der das *κακόφωνον* sehr sorgfältig vermeidet, so unerträglich, wie sie bey jedem andern guten Schriftsteller seyn würde. Dazu schließen die Worte *ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim* neben dem richtigen Gedanken *ita nationis nomen evaluisse paulatim* einen falschen in *non gentis* ein, welche Worte ebenfalls durch ita non gentis nomen evaluisse paulatim ergänzt werden müßten. Der Name eines Stammes kann allerdings allmählich zu überwiegender Geltung kommen, und dadurch zum Namen des ganzen Volkes werden. Wir haben es in dem Mittelalter an dem Namen „Alemannen gesehen, der bey den Franzosen auf alle Deutschen übergegangen ist, wie bey dem Namen der Franken, mit welchem im Orient noch jetzo alle Abendländer belegt werden; aber unmöglich kann von dem Namen der gens, das ist, in diesem Gegensatz, des ganzen Volkes, *evaluisse paulatim* gesagt werden; denn gibt es einen solchen, so hat er nicht mehr nöthig, allmählich das Uebergewicht zu bekommen; er ist eben da und im Gebrauch, darum aber der Sphäre des evalescere paulatim ganz entrückt. Dazu kommt das Schwanken der Lesart, die Maßmann mit seiner großen und jedes Dankes würdigen Genauigkeit aufführt. Wir verweisen nur auf ut st. ac, tunc — nunc so wie nunc — nunc st. nunc — tunc auf to und di vor Tungri, auf sunt st. sint, coaluisse st. evaluisse, Schwankungen, die allerdings erst nach der offenbaren Corruptel eingetreten seyn können. Diese selbst deutet auf Lücken, welche mit Sicherheit nicht zu ergänzen sind, doch konnte Tacitus schreiben „quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri *appellantur* tunc Germani vocati sint: ita nationis nomen *in* gentis *universae appellationem* evaluisse paulatim etc.

Die Worte *primum a victore ob metum* übersetzt Döderlein „erst der Sieger, um Furcht einzuflößen," ähnlich Gerlach „alle zuerst von dem Sieger, um zu schrecken;" doch ist nicht klar, wie ein Sieger glauben konnte, er könne dadurch schrecken, daß er seinen Namen auf andere Stämme übertrug; war er Sieger, so bedurfte er nicht dieser Täuschung; der Schrecken seines Namens lag in ihm selber, und die andere Deutung, daß die Besiegten gemeint seyen, welche wegen ihrer Furcht den Namen von dem Sieger auf alle übertrugen, die nach ihm kamen, ist die natürliche. Nachdem einmal der Name gefunden war *invento nomine*, d. h. in der größern Ausdehnung im Gebrauch

war, sey er von den Germanen selbst angenommen worden; das ist wenigstens die Ueberlieferung, der Tacitus folgt und unstreitig fußte sie auf die Gewohnheit jener Völker, in ihrem Verkehre mit den Römern, soweit er durch die lateinische Sprache vermittelt wurde, den Namen zu brauchen, der bey diesen für das ganze Volk gewöhnlich war. Es ist wohl kein Zweifel, daß unter ihnen selbst der vom Thuisko abgeleitete Name, welcher ohnehin sehr früh zum Vorschein kommt, schon zu der Römer Zeit bestand und von ihnen in ihrem eigenen Verkehr gebraucht wurde. Sie waren das Geschlecht des Thuisko und nannten sich nach seinem Namen oder nach dem seines Vaters, wenn unter Thuisko sich in der That die Benennung des höchsten Gottes Thuit oder Diut verbirgt und Thuisko nur den Sohn des Thuit bezeichnet.

Ueber die folgenden Kapitel begnügen wir uns einzelne Bemerkungen beyzufügen.

Kap. 3. ist nec tam *vocis illae* quam virtutis concentus *videtur* richtig statt nec tam *voces illae*, quam virtutis concentus *videntur* gelesen und *quod in ripa situm hodieque incolitur* ebenfalls mit Recht durch den „heute noch bewohnten Ort" übersetzt. Vollständig wäre die Rede quod in ripa Rheni situm *incolebatur hodieque* incolitur.

Kap. 5. *non in alia vilitate quam quae humo finguntur* wird in „gleichem Unwerth wie irdene" übersetzt und dadurch das Ungehörige des Ausdrucks in *alia vilitate* verhüllt. Die vilitas kann hier unmöglich verschiedene Grade haben, so daß anderwärts die vilitas der silbernen Gefäße eine andere wäre, als die der irdenen. Offenbar ist *utilitate* im Text gewesen; sie sind ihnen zu nichts anderem nütze als die irdenen, d. i. in keinem andern Gebrauche als diese.

Kap. 7. *Duces exemplo potius quam imperio; si promti, si conspicui, si ante aciem agant, admiratione praesunt*, der Feldherr, mehr zum Vorbild als zum Befehlen gewählt, herrscht nur durch die Achtung, die er genießt, wenn er Muth zeigt, sich hervorthut, vorn in der Schlacht kämpft. Hier kann exemplo potius quam imperio nicht durch electi ergänzt werden und *admiratione* ist mehr als Achtung. Offenbar faßt dieses Wort die Begriffe oder Bezeichnung, die in den Worten exemplo potius quam imperio praesunt und die Erläuterung derselben si prompti, si conspicui, si ante aciem agant zusammen. Auch bey Gerlach, der übersetzt: „die Führer durch Beyspiel vielmehr als durch Befehl, wenn rüstig, wenn ausgezeichnet, wenn sie vor der Schlachtreihe erscheinen, üben durch Bewunderung den Vorstand, ist die Gliederung oder Verbindung der Begriffe zum Satze dem Original nicht ganz entsprechend und dieses zu übersetzen: die Feldherren führen durch Beyspiel mehr als durch Macht, wenn sie zur That bereit, wenn hervorragend, wenn sie vor der Schlachtreihe handeln, durch Bewunderung den Vorstand. — Daselbst: *exigere plagas* ist nicht nach den Wunden fragen, sondern die Wunden untersuchen, wie Gerlach richtig übersetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hildebrandslied herausgegeben von A. Vollmer und K. Hofmann. Leipzig 1850. 22 S. gr. 8.

Unter den zur Zeit bekannten ältesten Dichtungen in deutscher Sprache ist keine andere, die wie dieses sogenannte Hildebrandslied den Gedanken erlaubte, daß sie in die Reihe derjenigen gehört habe, die Karl der Große werth hielt in eine eigene Sammlung gebracht zu werden, und die auf nationale Ueberlieferungen mehr als, wie spätere, auf kirchliche Dinge ausgiengen.

Gegenstand dieses Liedes ist die für alle Zeiten und Völker drastische Begegnung eines Vaters und seines Sohnes, die, sich nicht erkennend, einander zum Zweykampf herausfordern. Was in dem Schahnameh des persischen Dichters zwischen Rostem und Suhrab, geht in dem Liede des deutschen zwischen Hildebrand und Hadubrand, zweyen Gestalten der heimischen Heldensage, vor.

Auch dieses Lied wäre verloren, ganz verloren, hätte nicht um das Ende des achten Jahrhunderts einer der Schreiber eines nun in Cassel liegenden Fuldaischen Buches auf überzähligen Blattseiten so als Nebensache wenigstens einen Theil, den ersten desselben niedergelegt. Denn was sich auf solche Weise erhalten hat, geht nur bis zum Anfang der Entscheidung, nicht bis zur Vollendung derselben.

Schon vor hundertdreyßig Jahren (1729) machte J. G. v. Eckhart im ersten Bande seiner Commentarii de rebus Franciae orientalis S. 864 — 902 auf dieses fragmentum fabulae romanticae saxonica dialecto conscriptae, wie er es nennt, aufmerksam, indem er nicht nur einen Theil der Urschrift im Facsimile gab, sondern auch eine lateinische Uebersetzung nebst sprachlichen und geschichtlichen Erläuterungen desselben beyfügte. Daß es alliterirt, also ein Gedicht, ein Lied sey, wurde erst nahezu hundert Jahre später von den Gebrüdern Grimm erkannt und gezeigt in „die beyden ältesten deutschen Gedichte“ Cassel 1812. Im Jahre 1830 gab W. Grimm ein Facsimile des ganzen Fragments. Dann folgten kritische Ausgaben: 1834 von K. Lachmann, 1835 von W. Wackernagel in dessen Lehrbuch II. 63, 1840 von K. Roth in seinen Denkmälern 14 — 21, 1843 von Wilh. Müller in Haupt's Zeitschrift III. 449, 1845 von Feußner, 1846 von Wilbrandt, und nun 1850 die vorliegende.

Diesen Kritikern war es theils um Berichtigung des wörtlichen Textes, in welchem hoch- und niederdeutsche Formen durcheinander gemengt sind, theils um Herstellung des metrischen Baues zu thun, den man, nach den dermal gewonnenen Begriffen von der Verskunst der noch alliterirenden Altvordern, in der ursprünglichen Gestalt des Liedes glaubt voraussetzen zu dürfen. Ueber einige Stellen, die nur, weil ihre Wörter unrichtig verbunden oder getrennt erscheinen, anfangs unverständlich waren, ist man seit 1832 völlig im Reinen. Ueber andere aber, die nur durch Annahme, der Schreiber habe gefehlt, es sey für irgend einen seiner Buchstaben ein anderer, oder wohl gar für ein Wort ein anderes vorauszusetzen, eine niederdeutsche Form als hochdeutsche zu nehmen, dieß und jenes einzufügen, wegzulassen, umzustellen, für heilbar erachtet wurden, über sie ist, wie natürlich, noch keine deutsche Einigkeit zu Stande gekommen.

Zum Glück liegt die eigentliche Gestalt des alterthümlichen Torso, Dank jener Facsimilisirung, aller Welt so fest und gesichert vor, daß die Kunst der kritischen Restauratoren, ohne Gefahr, daß etwas Ungehöriges an ihm selber hafte, nach Belieben daran geübt werden mag. Von jeher hat das Unklare, Räthselhafte die Forschlust mehr herausgefordert als das Selbstverständliche, und ihre Uebung ist eine der schönsten geistigen Unterhaltungen, die nicht selten nebenbey zu einem unerwarteten Gewinne führt.

In diesem Sinne begrüßen wir auch den gegenwärtigen Versuch der beyden Münchner Kritiker. Sie gehören nicht unter die ängstlichern; sind aber auf diesem Gebiet des deutschen Alterthums wohl zu Hause, wie nicht bloß aus den kritischen Bemerkungen zu ihrem verbesserten Texte, sondern auch aus der Uebersetzung desselben nicht etwa nur in die jetzige hochdeutsche, sondern auch in die reinaltsächsische, ja sogar und zwar gleichfalls alliterirend, in die Sprache der alten Gothen ersichtlich ist. Dem Hinblick auf die ältere Sprache sind wohl auch einige Absonderlichkeiten in ihrer Art die jetzige zu schreiben zu gute zu halten.

Die Einzelheiten dieses kritischen Versuches müssen dem Leser des kleinen Ganzen und seinem eigenen Urtheil vorbehalten bleiben. Diese Anzeige will bloß auf die in ihrem Bereich jedenfalls beachtenswerthe Neuigkeit aufmerksam machen.

Schmeller.

Dieser Numer liegt das Inhalts-Verzeichniß für den XXX. Band bey.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juli.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Taciti Germania.

(Fortsetzung.)

Kap. 11. *nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant. Sic constituunt, sic condicunt. Nox ducere diem videtur.* Döderlein: Sie zählen nicht wie wir nach Tagen, sondern nach Nächten; so wird die Zeit festgesetzt, so verabredet; die Nacht, glauben sie, gehe dem Tage voran.“ Gerlach genauer: und nicht der Tage Zahl, wie wir, sondern die Nächte zählen sie, so setzen sie fest, so beraumen sie an; die Nacht scheint den Tag zu führen; denn constituere und condicere sind termini technici für bestimmte gerichtliche Verhandlungen; übrigens scheinen die Worte *nox ducere diem videtur* unmittelbar nach computant zu gehören. — Das. *ut turbae placuit, consident armati.* Döderlein: „der Haufen nimmt Platz, wie es ihm gefällt,“ Gerlach: „wie es dem Haufen gefallen, setzen sie sich bewaffnet. Hier hat Fr. Gronov wohl richtig *turba* gelesen, denn nicht davon handelt es sich, was dem Haufen gefällt und es versteht sich wohl von selbst, daß in einer solchen Versammlung jeder Platz nimmt, wo er ihn findet, wohl aber davon, daß bey dem Zögern in der Zusammenkunft sie erst dann anfangen, wenn sie finden, daß für die Berathung die Menge zahlreich genug beysammen sey.

Kap. 12. *ignavos et imbelles et corpore infames coeno ac palude, injecta insuper crate immergunt.* Döderlein: Memmen, Kriegsscheue und Weichlinge (werden) mit Flechtwerk bedeckt und in Schlamm und Sumpf versenkt. Gerlach: Feige und Unkriegerische und am Leibe Geschändete versenken sie in Koth und Sumpf. Bey Döderlein ist Memmen für gewählten Ausdruck zu gemein und Weichlinge nicht hinreichend, um das flagitium, das in *corpore infames* liegt, oder die παθικοὺς zu bezeichnen. Mit Recht bemerkt Orelli: facile fieri poterat, ut, qui Romae inter principum custodes meruerant, eo vitio semel imbuti, eidem etiam in patriam reversi indulgere pergerent. Vergl. auch Hist. IV, 14.

Kap. 13. *insignis nobilitas aut magna patrum merita principis dignationem etiam adolescentulis assignant; ceteris robustioribus ac jam pridem probatis aggregantur.* Döderlein: Vorzüglich Hochgeburt oder Verdienst des Vaters schafft auch dem unreifen Jüngling die Anerkennung des Fürsten; er wird den übrigen schon ältern, schon längst bewährten beygesellt. Die Anerkennung des Fürsten entspricht nicht dem *dignationem principis*, was offenbar die Würde bezeichnet, deren der Fürst genießt und die schon auf den adolescentulus übergetragen wird, wenn er von hohem, das ist wohl königlichem Geschlecht ist, oder einen vorzüglich berühmten Vater hat. Jene Uebertragung scheint sich vorzüglich auf den Fall zu beziehen, wo er den Vater in frühen Jahren verliert; obwohl noch adolescentulus, wird er dann doch als Erbe seiner Würde angesehen und geehrt. Damit stimmt aber das folgende: *ceteris robustioribus — adgregantur* nicht zusammen, denn mit der Würde oder dem Ansehen

seines Vaters bekleidet und darum selbst als Fürst geachtet, ist er über das Verhältniß der comites zu ihrem Fürsten erhaben, denen ihn das folgende gesellt: *ceteris robustioribus ac jam pridem probatis adgregantur: nec rubor inter comites aspici*, dazu wird durch *ceteris* offenbar der Gegensatz verwischt, der zwischen jenen Erlesenen und zwischen der übrigen Schaar edler und tapferer Jünglinge durch diese Anordnung der Rede eingeleitet wird und es bliebe die Bildung des comitatus aus diesen ganz ohne Erwähnung oder würde doch nur so nebenher vorausgesetzt. Das aber ist unstatthaft, weil gerade der comitatus eine den Germanen so eigenthümliche und höchst wichtige Erscheinung in ihren socialen und politischen Verhältnissen ist. Lipsius hat darum ganz recht gesehen, der *ceteri* statt *ceteris* vorschlug, und Gerlach hat wohlgethan, ihm hier zu folgen. Er übersetzt: die übrigen reihen sich Kräftigern und schon längst Erprobten an. Hier sind die robustiores die an Alter Vorgerückten und an Kraft Erstarkten im Gegensatz der eben erwähnten adolescentuli; diese stehen außer dem Comitat, sie sind im Gegentheil, obwohl noch jung, geeignet selbst ein Comitat zu bilden; die übrigen Jünglinge, die ihnen an Adel des Geschlechtes und Ruhm der Väter nicht gleich stehen, schaaren sich um die *robustiores ac jam pridem probatos* zu ihrem Gefolge, und obgleich selbst von edler Geburt, scheuen sie sich nicht als comites, als Begleiter bewährter Fürsten aufzutreten. — Das. *expetuntur enim legationibus* Döderlein: Er wird durch Abgesandte eingeladen, wo eingeladen werden dem *expeti* nicht entspricht, denn nicht von einer einfachen Einladung, sondern von einer förmlichen Bewerbung um ihre Hilfe ist die Rede, so wie vom Preise, der ihnen für den Fall der Hülfeleistung in Aussicht steht, wie das folgende *et muneribus ornantur* zeigt. Sind sie geworben, und kommt die Meldung, daß ihr Zuzug in Aussicht steht oder schon eingetreten sey, zu den Feinden, so reicht das häufig hin, diese vom Krieg abzuhalten, daher die Schlußworte *et ipsa plerumque fama bella propulsant.*

Kap. 14. ist *exigunt enim principis sui liberalitate illum bellatorem equum, illam cruentam victricemque frameam* durch die Uebersetzung: „Sie verlangen von ihres Fürsten Großmuth bald das Roß, auf dem erkämpft, bald den blutigen Speer, mit dem er gesiegt hat, nicht nach dem wahren Sinne wiedergegeben. Liberalitas ist nicht Großmuth, und von der Scheidung, die durch das doppelte bald eingeführt wird, ist im Original keine Spur; ebenso wenig davon, daß das bezeichnende Pronomen vor bellator equus und cruenta victrixque framea auf das Roß gehe, auf dem der Fürst gekämpft, und auf den blutigen Speer, mit dem er gesiegt hat; auch wäre nicht denkbar, daß bey der großen Zahl der comites und der erprobten Tapferkeit von Allen das Begehren von Vielen nach einem einzelnen Gegenstande im persönlichen Besitze des Feldherrn gegangen wäre. Liberalitas in diesem Zusammenhange deutet auf Geschenke, die sie im Allgemeinen von ihrem Fürsten neben dem begehrten, was ihnen als stipendium zukam und was im Folgenden als Gegensatz der Geschenke durch *nam* eingeleitet wird. Richtig übersetzt darum Gerlach: „Sie fordern von ihres Fürsten Freygebigkeit jenes Streitroß, jene blutige Frame, denn Gastmähler und Trinkgelage mit (von) reichlicher wenn auch ungekünstelter Zubereitung gehen für Sold.“ In den Worten *illum bellatorem equum, illam cruentam victricemque frameam* jenes Streitroß, jene blutige und sieghafte Framea beziehen sich darum auf den Schrecken, den die zu Roß oder mit der Framea kämpfenden comites um sich verbreiteten, auf die Bewunderung der Tapferkeit, die sie beym Gebrauche derselben zeigten.

Kap. 15. Am Anfange ist in den Worten *quotiens bella non ineunt, non multum venatibus, plus per otium transigunt*, das zweyte *non* mit Recht weggelassen, es ist aus dem vorhergehenden *non ineunt* ungebührlich wiederholt; ob aber *mos est civitatibus ultro ac viritim conferre principibus vel armentorum vel frugum* mit ein Stück Vieh oder etwas Korn richtig übersetzt ist, steht sehr zu bezweifeln. Warum nur ein Stück und warum wenig Korn? Der genitivus partitivus, mit Bezug auf das Vermögen eines Jeden an Vieh und Feldfrüchten, sagt offenbar, daß die Einzelnen von beyden dem Fürsten einen Theil nach eigenem Er-

messen, einen größern oder geringern darboten, ohne daß gerade der Belang des Geschenkes bestimmt festgesetzt war. Es waren freye Gaben, die sich nach dem Vermögen, dem guten Willen oder der Absicht des Geschenkgebers richteten.

Kap. 16. *quia rigorem frigorum ejusmodi loci molliunt* ist von Döderlein in der Ausgabe des Tacitus mit Recht bezweifelt und in dem vorliegenden Druck die Aenderung des Acidalius von *locis* in *loci* dem Zusammenhange gemäß aufgenommen worden.

Kap. 18. *accipere se quae liberis inviolata ac digna reddat, quae nurus accipiant rursus, quae ad nepotes referantur* mit der Uebersetzung: „sie empfange ein Pfand, das sie einst unentweiht auf die Kinder vererben solle, das würdig sey, von einer Schwiegertochter wieder empfangen und auf die Enkel gebracht zu werden. Diese Exegese geht natürlich nicht auf das Joch Rinder oder das gerüstete Roß, die im vorhergehenden unter den Geschenken erwähnt werden, welche der Bräutigam seiner Braut gibt, denn diese gehen natürlich nicht auf Kinder und Enkel über, sondern allein auf die *data arma*, von denen die Reihe der Geschenke geschlossen wird; aber unstatthaft ist in der *διόρθωσις*, der Döderlein folgt, das dreyfache quae. In den Hdschr. schwankt die Lesart zwischen que und quae beym ersten wie beym zweyten, ebenso zwischen reddat und reddant. Zunächst ist wohl ac digna nach reddat zu stellen, damit es mit den folgenden Worten, quae nurus accipiant, die zu ihm gehören, zusammenkommt; *rursus* aber zu *nurus accipiant* gezogen, ist offenbar überflüßig, während die folgenden Worte, die eine Wiederkehr der Gaben bezeichnen, dieses Wort begehren. Ebenso weicht *referantur* aus der Fügung und Rhenanus hat mit Recht *referant* begehrt. Nichts ist häufiger, als die Verwechselung der beyden genera verbi in der Form dieser Person; ist referant in den Hdschr. mit etwas langem Querstrich des t, so kann der Buchstab leicht für das gewöhnliche Compendium der Sylbe tur genommen werden. Es scheint darum, sowohl die Gliederung als der Zusammenhang des Satzes zu fordern, daß man lese: accipere se quae liberis inviolata *reddat ac digna*, quae nurus accipiant *rursusque* ad nepotes *referant*, sie empfange, was sie unverletzt ihren Kindern überliefern solle, was würdig sey, daß es die Schwiegertöchter empfangen und weiter auf die Enkel übertragen. Die Waffen kommen aus den Händen des Bräutigams in die der Braut, gehen von ihr auf den Sohn über, mit dem ihre Ehe gesegnet wird; von diesem auf die Braut, die er der Mutter als Schwiegertocher zuführt, und gelangen von dieser an ihre Söhne, die Enkel der Schwiegermutter, mit derselben Bestimmung, in gleicher Art auf das folgende Geschlecht überzugehen.

Kap. 19. *Ergo saepta pudicitia agunt* „darum steht dort die Frauentugend in gutem Schutz.“ Was soll hier *saepta pudicitia* und wovon ist sie umgeben? Sie ist offenbar in den Sitten und darum selbst Schutz, die keines zufälligen äußeren bedarf, wie Göthe im Tasso sagt: die Sittlichkeit umgibt wie eine Mauer der Frauen leicht verletzliches Geschlecht, und die Lesart *saeptae* ist die allein richtige. — Das. *sic unum accipiunt maritum quomodo unum corpus unamque vitam* „wo sie einen Gatten empfängt, wie einen Leib und ein Leben;“ die in *sic* liegende *ἔνδειξις* und ihre Kraft wird hier durch wo aufgelöst. Besser Gerlach: So erhalten sie einen Ehemann, wie einen Leib und ein Leben.

K. 20. *In omni domo nudi ac sordidi in hos artus — excrescunt.* „Halbnackt und ärmlich gekleidet, so wachsen sie in jeglichem Hause.“ Während oben die *ἔνδειξις* verwischt wurde, wird sie hier, wo Tacitus sie nicht gewollt, eingeführt; auch ist kein Grund, *nudi* halbnakt noch weniger *sordidi* ärmlich gekleidet zu übersetzen. Warum nicht nach Gerlach: In jeglichem Hause erwachsen sie nackt und schmutzig u. s. w? Das. *pares validaeque miscentur ac robora parentum liberi referunt* „was sich paart, hat gleiches Alter, gleiche Rüstigkeit und das Kind wird ein Abbild seiner kräftigen Aeltern.“ Hier liefert, was sich paart, kein eigentliches Analogon zu pares miscentur; es ist kein Grund

von den Worten abzuweichen, gleich an Alter und Kraft werden sie vermählt, und die Stärke der Aeltern kehrt in den Kindern zurück.

Das. *Sororum filiis idem apud avunculum qui ad patrem honor. Quidam sanctiorem arctioremque hunc nexum sanguinis arbitrantur* „der Schwesterſohn ſteht beym Oheim in gleicher Ehre wie beym Vater; ja mancher ſieht darin ein noch heiligeres und engeres Verwandtſchaftsband.“ Die Worte des Originals zeigen deutliche Spuren des Verderbnißes. Wie kann *apud* avunculum und *ad* patrem im Gegenſatze ſtehen und was ſoll hier *ad* heißen? Auch iſt der zu Grunde liegende Begriff filiorum ad patrem honor unſtatthaft; die Söhne werden vom Vater geliebt oder gepflegt, geehrt aber in weitern blutsverwandtlichen Verhältnißen von den Angehörigen. Dazu ſieht man nicht, warum während ihr Verhältniß zum avunculus angegeben wird, das zum patruus ohne Erwähnung bleibt. Offenbar ſchrieb Tacitus sororum filiis idem apud avunculum qui *apud patruum* honor, und ap. patrem, die Lesart des cod. Pontani läßt über die Richtigkeit der Aenderung keinen Zweifel. Deutlich iſt nun das folgende *quidam sanctiorem arctioremque hunc nexum sanguinis arbitrantur* ſowie die hier angedeutete germaniſche Sitte. Der nexus sanguinis zwiſchen Neffen und mütterlichem Oheim wird für enger und heiliger geachtet, als derſelbe nexus zwiſchen ihm und dem patruus; eine Vorſtellung, nach welcher der nexus sanguinis zwiſchen Sohn und Vater weniger heilig und eng erſchiene, als der zwiſchen Neffen und avunculus, iſt geradezu widerſinnig und zumal gegen den geſunden und naturwüchſigen Sinn der Germanen. Gleichwohl hat man bis jetzo den Tacitus unbehelliget ein ſolches abnorme melden laſſen. Offenbar bezeichnet er auch hier einen Gegenſatz zwiſchen germaniſcher und römiſcher Sitte. Bey den Römern ſchied nicht nur die Frau aus der Familie, ſie ging auch in die sacra mariti über; der nexus zwiſchen ihren Söhnen und Brüdern wurde dadurch ein lockerer und weiterer. Dagegen blieb der nexus der Söhne von Brüdern zwiſchen dieſen und jenen ein engerer, auch durch sacra vermittelter. Der patruus war der natürliche tutor des Neffen, und, wurde bey ſeinen Lebzeiten vom Vater im Teſtament ein anderer als tutor genannt, ſo konnte dieſer aus jenem Grund die Vormundſchaft ablehnen; habenti patruum legitimum tutorem se vitiose datum. Fr. 37 pr. D. 27, 1. Vergl. fr. 8 D. 26, 4. Darauf alſo weist Tacitus hin; im Gegenſatz von der römiſchen Sitte wird der nexus sanguinis zwiſchen Neffen und avunculus bey den Deutſchen wenn auch nicht allgemein für heiliger und enger geachtet, als der zwiſchen ihnen und dem patruus. Daß übrigens hier nur eine in den Sitten begründete Anſchauungsweiſe gemeint iſt, die auf der Würde der Frauen und nach Umſtänden auch auf der Hilfsbedürftigkeit ihrer Kinder, wenn jene Wittwen waren, beruhte, im Uebrigen aber im bürgerlichen Verhältniße der patruus näher ſtand als der avunculus, zeigt die folgende Meldung über die Erbſchaftsgrade: proximus gradus in possessione fratres, patrui, avunculi.

Kap. 21. *Notum ignotumque, quantum ad jus hospitis, nemo discernit. Abeunti si quid poposcerit, concedere moris — nec acceptis obligantur. Victus inter hospites comis.* Schon Erneſti erklärte die Stellung der Worte victus inter hospites comis, da wo ſie gewöhnlich geleſen werden, für unhaltbar und brachte ſie vor Abeunti si herauf. Gerlach hat ſie in Klammern geſchloßen und in der Ueberſetzung weggelaſſen; aber wie konnte jemanden beykommen, einen Zuſatz dieſer Art in den Tacitus hineinzubringen? Beſſer verfuhr Döderlein, der der Anordnung von Erneſti folgend überſetzt: „zwiſchen Bekannt und Unbekannt macht ihr Gaſtrecht keinen Unterſchied. Im Zuſammenleben herrſcht zwiſchen Wirth und Gaſt Herzlichkeit. Beym Abſchied iſts Brauch, dem Gaſt zu geben, was er etwa begehrt“ u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juli.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Taciti Germania.

(Fortsetzung.)

Kap. 23. *Potui humor ex hordeo aut frumento, in quandam vini similitudinem corruptus.* „Als Getränk dient ein Korn oder Gerstensaft, dem man durch allerley Mittel einige Aehnlichkeit mit dem Weine gibt.“ Die Verkuppelung von Korn- oder Gerstensaft ist gegen den gewählten Ausdruck. Aehnlichkeit mit dem Weine geben entspricht nicht dem corrumpere in similitudinem vini, und die Worte durch allerley Mittel bilden nicht nur einen müßigen Zusatz, sondern widerstreben dem Sinne des Tacitus. Der aus Korn oder Gerste gezogene Saft hat wie bekannt einen süßlichen Geschmack; durch Gährung, die in dem corrumpere angedeutet ist, geht er in einen säuerlichen, dem Weine ähnlichen Trank über, und das allein hat Tacitus ausdrücken wollen.

Kap. 26. *Fenus agitare et in usuras extendere ignotum ideoque magis servatur quam si vetitum esset.* „Zinsen zu nehmen und sie auf Zinsen selbst auszulehnen ist eine unbekannte Sache, darum weniger Uebertretung als wenn ein Verbot bestünde.“ Der erste Theil der Stelle ist nach der von mir gegebenen Erklärung übersetzt; von Gerlach ungenau: Geld auszuleihen und durch Zinsen zu vermehren; denn offenbar sind die Zinseszinsen die τόκοι τόκων gemeint. Bey den Römern war das verboten und wurde nach dem Edikt des Lucullus über die Wucherer von Asien mit dem Verlust des Kapitals bestraft. Plut. vit. Luculli pag. 504 *E* ὁ δὲ τόκον τῷ κεφαλαίῳ προσάψας ἐστήρετο τοῦ παντός. War nun dieser Wucher in Deutschland unbekannt, wie konnte er gleichwohl, wenn auch selten, vorkommen? Was offenbar in den Worten liegt eoque *magis* servatur quam si vetitum esset; auch wäre der Ausdruck ganz ungehörig; denn ist eine Sache irgendwo unbekannt, so wird sie weder mehr noch weniger beobachtet; sie kommt überhaupt nicht vor, eben weil sie unbekannt ist, und käme sie vor, so wäre sie nicht unbekannt. Es scheint demnach, Döderlein hätte zu der eben erwähnten Erklärung der Stelle auch die mit ihr verbundene Verbesserung des ignotum in *ignominiosum* aufnehmen sollen. Die Sache war nicht gerade unerhört, aber sie wurde für schimpflich gehalten und kam darum seltner vor als in Rom, wo sie verboten war. Es galt also dasselbe, was Kap. 19 in Bezug auf die Beschränkung der Kinderzahl gesagt wird, wo es mit Bezug auf die römische Sitte heißt plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. Auch Kap. 31 wird ein ignominiosum id genti zu Bezeichnung einer Sitte bemerklich gemacht.

Kap. 28. Die Worte *Germanorum natione* hat Döderlein von *ab Osis*, hinter denen sie stehen, getrennt und zwischen mutatis cultoribus eingeschoben: *manet adhuc Bojohemi nomen — quamvis mutatis Germanorum natione cultoribus*, wo sie offenbar einen unnöthigen Zusatz bilden und wollte Tacitus anführen, daß die gallischen Einwohner von Bojohemum durch germanisches Volk vertrieben wurden, so lag ganz nah, den Namen dieses Volks als in einer bekannten Sache Marcomannorum

natione zu nennen. Es kommt dazu, daß die folgenden Worte *sed utrum Aravisci in Pannoniam ab Osis, an Osi ab Araviscis in Germaniam commigraverint — incertum est* im Ausdrucke *ab Osis, ab Araviscis commigrare* etwas ungenügendes haben, da hier offenbar von Gewaltthätigkeit und Vertreibung die Rede ist, die in den Worten commigrare ab aliquo loco oder ab aliqua gente nicht angedeutet wird. Der Begriff pulsi oder ejecti scheint darum ausgefallen und sofort die Stelle lückenhaft, so daß ihr nicht durch eine Versetzung einiger Worte geholfen werden kann.

Uebrigens ist die Ordnung, in welcher die Völker aufgeführt werden, in Verwirrung gerathen. Tacitus handelt erst von den fremden Stämmen, die in Germanien wohnen oder gewohnt haben, von den Helvetiern, den Bojern, den Osern und geht dann zu den ächten Germanen über, indem er von denjenigen beginnt, die auf dem linken Rheinufer saßen. Wie aber kommt es, daß sofort die Treviri und Nervii zuerst im Innern jener Lande genannt werden, hierauf die Vangiones, Triboci, Nemetes kommen, die am Oberrhein saßen und diesen nach den Ubiern im folgenden Kapitel die Batavi angeschlossen werden? Unmöglich können die Treviri ihren Platz zwischen den Osern und Vangionen haben. Tacitus gieng, nachdem er die fremden Stämme beschrieben hatte und zu den germanischen gelangt war, nothwendig von den Anwohnern des Oberrheins aus, und zählte sofort, dem Fluße folgend die Stämme auf, welche von den Vangionen bis zu den Batavern hinab wohnten, um dann auf das rechte Rheinufer überzugehen und dort mit den Chatten, als dem ersten germanischen Volke dieser Richtung, zu beginnen, diesen die tiefer sitzenden anzuschließen, hierauf aber zu den Völkern an dem Ufer der Nordsee zu gelangen. Ist dieses die natürliche und nothwendige Ordnung, so muß die Schilderung der ächten Germanen mit den Worten: *ipsam Rheni ripam haud dubie Germanorum populi colunt, Vangiones, Triboci, Nemetes* beginnen, wo sich ipsam Rheni ripam dem Anfange des Kapitels, besonders dem quantulum enim amnis obstabat quominus etc. nach Gebühr anschließen. Rückwärts der Nemetes werden dann die Treviri und Nervii genannt, wo die Worte *circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt* ebenfalls zu haud dubie Germanorum populi in Beziehung stehen und eine Steigerung dieser Meldung enthalten; sie sind nicht nur Germanen, sondern aus den Grenzen der übrigen vorgeschoben, stellen sie diesen ihren Ursprung sogar mit Stolz heraus *tanquam per hanc glorium sanguinis assimilitudine et inertia Gallorum separentur;* hierauf nach dem Rhein sich zurückwendend kommt er zu den Ubiern und was von diesen bemerkt wird: *ne Ubii quidem — origine erubescunt*, hat wieder nähere Beziehung auf den Nationalstolz der Treviri. Es kann also kein Zweifel bestehen, daß die Stelle *Treviri et Nervii — separentur* allein vor *ne Ubii quidem* ihren rechten Platz hat.

Kap. 29. *Omnium harum gentium virtute praecipui Batavi non multum ex ripa, sed insulam Rheni amnis colunt.* „Das Tapferste von allen diesen Völkern, die Bataver, hat wenig Land am Rheinstrom inne, aber eine Insel im Rheinstrom.“ Gerlach: Unter allen diesen Völkern sind an Tapferkeit ausgezeichnet die Bataver, nicht weit vom Ufer, sondern sie bewohnen eine Insel des Rheinstroms. Man sieht, daß Döderlein das Ungefüge in der Verbindung *non multum — sed* dadurch zu vermeiden sucht, daß er non multum (ex ripa) colunt verbindet, aber das Ungehörige bleibt auch so und multum oder non multum ex aliquo loco statt loci alicujus colere ist ein ganz ungehöriger Ausdruck. Die Diktion *ex ripa sed* ist wohl lückenhaft und *ex ripa remota sede* zu ergänzen. Bald darauf hat Döderlein in der Stelle: *Manet honos et societatis insigne: nam nec tributis contemnuntur nec publicanus atterit* die Glieder der Disjunktion umgestellt und liest *nec publicanus atterit nec tributis contemnuntur.* Offenbar ohne Grund; die öffentlichen den Besiegten aufgelegten Lasten gehen nach Gebühr in den Worten tributis contemnuntur voran und die willkührlichen Bedrückungen des Zöllners werden diesen in publicanus atterit als eine noch zufällige, wiewohl arge Last angereiht. Diese Ordnung kehrt in den folgenden *exempti oneribus et collationibus* wieder; denn in den collationibus gerade, in den Gemeindeumlagen für Heer, Verwal-

tung und zufällige Ausgaben und in den damit verbundenen vexationibus war die attritio publicanorum enthalten.

Kap. 30. *Durant siquidem colles* paulatim rarescunt kann nicht ohne das von Rhenanus vorschlagene *paulatimque* verbunden werden. Döderlein hat das selbst gefühlt, indem er übersetzt: denn die Hügel dauern fort und machen sich nur allmählich selten. Im Innern des Kapitels zeigt *nec nisi ratione disciplinae concessum* eine unnatürliche Verkuppelung zweyer verschiedener Dinge ratio und disciplina in einen Begriff und Tacitus hat offenbar nec nisi *rationi et* disciplinae geschrieben, was durch das folgende: *plus reponere in duce quam in exercitu* vollkommen gerechtfertiget wird. Einsicht in die Natur des Krieges und Kriegsübung sind gleich nothwendig, um die Ueberzeugung zu begründen, daß es bezüglich des Erfolges im Kriege mehr noch auf den Feldherrn, als auf das Heer ankommt.

Kap. 31. *Et aliis Germanorum populis usurpatum — apud Chattos in consensum vertit.* Et im Anfange der Periode bey Einführung einer ganz neuen Sache zeigt eine Härte der Verbindung, die selbst bey Tacitus ohne Beyspiel seyn dürfte. Wahrscheinlich ist *quod* vor et ausgefallen — das. *Plurimis Chattorum hic placet habitus; jam qui canent, insignis et hostibus simul suisque monstrati; omnium penes hos initia pugnarum; haec prima semper acies, visu nova. Ne in pace quidem cultu mitiore mansuescunt; nam nulli domus aut ager aut aliqua cura;* „den meisten Chatten gefällt diese Tracht; und wer vollends so ergraut ist, steht hoch in Ehren, wird dem Feind und dem Landsmann mit Stolz gezeigt; diese beginnen jede Schlacht, bilden stets das Vordertreffen, ein überraschender Anblick. Auch der Friede gibt ihnen kein milderes menschlicheres Wesen; denn keiner besitzt ein Haus oder Feld oder irgend ein Geschäft; hier hat Döderlein *jam qui* für *jamque* in den Text genommen und *nam*, welches nach visu nova stand, nach mansuescunt herabgesetzt. In der Ausgabe des Tacitus hatte er zu jamque canent bemerkt: obscura haec et quae explicare nequeam und ebenso zu nam: obscura est copulationis causalis ratio, quamquam frequens in Tacito. Indeß bildet nun jam qui canent eine im Zusammenhang nicht begründete Hervorhebung des Begriffes und die Worte: *jamque canent* stehen in offenbarer Verbindung mit insignis, was wieder auf habitus zurückweist. Ist also etwas zu ändern, so wäre wohl zu lesen: jamque canent, *insignes eo* et hostibus simul suisque monstrati. Auch die Worte *haec prima semper acies, visu nova. Ne in pace quidem* sind nach visu nova lückenhaft, da visu nova nach haec prima semper acies etwas ganz unbedeutendes und gleichgültiges enthält; denn daß für die Feinde die Erscheinung von greisen Kriegern in der ersten Schlachtreihe etwas Neues sey, ist für die Sache selbst ohne Belang. Es fehlt also wohl die Angabe ihrer durch das Alter ungebrochenen Tapferkeit, worauf nam ne in pace quidem etc. den Grund dieser in den spätern Jahren ungeschwächten Kraft angibt, der in der fortdauernden Strenge ihrer Lebensweise gesucht wird. Welche Worte ausgefallen, ist mit Bestimmtheit nicht zu sagen. Tacitus konnte schreiben: acies, visu nova, manu prompta, wenn nicht noch ein stärkeres Wort tremenda oder formidolosa gestanden. In ähnlicher Weise wird Kap. 43 das novum durch ein anderes Prädikat bestärkt nullo hostium sustinente novum ac velut infernum aspectum. Ob übrigens im Vorhergehenden *fortissimus quisque ferreum insuper annulum — ignominiosum id genti — velut vinculum gestat, donec se caede hostis absolvat* — die Worte donec se caede hostis absolvat in Richtigkeit sind, steht noch gar sehr dahin. Einen eisernen Ring am Körper zu haben, sey es am Halse, oder am Arme, oder am Fuße, war wohl als Zeichen der Knechtschaft überall schimpflich geachtet und es brauchte darum nicht der Bemerkung, solches gereiche bey diesem Volke zum Schimpfe, ja wäre dieses in besonderer Weise der Fall gewesen, wie kamen gerade die Tapfersten dazu, sich dieser Schmach zu unterwerfen? Sie konnten dieses nur in dem Falle, wenn der Gebrauch, wenigstens soweit sie ihn übten, nicht für schimpflich, sondern der Ring nur für ein vinculum galt, welches symbolisch anzeigte,

daß sie sich durch die Erlegung eines Feindes von ihm zu lösen hatten. Es scheint demnach nec ignominiosum id genti zu lesen.

Kap. 33. *Quando inurgentibus imperii fatis nihil jam praestare fortuna majus potest, quam hostium discordiam.* „Denn jetzt, wo Roms Weltherrschaft ihrem Ende naht, kann das Schicksal uns kein größeres Glück mehr verleihen, als die Zwietracht unserer Feinde.“ Gerlach: Weil bey den drängenden Verhältnißen des Reichs schon nichts Größeres das Schicksal gewähren kann, als der Feinde Zwietracht. Weltherrschaft ist so wenig der passende Ausdruck für *imperium* wie Welttheil für orbis romanus und es lag wohl außer der Meinung, wie außer der Gesinnung des Tacitus, das Ende der römischen Herrschaft geradezu als nah zu verkündigen. Auch die inurgentia fata statt urgentia sind ohne Beyspiel und das Lukrezianische vitulus inurget cornibus (V, 1034) deutet auf eine ganz andere Vorstellung; auch ist urgentibus imperii fatis vollkommen gleich der Livianischen Stelle (V, 36) jam urgentibus Romanam urbem fatis.

Kap. 34. *Nec defuit audentia Druso, Germanico* sind beyde Namen mit Recht durch Komma getrennt. Vater und Sohn waren gleich kühn in ihren Unternehmungen, doch scheint die disjunctiva *aut* zwischen beyden zu fehlen.

Kap. 35. *Prompta tamen omnibus arma ac si res poscat exercitus; plurimorum virorum equorumque; et quiescentibus eadem fama.* Döderlein hat *plurimorum virorum equorumque* nach *arma* gestellt und übersetzt: „doch hat jeder die Waffen zur Hand, Leute und Rosse gibts im Ueberfluß und wenn es gilt, steht ein Kriegsheer da; und gleichviel gelten sie, ohne zu handeln. Die Umstellung ist unnöthig und plurimum virorum equorumque bildet eine gute Exegesis zu prompta omnibus arma ac si res poscat exercitus. Bereitschaft der Waffen, und wenn es gilt, Bereitschaft des Heeres bilden den Hauptbegriff. Daß dieses Heer an Männern und Rossen stark, die nähere Bezeichnung der Sache.

Kap. 37. *Cimbri — parva nunc civitas, sed gloria ingens* „die Cimbern — jetzt ein kleines, aber ein weltberühmtes Volk.“ Auch hier kommt der Begriff der Welt ohne Berechtigung in das Koncept und verwischt den poetischen Ausdruck gloria ingens.

Kap. 38. *In aliis gentibus, seu cognatione aliqua Suevorum, seu, quod saepe accidit, imitatione, rarum et intra juventae spatium apud Suevos usque ad canitiem: horrentem capillum sequuntur, ac retro, saepe in ipso vertice religant; principes et ornatiorem habent. Ea cura formae, sed innoxia; neque enim compti ut ament, amenturve, in altitudinem quandam et terrorem adituri bella ut hostium oculis ornantur.* „Was bey andern Völkern einzelne in Folge einer Verwandtschaft mit den Sueven oder, was oft der Fall ist, aus Nachahmung thun, und auf die Jugendzeit beschränken, das übt der Sueve bis er grau wird. Er müht sich um ein struppiges Haar und bindet es zurück, oft auch unmittelbar auf dem Scheitel. Die Fürsten tragen es noch schöner geschmückt. Dieß ist ihre Eitelkeit, aber eine unschuldige; denn sie putzen sich nicht, um Liebe zu pflegen oder zu erobern; ein riesenhaftes furchtbares Aussehen bezweckt ihr Schmuck, auf dem Weg zur Schlacht, wie für das Auge des Feindes.“ Hier ist in *imitatione, rarum et intra juventae spatium* das Komma nach imitatione getilgt; bey apud Suevos usque ad canitiem wird fieri solet verstanden, während die Vulgata apud Suevos usque ad canitiem horrentem capillum retro sequuntur verbindet und statt retro sequuntur ac saepe in ipso solo vertice religant wird horrentem capillum sequuntur ac retro, saepe in ipso vertice, religant gelesen; eine Anordnung, die mehreren Ausstellungen unterliegt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juli.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Bibliographical Index to the Historians of Muhammedan India. By H. M. Elliot Esq. Foreign Secretary to the Government of India. Calcutta 1849.

„Jetzt fragt man," sagt Spittler, „in jeder Geschichte eines Staats gleich danach, wann und wie ist ein dritter Stand emporgekommen? Wie haben sich die Verhältnisse der Stände unter einander und wie die Verhältnisse der Stände zum Regenten gebildet? Wie ist die gerichtliche Einrichtung geworden? Wie gings mit Steuern und Finanzen des Reichs?" Alle diese und andere Fragen, welche den europäischen Geschichtschreiber beschäftigen, können entweder in der Geschichte der orientalischen Menschheit gar nicht aufgeworfen werden, oder, wo dieß der Fall ist, nur eine unbefriedigende mangelhafte Lösung finden. Das Morgenland kennt keinen Unterschied der Stände in unserm Sinne; dort gibt es bloß Herrn und Knechte; das Morgenlaad kennt keine Rechte der Unterthanen den Fürsten gegenüber; der Machthaber schaltet unbedingt, wie der augenblickliche Vortheil, wie die wechselnde Laune es ihm eingibt. Die Unabhängigkeit des Richteramts von der ausübenden Gewalt ist wohl niemals in den Kopf eines Orientalen gekommen; die Finanzen waren und sind gewöhnlich zerrüttet; die Erhebung der Steuern ist bloß ein regelmäßig wiederkehrendes Räuberwesen. Der gebietende Hauptmann schickt nämlich seine bewaffneten Genossen über die unglücklichen Unterthanen, deren sie sich nur durch Zahlen und Wiederzahlen entledigen können. Alle die andern Ideen und Ansichten, wodurch der westliche Geschichtschreiber in das mannigfach verschlungene dunkle Gewebe der Menschheit Ordnung und Licht verbreitet, sind aber im Oriente niemals heimisch gewesen. Hier weiß man nichts von einer fortschreitenden Erziehung des menschlichen Geschlechts auf dem Wege der Einsicht und Tugend. Hier hat man keine Ahnung von dem letzten Endzwecke des staatlichen Gemeinwesens, von dem physischen und sittlichen Wohlbefinden aller Glieder der bürgerlichen Gesellschaft. Die nothwendige Folge hievon ist, daß wir Europäer an dem ganzen halbbarbarischen, halbüberfeinerten orientalischen Getriebe nur geringen Antheil nehmen; es bewegt sich in einer immer gleichen tödtlich ermüdenden Richtung, der wir nicht zu folgen vermögen, der wir nicht folgen wollen. Wir können uns, um ein Wort unsers Meisters Göthe zu gebrauchen, das orientalische Wesen nicht recht aneignen.

Man könnte demnach mit gutem Rechte fragen und es ist diese Frage Herrn Elliot in der gedankenreichen Vorrede zu seinem Verzeichniß der Geschichtschreiber des muselmanischen Indiens nicht entgangen, wozu denn nun die Beschäftigung mit dieser östlichen Wüste? Orme, der Historiograph der ersten englisch-indischen Kriege, glaubt, es sey schon hinreichend, wenn wir bey der östlichen Geschichte von dem Gefühle des Zuschauers bey einer Tragödie ergriffen werden, wenn wir uns nämlich glücklich schätzen, keinem solchen Elende zu erliegen. „Ihr Söhne des Westens," ruft er aus, „sehet hier die furchtbaren Uebel, welchen die Sklaven der östlichen Zwingherrschaft unterworfen sind! Es wird der Geist durch Furcht und Unwissenheit, durch Aber-

glauben und Wahnwitz verdunkelt; das sittliche Gefühl geht in schlechten Tyrannenkünsten, in Heucheley und Sinnenlust zu Grunde, und selbst der Körper dieser Unglücklichen unterliegt den recht- und maßlosen Peinigungen. Solch' ein Gegensatz zu den Segnungen unserer staatlichen, religiösen und bürgerlichen Freyheit, die blutige Errungenschaft der Altvordern, erhöht das Gefühl unseres Glückes und beseelt uns mit neuem Eifer, diesen Segen zu bewahren und zu vermehren." Herr Elliot deutet selbst in Betreff der heutigen Orientalen auf einen ähnlichen Nutzen. Eine genaue Kenntniß ihrer einheimischen Geschichte, sagt der Schriftführer der indischen Regierung, wird unsere Unterthanen auf die unermeßlichen Vortheile aufmerksam machen, deren sie sich bey der Milde und Gerechtigkeit unserer Verwaltung erfreuen. Hier fließt ihnen eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung, die sie von vielen gedankenlosen Aeußerungen zu heilen vermag, welche wir so häufig von sonst gar nicht unwissenden Leuten über die Zustände des muselmanischen Indiens hören müssen. Fürsten, die jetzt noch im Glanze ihrer Thaten und Eroberungen erscheinen, werden, ist einst der Schleyer der Schmeicheley gefallen und das Gewebe hofdienerischer Rednerey zerrissen, in ihrem wahren Lichte erscheinen und dem Fluche der Menschheit preisgegeben. Bombastische Babus, Muselman und Hindu aller Sekten und Klassen, welche sich unter unserer Regierung einer vollständigen persönlichen Freyheit und größerer politischen Rechte erfreuen wie jemals eine andere mit dem Schwerte in der Hand unterworfene Nation, werden dann keine patriotischen Klagen mehr führen über den Druck und die Herabwürdigung ihrer jetzigen Lage. Schlagen sie diese Bände muselmanischer Geschichte auf, so werden auch die jungen Brutus und Phocion erfahren, daß ihnen in jenen gepriesenen Zeiten, welche sie jetzt herbeywünschen, die leiseste ähnliche Aeußerung, wie sie deren täglich in Menge in Wort und Schrift vernehmen lassen, zum größten Verderben gereicht hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Taciti Germania.

(Schluß.)

Es stehen seu cognatione aliqua Suevorum seu imitatione für sich in vollem und gutem Gegensatz; nur daß wohl *Suevorum* als der auf beyde Glieder sich beziehende Begriff nach *imitatione* gehört, wodurch auch das Abgebrochene des zweyten Gliedes vermieden wird: *seu cognatione aliqua seu, quod saepe accidit, imitatione Suevorum;* — imitatione rarum aber überschreitet die Grenzen desselben; ferner liegt nichts vor, was Anlaß gäbe fieri solet bey apud Suevos usque ad canitiem zu verstehen, da der vorhergehende Satz *insigne gentis obliquare crinem* jedem aufmerksamen Leser noch im Gedächtniß seyn wird; ganz unstatthaft ist die Trennung von sequuntur und retro durch ac, denn offenbar hat Tacitus den gemeinen Begriff des Zurückkämmens der Haare durch den gewählten Ausdruck capillum retro sequi, wie er in solchen Fällen gewöhnlich thut, zu veredlen gesucht. Uebrigens ist bey Döderlein in der Aufzählung der Lesarten imitatione rarum zwar verbunden, im Text aber durch das Komma getrennt geblieben, und nach spatium das Komma ganz weggelassen. Parenthetisch sind nach in aliis gentibus die Worte seu cognatione aliqua Suevorum seu, quod saepe accidit, imitatione; zusammenhängend also in aliis gentibus rarum et intra juventae spatium apud Suevos usque ad canitiem, so daß, wie Döderlein durch zwey Punkte nach canitiem andeutet, mit horrentem capillum sequuntur der eigentliche Satz beginnt, der im Vorhergehenden eingeleitet wird. Mit Bezug auf das erwähnte *insigne gentis obliquare crinem* ist der Satz: *in aliis gentibus, seu cognatione aliqua seu, quod saepe accidit, imitatione Suevorum rarum et intra juventae spatium* vollständig und in sich abgeschlossen. Es fehlt nur est oder allenfalls id est; dann kommt der Gegensatz ebenfalls vollständig und in sich gerundet *apud Suevos usque ad canitiem horrentem capillum retro sequuntur.* Im folgenden *in ipso solo vertice* ist mit Grimm *solo*

weggelaſſen, aber wie wäre das Wort in den Text gekommen? Das Auffallende der Verbindung wird gehoben, wenn in ipso soloque vertice geſchrieben wird, auf dem Scheitel und auf dieſem allein, ſo daß das Haar von allen Seiten nach dem Scheitel hinauf gekämmt und dort zu einem aufſtehenden Schweif gleich dem des Helmes bey andern Völkern verbunden wird. Im Folgenden iſt *innoxiae* nach Muretus und Acidalius mit richtigem Sinn in *innoxia* verwandelt, denn nicht die forma, ſondern die cura erſcheint als sine noxa. Die Vulg. des Folgenden *neque enim, ut ament amenturve, in altitudinem quandam et terrorem adituri bella, compti ut hostium oculis, ornantur* hat mit Recht Anſtoß gegeben, da zwey einander entgegenſtehende Vorſtellungen in einen Satz und in eine Folge vermiſcht werden. Der Uebelſtand wird allerdings gehoben, wenn compti mit Döderlein vorgenommen wird neque enim *compti* ut ament amenturve, doch iſt dann das Folgende durch größere Interpunction vom Vorhergehenden zu trennen und zu einem ſelbſtſtändigen Satze zu machen: In altitudinem quandam et terrorem, adituri bella, ut hostium oculis ornantur. Tacitus läßt nach ſeiner Gewohnheit die Partikel aus, durch welche ein anderer den Gegenſatz eingeleitet hätte.

Kap. 42. Hier hat Döderlein die Worte: *Eaque Germaniae velut frons est, quatenus Danubio peragitur* hinter nec Narisci Quadive degenerant weggenommen und an den Schluß des Kapitels nach nec minus valent geſtellt ohne hinreichenden Grund; denn nach Nennung der Markomannen, Nariſker und Quaden war die in dieſen Worten enthaltene Grenzbeſtimmung ganz an ihrem Orte und die Angabe über die königliche Macht bey den Markomannen und Quaden wurde als eine Erweiterung der Beſchreibung der Angabe der geographiſchen Lage nachgeſtellt.

Kap. 43. *Nigra scuta, tincta corpora, atras ad proelia noctes legunt.* „Mit ſchwarzem Schild, mit dunkel gefärbtem Leib wählen ſie dunkele Nächte zu ihren Schlachten.“ Zu dieſer Ueberſetzung kommt Döderlein, indem er nach tincta corpora das Komma tilgt und tincta corpora durch habentes ergänzt. Doch iſt dieſe Ergänzung unnöthig, ſchwächt die Stärke, die in den kurz abgebrochenen Sätzen liegt und liefert in *tincta corpora habere* kaum einen adäquaten Ausdruck. Beſſer die Vulgata als Erläuterung des *insitae feritati arte ac tempore lenocinantur: nigra scuta, tincta corpora; atras ad proelia noctes legunt.*

Kap. 44. *Nec velis ministrantur* ändert Döderlein in nec velis ministratur; beſſer führte Lipſius auch hier das Paſſivum auf *ministrant* zurück, da die Nachahmung des Virgilianiſchen (Aen. VI, 302) ipse ratem conto subigit velisque ministrat ganz offenbar iſt, und *nec remos in ordinem lateribus adjungunt* folgt. Daſ. *Est apud illos et opibus honos, eoque unus imperitat, nullis jam exceptionibus, non precario jure parendi.* Hier werden vom Ueberſetzer die Worte nullis jam exceptionibus zwiſchen jure und parendi eingeſchoben, wodurch allerdings die unvereinbaren Begriffe jure parendi getrennt ſind und dieſe Anordnung gehört zu den glücklichen des ſcharfſinnigen Verfaſſers, welche die Scheidung des Unverbindbaren aufheben und dem Tacitus die richtige Verbindung wiedergeben.

Kap. 45. *Trans Suionas aliud mare, pigrum ac prope immotum, quod cingi cludique terrarum orbem hinc fides, quod extremus cadentis jam solis fulgor in ortus edurat, adeo clarus ut sidera hebetet; et sonum insuper se mergentis audiri formasque deorum et radios capitis aspici persuasio adjicit. Illuc usque tantum natura et fama vera.* „Jenſeits der Suionen iſt noch ein anderes Meer, ruhig und faſt ohne alle Bewegung. Daß dieſes die Welt umgürtet und einſchließt, beweist der Umſtand, daß der letzte Glanz der ſchon untergegangenen Sonne fortdauert bis zu ihrem Aufgang, hell genug, um die Sterne zu bleichen; daß überdieß bey ihrem Untertauchen ſich ein Ton hören, ſich Göttergeſtalten und ein Strahlenhaupt ſehen laſſe, iſt eine Zuthat des Glaubens. Hier endet die Schöpfung und die wahre Geſchichte.“ Nach hebetet iſt hier

et wiederholt, offenbar ganz mit Unrecht, so daß die Lesart hebetet et insuper etc. wird; insuper nach sonum schließt die Partikel et vor sonum nothwendig aus und bringt natürliche Steigerung in die Glieder des Satzes, welche von der Copula verwischt würde. Dagegen hat *se mergentis* als nothwendige Ergänzung des sonus und Angabe seiner Veranlassung mit Recht einen Platz nach insuper gefunden, nachdem die Lesart *emergentis*, die selbst in dem Codex Pontani steht, von Lipsius in se mergentis berichtigt worden war. In der Uebersetzung werden „Göttergestalten und ein Strahlenhaupt“ ebenfalls auf das Untertauchen der Sonne bezogen. Wie ist das denkbar, da die formae deorum und radii capitis dann auf den Sonnengott gehen müßten und ebenfalls verschwänden, wenn er untertauchte. Die Vorstellung der radii capitis wurde wohl durch die Nordlichter veranlaßt, diesen durch die Einbildung die formae deorum beygefügt und die ganze Vorstellung an den Untergang der Sonne angereiht, weil nach dem Verschwinden des Tageslichtes das Nordlicht, wenn es bis dahin von der Sonne überstrahlt war, in der Abenddämmerung und bald dann in der Dunkelheit mit steigender Klarheit zum Vorschein kommt; von einem Strahlenhaupte kann also nicht die Rede seyn. Man sah die Strahlen und glaubte, daß sie dem Haupte des Gottes gehörten. *Formasque deorum* kann als bloßer pluralis amplificativus gelten, da das folgende *capitis* auf den Sonnengott allein zurückweist. Auffallend wird die Verbindung des Untertauchens des Gottes, seiner Gestalt und der Strahlen seines Hauptes nur, wenn sie auf denselben Moment gerichtet ist, nicht aber ist sie es in ihrer Beziehung auf die anderwärts ausführlicher dargelegte Vorstellung der Alten von dem eingebildeten Ereigniß. Der Sonnengott senkt sich in den Ocean und kühlt sich in seinem Bade; er besteigt dann den Kahn und fährt im Ocean um den Norden nach dem Osten, wo er sich, erquickt und im neuen Glanze mit seinem Gespanne wieder erhebt. — In den letzten Worten, wo die Vulgata *illuc usque — et fama vera — tantum natura* liefert, ist tantum natura zu usque vorgenommen *illuc usque tantum natura* und auch diese Umstellung gehört zu den glücklichen dieser neuen Ausgabe der Germania. — Kein Buch ist in unsern Zeiten öfter herausgegeben, erläutert, berichtiget, übersetzt worden als eben die Germania, und man darf sagen, daß auf diesem Gebiet keine Sorgfalt zu viel, selbst keine Wiederholung des Bekannten unzuläßig ist. Je öfter man auf diese kostbare Schrift, die Zierde unserer Vorfahren und die würdigste Einleitung unsrer Geschichte durch den größten Historiker des Alterthums zurückkommt, desto besser; es bleibt immer noch Einzelnes zu erwägen, genauer zu bestimmen oder zu bessern und das Buch ist nicht nur eine Quelle der Belehrung — es kann mit jenem Born verglichen werden, der nach altnordischer Sage die verjüngte, die in ihm badeten. Möge es vorzüglich in unsern Tagen, die der Verjüngung und Stärkung unserer Nation so sehr bedürfen, dazu gebraucht werden! Was könnte sie mehr reinigen und stärken, als die Betrachtung der Sitten jener einfachen und naturwüchsigen Stämme ihrer Vorfahren, und die Wahrnehmung der überwältigenden Macht, die sie schon in jener Zeit auf die Gemüther ihrer größten und edelsten Feinde ausübten. Was könnte zugleich mehr trösten und erheben in der leidenreichen und hoffnungsarmen Gegenwart, als die Wahrnehmung, daß, ungeachtet alles Mißgeschickes und aller Entartung im Einzelnen, im Wesentlichen die Nation den Charakter bewahrt hat, den sie in den Schilderungen des Tacitus trägt, und der in Sitten, in Gestaltung des bürgerlichen Lebens, in freyen Staatsformen, in geistigen Erzeugnissen ausgeprägt und in verschiedenen Ausstrahlungen über den Norden, über England, über Amerika, über den Indus und Ganges ausgebreitet, das germanische Element zu dem vorwiegenden in der Weltgeschichte auch jetzo wieder erhoben hat, nachdem es dieser Würde schon in den mittlern Jahrhunderten theilhaftig geworden war, als sich erfüllte, was Tacitus in prophetischem Geiste voraussah und das römische Reich unter den Schlägen der germanischen Völker in Trümmer ging.

Fr. Thiersch.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juli.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Bibliographical Index to the Historians of Muhammedan India.

(Fortsetzung.)

Wir glauben, daß zu diesen negativen Vortheilen der östlichen Studien noch andere positive hinzugefügt werden können. Der Mensch bleibt unter allen Zonen, unter allen Verhältnissen ein höheres Wesen; er wird immer einzelne Thaten verrichten, wird Gedanken und Gefühle haben und aussprechen, aus welchen wir Belehrung schöpfen, an welchen wir uns erfrischen und ergötzen können. Solches wird aber im Morgenlande vielfältig gefunden: es bedarf nur eines fähigen nachfühlenden Sinnes, um den Waizen von der Spreu zu sondern. Göthe, Herder, Rückert dienen uns als glänzende Beweise unseres Satzes. Zu gleicher Zeit zeigen sie uns den Weg zu dem letzten Zielpunkte eines höhern Strebens in den orientalischen Studien. Ist doch das Schöngute das Ende aller sich bewußten, wahren Wissenschaft.

Das beschreibende Verzeichniß der muselmanischen Geschichtschreiber Indiens ist auf vier Bände berechnet. Sie werden aber, wenn das Werk in der Weise des ersten Bandes fortfährt, wenn ferner so viele Auszüge und Abhandlungen gegeben werden, kaum ausreichen. Das Verzeichniß soll über 67 Universalhistorien berichten, die mehr oder weniger von Indien handeln. Der vorliegende Band enthält deren bloß 31 und eine Anzahl Auszüge im Texte und der Uebersetzung. Es werden uns nur Theile des ersten und vierten Bandes nach der ursprünglichen Anlage des Werkes dargeboten. Die Particularhistorien, deren nicht weniger als 164 angeführt sind, zerfallen in Geschichtserzählungen einzelner Dynastien, einzelner Begebenheiten, und Biographien. Mit der Eroberung von Sindh durch die Araber in 10 verschiedenen Werken sollte nach dem ursprünglichen Plane der zweyte Band beginnen und dann noch die Geschichte des Herrscherhauses der Ghasnaviden in 21, die der Ghoriden in 6, die der Gildschi in 11, und endlich den Einfall Timurs und die Geschichte der Sayid oder Chise Chanidynastie in 8 Werken enthalten. Der dritte Band würde demnach vom Hause Timur anfangen und die Ereignisse bis auf Schah Alem in 96 verschiedenen Zeitbüchern darstellen. Der vierte Band enthielte die Texte der in Uebersetzung mitgetheilten Auszüge; sie sollen zu gleicher Zeit Stylproben seyn der umfangreichen Büchersammlung muselmanisch-indischer Geschichte. Die letzte Abtheilung ist sicherlich die anziehendste und lehrreichste. Von Baber an kömmt die Geschichte Hindostans in immer größere Berührung mit der europäischen; auch sind die Schriftsteller dieses Zeitraums ohne Zweifel die besten und einsichtsvollsten des ganzen Morgenlandes. Die Türken Mittelasiens und ihre Nachkommen in Hindostan haben allein von allen Völkern des Ostens einen gesunden, ich möchte sagen europäischen Sinn bewahrt. Des Padischah Baber Denkwürdigkeiten, so wie die statistischen und historischen Arbeiten des Abul Fasel, Minister und Freund des trefflichen Akber, reihen sich würdig an die vorzüglichsten Geisteserzeugnisse dieser Art in den westlichen Literaturen. Der herumwandernde Türke jenseits des Amu erfreute sich auch

der Selbstständigkeit und Freyheit, als alle andern Völker des Morgenlandes schon längst der Knechtschaft preisgegeben waren. Selbst heutigen Tages noch besitzt er zum Theil diese großen Güter des denkenden Menschen; sie spiegeln sich ab in den herrlichen Volksgesängen, welche von Chodzko, einem wackern, der freudelosen Heimath entronnenen Polen während seines eilfjährigen Aufenthaltes in Asien gesammelt und bekannt gemacht wurden. Wir haben diese Proben turkmanischer Volkspoesie in einem frühern Bande der Gelehrten Anzeigen ausführlich besprochen.

Lügenhaftigkeit ist wohl das verbreitetste Laster unter den orientalischen Völkerschaften. Dieß ist die nothwendige verderbliche Frucht des Despotismus. Diese Lügenhaftigkeit des gewöhnlichen Lebens findet sich natürlich auch in reichlichem Maaße in den Zeitbüchern. Herr Elliot erzählt uns hievon einige ergötzliche Geschichten. Die Legendensammler über die alte indische Geschichte nahmen keinen Anstand, neue Herrschergeschlechter, Namen von Fürsten und ganzen Fürstenreihen zu erfinden. Der bekannte Colonel Wilford, welcher das Opfer solcher Betrügereyen geworden ist, erzählt in seiner Abhandlung über Vicramaditya und Salivahana (As. Res. IX, 133), ein sogenannter Hindu-Annalist zu Benares habe ihm offenherzig gestanden, er ergänze den leeren Raum zwischen zwey berühmten Königen mit willkührlich ersonnenen Namen, er verlängere und verkürze ihre Regierungsperiode nach Belieben; auch zweifle er keinen Augenblick, daß sich seine Vorgänger ähnliche Freyheiten herausgenommen haben. Die Annalisten der muselmanisch-indischen Geschichte prahlen mit Anführung von Büchern, die sie niemals gesehen haben; sie erfinden Titel von Werken, die niemals geschrieben wurden und Schriftsteller, die niemals gelebt haben. Vor wenigen Jahren erschienen zu Agra Zeittafeln des großmongolischen (richtiger des großtürkischen) Herrscherhauses, die angeblich aus einer Anzahl trefflicher Quellenwerke entnommen wurden. Die Nachforschung lehrte, daß dem Verfasser diese Werke nicht zu Gebote standen und viele kein Wort von dem enthielten, wobey sie als Quellen angeführt waren. Ein anderer eingeborner Gentleman lieferte ein Verzeichniß der geschichtlichen Werke in der Bibliothek des Nisam. Man fragte nach und fand, daß der Nisam nicht ein einziges dieser Werke besitze. Die Titel waren aus den Vorreden bekannter Bücher abgeschrieben.

Die Regierung Akbers ist der Glanzpunkt des Reiches der Timuriden; bey weitem die meisten und gehaltvollsten Auszüge, welche Herr Elliot mittheilt, beziehen sich auf diesen Zeitraum. Man hat sich deßhalb der Mühe unterzogen, aus diesen theils hier zum ersten Mal, theils schon an andern Orten eröffneten östlichen und westlichen Quellen ein Bild dieses berühmten Zeitgenossen Heinrich IV. und der Elisabeth zu entwerfen, welches wir hier im Auszuge mittheilen. Dieses Bruchstück muselmanisch-indischer Geschichte möge zu gleicher Zeit als Ankündigung und Empfehlung dienen zu der uns in Aussicht gestellten Herausgabe von Quellenwerken der muselmanisch-indischen Geschichte, in der Weise der Byzantiner und anderer Annalensammlungen. Man müßte aber von vorn herein darauf verzichten die Bücher vollständig zu drucken; nur die Ergebnisse des Schriftstellers, nur der Zeitraum, worüber er als Quelle dient, dürfte in der Sammlung eine Aufnahme finden. Die Chronisten des Orients sind eben so große Abschreiber ihrer Vorgänger wie die unsers Mittelalters. Manchmal gehören dem Verfasser bändereicher Werke nur wenige Abschnitte. Wenn uns der Minister und Polyhistor Raschideddin (1247 — 1318), ein Zeitgenosse des westlichen Polyhistors Vincentius von Beauvais, erzählt, er habe innerhalb elf Monate unter der Besorgung einer Masse von Staatsgeschäften drey seiner umfassendsten Werke geschrieben und nebenbey eine große Anzahl kleiner Abhandlungen und Aufsätze über die schwierigsten Gegenstände, so grenzt dieß freylich ans Wunderbare, ans Unglaubliche. Dieses Wunder findet aber, sobald man genau nachforscht, in der grenzenlosen unverschämten Abschreiberey eine schnelle natürliche Erklärung. So ist die Beschreibung Indiens wörtlich dem Werke des Abu Rihan al Biruni entnommen; der gedankenlose Compilator des dreyzehnten copirt selbst die Irrthümer seines Vorgängers im zehnten Jahrhundert. Nur hie und da finden sich einige unbedeutende Zusätze. Es scheint dem Orientalen gar nicht einzufallen, daß solch ein

Verfahren nicht recht ist und daß die Beschreibung eines Landes vor dreyhundert Jahren nicht mehr auf die Gegenwart paßt. Es ist diesen unglücklichen Menschen im Morgenlande während der vielen Jahrhunderte der Willkühr und des leidenschaftlichen Gebahrens der gesunde ehrliche Sinn und der praktische Verstand abhanden gekommen.

Das Haus Timurs war unter allen fremden muhammedanischen Herrscherfamilien Indiens das schwächste; es hatte nirgendwo einen Halt im Lande, weder bey seinen Glaubensgenossen noch bey den Hindu. Zu den ehemaligen türkischen und afghanischen Beherrschern Hindostans strömten immerdar neue Stammgenossen, welche die durch das Klima und einen ruhigen Besitz geschwächte Kraft der Eroberer wieder emporrichteten. Dieß war aber bey den Nachkommen Babers nicht der Fall. Die usbegischen Herrscher jenseits des Orus waren ihnen feindlich gesinnt und gestatteten keinen türkischen Zuzug. So auch die Puschtu. Die geringen Haufen, die Baber und Humaiun folgten, verweichlichten und verschwanden unter der einheimischen oder vor Jahrhunderten eingewanderten muselmanischen Bevölkerung, welche beynahe durchgängig afghanischer Abstammung und dem neuen Herrscherhause abgeneigt war.

Der jugendliche einsichtsvolle Padischah Akber (reg. von 1556 — 1605) mußte sich nun nach einer andern Stütze seines Hauses umsehen: er suchte sie bey der alten Hindubevölkerung des Landes. Die Strenge des Muhammedanismus ward nach und nach gemildert; die besondern Abgaben der Ungläubigen wurden aufgehoben und Hindu, was nur ausnahmsweise in früherer Zeit stattgefunden hatte, gewöhnlich zu den wichtigsten Staatsämtern erhoben. Es wollte Akber, gleichwie Alexander der Macedonier, durch Maßregeln der Milde und Menschlichkeit alle seine Unterthanen verschiedenen Glaubens und verschiedener Sitte zu einem großen Volke verschmelzen, mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten. Wohl wissend, daß auch die besten Absichten, die weisesten menschlichen Anordnungen an dem Unverstande und den Vorurtheilen der Massen, an dem eingebildeten, selbstsüchtigen und gehässigen Wesen der Priester und Gelehrtenzünfte scheitern und daß nur Eine Religion alle die widerstrebenden eigensinnigen Individuen zu Einem Volke umzubilden vermag, versuchte der Padischah, mit leisen Versuchen nach und nach beginnend, vereinigende Glaubenslehren aufzustellen und ihnen bey Hindu wie bey Muselman Eingang zu verschaffen.

Vor den Zeiten Akbers kann kaum von einer regelmäßigen Verwaltung des indisch-muhammedanischen Staates die Rede seyn. Es bestanden zwar allgemeine Verordnungen und Gesetze in Menge, sie wurden jedoch nur ausnahmsweise ausgeführt; gewöhnlich, wie in despotischen Staaten Sitte ist, nur dann, wenn sie zum Nachtheil des Gehorchenden, des Unterworfenen dienten. Die herrschende Lehensaristokratie und die Beamtenzunft handelte nach Belieben. Die Schranken der Macht sind die einzigen Schranken des Rechts. Die unglücklichen Bauern wurden so hart gedrückt, daß sie nicht selten Land und Hof verließen und selbst ihre Kinder verkauften. War es zu diesem Aeußersten gekommen, so ließen sich die gebietenden Herrn in Hindostan gleichwie im europäisch-christlichen Mittelalter herbey, die ehemaligen Freyen in ihren eigenen Gütern als Pächter, Hörige oder Leibeigene aufzunehmen und gegen allerley Leistungen zu dulden. Die Lehensbesitzer waren theils Muselman, theils Hindu und die Lehen selbst bald lebenslänglich, bald erblich. Nur die Inhaber der letzten Gattung wurden ursprünglich Semindar oder Grundeigenthümer genannt; sie erfreuten sich gewöhnlich gewisser Hoheitsrechte und der Gerichtsbarkeit über ihre Untergebenen. Diese großen Lehensbesitzer leisteten dem Fürsten entweder bloß militärische oder auch andere Dienste, zu denen sie, vermöge ihres Lehenbriefes, ausdrücklich verpflichtet waren. Dieß galt jedoch bloß von den Muselman, welche sich fast durchgängig zur Sunna bekannten; die Lehre der Schiiten hat erst später, namentlich im Dekkan, eine Anzahl Anhänger gefunden. Zwischen diesen beyden Abtheilungen des Islam herrschte damals solche Feindschaft, daß sie nicht selten zu Meuchelmord führte und zwar unter den angesehensten, gelehrtesten Leuten. Mullah Ahmed, ein Schiite,

der Verfasser der tausendjährigen Geschichte der Muselman, hat auf diese Weise seinen Tod gefunden. Nun ist Abdel Kader, der sunitische Annalist einer andern sehr geschätzten allgemeinen Geschichte hierüber so erfreut, daß er die Jahrzahl dieser That (1588 u. Z.) in dem Satze: „Brav Stilleto Folads“ und in den Worten: „hölliſches Schwein“ der Nachwelt überlieferte *). — Die Hindu mußten neben den gewöhnlichen Steuern noch das Ungläubigen auferlegte Kopfgeld entrichten. An andern Lasten, an von Zeit zu Zeit eintretenden Verfolgungen fehlte es nicht — Umstände, welche, wie man glauben sollte, der Bekehrung zum Islam nur förderlich seyn könnten. Dessenungeachtet machte der Muhammedanismus in Hindostan weniger Glück als in irgend einem andern mit dem Schwerte eroberten Lande. Die Brahmanen hatten es nämlich verstanden, ihre Herrschaft auf Institutionen und Meinungen zu gründen, die mit solch einem teuflischen Verstand ersonnen und mit solch schamloser Härte durchgeführt waren, daß sie dem blutigen Andrange des Islam einen erfolgreichen Widerstand entgegen setzen konnten. Nur ein Achtel der ganzen Bevölkerung Indiens bekennt sich heutigen Tages zum Muhammedanismus. In Hindostan allein, Dekkan nicht mitgerechnet, bildeten die Moslim in den Zeiten Dschechangirs ein Sechstel der Einwohner.

Durch Akber wurde das ganze Reich in fünfzehn, später in achtzehn Kreise eingetheilt, welche wieder in 105 Distrikte und 2737 Bezirke zerfielen. Ueber jeden Kreis ist ein Statthalter gesetzt, dem zu gleicher Zeit die bürgerliche und Militärverwaltung gebührt. Die Subahdar stehen unmittelbar unter dem Fürsten und erhalten von ihm ihre Befehle. Der Statthalter habe bloß, so lauten die Verwaltungsnormen, das Wohl des Volkes im Auge; er sey immer freundlich und erweise jedem die gebührende Ehre. Seine Mußestunden möge er zum Lesen philosophischer Schriften verwenden und sich auch nach ihren Lehren richten; die Erzählungen des Buches Kalila und Dimna können ihm ebenfalls als Muster eines vernünftigen Lebens dienen. Unter den Statthaltern standen eigene Beamte, denen der Oberbefehl über die Söldner und Lehenstruppen, dann die Leitung des Gerichts- und Steuerwesens anvertraut waren. Einem Jeden ist der Geschäftskreis genau vorgezeichnet, um, so weit menschliche Vorsicht reicht, Willkühr und Uebergriffe zu beseitigen. Aus diesem Grunde wurde selbst, was sonst unerhört ist im Morgenlande, das Geschäft des Untersuchungsrichters und des Urtheilsprechenden getrennt; das eine stand dem Kadi zu, und das andere dem Mir Adel, das heißt dem Herrn Richter. Nur bey Gelegenheit eines gefährlichen Aufstandes kann der Statthalter, ohne an den Hof zu berichten, die Todesstrafe verhängen. Den Katwals, welchen das Geschäft unserer Polizeydirektoren und Hauptleute der Gendarmerie an einzelnen Orten und Distrikten zusteht, ist anempfohlen, den Herrn Richter von zwey Spionen bewachen zu lassen und dem Fürsten alsbald zu berichten, wenn irgend Jemanden sein Recht nicht widerfahre. Unter den zahlreichen Vorschriften für diese Beamten sind vortreffliche, dann aber auch manche abentheuerliche und barbarische enthalten. Der Padischah wollte den Müssiggang abgeschafft wissen. Der Katwal soll nun darüber wachen, daß Jeder ein Handwerk erlerne: Niemand soll als Sklave verkauft werden; die frühere Sitte, Kriegsgefangene als Sklaven zu behandeln, war bereits 1561 aufgehoben. Der Katwal soll zu erfahren trachten, wovon und wie die Leute leben und namentlich auch darauf achten, daß keine Frau nach dem Tode ihres Mannes gegen ihren Willen verbrannt werde. Eines Tages hörte Akber, der Radschah von Dschodpur wolle die Wittwe seines Sohnes zwingen, den Scheiterhaufen zu besteigen. Der Fürst schwang sich aufs Pferd und ritt eilends dahin, um durch seine Gegenwart das Verbrechen zu hindern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Elliot Bibliographical Index to the Historians of Muhamedan India. Calcutta 1849. I. 144, 148.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juli.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1849.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Kitab i dûai omûme we idjrai asrari mokkaddes. Uebersetzung des hochkirchlichen common prayer book in das Türkische. Lips. 1842.

H. M. Elliot, Biographical index to the historians of Muhammedan India. Vol. I, general histories. Calcutta 1849.

X. Heuschling, Manuel de Statistique ethnographique universelle. Bruxelles 1847.

W. J. Woodcock, Scripture Lands, being a visit to the scenes of the bible. Lond. 1849.

Lord John Manners, Notes of an Irish Tour. Lond. 1849.

J. G. Kohl, Reisen in den Niederlanden. Th. 1. Leipzig 1849.

Voyages dans l'intérieur du Brésil. P. 3. Aug. de Saint-Hilaire, Voyage aux sources du Rio de S. Francisco et dans la province de Goyaz. T. 1. 2. Paris 1847.

F. H. von Kittlitz, Vier und zwanzig Vegetations-Ansichten von Küstenländern und Inseln des stillen Oceans. Siegen 1845.

René de Bouillé, Histoire des Ducs de Guise. T. II. III. Par. 1849.

J. Ph. C. van den Bergh, Grondtrekken der Nederlandsche Wapenkunde. Leiden 1847.

Dider Jan. van Stégeren, De Graecorum diebus festis. Trajecti ad Rh. 1849.

K. v. Paucker, Das attische Palladion. Mitau 1849.

E. Gerhard, Ueber Agathodämon und bona dea. Berlin 1849.

K. F. Hermann, Ueber Gesetz, Gesetzgebung und gesetzgebende Gewalt im griech. Alterthume. Götting. 1849.

C. Ginoulhiac, De la philosophie des jurisconsultes romains. Batignolles 1849.

H. Ewald, Ueber die neu entdeckte phönikische Inschrift zu Marseille. Göttingen 1849.

H. Brugsch, Die Inschrift von Rosette nach ihrem ägyptisch-demotischen Texte sprachlich und sachlich erklärt. Th. 1. Sammlung demotischer Urkunden. Berlin 1850.

J. Leitzmann, Verzeichniß sämmtlicher seit 1800 bis jetzt erschienenen numismatischen Werke, als Fortsetzung der Bibliotheca numaria von J. G. Lipsius. Weißensee 1841.

J. Friedländer, Die Münzen der Vandalen. Nachträge zu den Münzen der Ostgothen. Leipzig 1849.

St. Bohusz, Recherches historiques sur l'origine des Sarmates des Esclavons et des Slaves. T. 1 — 3. Pétersb. 1812.

W. Rey, Autriche, Hongrie et Turquie 1839—1848. Par. 1849.

R. Ford, Gatherings from Spain. Par. 1849.

R. P. A. Dozy, Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen âge. Vol. I. Leyde 1849.

R. Turnbull, The Genius of Italy; being sketches of Italian life, literature and religion. London 1849.

G. Pecchio, Storia della economia pubblica in Italia. Lugano 1849.

Ch. Macfarlane, A glance at revolutionized Italy. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

Carl. Cattaneo, Dell' insurrezione di Milano nel 1848 e della successiva guerra. Lugano 1849.

C. Arduini, Il presente e l'avvenire di Roma.

Documenti della guerra santa d'Italia. Vol. I. II. Fasc. 1. Capolago 1849.

M. Amari, La Sicile et les Bourbons. Par. 1849.

Les Français peints par eux-mêmes. T. I — V. Paris. T. I—III Provinces. Paris 1840—1842.

E de Mont-Rond, Du Rhone et de ses affluents des Alpes. Par. 1847.

Ed. Le Héricher, Avranchin monumental et historique. T. 1. 2. Avranches 1847.

G. Mancel, Journal d'un bourgeois de Caen — 1652 — 1733. Par. 1848.

M. L. Dessalles, Perigueux et les deux derniers comtes de Périgord. Par. 1847.

Bibliothèque des Mémoires relatifs à l'histoire de France pendant le 18. siècle avec avant-propos et notices par M. F. Barrière. T. 1 — 12. Par. 1846 — 1848.

P. J. Proudhon, Les confessions d'un révolutionnaire pour servir à l'histoire de la révolution de Février. Par. 1849.

Dr. G. G. Oelsner-Monmerqué, Drey Missionen. Bremen 1849.

P. Mérat, Verdun en 1792, épisode historique et militaire des guerres de la révolution française. Par. 1849.

Signatura temporis. Berl. 1849.

H. C. F. von Gagern, Der Wechsel der Zeiten für Deutschland. Darmstadt 1849.

K. Gaillard, Die Auswanderung und die Colonisation im Interesse Deutschlands und der Auswanderer. Berlin 1849.

A. Duckwitz, Ueber die Gründung der deutschen Kriegs-Marine. Bremen 1849.

Dr. C. W. Hering, Geschichte der Stadt und Ephorie Großenhain. Großenhain 1849.

H. von Feder, Die Revolution und die Partey des gesetzlichen Fortschrittes in Baden. Karlsruhe 1850.

F. W. Mogk, Die Aegidien-Kirche zu Oschatz. Oschatz 1849.

Wirtembergisches Urkundenbuch. Herausg. von dem K. Staatsarchiv in Stuttgart. Bd. 1. Stuttg. 1849.

Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst. Wien 1849.

Dr. B. Bolzano, Ueber das Verhältniß der beyden Volksstämme in Böhmen. Wien 1849.

Gli ultimi avvenimenti in Austria. Italia 1849.

V. Hanka, Dalimilova chronika česká u nejdáunějši čtení navrácena. WPraze 1849.

L. Graf v. Thun, Betrachtungen über die Zeitverhältnisse insbesondere in Hinblick auf Böhmen. Prag 1849.

Dr. J. D. W. Richter, Geschichte des böhmischen Krieges aus Urkunden und andern Quellenschriften. Bd. 1. Erfurt 1850.

Ungarns gutes Recht. Eine historische Denkschrift. Heft 1. London 1849.

A. Peternader, Tyrols Landesvertheidigung. Th. 1. Innsbruck 1849.

Dr. A. F. Riedel, Die Domainen und Forsten, Gruben, Hütten und Salinen des preuß. Staates. Berlin 1849.

L. E. Mathis, Preußens deutsche Politik und ihre Gegner. Berlin 1849.

Dr. M. Kalisch, Materialien zur neuen Medizinal-Verfassung Preußens. Heft 1. 2. Berlin 1849.

J. W. Löbell, Das preußische Königthum der Revolution gegenüber. Bonn 1849.

Fr. Kunze, Der Treubund für König und Vaterland. Berlin 1849.

Dr. M. Heffter, Wegweiser durch Brandenburg und seine Alterthümer. Brandenburg 1849.

J. von Minutoli, Das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Kurfürstliche Periode von 1470 — 1486. Berlin 1849.

Dr. J. Messow, Topographisch statistisches Handbuch des preuß. Staates. Bd. 1. 2. Berlin 1846 — 1848.

P. Th. Marck, Der gräflich fürstlich königliche Stamm der Hohenzollern. Hechingen 1849.

Dr. Fr. Förster, Neuere und neueste Geschichte seit dem Tode Friedrichs II. bis auf unsere Tage. Lief. 1. Berlin 1849.

— — Friedrich der Große. Geschildert als Mensch, Regent und Feldherr. Lief. 1. Berlin 1849.

N. C. G. Rintel, Die katholischen Interessen und die deutsche Frage in Preußen. Breslau 1849.

M. v. Deutinger, Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freysing. Bd. I. Lief. 1. München 1850.

Dr. F. Deycks, Friedrich Heinrich Jakobi, im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen besonders zu Göthe. Frankf. 1848.

Dr. K. Monnard, Geschichte der helvetischen Revolution. Bd. I. Die Jahre 1798 — 1800. Zürich 1849.

Gutachten der Gewerbs-Section des Zürcherischen Rathes des Innern über die Frage der Handwerksinnungen. Zürich 1849.

Denkschrift der Industrie-Commission der St. Gallisch-Appenzellischen Gesellschaft über die schweizerischen Industrie-, Hanels- und Zollverhältnisse. St. Gallen 1849.

J. Debrunner, Die Erlebnisse der Schweizercompagnie in Venedig. Zürich 1849.

Ein Beytrag zur Lösung der materiellen Fragen in der Schweiz. Zürich 1849.

F. Vinchant, Annales de la province et comté du Hainaut. Bruxelles 1848.

Fr. Lemaire, Notice historique sur la ville de Nivelles et sur les abbesses. Nivelles 1848.

J. Honig, Geschiedenis der Zaanlanden. Deel. I. II. Zaandijk 1849.

X. Heuschling, Essai sur la statistique générale de la Belgique. Publié par Ph. Vandermaelen. 2. édition, avec supplément. Bruxelles 1844.

C. de Laborde, Essai d'un catalogue des artistes originaires des Pays-Bas. Paris 1849.

J. Abbott, History of King Charles I. of England. Lond. 1849.

J. Britton, The authorship of the letters of Junius elucidatet, with a biographical sketch of Colonel Isaac Barré. Lond. 1848.

Ch. J. Napier, A letter to the right Hon. Sir J. Hobhouse on the baggage on the Indian army. Lond. 1849.

Dr. L. Wienbarg, Darstellungen aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen. Bd. 1. Kiel 1850.

Diplomatarium Norvegicum. Oldbreve til kundskab om Norges indre og ydre Forholde, Sprog ... Samlede af Chr. A. Lange og C. R. Unger. Förste Samling. Hefte 1. 2. Christiania 1847 — 49.

Dr. F. v. Aspern, Beyträge zur älteren Geschichte Holsteins. Heft 1. Hamburg 1849.

Klenze, Versuch eines Plans der neuen Distrikts-Eintheilung Schleswig-Holsteins. Schleswig 1849.

J. Golovine, Mémoires d'un prêtre russe ou la Russie religieuse. Par. 1849.

H. Melville, Typee or a narrative of a four months residence among the natives of the Marquesas Islands. Lond. 1847.

F. B. Günther, Berichte über Ost-Tenessee und die deutsche Ansiedelung. Stuttg. 1849.

C. A. Geyer, Virginien. Meißen 1849.

C. von Grone, Briefe über Nordamerika, Mexiko und den zwischen beyden geführten Krieg. Braunschweig 1849.

Cl. Gay, Historia fisica y politica de Chile. Historia. Entrega 1 — 18. Botanica. Entrega 1 — 16. Documentos. Entrega 1 — 4. Zoologia. Entrega 1 — 12. Atlas Livr. 1 — 21. Paris 1845 — 1849.

J. P. D. Dieseldorf, Wegweiser nach Südaustralien. Hamb. 1849.

R. R. Madden, The island of Cuba. Lond. 1849.

M. Chevalier, La liberté aux états-unis. Par. 1849.

J. F. Cast, Valdivia und Chiloë für deutsche Auswanderer. Stuttg. 1849.

M. Reinaud, Mémoire géographique, historique et scientifique sur l'Inde. Par. 1849.

W. R. Wilde, The closing years of Dean Swift's Life. Lond. 1849.

Dr. A. Wißhaupt, Skizzen aus dem Leben Dr. B. Bolzano's. Leipzig 1850.

C. Waddington-Kastus, De Petri Rami vita, scriptis, philosophia. Par. 1848.

A. Vinet, Etudes sur Blaise Pascal. Par. 1848.

The life and correspondence of the late Robert Southey. Ed. by his son, the Rev. Ch. Cuthbert Southey. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

K. Chr. G. Schmidt, Des Johannes Wesley Leben und Wirken. Halle 1849.

J. C. Prichard, The life and times of Hincmar, Archbishop of Rheims. Lond. 1849.

Nekrolog des Fürst Erzbischofs von Prag, A. Jos. Frhr. v. Schrenk auf Notzing. Prag 1849.

Marq. de Labrador, Mélanges sur la vie privée et publique, écrits par lui-même. Par. 1849.

Erinnerungen an den k. k. Feldzeugmeister und Kriegsminister Theodor Grafen von Latour. Leipz. 1849.

Ch. Düberg, Aus und über Swedenborg. Schwerin 1849.

L. Driesen, Leben des Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen, General-Gouverneurs von Niederländisch-Brasilien. Berlin 1849.

W. J. Birch, An inquiry into the philosophy and religion of Shakspeare. Lond. 1848.

W. Aßmann, Göthe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung. Leipzig 1849.

K. F. Ledderhose, Das Leben des M. Joh. Mathesius des alten Bergpredigers in St. Joachimsthal. Heidelb. 1849.

Aus Göthe's Leben. Wahrheit, keine Dichtung, von einem Zeitgenossen des Dichters. Leipzig 1849.

Ed. M. Oettinger, Bibliographie biographique. Leipzig 1850.

Ch. Didier, Une visite à Mr. le Duc de Bordeaux. 6. édition. Par. 1849.

Benjamin Franklin: his autobiography with a narrative of his public life and services. By H. Hastings Weld. New York 1849.

G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Frhrn. von Stein. Bd. 1. 1757 — 1807. Berlin 1849.

Lord Mahon, Historical essays. Lond. 1849.

Dr. O. Schlömilch, Grundzüge einer wissenschaftlichen Darstellung der Geometrie des Maaßes. Th. 1. Geometrie der Ebene. Eisenach 1849.

Dr. J. Salomon, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra. 4. verm. Aufl. Wien 1849.

C. F. Gauß, Beyträge zur Theorie der algebraischen Gleichungen. Göttingen 1849.

Dr. H. Burhenne, Grundriß der höhern Analysis. Cassel 1849.

C. H. W. Breithaupt, Das Duodecimal-System, vorgeschlagen für Münze, Maaß und Gewicht ꝛc. in Deutschland. Cassel 1849.

P. H. Fuß, Nachricht über eine Sammlung unedirter Handschriften Leonh. Eulers. Leipzig 1849.

Dr. J. Francke, Lehrbuch der descriptiven Geographie. Leipzig 1849.

L. Euler, Commentationes arithmeticae collectae ed. Fuss. Petropoli 1849.

J. Weisbach, Die ersten Grundlehren der höheren Analysis der Differenzial- und Integral-Rechnung. Braunschw. 1849.

C. Kellner, Das orthoskopische Ocular. Braunschweig 1849.

J. J. Littrow, Dioptrik. Wien 1830.

C. Holtzmann, Tafeln zur Erleichterung und Ersparung der auf Maschinenbau bezügl. Rechnungen. Pforzheim 1849.

Frz. Mertens, Die Baukunst des Mittelalters. Berl. 1849.

J. Kendall, An elucidation of the principles of English architecture. Lond. 1842.

A. Ferber, Leitfaden für die gesammte Eisenbahn-Betriebs-Organisation. Arnsberg 1849.

F. M. G. Pambour, Theorie der Dampfmaschinen. Nach der 2. Aufl. übers. und mit Anhang begleitet von Crelle. Berlin 1849.

E. Apelt, Joh. Keplers astronom. Weltansicht. Leipzig 1849.

M. J. Johnson, Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford. Vol. 7. 8. Oxford 1848 — 49.

A. Quetelet, Annales de l'observatoire royale de Bruxelles. Vol. VI. Bruxelles 1848.

Dr. J. Müller, Grundriß der Physik und Meteorologie. 2. verm. Aufl. Braunschweig 1850.

Dr. J. Müller, Bericht über die neuesten Fortschritte der Physik. Lief. 1 — 4. Braunschweig 1849.

W. Eisenlohr, Lehrbuch der Physik. 5. verb. Aufl. Mannheim 1849.

Dr. J. F. Heßler, Handbuch der Physik. Heft 1—3. Bautzen 1849.

A. T. Kupffer, Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingenieurs des mines de Russie. Année 1845. No. 1. 2. Pétersb. 1848.

H. Zeise, Die Entwickelungsgeschichte unserer Erde. Altona 1849.

L. Ph. Wüppermann, Abhandlung über das Wesen der Inponderabilien. Th. I. Abth. 1. Materie. Stoff. Utrecht 1849.

Dr. Th. Waitz, Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft. Braunschweig 1849.

K. Fr. v. Reichenbach, Physikalisch-physiologische Untersuchungen über die Dynamide des Magnetismus, der Elektricität ꝛc. in ihren Beziehungen zur Lebenskraft. 2. verb. Aufl. Bd. 1. 2. Braunschweig 1849.

Dr. J. Frick, Physikalische Technik. Braunschweig 1850.

Fr. Harzer, Die Magnet-Elektricität als motorische Kraft. Weimar 1849.

Arsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogie afgifven den 31 Mars 1847, af J. Berzelius. Stockh. 1848.

Dr. R. Wagner, Die Chemie faßlich dargestellt nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft. Th. 1. Unorganische Chemie. Leipzig 1850.

Dr. H. Schwarz, Ueber die Maaßanalysen. Braunschweig 1849.

Dr. C. G. Lehmann, Lehrbuch der physiologischen Chemie. 2. umgearb. Aufl. Th. 1. Leipzig 1849.

Th. Graham, Lehrbuch der Chemie. Bearb. von Dr. Fr. J. Otto. Bd. 1 — 3. Braunschweig 1849.

Dr. C. R. Fresenius, Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse. Mit einem Vorwort von Dr. J. Liebig. 6. verb. Aufl. Braunschweig 1850.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juli.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1850.

Archives des missions scientifiques et littéraires; choix de Rapports et Instructions, publié sous les auspices du ministère de l'instruction publique et des cultes. Par. 1850. Cah. 1. — Journ. des Savants. 1850 Mai.

Guigniaut, Rapport fait à l'Académie des inscriptions et belles-lettres sur les travaux de l'École française d'Athènes. — Revue archéolog. Année VII. Livr. 1.

Ampère (J. J.), Littérature, voyages et poésies. Paris 1850. — Le Correspondant. T. XXVI. Livr. 2.

Theonis Smyrnaei Platonici liber de astronomia etc. traduit du grec en latin par Th. H. Martin. — Journ. des Savants 1850 Avril.

Poetae bucolici et didactici. Theocritus, Bion, Moschus, recognovit C. Fr. Ameis etc. Par. 1846. — Ebendaſ.

Lovering (J.), On the american Prime Meridian. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 March.

Richardson (J.), Routes of the Sahara. Itinéraires dans l'intérieur du grand désert d'Afrique. — Bulletin de la Société de Géographie. 1850 Févr. etc. Mars.

— —, Expéditions arctiques. Rapport au secrétaire de l'amirauté sur l'expédition envoyée à la recherche de Sir John Franklin. — Ebendaſ.

Montague (Edw. P.), Narration de l'expédition américaine à la mer morte. — Ebendaſ.

Bouet-Willaumez, Note sur les rivières voisines des établissements français de la Côte-d'Or. — — Ebendaſ.

Livingston, Découverte du lac Ngami, dans l'Afrique australe. — Ebendaſ.

Nouvelle expédition dans les mers polaires à la recherche du capitaine Franklin. — Ebendaſ.

Chaudruc de Crazannes, Sur le sceau de Béranger de Fredol. — Revue archéolog. Année VII. Livr. 1.

Derome (Th.), Considérations sur les développements historiques de la preuve littérale. — Revue de législation et de jurisprud. 1850 Avril.

Champollion-Figeac, Lettre relative au papyrus royal de Turin. — Revue archéolog. Année VII. Livr. 1.

Musée des Thermes et de l'Hôtel de Cluny. — Ebendaſelbſt.

Leclère, Lettre à M. de La Marre, sur les ruines de Lambesa. — Ebendaſ.

Langlois (Victor), Ordonnance de 1315 sur les monnaies baronales. — Ebendaſ.

Merimée (P.), De l'histoire ancienne de la Grèce. (History of Greece, by G. Grote. T. 7. et 8.) — Revue des deus Mondes 1850. T. II. Livr. 4.

Mazade (Charl. de), Les moeurs et la politique en Espagne. — Ebendaſ. Livr. 2.

Thierry (Aug.), Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du tiers-état. — Louis XIV. et Colbert. — Ebendaſ. Livr. 3.

Durand (Hip.), Études sur la redaction et la réformation des coutumes. — Revue de droit français et étranger. T. VII. Livr. 4.

Fresquet, Quelques recherches sur l'organisation judiciaire et la procédure chez les Francs pendant la période mérovingienne et carlovingienne. — Ebendaſ.

Mas-Latrie, Critique de deux diplômes commerciaux des villes de Marseille et de Trani sur l'Adriati-

que. — Bibl. de l'École des Chartes 1850 Mars —Avril.

Troche, Mémoire historique sur l'hôtel du chevalier du Guet, à Paris. — Revue archéolog. Année VII. Livr. 1.

Paulin Paris, Explication du drapeau dit de Jeanne Hachette, conservé à l'Hôtel de Ville de Beauvais. — Ebendaſ.

Pinard (T.), Le chateau de Corbeil. (Seine-et-Oise.) — Ebendaſ.

Carné (Louis de), La bourgeoisie et la révolution française. — Revue de Brux. T. IX. Livr. 5. 6. Revue des deux Mondes 1850. T. II. Livr. 4.

Jager, Histoire religieuse de la Révolution française. — Univ. cathol. 1850 Avril.

German popular prophecies. (Vaticination of Brother Herrmann, a monk of the monastery of Lehnin etc.) — Blackwoods Mag. 1850 May.

Desprez (H.), La Russie et le slavisme. — Revue des deux Mondes 1850. T. II. Livr. 3.

D'Ault-Dumesnil, Question des Lieux saints. 1. Partie. — Correspondant. T. XXVI. Livr. 3.

Windsor Earl (G.), On the leading characteristics of the Papuan, Australian and Malayu-Polynesian nations. (Cont.) — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 Jan. Febr. Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Low (James), An account of the origin and progress of the british colonies in the straits of Malacca. — Journ. of the Ind. Archipel 1850 Jan.

Thomson (J. T.), General report on the residency of Singapore etc. — Ebendaſ.

The piracy and slave trade of the Indian Archipelago. — Ebendaſ. March.

Rigg (Jonathan), Tiger fight at Solo (Java.) — Ebendaſelbſt. Febr.

Low (James), An account of the origin and progress of the british colonies in the Straits of Malacca. — Ebendaſelbſt. March.

Tchihatchef (P. de), L'Asie mineure et l'empire ottoman. I. État actuel et richesses de l'Asie mineure. — Revue des deux Mondes 1850. T. II. Livr. 4.

— —, II. Situation politique, militaire et financière de la Turquie. — Ebendaſelbſt. Livr. 5.

Fresnel (Fulg.), Mémoire sur le Waday (Soudan oriental). — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1850 Févr. et Mars.

Déscription sommaire de la haute Californie, tant sous le rapport physique que sous le rapport agricole, commercial et minéralogique. — Ebendaſ.

Chasles (Ph.), Les Américains du Nord, leur vie publique et privée. L'avenir de l'Amérique. — Revue des deux Mondes 1850. T. II. Livr. 4.

Botmiliau (A. de), Les républiques de l'Amérique du Sud. II. La société Péruvienne depuis l'indépendance. — Ebendaſ. Livr. 5.

Vallet de Viriville, Recherches historiques sur Agnès Sorel. (I. art.) — Biblioth. de l'École des Chartes 1850 Mars—Avril.

Petigny, Testament de François de Vendôme, vidame de Chartres (1560). — Ebendaſ.

Rathery (E. J. B.), Nicolas Denisot. (Notices biographiques et littéraires.) — Bulletin du Bibliophile. No. 13. Neuvième Série.

Lettres et discours de M. Donoso Cortès, marquis de Valdegamas. — Le Correspondant. T. XXVI. Livr. 2.

Chalambert (V. de), Joseph de Maistre. I. Partie. — Ebendaſ. Livr. 3.

A biographical sketch of the late astronomer Caldecott. — Edinb new philos. Journ. 1850 April.

Alison (Archib.), Essays: political, historical and miscellaneous. 3 vols. — Blackwoods Magaz. 1850 May.

Rowan Hamilton (Will.), On quaternions; or on a new system of imaginaries in algebra. (Contin.) — Philos. Magaz. 1850 April.

Spottiswoode (Will.), On the quaternion expressions of coplanarity and homoconicism. — Ebendaſelbſt.

Sénarmont (H. de), Notice sur quelques instruments imaginés par M. Porro, pour abréger et simplifier les opérations de la géodésie, de la topographie, du nivellement et de l'arpentage. — Annal. des Mines 1849. Livr. VI.

Locke (J.), On the phantascope. — American Journal of science and arts 1850 March.

Hodgson (W.), Description of the chronoscope, an instrument proposed for finding the time by observation, and thence deducing the latitude and longitude of the place of the observer. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Challis (J.), On a new equation in hydrodynamics, in reply to professor P. Tardy. — Philos. Magaz. 1850 April.

Davies (T. S.), Geometry and geometers. No. V. — Ebendaſ. May.

Doublet de Boisthibault, Le jubé de Notre-Dame de Chartres. — Revue archéolog. Anneé VII. Livr. 1.

Quicherat (J.), De l'ogive et de l'architecture dite ogivale. — Ebendaſ.

Biot (Edouard), Notice sur des manuscrits inédits du père Gaubil et du père Amiot. — Journ. des Savants 1850 Mai.

Piazzi Smyth, a Centauri and the absolute size of the fixed stars. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Glaisher (Jam.), Additional observations on the meteor of February 11, 1850, and deduction of the results from all the observations. — Philos. Magaz. 1850 April.

Table of atomic weights. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 March.

Lovering (J.), Remarks on the aneroid barometer. — Ebendaſ.

Hildreth (S. P.), Abstract of a meteorological journal, kept at Marietta, Ohio, for the year 1849. — Ebendaſ.

Galbraith (Will.), On the tides. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Thornton J. Herapath and William Herapath, On the waters of the Dead Sea. — Ebendaſ.

Babinet, Formule barométrique. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Mai.

Mitchel (O. M.), On the velocity of the electrical wave or current through a metallic circuit. — Philos. Magaz. 1850 April.

Cockle (Jam.), On the true amplitude of a Tessarine; on the derivation of the word Theodolite, and on light under the action of magnetism. — Ebendaſ.

Reuben Phillipps, On the electricity of condensation. — Ebendaſ.

Le Conte (John), Observations on a remarkable exudation of ice from the stems of vegetables and on a singular protrusion of icy columus from certain kinds of earth during frosty weather. — Ebendaſ. May.

Brice Bronwin, On the theory of the tides. (Contin.) — Ebendaſ.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the Quarter ending March 31, 1850. — Ebendaſelbſt.

— —, On the meteor of November 5, 1849. — Ebendaſ.

Horsford (E. N.), Connection between the atomic weights and the physical and chemical properties of Barium, Strontium, Calcium and Magnesium. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 March.

Hunt (T. S.), Chemical examinations of the waters of some of the mineral spring of Canada. — Ebendaſ.

Forchammer, On the proportion of fluoride of Calcium, present in the Baltic. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Kemp (Alexand.), Chemical notices. — Ebendaſ.

Dessaignes, Formation d'acide aspartique avec le bimalate d'ammoniaque. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Mai.

Soubeiran, Analyse chimique de l'humus et rôle des engrais dans l'alimentation des plantes. — Ebendaſelbſt.

Cap, Histoire de la pharmacie. Pharmacie des Grecs et des Romains. — Ebendaſ.

Marchand, Note sur la constitution chimique des eaux potables qui alimentent la ville de Fécamp. — Ebendaſ.

Buignet, Sur l'acide nitroprussique et les nitroprussiates, nouvelle classe de sels découverts par M. Playfair. — Ebendaſ.

Hoefer, Histoire de la Chimie. T. II. — Journ. des Savants 1850 Mai.

Lyon Playfair, On the nitroprussides, a new class of salts. — Philos. Magaz. 1850 April. May.

Dujardin (Fel.), Mémoire sur l'étude microscopique de la cire appliquée à la recherche de cette substance chez les animaux et les végétaux. (Suite). — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1849 Nov.

— —, Additions au mémoire sur les Hypopus. — Ebendaſ.

Quatrefages (A. de), Note sur la Scolicia prisca (A. de Q.), Annélide fossile de la craie. — Ebendaſ.

— —, Études sur les types inférieurs de l'embranchement des Annelés; Mémoire sur la famille des Chlorémiens. — Ebendaſ.

Joly (N.), Mémoire sur l'existence supposée d'une circulation péritrachéenne chez les Insectes. — Ebendaſ.

Blanchard (Ém.), Second mémoire sur l'organisation des Mlacobdelles (groupe du sous-embranchement des Vers). — Ebendaſ.

— —, De l'appareil circulatoire et des organes de la respiration dans les Arachnides. — Ebendaſelbſt.

Jeffries Wyman, A description of two additional crania of the Engéona (Troglodytes gorilla), a second and gigantic African species of a man-like ape, from Gaboon. — Edinb. new philos. Journal 1850 April.

Verreaux (J. P.), Remarques faites sur plusieurs espèces d'animaux et de végétaux qu'il serait utile d'introduire en France. — Revue et Mag. de Zoologie 1850 Avril.

Pucheran, Études sur les types peu connus du Musée de Paris. 3. art. Rapaces diurnes. — Rev. et Mag. de Zool. 1850 Avril.

Lafresnaye (F. de), Déscription et figure d'une nouvelle espèce de Barbacou. — Ebendaſ.

Récluz (C. A.), De la Charnière etc. (Suite et fin.) — Ebendaſ.

Laferté-Sénectère, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Bocandé dans la Guinée portugaise etc. — Ebendaſ.

Hardouin Michelin, Déscription d'une nouvelle espèce de Caryophyllie. — Ebendaſ.

Naudin (Car.), Melastomacearum quae in Musaeo parisiensi continentur monographicae descriptionis et secundum affinitates distributionis tentamen. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1849 Nov.

Montagne (C.), Sixième centurie de plantes cellulaires neuvelles, tant indigènes qu' exotiques. — Ebendaſ.

Remy (Jules), Excursion botanique à travers les Ardennes françaises. — Ebendaſ.

O'Riley (Edw.), The vegetable products of the Tenasserim provinces. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 Febr.

Berkeley (M. T.), Contributions to the mycology of North America. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 March.

Brongniart, On the chronological exposition of the periods of vegetation and the different Floras which have succeeded each other on the Earth's surface. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Gobley, Sur le principe odorant des feuilles de faham. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Mai.

Voelcker (Aug.) On the watery secretion of the leaves and stems of the Ice-plant (Mesembryanthemum crystallinum, L.). — Philos. Mag. 1850 May.

Delesse (A.), Sur le porphyre amygdaloïde d'Oberstein. — Annal. des Mines 1849. Livr. VI.

Hubbard (Oliver P.), The conditions of trap dikes in New Hampshire an evidence and measure of Erosion. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 March.

Silliman (B.), On the new American mineral, Lancasterite. — Ebendaſ.

Dana (James D.), On the isomorphism and atomic volume of some minerals. — Ebendaſelbſt.

Zadock Thompson, An account of some fossil bones found in Vermont, in making excavations for the Rutland and Burlington railroad. — Ebendaſ.

Hogg (John), On the geography and geology of the Peninsula of Mount Sinai and the adjacent countries. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Geological Survey of Great Britain. — Ebendaſ.

Cunningham (J. D.), On the limits of perpetual snow in the Himalayas. — Ebendaſ.

Impey Murchison (Rod.), On the distribution of the superficial detritus of the Alps, as compared with that of Northern Europe. — Ebendaſ.

Voelcker (A.), Analysis of the Anthracite of the Calton Hill, Edinburgh. — Ebendaſ.

Wilson (G.), On the possible derivation of the diamond from Anthracite and Graphite. — Ebendaſ.

On the geology of the Baltic. — Ebendaſ.

Jacquot (Eug.), Mémoire sur les mines et minières de fer de la partie occidentale du département de la Moselle. — Annal. des Mines 1849. Livr. VI.

Gueymard (Ém.), Mémoire historique sur la découverte du platine dans les Alpes. — Ebendaſ.

Ebelmen, Rapport sur l'existence du platine dans certains minérais du département de l'Isère. — Ebendaſ.

Note sur la production des mines d'or et de platine de l'Oural et de la Sibérie. — Ebendaſ.

Thomson (J. T.), The agriculture of Singapore. — Journ. of the Ind. Archipel 1850 March.

Agriculture and chemistry. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Lavergne (L. de), La session du conseil général de l'agriculture, du commerce et des manufactures pour l'année 1850. — Revue des deux Mondes 1850. T. II. Livr. 4.

Pickering (Charl), Enumeration of the races of Man. — Edinb. new philos. Journ. 1850 April.

Rigg (Jon.), Gunung Dangka or a paradise on earth, a tale of superstition. — Journ. of the Ind. Archipel 1850 March.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Bibliographical Index to the Historians of Muhammedan India.

(Fortsetzung.)

Kalender und anderes scheinheilige Bettlergesindel, das sich vom Schweiße der Fleißigen nährt, soll von den Polizeybeamten angehalten werden, ein nützliches Geschäft zu treiben. Das Schlachten der Thiere war an vielen Tagen und selbst während eines ganzen Monats im Jahre verboten. Metzger, Todtenwäscher und andere Leute, die unreine Geschäfte treiben, mögen fern von andern Leuten an einem eigenen Orte beysammen wohnen. Wer mit einem Scharfrichter aus einem Becher trinkt, dem wird die Hand abgehauen; wer mit ihm aus einem Kessel ißt, verliert einen Finger.

Vorzügliche Aufmerksamkeit ward auf das Steuerwesen verwendet; denn hieran hängt, wie Abul Fasel, der Minister Akbers, treffend bemerkt, sowohl die Kraft der Regierung wie das Wohl der großen Masse der Regierten. Alle gehässigen oder beschwerlichen Abgaben, die Kopfsteuer der Ungläubigen, die Taxen auf Wallfahrten wurden aufgehoben und bloß eine Grundsteuer angeordnet, welche freylich hoch genug angesetzt wurde, — ein Drittheil des rohen Ertrages. Unter der einheimischen Regierung der Radschah, heißt es in der betreffenden Verordnung, wurde zwar bloß ein Sechstel erhoben; es waren aber überdieß vielerley Abgaben von der beweglichen Habe zu entrichten. Um diese große Reform durchzuführen, ließ der Fürst das Land vermessen und seine Ertragfähigkeit nach drey Klassen eintheilen; das Mittel derselben ward als Erträgniß eines jeden Tagwerks angenommen. Diese Naturalabgaben sind dann nach dem Durchschnittspreis der letzten neunzehn Jahre in Geld verwandelt, und später, damit die häufig wiederkehrende, Geld und Zeit kostende Schätzung wegfalle, die Steuern ein für alle Mal auf zehn Jahre festgesetzt worden. Es blieb jedoch einem Jeden frey gestellt, anstatt des Geldes seine Abgabe in den rohen Stoffen selbst einzuliefern. Auch ist es jedem Bauersmann, der da glaubt er zahle zu viel, dessen Aecker eine schlechte Lage hatten, häufig brach liegen mußten oder andern Nachtheilen ausgesetzt waren, gestattet, bey der Behörde eine Vorstellung einzureichen. Sie war angewiesen, jede Beschwerde genau zu untersuchen und den Landmann mit Geldvorschüssen zu unterstützen. Der Rentmeister sollte im Ganzen sein Amt zur Zufriedenheit der Steuerpflichtigen verwalten; dieß sey die Grundnorm, nach der er sich zu richten habe. Ueber die Einnahmen und ihr Verhältniß zu den Ausgaben kann man aus Unkunde des Werthes der Lebensmittel zu keinem sichern Ergebniß gelangen. Bedenkt man aber die außerordentliche Pracht des Hofes, die Freygebigkeit des Fürsten, der zwey bis drey tausend Geistliche und Gelehrte aller Völker und Sekten unterhielt, so müssen die Erträgnisse der Steuern höchst bedeutend gewesen seyn.

Der in England mit so großer Leidenschaftlichkeit geführte Streit über die ursprünglichen Herrn des Grund und Bodens in Hindostan, ob er näm-

lich den einzelnen Besitzern oder den Fürsten des Landes gehöre, ist in gewisser Beziehung bloß ein Wortstreit. Der Staat wird allenthalben in der Theorie als der alleinige Herr des Bodens betrachtet. Der Boden gehört nur dann den Unterthanen, wenn sie die darauf gelegten, zu dem allgemeinen Bedürfnisse nothwendigen Abgaben entrichten. Das Wesentliche bleibt demnach bloß, wie hoch dieser Grundbesitz belastet wird. Ist das Eigenthum einzig und allein durch eine Grundsteuer bedingt, ist der Besitzer nicht durch andere hemmende Anordnungen in seinem Rechte beschränkt, kann er nicht willkürlich von Haus und Hof gejagt werden, so ist sein Gut ohne Zweifel als freyes Eigenthum zu betrachten. Radschah Todar Mal hat das Verdienst, Anordnungen in diesem Sinne getroffen und zur Erleichterung des früher so hart gedrückten Landmannes mit unerbittlicher Strenge durchgeführt zu haben. Der Radschah sah so sehr auf Ordnung und Redlichkeit, daß Rentmeister, welche sich Unterschleife zu Schulden kommen ließen, hingerichtet oder zu einem ewigen Gefängniß verurtheilt wurden. Heutigen Tages ist noch dieses, den alten indischen Einrichtungen entlehnte Abgabensystem unter dem Namen dieses Brahmanen in Hindostan bekannt und gepriesen. Todar Mal war auch für sich selbst ein durchaus ehrlicher, von aller Habsucht entfernter Mann; dabey jedoch dem Aberglauben der Hindu in der Weise ergeben, daß selbst der milde Akber ihm hierüber Vorwürfe machen mußte.

Akber sah mit bekümmertem Herzen die reiche Saat des Hasses und der Zwietracht, die auf dem Boden der verschiedenen Religionen herauswächst und die Menschheit in feindliche Lager sondert; er erkannte die furchtbaren Gräuel des Brahmanenwesens, wie den sinnlosen Aberglauben der Muhammedaner und Parsen. Da entstand in der Seele des Padischah der erhabene Gedanke, auf dem lichten Grunde der göttlichen Einheit, auf der aus ihr hervorgehenden Tugend, Gerechtigkeit und Thätigkeit einen neuen Glauben zu errichten, welcher alle Völker vereinigen und einer bessern Zukunft entgegen führen sollte. Er wußte wohl, wie wenig die Menge fähig ist eine reine Idee zu erfassen. Deßhalb sollte dem trägen Stoffe durch einige Aeußerlichkeiten nachgeholfen, dabey aber der Reinheit der Lehre so wenig als möglich vergeben werden. Die meisten seiner Ceremonien entlehnte der Padischah der reinen Lehre des Zoroaster. Licht und Feuer, sprach er zu seinen Anhängern, die ihn Ilahi oder den Göttlichen nannten, sind die Quellen des Daseyns, die Fundamente des irdischen Lebens, sie verdienen unsere vorzügliche Verehrung. Der Sonne und den Planeten sollen große Festlichkeiten werden, Feuer und Licht mögen eine besondere Achtung genießen. Auch andere Gebräuche des verhältnißmäßig reinen Kultus der Magier wurden eingeführt; selbst die Krone des Fürsten war nach persischem Vorbilde gearbeitet.

Die Statthalter der Kreise, alle andern Hof- und Staatsdiener erhielten den Auftrag, die Verbreitung des neuen Glaubens, aber in friedlicher Weise zu befördern. Wer in die Lehre des Padischah, dem der schlaue, schmeichelnde Hofmann Abul Fasel unzählige Wunder andichtet, sich aufnehmen lassen wollte, der hielt seinen Turban in der Hand, legte das Haupt auf die Füsse seiner Majestät und sprach: Selbstsucht und Anmaßung, die Ursachen mannigfachen Unheils, habe ich abgethan und erscheine nun mit dem Gesuche, mein künftiges Leben der Unsterblichkeit zu widmen. Hierauf reicht der Fürst dem Neugebornen die Hand, hebt ihn empor, setzt ihm den Turban wieder aufs Haupt und spricht: Ich werde für dich zu Gott beten, daß er dich in deinem Vorsatze stärke und von dem scheinbaren zu einem wirklichen Daseyn erhebe. Dann wird dem Eingeweihten ein Stückchen Elfenbein gegeben, worauf einer der vielen Namen Gottes und die Worte Allah Akber, Gott ist groß eingegraben waren. Bey Akber wurde aber auch, wie wir aus vielen Stellen der Einrichtungen bey Abul Fasel ersehen, an den Fürsten und neuen Propheten selbst gedacht. Die Gläubigen sind verpflichtet, sich der Fleischspeisen ganz zu enthalten; ist ihnen dieß unmöglich, doch wenigstens zu bestimmten Zeiten und während des ganzen Monats, in welchem sie geboren wurden. In keinem Falle dürfen sie aber von dem Fleische eines Thieres essen, das sie selbst schlachteten.

Akber verschmähte es, diesen reinen Glauben auf irgend eine gewaltsame oder hinterlistige Weise seinen Völkern aufzudringen; nur Ueberzeugung wollte er als Mittel der Verbreitung gelten lassen. Dabey ward allen anderen Religionen und Sekten vollkommene Freyheit, selbst Proselyten aufzunehmen, gestattet. Der Fürst spöttelte niemals über irgend einen Glauben, über irgend einen Mißbrauch oder selbst über eine Unsitte, wenn sie einen wahrhaft religiösen Hintergrund hatte. Ich schaffe die Taxen auf Wallfahrten ab, sagte er einstens, obgleich sie bloß den eitlen Aberglauben treffen; da aber jede Anbetung dem höchsten Wesen gezollt wird, so halte ich es für Unrecht, Jemand zu hindern oder es ihm bloß zu erschweren, sich in seiner Weise dem Schöpfer aller Wesen zu nähern. Es wurden jedoch die Gebräuche der verschiedenen Religionen, welche mehr bürgerlicher Natur waren, aufgehoben; man hoffte dadurch die widerstrebenden Glaubensgenossen nach und nach mit einander zu befreunden. Die arabische Zeitrechnung, nach dem Jahre und dem Tage der Flucht, ward abgeschafft; dann ein Sonnenjahr, das um die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche begann, angeordnet und die Monate mit den alten persischen Namen bezeichnet. Akber ging selbst darauf aus, das Studium der arabischen Sprache, so wie die herrschenden arabischen Namen und Sitten zu entfernen. Anstatt des Grußes der Wüste: Salam aleikum, Friede mit euch, sollte man Allahu Akber, Gott ist groß sagen, worauf der Andere Dschilli Dschelalihu, möge sein Glanz leuchten, antwortet. Das Erlernen des Korans und seiner Ausleger ersetzte der Fürst durch ein Studium physikalischer Wissenschaften. „Die Anhänger der neuen Religion mögen keinem Dinge Aufmerksamkeit schenken, das der Vernunft widerstreitet.“ Diese und andere Anordnungen wurden natürlich von den Moslim sehr mißfällig aufgenommen. Sie überhäuften ihn und alle seine Freunde mit einer Menge übler Nachreden, so namentlich der sunnitische Chronist Abd-el-Kader, dessen Denkwürdigkeiten von dem Herrscherhause der Ghasnaviden bis zum vierzigsten Regierungsjahre Akbers reichen. Am meisten verdroß sie aber die Abneigung des Fürsten gegen lange Bärte. Akber hatte nämlich in den letzten Jahren seiner Regierung die Schwachheit, kaum Jemand vorzulassen, bey dem dieser Männerschmuck des Ostens eine auffallende Länge hatte. Ebenso suchte er mehrere bürgerliche Gebräuche und Mißbräuche der Hindu aufzuheben. Das Schlachten der Thiere zu Opfermahlen ward ganz verboten, sowie das Versprechen und die Verheirathung der Kinder unter den Jahren der Reife. Die Zustimmung des Bräutigams und der Braut, sagte der Fürst, sey ebenso nothwendig, wie die der Aeltern; es solle der Mann bloß eine Frau heirathen, und ihr keine große Morgengabe verschreiben, damit die Scheidung nicht erschwert würde. Auch gestattete er den Wittwen gegen das ausdrückliche Verbot des brahmanischen Gesetzes, zum zweyten Male zu heirathen.

Das Turki war die Muttersprache der Timuriden und des größten Theils ihres ursprünglichen Gefolges. Die Padischah Hindostans verstanden und sprachen auch selbst bis ins achtzehnte Jahrhundert herab dieses Idiom ihrer Heimath. Die neuen Ankömmlinge verloren sich aber bald unter der Masse der Hindu, Afghanen und Perser, deren Sprachen, zum Theil von einer zahlreichen Literatur getragen und empfohlen, für den Umgang der Gebildeten unter einander, so wie als Mittel zur Regierung und Verwaltung des Landes passender gefunden wurden. Für den täglichen Verkehr des großen Haufens bildete sich im Laufe der Zeit, wie dieß allenthalben eintritt, wo verschiedene Völker in einem Lande zusammenwohnen, eine Mischlingssprache, das sogenannte Hindostani, dessen indische Bestandtheile natürlich überwiegend sind, wie es die indische Bevölkerung ist im Verhältniß zu den fremden Eindringlingen. Diese aus dem Grunde der Mundart von Kanodsch und der Umgegend hervorgegangene Sprechweise ward aber erst in verhältnißmäßig später Zeit zur Schriftsprache erhoben. Seinen politisch-religiösen Zwecken gemäß suchte Akber die persische Sprache und Literatur im Gegensatze zu der arabischen zu heben und zu fördern. In den Schulen wurden die Knaben im Persischen unterrichtet, dessen schwieriges Alphabet sie nach einer neuen, von Akber angeordneten Methode, woran man aber billig zweifeln darf, in zwey Tagen lernten. Wozu

man früher Jahre brauchte, sagt ein höfischer Geschichtschreiber, das lernt man jetzt zu aller Erstaunen in wenigen Monaten. Die Gegenstände, worin die öffentlichen Schulen Unterricht ertheilen, sind Moral und Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften, Philosophie und Theologie nach allen ihren Zweigen und Unterabtheilungen. Ueberdieß waren für die besondern Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens eigene Schulen angeordnet; den Hindu blieben ihre besondern Schulen, worin sie in ihren heiligen Schriften unterrichtet wurden. Bey dem Allen konnte Akber selbst, wie behauptet wird, es scheint dieß aber ganz unglaublich, weder lesen noch schreiben. Und doch soll er alle Zeit, die Regierungs- und häusliche Geschäfte ihm ließen, den Wissenschaften, namentlich der Dichtkunst und der Geschichte, gewidmet haben! Er hätte sich nämlich die vorzüglichsten Werke von eigens hiezu bestellten Gelehrten vorlesen lassen, welche nach der Anzahl der Seiten, die sie lasen, bezahlt wurden. Hiemit steht die Nachricht, Akber habe ein Buch zur Belehrung des Schahinschah Abbas geschrieben, nur in scheinbarem Widerspruche; denn es wird hinzugefügt, Abul Fasel hätte auch diesen Fürsten- und Lebensspiegel auf Befehl seines Gebieters verfertigt.

Akber war auch den schönen Künsten nicht abgeneigt. Er hatte eine Art Malerschule einrichten lassen, „damit die Künstler gegenseitig wetteifern und dadurch in ihrer Kunst sich immer mehr ausbilden und vervollkommnen möchten.“ Der Padischah ließ sich wöchentlich die Arbeiten zeigen und belohnte jeden nach Verdienst. Sie verzierten eine Anzahl persischer Handschriften mit prächtigen Miniaturen, worunter ein einziges Werk in zwölf Bänden deren vierzehn hundert hatte. Von den angesehensten Personen des Hofes und des Staates wurden Porträte verfertigt und zur Erinnerung für die Nachwelt in einem Bande zusammen gebunden. Der feinere gebildetere Geschmack in den Kunstwerken dieser Zeit zeigt sich in den noch vorhandenen und bewunderten Baumonumenten. Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß wir bereits am Ende des zwölften Jahrhunderts in den muselmanischen Gebäuden Indiens den Spitzbogen vorfinden, so in der unvollendeten Mosche bey Delhi, Katb Minar geheißen. Diese indischen Moscheen bestehen gewöhnlich aus einer Anzahl Kuppeln, die auf vier Säulen ruhen, innerhalb welcher sich schmale Gänge durchziehen; sie sind in einem massenhaften strengen Charakter erbaut. Die Patanen, sagt ein Kenner, bauten wie Riesen und vollendeten ihre Werke wie Geschmeidemacher; doch sind die Verzierungen, so glänzend und zahlreich, niemals umsonst vorhanden, noch stören sie den Eindruck des strengen charaktervollen Ganzen. Zu einer historischen Entwicklung der muhammedanischen Baukunst in Indien bedürfte es bloß einer künstlerischen Beschreibung der zahlreichen Monumente des alten und neuen Delhi.

In den wissenschaftlichen Bestrebungen bey den Regierungsgeschäften und religiösen Planen standen dem Padischah Akber zwey Brüder hülfreich zur Seite, deren Namen und Leistungen nicht übergangen werden dürfen. Es sind dieß Feisi und sein Bruder Abul Fasel, den wir schon so häufig erwähnten und dessen Schriften beynahe Alles entnommen ist, was wir von Akber und seinen Einrichtungen berichtet haben. Die mannigfachen Kenntnisse und die Einsicht dieses Mannes in alle Verhältnisse des Staates und des Lebens, welche er in den der Regierung Akbers gewidmeten Werken darlegt, sind wahrhaft zum Erstaunen. Sein klarer Sinn, sein durchdringender Verstand umfaßt Alles, von den höchsten Aufgaben der Weltweisheit bis herab zu den kleinlichsten Dingen der Hofhaltung, des Militärwesens und der Küche. Ich nehme selbst keinen Anstand, seinen Abriß der Geschichte, der Kenntnisse und Wissenschaften der Hindu, mit denen er zu diesem Endzwecke, wie er selbst sagt, genauen Umgang gepflogen hatte, auch heutigen Tags noch bey der ausgebreiteten Bekanntschaft mit dem Sanskrit und der indischen Literatur für ein treffliches, höchst lehrreiches Werk zu erklären.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Q. Curtii Rufi de Gestis Alexandri Magni regis Macedonum libri qui supersunt octo. Ad fidem codicum manuscriptorum et olim adhibitorum et recens collatorum Florentinorum et Bernensium recensuit et commentario instruxit Car. Timoth. Zumptius. Accedit tabula geographica expeditionum regis Alexandri. Brunsvigae, apud Fr. Vieweg et Filium. 1849. S. XXII. und 621. gr. 8.

Dasselbe Werk. Ausgabe zum Schulgebrauch. Mit einem deutschen erklärenden Commentar von C. G. Zumpt. Nebst einer Karte von den Zügen Alexanders des Großen. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg und Sohn. **1849. S. VIII. und 327. kl. 8.**

Arrians Anabasis. Erklärt von C. Sintenis. Zwey Bändchen mit einer Karte v. H. Kiepert. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung **1849.** (Sammlung gr. u. lat. Schriftsteller von Haupt und Sauppe).

Erster Artikel.

Diese neue kritische Ausgabe des Curtius, hat der um das Studium der lateinischen Literatur hochverdiente Herausgeber als sein letztes Vermächtniß hinterlassen. Als solches aufgenommen zu werden, verdient diese Arbeit um so mehr, als sie die Frucht eines vieljährigen Fleißes und treu gehegter Liebe ist — einer Liebe, die manchen vielleicht als eine unbegründete Vorliebe erscheinen wird für den Schriftsteller, über dessen Werth bekanntlich sehr verschiedene und fast entgegengesetzte Urtheile laut geworden sind. Zumpt hat sich schon in der ersten Ausgabe von 1826 ganz entschieden für die dem Schriftsteller günstigste Ansicht ausgesprochen; und daß er dieser auch bis in die letzte Zeit zugethan blieb, dafür zeugen sowohl einzelne Aeußerungen in der Vorrede und in dem Commentare, als auch besonders die ausdrückliche Erklärung hierüber in der kleineren Ausgabe zum Schulgebrauch. Diese ist um so merkwürdiger und beachtenswerther, als sie in der höchst schwierigen Frage über die Zeit, in der Curtius gelebt und geschrieben, worüber bey dem Mangel unzweydeutiger historischer Daten die Ansichten und Vermuthungen der Gelehrten nicht weniger weit auseinandergehen — sie schwanken zwischen Augustus und Theodosius dem Großen — nicht nur das Zeitalter überhaupt, sondern sogar ein bestimmtes Jahr für die Abfassung des Werkes anzugeben wagt — nämlich das Jahr 1 vor Chr. G. Die Beweisführung, mit der Z. seine Behauptung rechtfertigt, steht freylich auf so schwachen Füßen, daß man kaum etwas anderes als einen kritischen Machtspruch darin erkennen kann, besonders nach der mit ebenso gründlicher Forschung als unbefangenem Urtheile geführten Untersuchung von Mützell. Dieser stimmt zwar mit Z. in Bezug auf die Person des Schriftstellers überein, insofern beyde den Geschichtschreiber des Alexander in dem von Suetonius aufgeführten Rhetor Cl. Curtius Rufus wieder erkennen wollen. Allein die Ab-

fassung des Werkes glaubt M. um circa ein halbes Jahrhundert später setzen zu müssen, nämlich in die Regierungszeit des Claudius. Die gemeinsame Grundlage für beyde Ansichten bietet die bekannte Stelle im X. Buche unseres Geschichtswerkes. Wir gestehen gerne zu, daß es uns von unserem Standpunkte aus am natürlichsten ist, zunächst an Augustus zu denken, dessen Principat uns von den am meisten gelesenen Schriftstellern und Zeitgenossen so oft in einem ähnlichen Verhältnisse zu den Schicksalen des römischen Reiches dargestellt und mit ähnlichen Bildern verherrlicht wird; wir geben zu, daß sich die meisten Ausdrücke bequem dieser Ansicht fügen, welche Z. mit mehreren anderen Gelehrten, neuerdings auch Klotz, in dem ersten Theil seiner lat. Litteraturgeschichte zu der ihrigen machen. Beyde verstehen die Nacht, von der C. spricht, in metaphorischem Sinne von den Jahren „der Zwietracht und Trennung nach Cäsars Ermordung bis zu Augusts legitimem Regierungsantritt," — womit sich also Z. gänzlich lossagt von der Auffassung Hirts, der in diesen Worten eine Anspielung sieht auf die Naturereignisse, welche das ganze Jahr nach der Ermordung des Cäsar merkwürdig gemacht haben sollen. Nimmt man nun auch keinen Anstoß an dem Beysatz: „quam paene supremam habuimus," und läßt man sich die Deutung gefallen, welche Klotz den Worten subita serenitate gibt, die selbst Z. in der ersten Ausgabe p. XXIV sq. für unangemessen hält und nur von dem Standpunkte der Schmeicheley zu erklären weiß, während Klotz ihnen ihre wörtliche Bedeutung sichern zu können meint, wenn man sie von der Besiegung des Antonius in der Schlacht bey Actium versteht, „weil jetzt der Janustempel geschlossen und auf einmal Friede und Ruhe wieder hergestellt ward," — läßt man sich also auch soweit diese Erklärung gefallen, so bleibt doch immer noch ein Ausdruck übrig, der einer solchen Auffassung widerstrebt und weder von Z. noch von K. gebührend berücksichtigt wird. Denn ganz begründet ist die Bemerkung Mützells (p. LIV der Vorrede), daß die Worte: „Huius, hercule, non solis ortus, lucem caliganti reddidit mundo" jede allegorische Deutung der vorausgehenden Nacht ausschließen. Auch der positive Theil der Beweisführung des eben genannten Gelehrten ist so glücklich und beynahe schlagend durch historische Nachweisungen aus Dio Cassius, der in ganz entsprechender Weise den Zustand in der Stadt nach der Ermordung des Caligula und bis zur Erhebung des Claudius schildert, und ähnliche Aeußerungen anderer Schriftsteller über die Regierung des Claudius, daß man seiner Erklärung wohl beypflichten muß; und sollte unser unmittelbares Gefühl durch eine solche Beziehung auch etwas überrascht werden, so kann dasselbe doch darum nicht maaßgebend seyn, weil die historische Perspective, in welcher wir die Ereignisse anzuschauen pflegen, möglicher Weise dieser eine von der Betrachtung der Zeitgenossen ganz verschiedene Beleuchtung gibt: wenn man auch die besondere Absicht des Schriftstellers gar nicht in Anschlag bringen und namentlich schmeichlerische Motive gänzlich fern halten wollte. Uebrigens völlig alle Berechtigung darf man selbst dem freylich überaus skeptischen Urtheile Bernhardys, welcher der fraglichen Stelle gar keinen chronologischen Werth zuerkennt, schon um deßwillen nicht absprechen, weil es doch gewissermaßen nichts anderes ist als das thatsächliche Resultat aller der verschiedenen Beweisführungen für die ganze Reihe der römischen Imperatoren, deren jede fast einen berühmten Namen unter ihren Vertretern zählt.

In nahem Zusammenhange mit der chronologischen Frage steht das Urtheil über den stilistischen Charakter und Werth des Schriftstellers.

Man könnte sich versucht fühlen, zu einem gemeinen Sprüchworte seine Zuflucht zu nehmen, um die auch in dieser Beziehung herrschende Meinungsverschiedenheit zu erklären, die um so merkwürdiger ist, als die Grundlage der Beurtheilung, die in dem Werke selbst gegeben ist, doch verhältnißmäßig zuverläßig und ausreichend erscheint. Was Klotz in gemeinsamem Interesse mit Zumpt über die Sprache des Curtius bemerkt, um diesem die Würde eines Schriftstellers aus dem augusteischen Zeitalter zu sichern, dient genau genommen nur zur Abwehr solcher Ansichten, welche, wie Niebuhr, Johannes v. Müller, Gibbon, Bernhardy, für die Abfassung des Werkes eine noch viel spätere Periode annehmen als

die Regierungszeit des Claudius, beweist aber nichts gegen diese selbst, die gewiß noch nicht durch einen scharf ausgeprägten Unterschied in der Sprachbildung und Darstellungsweise von der Zeit des Augustus getrennt war, und nur in immer deutlicher hervortretenden Merkmalen den Uebergang zu dem Charakter derjenigen Literaturperiode, welche man die silberne zu nennen beliebt hat, zu erkennen gibt. Und daß damit gerade die Eigenthümlichkeit unseres Schriftstellers selbst bezeichnet wird, dafür sprechen sogar mehrfache Aeußerungen und Zugeständnisse, zu welchen sich Z. in dem Commentare und theils auch schon in der Vorrede zur früheren Ausgabe veranlaßt sieht; wie denn die Bemerkung zu IV, 8, 1 (33 Z) ganz begründet ist, daß in dem Stil des Curtius manche nicht unwesentliche Annäherungen an den Sprachgebrauch des Tacitus hervortreten. Um so weniger läßt sich die Behauptung, daß C. seiner Schreibart nach etwas älter sey als Vellejus, anders als aus vorgefasster Meinung erklären. Dagegen darf wohl so viel als sicheres Ergebniß der beobachteten syntaktischen und stilistischen Eigenthümlichkeit des Schriftstellers anerkannt werden, daß das Geschichtswerk des Curtius jünger ist als das des Livius, eine Annahme, der auch Z. beypflichtet, indem er an mehreren Stellen Nachahmung des Livius wahrnimmt, aber eben damit selbst seiner chronologischen Hypothese eine Schwierigkeit bereitet, da die Veröffentlichung auch nur einzelner Theile des Werkes schwerlich früher fällt als die angenommene Zeit, und die Nachahmung doch wohl nicht leichtlich so frisch getretenen Spuren folgt. Vielleicht wird man auch nicht zu weit gehen, wenn man in der Darstellung des Curtius eine gewisse geistige und sittliche Verwandtschaft mit dem Philosophen Seneca wahrzunehmen glaubt. Diese zeigt sich namentlich auch in solchen Eigenthümlichkeiten, welche als glänzende Vorzüge unseres Geschichtswerkes sich zu erkennen geben und auch von Z. ausdrücklich anerkannt werden, z. B. in der Bemerkung, daß C. bey der lebhaftesten Bewunderung der Größe seines Helden doch der richtigen sittlichen Würdigung niemals vergißt. Eher könnte man sagen, daß der Schriftsteller in diesem Punkte leicht des Guten zu viel thut, und auch am unrechten Orte nach der Gelegenheit hascht zu moralischen Deklamationen, z. B. III, 12 (32), 18—20. Ja bisweilen liegt die Vermuthung nahe, daß die Erzählung der Thatsachen selbst nach solchen moralischen Tendenzen gemodelt werden, was z. B. nicht unwahrscheinlicher Weise der Fall ist bey der Erzählung von der Einsetzung eines neuen Herrschers in Sidon durch Alexander. Besonders ist hier die Zartheit zu erwähnen, mit der C., man möchte sagen als ebenbürtiger Rivale moderner Delikatesse, sentimentale Verhältnisse, für deren Schilderung er eine sichtliche Vorliebe hat, zu behandeln weiß. Um statt vieler Beyspiele eines anzuführen, sey nur auf die Scene hingewiesen, welche C. in Verbindung bringt mit dem Tode der gefangenen Gattin des Darius, in deren Ausmahlung der Schriftsteller seiner Neigung und Geschicklichkeit in der That fast einen übermäßigen Spielraum gönnt. Ja man möchte beynahe glauben, derselbe habe trotz aller gegentheiligen Versicherungen und Betheuerungen des Eunuchen fast eine Ahnung durchschimmern lassen wollen von einer Möglichkeit, der Z. in der Note zu IV, 41. näher nachspürt durch Vergleichung mit den Nachrichten anderer Schriftsteller im Zusammenhalt mit der Zeit, die von der Schlacht bey Issos bis zu diesem Ereignisse verflossen seyn müßte, indem er seine Bemerkung mit folgenden Worten schließt: „**Quid rei fuerit inutilis suspicio est: sed anxiae Darei quaestiones de Alexandro singulare aliquid accidisse verisimile faciunt.**“

Ueberhaupt ist es unverkennbar, daß für den Schriftsteller das rhetorische Interesse das wesentlich vorherrschende ist, von welchem das eigentlich historische wenn nicht verschlungen so doch durchaus überboten wird. Natürlich ist dieser rhetorische Charakter nicht zu identificiren mit der Art und Weise, wie politische Redner, z. B. auch Cicero, die geschichtlichen Thatsachen nach ihren casuellen Zwecken umgestalten.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographical Index to the Historians of Muhammedan India.

(Schluß.)

Feisi, der den Werth dieses außerordentlichen Mannes ganz erkannte, singt in Wahrheit am Anfange seines Diwans:

Er, Abul Fasel, dessen Kenntnißhauch
Das Hirn der Zeit mit tiefem Sinn durchduftet,
Wenn ich gleich um drey Jahre älter bin,
Läuft hundert er mir an Verdienst zuvor.

Auf Befehl seines Gebieters und Freundes verfaßte der Minister unter Anderm die Geschichte des Padischah, Akbernameh oder Akberbuch genannt; es ist aber dieses Werk in einem überaus schwülstigen Style und, wie man leicht denken kann, in einer bloß auf den Ruhm des Herrn berechneten Weise geschrieben. Die erste Abtheilung enthält einen kurzen Abriß der Geschichte der Timuriden, die zwey andern führen die Begebenheiten Hindostans bis zum siebenundvierzigsten Regierungsjahre des Padischah herab, wo der Historiograph auf Anstiften Selims, später Dschehangir genannt, ermordet wurde. Auch dieser Schandthat mußte die Ehre der vom Fanatismus so oft herabgewürdigten Gottheit zum Vorwand dienen. Es sollte nämlich Abul Fasel gesagt haben, Muhammed sey kein Prophet, sondern ein gewöhnlicher mit großer Redekraft begabter Mann gewesen; der Koran sey kein offenbartes Buch, sondern von diesem Araber geschrieben worden. „Dieß machte er meinem Vater glauben und deßhalb habe ich," so spricht Dschehangir selbst in seinen Denkwürdigkeiten, „deßhalb habe ich einen Mörder gedungen und ihn ermorden lassen." Vergebens sucht Dschehangir den Mord mit heuchlerischer Frömmigkeit zu entschuldigen. Wir wissen dieß besser. Nicht aus Frömmigkeit oder Aberglauben ließ er den Freund seines Vaters ermorden. Abul Fasel ist bloß der Rachsucht und Furcht des aufrührerischen Prinzen geopfert worden. Selim hatte Angst, es möchten seine Unthaten durch den trefflichen treuen Staatsmann dem Vater mitgetheilt werden. Akber war anfangs ganz untröstlich über den Verlust; doch fügte er sich später in das Unabänderliche.

Feisi, welcher sich als Dichter und geschmackvoller Uebersetzer einen Namen gemacht hatte, war schon früher gestorben. An den Geisteserzeugnissen dieses vertrauten Freundes des Padischah erkennt man am sichersten die Gesinung und die Bestrebungen des Fürsten. Feisis ernste Gesänge athmen durchgängig einen über Eitelkeit und Vorurtheile erhabenen Sinn, und seine lyrischen Gedichte sind von dem süssen Dufte indischer Poesie durchweht. Sie halten sich ferne von dem sinnlosen Wortgeklingel der spätern persischen Reimschmiede und gehen den Weg der gesunden frischen Natur. Mit Feisi kann man, was so selten ist bey den östlichen Schriftstellern, fühlen und denken. So namentlich in dem mystisch-philosophischen Gedichte von tausend und einem Vers, das Sonnenstäubchen genannt, worin die Sonne, das Sinnbild Gottes und der Menschheit nach den Glaubensnormen des Padischah auf verschiedene Weise gepriesen wird.

Sein Uebersetzertalent bewährte Feisi durch Uebertragung der herrlichen Episode des Mahabharata, Nala und Damijanta, nach der Weise von Leila und Medschnun, in persische Verse. Die Bibliothek dieses ausgezeichneten Mannes bestand aus viertausend sechshundert Bänden aus allen Zweigen der Literatur, die er sämmtlich durchgelesen, wo es nothwendig war, verbessert und mit Erläuterungen versehen hatte.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Q. Curtii Rufi de gestis Alexandri Magni.
Dasselbe Werk.
Arrians Anabasis.

(Fortsetzung.)

Solcher Behandlung ist begreiflicher Weise hauptsächlich nur die nationale Zeitgeschichte unterworfen, und auch für diese mochte unter den damaligen Verhältnissen des Staates nur ein sehr beschränkter und unerfreulicher Spielraum geboten seyn. Um so blühender war die sophistische Rhetorik, deren ganzes Bestreben auf die Form gerichtet war, und der es, wie Nissen in der Einleitung zu Tacitus Agricola sagt, auf die Wahrheit des Gegenstandes so wenig ankam, daß „man gewiß gar keinen gewählt haben würde, wenn man sprechen könnte, ohne einen Gegenstand zu haben, über den man spräche.“ Mag nun auch nicht gerade dieser extremste Ausdruck auf unsern Schriftsteller Anwendung finden, so muß man doch dem Urtheile beypflichten, welches Klotz ausspricht, daß der Verfasser „seinen Gegenstand mehr um der Darstellung willen, als die Darstellung wegen des Gegenstandes aufgenommen zu haben scheint.“ Diesen Charakter erkennt auch Hr. Z. (Vorr. der Berl. Ausg. p. XXVIII) der Schrift ausdrücklich zu mit dem weiteren Vermuthen, daß Curtius den Griechen Clitarchus zu seinem Vorbild genommen und dessen Darstellung ungefähr in der Weise eines Uebersetzers gefolgt sey. Einem so unbedingten Anschließen an das griechische Original scheint jedoch die Stelle IX, 5 (21), 21 zu widersprechen, in welcher Curtius gegen Clitarchus und Timagenes, deren sorglose Leichtgläubigkeit er tadelt, die gewichtige Autorität des Ptolemäus geltend macht. Man könnte aus dieser Aeußerung schließen, daß C. auch das Geschäft des Geschichtsforschers und der historischen Kritik nicht vernachläßigt habe, widerspräche dem nicht zu sehr der Charakter des ganzen Werkes, und lehrte nicht die Vergleichung mit Arrian zu unzweifelhaft, daß Curtius selbst entweder zu sorglos oder zu ungeschickt gewesen sey, aus dem Berichte eines Zeitgenossen und Sachverständigen wie Ptolemäus für die Richtigkeit und Deutlichkeit seiner eigenen Darstellung Vortheil zu ziehen. Man wird also in jenem Falle nur die Ausnahme von der Regel zu erkennen haben und daher nicht umhin können, dem Verfasser den Charakter eines Geschichtsforschers abzusprechen. Wie aber die Geschichtsforschung noch nicht hinreicht, einem Schriftsteller die Würde eines Geschichtschreibers zu sichern, welche auch eine kunstgemäße Darstellung erfordert, so kann doch anderseits auch die wahre historische Kunst nicht bestehen ohne gründliche Kenntniß des Stoffes und Einsicht in die Beschaffenheit des Gegenstandes, sey diese nun durch unmittelbare Anschauung und Erfahrung oder durch sorgfältige Forschung erworben. Dieser wissenschaftlichen Forderung genügt Curtius nur in höchst unvollkommener Weise, und aus diesem Grunde leidet auch seine Darstellung an wesentlichen Gebrechen. Besonders verstößt sie gegen die Pflicht der Deutlichkeit, welche die Rhetorik als die erste Regel eines guten Styles erkennt. Bey tiefsinnigen Schriftstellern, deren origi-

neller Gedankenreichthum sich nicht ohne Schwierigkeit die entsprechende Form schafft, ist eine gewisse Dunkelheit des Ausdrucks eher verzeihlich, da sie die Mühe des Nachdenkens auch belohnt. Das ist bey Curtius nicht der Fall, dessen Gedanken sich in ziemlich oberflächlicher Betrachtung halten und im Ganzen in den geübten Formen einer ausgebildeten Rhetorik bewegen, wo der Ausdruck nicht geradezu sich in der Nachahmung fremder Vorbilder ergeht. Man kann annehmen, ohne dem Schriftsteller Unrecht zu thun, daß in den meisten Fällen, wo es nicht gelingt, aus den Worten einen befriedigenden Sinn zu gewinnen, wenn nicht etwa diplomatische Verderbnisse im Spiele sind, der Schriftsteller selbst mit unklaren Vorstellungen zu Werke gegangen und leeren Wortkram zum Vorschein gebracht. Dieß gilt namentlich von den Beschreibungen der Schlachten, die nicht nur den Mangel taktischer Kenntnisse verrathen, sondern zum Theil selbst den Forderungen der gemeinen Logik und Rhetorik nicht entsprechen; z. B. in der Schilderung der Schlacht bey Issos, wo nicht nur solche Ereignisse, die auf den Gang und die Entscheidung des Kampfes den wichtigsten Einfluß übten, gar nicht berührt werden, sondern der Ausdruck im Ganzen so vag ist, daß man bisweilen nicht weiß, ob von der Reiterey oder dem Fußvolk die Rede ist. Auch Z., obwohl nicht ohne Vorliebe und Geschick für solche Sacherklärungen, hat in diese Unklarheit kein Licht zu bringen vermocht. Das Gleiche gilt von der Schlacht bey Gaugamela, wo auch Z. sich nicht entbricht, dem Verfasser Unverstand vorzuwerfen, und sogar gewisse Irrthümer der Darstellung aus Mißverständniß des griechischen Originals wegen mangelhafter Sprachkenntniß herleitet. Gewiß richtig und für die ganze Schreibart des Curtius bezeichnend ist die Bemerkung zu **IV, 13 (50), 28**: „**dum variare studet orationem fallitur et fallit.**“ Sichtlich sind alle solche Schilderungen nach einem allgemeinen rhetorischen Schema gearbeitet, dem einige individuelle Züge der befolgten Ueberlieferung nur leichtfertig angepaßt sind.

Auch solche Partieen, die dem Gebiet der psychologischen Motivirung angehören, fallen leicht in

diesen Charakter zusammenhangsloser Oberflächlichkeit. Ein anschauliches Beyspiel hievon bietet die Erörterung über den Gemüthszustand des Darius vor dem ersten Zusammentreffen mit Alexander und nach der prunkenden Heerschau bey Babylon. Darius ist voll stolzer Freude über die imposante Macht, die sich vor seinen Augen entfaltet. Der kecke Fremdling, der diese Zuversicht des Großherrn mit einem Zweifel zu stören wagt, büßt mit dem Leben. Gleich darauf und ohne alle Vermittelung erscheint Darius voll Bekümmerniß und trüber Ahnung; dazu Beunruhigung durch Traumerscheinungen, deren Auslegung zweifelhaft. Einige deuten sie zu Gunsten des Darius; andere erkennen den wahren Sinn und bringen damit noch frühere Ereignisse in Verbindung, deren Erklärung von Seiten der Chaldäer schon damals den Uebergang der Herrschaft von den Persern auf die Griechen vorhergesagt. **Ceterum**, fährt der Schriftsteller fort, **ipse et vatum responso, quod edebatur in vulgus, et specie, quae per somnum oblata erat, admodum laetus, castra ad Euphraten moveri jubet.** Wer fühlt sich nicht überrascht durch diesen Schluß, den Curtius ohne Beschwerde mit seiner Lieblingsverbindung durch ceterum einleitet? War schon die Bekümmerniß am Anfang der Schilderung unmotivirt, so ist es noch mehr die Freude am Ende, die Alles Vorgesagte wie mit einem Hauche wegbläst. Zwar gibt der Schriftsteller scheinbar zwey Gründe an; aber eben diese enthüllen den inneren Widerspruch. Erstens ist die Verbindung durch das doppelte et, wo doch offenbar beyde Gründe dem Wesen nach in eins zusammenfallen, durchaus nichtssagend. Dann, wenn man den doppelten Ausdruck wenigstens formell zu sondern versucht, ist der zweyte noch besonders unhaltbar und anstößig, weil der Schriftsteller die Traumerscheinung selbst entweder aus der ängstlichen Stimmung des D. oder aus einer wirklichen Ahnung herleitet. Weder in dem einen noch in dem andern Falle aber ist sie geeignet, an sich schon eine freudige Stimmung hervorzurufen. Man muß sich also ausschließlich an den ersten Grund halten, an die öffentlich verbreitete Deutung der Wahrsager. Dieß wäre nun insofern ganz angemessen, als es recht wohl denkbar ist, daß

man dem Großherrn so gut wie dem Volke nur die günstige Auslegung zu Ohren brachte. Nur fügen sich dieser Annahme nicht die Worte: „Ad haec vates varia interpretatione curam distrinxerant.“ Freylich sind diese selbst zweifelhaften Sinnes; und wenn die Bedeutung von distrinxerant zuläßig wäre, die Mützell als die eine Möglichkeit aufstellt, nämlich daß es dem Ausdrucke dissolvere curam, die Sorge zertheilen und zerstreuen, gleich käme, so könnten sie im besten Einklang mit den erwähnten Schlußworten zu stehen scheinen. Allein dagegen spricht zunächst schon die varia interpretatio, die dem natürlichen Zusammenhange mit dem Folgenden gemäß nur von der doppelten Auslegung selbst, der günstigen und ungünstigen, verstanden werden kann. Demnach bleibt für den Ausdruck curam distringere nur die andere Bedeutung: die Sorge spannen, wach erhalten, d. h. das Gemüth durch Sorge und Zweifel beunruhigen. Mützell bezieht curam nicht auf die Sorge des Königs, sondern des Volkes. Wenn sich aber auch der Widerspruch, in dem diese Auffassung mit den Worten vatum responso, quod in vulgus edebatur zu stehen scheint, beseitigen läßt, so kann man doch nicht ohne künstliche Bemühung den König selbst wegdenken. Auch verlangt die natürliche Auffassung, das ad haec vielmehr in dem Sinn von: dazu, außerdem, zu nehmen, als es mit Mützell zu verstehen: in Folge dessen, d. h. „als diese Traumbilder bekannt wurden.“ Im Uebrigen begründet die Art, wie die varia interpretatio des Näheren ausgeführt wird, allerdings die Vorstellung, daß, wenn auch officiell nur die Glück verheißende Deutung verbreitet wurde, doch im Volke selbst auch die schlimmen Vorhersagungen alter und neuer Zeit herumgingen und die Gemüther beängstigten. Das Ereigniß, worauf sich die alten Prophezeyungen beziehen, wird durch einen sonderbaren Ausdruck bezeichnet: recensebant enim Dareum in principio imperii vaginam acinacis Persicam jussisse mutari in eam formam qua Graeci uterentur, wozu Z. bemerkt: „Vaginam appellat cum ipsum acinacem debuisset dicere.“ Solche gekünstelte und bisweilen widersinnige Ausdrücke verschmäht übrigens Curtius nicht; vergl. die Bem. Mützells zu III, 1 (2), 13. S. 16 b. — Höchst unklar ist auch der Ausdruck: Alexander adduci (sc. visus est) ad ipsum in eo vestis habitu, quo ipse fuisset, wozu M. bemerkt, daß „C. die in seinem Original stehenden ähnlichen Worte entweder nicht recht verstanden oder das Ganze nur oberflächlich erzählt habe.“ Hier möchte ich jedoch mit Rücksicht auf die Worte vulgari habitu und quum appellatus est rex im Folgenden, welche allerdings zu beweisen scheinen, daß C. den relevantesten Punkt des Traumgesichtes nicht übersehen habe, trotz Mützells vorgehender Abweichung vermuthen, daß dieser Fehler den Abschreibern und nicht dem Schriftsteller zukomme, daß also nach fuisset eine Lücke anzunehmen, welche die älteren Ausgaben im Allgemeinen dem Sinne nach richtig ergänzen, wenn sie auch durch die bloße Herübernahme aus §. 5. wahrscheinlich nicht die authentischen Worte treffen. Vielleicht schloßen sich diese noch näher an den bey Plutarch erhaltenen Ausdruck an, möglicher Weise mit einem ὁμοιοτέλευτον zu fuisset. Jedenfalls entbehrt die ganze Ausführung trotz mancher Schönheiten im Einzelnen, des inneren Haltes und der inneren Wahrheit, befriedigt also in keiner Weise die Ansprüche, die man an eine psychologische Schilderung und Motivirung zu machen hat.

Den glänzendsten Theil des Werkes bilden unstreitig die ziemlich zahlreichen Reden, die in die Erzählung eingeflochten sind. Hier bewegt sich der Schriftsteller offenbar auf seinem eigentlichen Gebiet, in dem ihm eine gewisse Meisterschaft oder wenigstens Virtuosität nich abzusprechen ist. Nichts desto weniger geht Z. zu weit in der Bewunderung, wenn er die Trefflichkeit dieser Reden so hoch anschlägt, „vix ut in hoc genere quicquam praestantius inveniri posse videatur.“ (Praef. edt. Berol. p. XXV.) Wahrscheinlich hatte Z. bey dieser Aeußerung mehr die Diction als die Erfindung im Auge: denn obgleich auch diese eher üppig als dürftig zu nennen ist und eine Fülle schön gedachter und schön ausgedrückter Sentenzen enthält, so fehlt doch häufig die Angemessenheit der Gedanken, also gerade dasjenige, worauf die Wirksamkeit der Rede — die vis et efficacia, vorzugsweise beruht. Wir

können uns zum Beweise auf diejenigen Reden berufen, die Z. besonders hoch zu stellen scheint, nämlich die Anreden der beyden Könige an die Soldaten vor der Schlacht bey Gaugamela. Und gewiß verdienen beyde großes Lob und enthalten nicht geringe Schönheiten, denen jedoch auch manches Tadelnswerthe beygemischt ist, was weniger die indirect ausgeführte Rede des Al. trifft, als die mit besonderer Vorliebe ausgearbeitete des Darius. Diese beginnt mit folgenden Worten: **Terrarum, quas Oceanus hinc alluit, illinc claudit Hellespontus, paulo ante domini, jam non de gloria, sed de salute, et, quod saluti praeponitis, libertate pugnandum est.** Wir wollen nur fragen, ob der zum Gemeinplatz gewordene Gedanke am Schluße des Satzes im Munde des Perserkönigs angemessen ist? Die gleiche Frage ist zu erheben gegenüber den Worten, mit welchen D. die beyderseitige Stärke der Heere vergleicht: **Videtis ordines raros, cornua extenta, mediam aciem vanam exhaustam: nam ultimi, quos locavit aversos, terga jam praebent.** Wie konnte Darius eine so genaue Kenntniß von der Aufstellung des macedonischen Heeres haben, daß er namentlich auch wußte, wie A. das Hintertreffen aufgestellt hatte; und dann, selbst dieß zugegeben, war es nicht lächerlich, sogar persischen Soldaten gegenüber, einer derartigen strategischen Maaßregel eine solche Deutung zu geben? Weniger Gewicht legen wir auf den gleich folgenden lapsus memoriae: „**hinc Euphrates, illinc Tigris prohibet inclusos**, wozu Hr. Z. bemerkt: „**quasi inter duos amnes pugnae locus delectus esset, qui erat trans Tigrim.**“ Ein solcher Irrthum stößt auch geistreichen Schriftstellern zu, und hier im Feuer der Rede ist er viel verzeihlicher als ein ähnlicher im dritten Buche, der in der That ein Beyspiel auffallender Gedankenlosigkeit ist. C. gibt an, daß in dem zu Issos gehaltenen Kriegsrathe auf die verständige Darlegung des Parmenio A. beschlossen habe, den Feind hier zu erwarten, und gleich darauf treffen wir ohne alle Vermittelung das macedonische Heer auf dem Wege nach den syrischen Pässen, offenbar in der Absicht, den Feind außerhalb Ciliciens aufzusuchen. Sonderbar lautet auch im Munde des Darius die Bemerkung: **Nostrum mobile et expeditum agmen est, illud praeda grave**, besonders nachdem er kurz vorher gesagt: **Conjuges quoque et liberi sequuntur hanc aciem, parata hostibus praeda, nisi pro carissimis pignoribus corpora opponimus.** Aber jene Worte bilden die Brücke zu einer allerdings schön ausgeführten rhetorischen Pointe, um die es dem Schriftsteller vor Allem zu thun ist. Auch in der rührenden commiseratio, in der D. auf seine gefangene Familie hinweist, scheint es doch eine gar zu nichtige Phrase, wenn D. sagt: **An creditis aequo animo his servire, quorum reges esse fastidiunt?** Allein alle diese Ungereimtheiten der rhetorischen Ausschmückung sind gering gegen solche, welche die Eitelkeit und Verkehrtheit des Gedankens förmlich zur Schau tragen, wie **III, 10 (25), 5: Illos terrarum orbis liberatores, emensosque olim Herculis et Liberi patris terminos, non Persis modo, sed etiam omnibus gentibus imposituros jugum.** Treffend ist die Bemerkung Mützells: „Man möchte fast glauben, daß C. durch den Bombast und den an Unsinn grenzenden Widerspruch in den ersten Worten die ganze Manier des Aler. habe persifliren wollen. Doch wahrscheinlicher ist es, daß ihm diese Absicht fremd geblieben sey, und daß er nur nach rhetorischem Schmuck der Darstellung gestrebt habe.“

Unter solchen Voraussetzungen kann man den Anspruch auf das Prädikat eines „**elegantissimus scriptor**,“ welches Z. dem C. ertheilt, wenigstens nicht in der vollgültigsten Bedeutung des Wortes anerkennen; ja es entstehen sogar nicht unerhebliche Bedenken gegen die vorzügliche Brauchbarkeit des Schriftstellers für die Lektüre auf Schulen, welcher Z. so entschieden das Wort redet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Homerisches Glossarium von Ludwig Döderlein. I. Band. Erlangen 1850 bey F. Enke.

Nachdem der Hr. Verfasser in einem ausführlichen Werke über die Synonymik der lateinischen Sprache Ursprung und Herleitung ihrer Wörter nach zum Theil eigenthümlichen und vielfach controversen Gesetzen behandelt, hat er es unternommen, in dem Werke, von welchem der erste Theil vorliegt, dem homerischen Sprachgesetze, vor Allem den dunkeln und zum Theil unerforschten Formen desselben den gleichen Dienst zu leisten; doch ist sein Hauptzweck Interpretation; die etymologischen und grammatischen Untersuchungen sind nur Mittel zu demselben.

Die Wörter will er nicht bis auf ihre letzte Wurzel verfolgen und überläßt dieses den Sprachforschern, welche die sämmtlichen indogermanischen Idiome beherrschen; auch die Aufgabe hat er sich nicht gestellt, sämmtliche aus einerley Wurzel hervorgegangenen Wörter um diesen ihren Ursprung zu versammeln, weil sie folgerecht gelöst seinem nächsten Zwecke und der Uebersichtlichkeit geschadet hätte. Nicht einmal die Wörter eines und desselben Stammes habe er vollständig zusammengruppirt, sondern nur so viele zu einer Gesellschaft, d. h. zu einem Artikel vereint, „als sich voraussichtlich gut vertragen und sich, wenn auch nur allmählich, nach wechselseitig gemachter Bekanntschaft als Blut- und Geistesverwandte anerkennen würden.“ — Dazu wird also auf jeden Fall gehören, daß sie aus einer Wurzel stammen, wenn sie auch durch Aenderungen und Umbiegungen sich von derselben weit entfernt haben.

Wie er bey diesem Verfahren zu Werke geht, ist aus der lateinischen Synonymik bekannt, und er deutet in der Vorrede auf einzelne Punkte jenes Verfahrens zurück. Ist das Wort durch „Alteration“ von seiner Grundform entfernt, so erscheint als erste Aufgabe der Wortforschung, es auf dieselbe zurückzuführen und die dabey eintretenden Lautveränderungen sollen, wie er begehrt, Evidenz oder wenigstens Wahrscheinlichkeit haben. Evidenz tritt nach ihm ein, wenn die Lautveränderung nach fremden Sprachgesetzen mit Nothwendigkeit vor sich gegangen ist; die Wahrscheinlichkeit aber, wenn sie aus einer nachweisbaren Neigung der Sprache gefolgt ist. Hier erheben sich freylich die Fragen, welche Sprachgesetze fest, welches die Nothwendigkeit derselben ist und wie die Neigung erkannt wird, der die Sprache bey jener Alteration folgt, zumal die Mannigfaltigkeit solcher Lautveränderungen der Mannigfaltigkeit von Annahmen oder Hypothesen der Willkühr Thor und Thür öffnet, ein Uebel, das nach dem Verf. erst bey einer ganz unmotivirten Lautveränderung oder Lautvertauschung eintritt. Sicherer möchte seyn, den Grundbegriff, die ursprüngliche Anschauung vor Allem zu bestimmen, welche in der ältesten Form Ausdruck gesucht hat, um alle auch die scheinbar ähnlichsten Wortgebilde entfernt zu halten, in welche jene Grundanschauung sich nicht erstreckt, oder die nicht als aus ihr fließend sich erweisen läßt. Erst in später Stelle kommen dann Aenderung und Verschiebung der Laute, die allerdings nach bestimmten Gesetzen,

doch so geschehen, daß überall sich leichter erweisen läßt, was ihnen gemäß als was ihnen fremd ist. Einem so scharfsinnigen und gelehrten Mann, wie der Verfasser, ist das wohl nicht entgangen, indeß er sucht häufig, wo er die Anschauung des Grundwortes in dem abgeleiteten nachweisen möchte, jene Anschauung selbst in einer ihr widerstrebenden Weise auszudehnen, um sie dadurch für die Aufnahme von Begriffen weit genug zu machen, die ihr zwar nahe liegen, aber mit ihr nicht authentisch sind. Wir werden davon im Verlauf mehr als ein Beyspiel finden.

Demnächst bemerkt der Verfasser, das Streben der Sprache in ihrer Fortentwicklung gehe auf Abkürzung der Wörter, auf Ersparung von Sylben; die Folge davon seyen die Aphäresе, die Synkope, die Apokope, die Contraction, durch welche jedesmal die Sylbe erspart wird; indeß dieses Bestreben ist ein secundäres und den Zufälligkeiten preisgegebenes, und noch sehr die Frage, ob in ihm eine Fortentwickelung oder nicht vielmehr eine Abwickelung des in der Fortentwickelung ursprünglich Gestalteten anzunehmen ist, entsprungen aus einem Bestreben, mit den Lauten und Lautverbindungen als den Trägern der Begriffe rascher zum Ziele zu kommen und dadurch die Folge der Begriffe selbst rascher zu entfalten, wie es in allen Sprachen und zum Nachtheile ihrer Formbildung da eintritt, wo bey größerer und schnellerer Gewandtheit und Fülle des Denkens die breiten und vollen Formen als ein Hinderniß erscheinen, später als etwas, was gewissermaßen verbraucht ist, und darum bis auf die Nothdurft abgestreift werden kann. Wo von wahrer Entwickelung der Sprache die Rede ist, kann diese nur eine Entfaltung der Wortgebilde aus der Wurzel seyn durch Aufnahme der Sylben, welche die Natur und die Verhältnisse des Wortes zu andern auszudrücken bestimmt sind. Der Verfasser selbst scheint in diese Ansicht einzulenken, wenn er jene Operationen als im Interesse der Kürze geschehen bezeichnet und bemerkt übrigens mit Recht, daß dann noch andere Aenderungen im Interesse des Wohllauts eintreten und nicht die Griechen allein den einzelnen Lauten organisch gebildeter Wörter ein Recht der Existenz zuerkennen, welches freylich durch jene Erscheinungen häufig verletzt wird; er fügt bey, daß nach solcher Verletzung nicht selten Schadenersatz durch Assimilation oder Metathesе geleistet werde; ob aber, was Verähnlichung und Umsetzung Neues in das Wort bringen, ein Schadenersatz für den Verlust sey, ist die Frage. Er fährt fort: „die Erkenntniß dieser (nämlich der Assimilation und Metathesе) führt zur Erkenntniß der Grundform, die häufig noch neben der alterirten Form existirt, noch öfter aber aus dem Organismus der Sprache und den Gesetzen der Wortbildung erschlossen werden muß als fingirte oder Heischeform; und auf diesem einfachen Wege habe ich die Räthsel gelöst, die zu lösen mir gelungen ist.“ — Dieser Weg mag ein einfacher seyn, aber er führt zu einer Menge von Wortgebilden, von denen die Frage, ob sie je an ein griechisches Ohr geschlagen haben, denn war einmal durch bestimmte Laut- und Sylben-Ansätze der Typus für abgeleitete Nomina, Verba und Adverbia gegeben, so konnte der Wortstamm durch Aufnahme derselben in jede der dadurch gebotenen Bildungen unmittelbar übergehen, ohne darum die Mittelformen alle zu durchlaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Q. Curtii Rufi de Gestis Alexandri Magni.

Dasselbe Werk.

Arrians Anabasis.

(Schluß.)

Allerdings ist der Gegenstand in hohem Grade dem Interesse eines Knaben angemessen, und auch die Darstellung entbehrt nicht des Reizes „frischer und glänzender Farben.“ Allein dessenungeachtet befriedigt sie selbst die Ansprüche der Jugend nicht, und zwar gerade von einer Seite nicht, auf die sich vorzugsweise das Interesse der Jugend stützt. Dieses ist naturgemäß weit weniger der psychologischen Motivirung und der gesammten rhetorischen

Behandlung und Ausschmückung als der Beschreibung von Schlachten, Belagerungen und der übrigen merkwürdigen Ereignisse und Gegenstände zugewendet. Was oben im Einzelnen von der Beschreibung der Schlachten bemerkt worden, das gilt mehr oder weniger von allen übrigen Beschreibungen und Schilderungen, woran das Werk reich ist. Sie sind lebendig und in einzelnen Zügen höchst treffend, aber im Detail und Zusammenhang meist unklar und mit leerem Redeschmuck überladen, so daß selbst die jugendliche Wißbegierde nicht ihre Rechnung findet und in Verlegenheit geräth, wenn sie sich ein anschauliches Bild des Hergangs oder Gegenstandes construiren will. Und dieß ist denn auch der Punkt, an welchen nicht unwichtige pädagogische Bedenken sich knüpfen. Denn ist es nicht dem Wesen und Zweck der klassischen Bildung zuwider, vielfach von den Mängeln reden zu müssen in der Darstellung eines Autors, den man für die Lectüre gewählt hat? Wir haben dabey keineswegs solche Irrthümer im Auge, zu deren Wahrnehmung es gelehrter Kenntnisse bedarf; wollen daher auch keine solche durchgängige Censur, wie sie z. B. Nipperdey in seiner Ausgabe des Cornelius an diesem Schriftsteller übt. Die Altersstufe, für welche Curtius wie Cornelius vorzugsweise benützt wird, ist noch nicht angethan zu einer wirklichen Beurtheilung des gelesenen Schriftstellers. Allein da, wo das einfache Bemühen des Verständnisses Anstoß findet und nicht gefördert werden kann, ohne die Angabe des Schriftstellers zu berichtigen und zu ergänzen, da stellt sich die Censur ungewünscht und unabweislich ein; sie wird ein Bedürfniß für den unmittelbaren und einzigen Zweck der Lectüre, und fände es keine Berücksichtigung, da entstünde die Gefahr, statt der Uebung des Verstandes und der Bildung des Geschmacks und der Befähigung zu richtiger und klarer Darstellung des Gedachten Gewöhnung an inhaltsleere, selbstgefällige, gedankenlose Declamation zu befördern.

Eine eigentliche Ausschließung des Curtius von der Schule möchte dessenungeachtet nicht zu empfehlen seyn, da für die betreffende Altersstufe ohnedieß der Mangel passender Schriftsteller sehr fühlbar ist, und Curtius durch den Gegenstand seiner Darstellung immerhin bevorzugt erscheint. Die Schreibart und rhetorische Behandlung des Stoffes weist ihm seinen Platz nach Cäsar an, ja man könnte in Rücksicht auf die Schwierigkeit des Verständnisses und den Charakter der Diction zweifeln, ob ihm die Priorität vor Livius gebührt, wenn nicht dieser um anderer Eigenschaften willen die reifere Stufe mit Recht für sich in Anspruch nähme.

Es ist dem Schicksale zu danken, daß es von den zahlreichen Werken, welche die Thaten des Alexander zum Gegenstande hatten, neben der Erzählung des Curtius die *Ἀνάβασις Ἀλεξάνδρου* von Arrian erhalten hat, eine Schrift, die jener an Charakter und Werth durchaus unähnlich, wenn nicht entgegengesetzt ist. Denn während das Bestreben des lateinischen Schriftstellers ausschließlich oder doch vorzugsweise auf die rednerische Seite der Darstellung gerichtet ist, der die Sache selbst nur zum Substrate dient, so ist es dem Verfasser des griechischen Werkes gerade nur um die Sache, um die wahrheitsgetreue Vorführung des Factischen zu thun; er zeigt sich uns, wie der Herausgeber vorliegender Ausgabe mit Recht bemerkt, vor Allem und hauptsächlich als Geschichtsforscher. Für den ausgezeichneten Werth der Schrift in diesem Betrachte spricht schon allein die Thatsache, daß zwey Historiker der neuesten Zeit, welche die Thaten des macedonischen Eroberers mit einem ganz entgegengesetzten Maaßstabe der Beurtheilung beschrieben haben, Droysen und Niebuhr, beyde in gleicher Weise die unparteiische Wahrheitsliebe und das sachverständige Urtheil des Schriftstellers anerkennen und auf seine Darstellung fast ausschließlich ihre eigene gründen. Das Urtheil Niebuhrs, der gewiß nichts weniger als ein Gönner des Alexander und der macedonischen Herrschaft überhaupt ist, erscheint um so beachtenswerther, als Arrian sich mit ausdrücklichen Worten als Bewunderer des Alexander zu erkennen gibt, freylich ohne Beschönigung solcher Thaten, für deren moralische Würdigung außer dem natürlichen Sinn dem Verfasser auch noch die besondere Richtung seiner philosophischen Bildung den Maaßstab bieten mußte.

Zweifelhafter ist das Lob, welches Niebuhr (Vorträge über alte Geschichte II. Band S. 422.) in

Uebereinstimmung mit dem aus alter Zeit überliefer-ten Urtheile auch der Form der Darstellung ertheilt. Wir halten in dieser Beziehung das Urtheil des Her-ausgebers für unbefangener und besser begründet. Derselbe glaubt, daß der Beyname Xenophon, welchen Arrian führte, „auf Gleichheit der Neigungen und Beschäftigungen und Uebereinstimmung in den Gegenständen ihrer schriftstellerischen Thätigkeit zu beziehen sey, zu denen als drittes Moment die Aehn-lichkeit des Verhältnisses kommt, in denen Beyde zu ihren Lehrern, X. zu Sokrates, A. zu Epictet, stan-den.“ Diese Deutung würde, selbst wenn sie die ursprüngliche Absicht der Benennung verfehlte, was jedoch nach der von S. aus einer Schrift des A. selbst angeführten Stelle kaum zu vermuthen ist, dennoch den Vorzug der inneren Wahrheit haben vor derjenigen Erklärung, welche sich auf die Aehn-lichkeit des Stils beruft. Nach dem Urtheile unse-res Herausgebers ist „die Haltung des Ausdrucks bey Arrian ungleich, der Satzbau mühsamer (als bey X.), durch unverhältnißmäßige Länge der Pe-rioden zuweilen schleppend und ohne gefällige Ab-rundung, die Verknüpfung der Rede unbeholfener. Dabey eine stereotype Breite, besonders in erklären-den Zusätzen, die an die bequeme und naive Red-seligkeit Herodots erinnert.“ Dieses Urtheil ist durch-aus wohlbegründet, schließt aber dennoch nicht die Richtigkeit der Wahrnehmung aus, daß die Lectüre des Arrian ungemein angenehm ist. Der Reiz einer gefälligen Darstellung wird eben reichlich ersetzt durch die verständige und gewissenhafte Behandlung, die Zutrauen und Behagen bey dem Leser erweckt, und um so höher angeschlagen werden muß, je mehr sie auf individueller Tüchtigkeit zu beruhen scheint.

Die ethische Tendenz, die sich bey Arrian zu erkennen gibt, rechtfertigt der Herausgeber mit dem Beyspiele der besten alten Historiker; sie ist aber schon durch sich selbst gerechtfertigt, da die Geschichte ihren Begriff und Zweck in der ethischen Betrach-tung erfüllt. Die Forderung der Objectivität schließt dieselbe nicht aus, da diese nur verlangt, daß die Thatsachen und der Gang der Ereignisse wahrheits-gemäß und in ihrem inneren Zusammenhange dar-gestellt und nicht nach irgend welchem äußeren Maaß-stabe oder Zwecke gemodelt oder gar verfälscht wer-den. Freylich liegt das ethische Moment in der rich-tigen Darstellung der Thatsachen selbst, auch unaus-gesprochen, die menschliche Theilnahme aber, deren sich der Geschichtschreiber nicht zu entschlagen hat, ruft auch das Wort hervor des Beyfalls oder Ta-dels. Uebertreibende Aeußerungen mögen allerdings mißbilligt werden; doch möchte ich eine solche gar nicht finden in den Worten, welche S. (S. IX der Einl.) als Beyspiel anführt aus dem letzten Ca-pitel: *οὔκουν οὐδ' ἐμοὶ ἔξω τοῦ θείου φῦναι [ἄν] δοκεῖ ἀνῃρ οὐδενὶ ἄλλῳ ἀνθρώπων ἐοικώς.* Wahr-scheinlich liegt auch gar nicht der Sinn darin, „daß er, ein Geschenk der Götter, keinem Andern vergleichbar sey,“ wie der Herausg. a. d. a. O. sie interpretirt, sondern nur, daß ein so außerordent-licher Mann nicht ohne besonderen göttlichen Beruf in die Welt getreten sey. Richtiger ist daher die Erklärung in der Anmerkung zur betreffenden Stelle: „verständige Wendung des Vorwurfes *ὅτι εἰς θεὸν τὴν γένεσιν ἀνέφερεν.*“ Zugleich tritt in dieser Auf-fassung die rechte Beziehung zu den Schlußworten des ganzen Werkes hervor, auf die S. als eine charakteristische Aeußerung hinweist: *ἐπεὶ καὶ αὐτὸς ἐμεμψάμην ἔστιν ἃ ἐν τῇ ξυγγραφῇ τῶν Ἀλεξάν-δρου ἔργων, ἀλλ' αὐτόν γε Ἀλέξανδρον οὐκ αἰσχύ-νομαι θαυμάζων· τὰ δὲ ἔργα ἐκεῖνα ἐλάχιστα ἀλη-θείας τε ἕνεκα τῆς ἐμῆς καὶ ἅμα ὠφελείας τῆς ἐς ἀνθρώπους· ἐφ' ὅτῳ ὡρμήθην οὐδὲ αὐτὸς ἄνευ θεοῦ ἐς τήνδε τὴν ξυγγραφήν.*

Soviel über die Werke der beyden Geschicht-schreiber im Allgemeinen, insofern die vorliegenden neuen Bearbeitungen Veranlassung zu diesen Be-merkungen boten. In dem zweyten Artikel werden wir die Leistungen der Herausgeber im Einzelnen für Herstellung und Erklärung des Textes in Be-trachtung ziehen.

C.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Auguſt.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1850.

Homeriſches Gloſſarium von Ludwig Döderlein.

(Fortſetzung.)

Es war der alte Schaden der ſchon von den Stoikern gegründeten Etymologie, zur Erklärung einzelner nah oder fern liegenden Formen ſolche imaginäre Gebilde in die Grammatik einzuführen, und ich habe anderwärts nachgewieſen, wie auf dieſem Wege, um die aus einer Wurzel z. B. auf *βάλλω* bezogenen Wortformen zu erklären, man zu den unerhörten Gebilden von *βαλήσω*, *βεβάληκα*, *βάλημι*, *βλῆμι*, *βαλήτην*, *βαλεῖο*, *βολέω*, *βολήσω*, *ἐβόλησα*, *βεβόληκα* und *βέβολα* geführt wurde. Dieſe „heilige Schaar“ wird auf dem Gebiet anderer Worte durch das vorliegende Werk noch bedeutend vermehrt, das in mehreren Artikeln von unerhörten und abentheuerlichen Wortbildungen wimmelt. Den Verfaſſer ſelbſt ſcheint vor ihnen eine Art von Scheu und Schrecken anzuwandeln, indem er, um ſie als Eindringlinge zu bezeichnen, ſie in geſperrter Schrift drucken läßt und den heilſamen Rath gibt, mit den hier angewendeten Künſten nicht gerade die Jugend zu behelligen, die man im Griechiſchen unterrichten und zur Kenntniß des Homer führen ſolle. Er bemerkt bezüglich darauf S. VII, „es ſtünde wahrlich nicht gut um das Gedeihen des klaſſiſchen Unterrichts auf Schulen, wenn alle Gymnaſiallehrer eine Vorliebe für die Art Sprachforſchung hätten, wie ſie in dieſem Buche erſcheint und noch ſchlimmer, wenn es dieſen gelänge, die Mehrzahl ihrer Schüler in gleichem Maaße dafür zu intereſſiren.“ Iſt dieſes der Fall, warum lenkte man überhaupt wieder in einen Weg ein, der ſchon nach großen Vorgängern von Joh. Dan. von Lennep und Everardus Scheidius betreten und ausgetreten war, und zu einem Geſtrüpp von griechiſchen Wortbildungen geführt hatte, das den eigentlichen Schaden Joſephs der griechiſchen Grammatik bildete, und das auszurotten, nicht aber zu vermehren war? Nach einem ſolchen Ziele hat der Verfaſſer dieſer Anzeige ſchon früher dadurch geſtrebt, daß er auf die in den Wortſtämmen hervortretenden Aenderungen des Grundlautes allein hinwies, z. B. auf die in *βέλος*, *βεβολήατο*, *ἔβαλον* und *βλῆντο* gegebenen Umbildungen des Wortſtammes *βελ* in *βλε* und *βολε*, *βαλ* in *βλα*, daß er die Analogie dieſer Umbildungen zeigte und den erweiterten oder umgeſtellten Wortſtämmen die Bildungsſylben anfügte, ohne ſich um andere als die gegebenen Formen zu bekümmern, und er iſt noch jetzt überzeugt, daß es kein anderes Geſtirn gibt, das aus dieſem grammatiſchen Meere herausleitet *ὄθεν τέ περ οὐδ' οἰωνοὶ αὐτοετὲς οἰχνεῦσιν ἐπεί μέγα τε δεινόν τε.*

Der Verfaſſer des Gloſſariums im Gefühle des Mißlichen ſolcher Annahmen oder Heiſcheformen wünſcht, daß der geiſtreiche Pott die Berechtigung dazu durch beſtimmte Geſetze modificiren und auf beſtimmte Grenzen zurückführen möge, wie dieſer ſelbſt als nothwendig oder wünſchenswerth erkannt habe, denn der Etymolog habe je größere Freyheit um ſo größere Gewiſſensangſt, die übrigens ihn wenigſtens nicht abgehalten hat, auch das Kühnſte zu verſuchen. Täuſchen wir uns nicht, ſo wird es weder dem ausgezeichneten Sprachgelehrten, den er

anruft, noch einem andern gelingen, bestimmte Gesetze und feste Grenzen auf diesem Gebiete oder vielmehr in dem geistigen Processe der Sprachumbildung in jenen Theilen nachzuweisen, die außer dem Berechenbaren gelegen sind und wo mit Unmittelbarkeit und schöpferischer Freyheit nach dem Bedürfniß oder dem Drange der Anschauung durch Wortgebilde zu individualisiren, verfahren wird; die Gesetze der Sprachbildung liegen tiefer, und das, wovon es sich hier handelt, sind die freyen, unsteten und oft sprunghaften Bewegungen, in denen der schöpferische Geist nach ihnen und zwischen ihnen sich offenbart; eben darum ist es nöthig, sich hier gerade an die zwischen jenen Gesetzen concret gewordenen Bildungen zu halten, ohne Mittelglieder zwischen ihnen, da wo sie fehlen, zu suchen, oder auch nur überall vorauszusetzen.

Es verhält sich nicht anders mit der Zurückführung bestimmt ausgeprägter Wortformen auf den Urstamm, und nirgends ist das quadam prodire tenus mehr zu achten, aber auch häufiger überschritten worden als hier. Der Verfasser bemerkt, er habe viele an sich wichtige Controversen der Sprachforschung über Gestalt der Wurzelwörter dürfen auf sich beruhen lassen, sey aber doch nicht in dem Grade Ephektiker, wie der treffliche Lobeck. Ihm stimme er zwar in der Bestreitung des allzu gemeinen Satzes bey, daß von zwey Formen, einer längern und einer kürzern, immer und nothwendig die kürzere auch die jüngere sey, halte jedoch an dem von Natur und Geschichte unterstützten Glauben, daß in der Grundform eines Wortes regelmäßig Consonant und Vocal abwechselte und jeder Zusammenstoß von zwey Consonanten auf eine nachherige Alteration durch Synkope schließen lasse. Das mag richtig seyn im Innern des Wortes wie bey valde und valide, die er anführt, aber Consonantverbindung, zumal der liquida cum muta und dieser mit dem σ sind zu Anfang und am Schluß der Sylbe oder des Wortes so naturgemäß und berechtigt, wie der Wechsel von Consonant und Vocal; die Sprache preßt in jenen Fällen durch den naturgemäßen Instinkt getrieben vor und nach dem Laute so viel jener Consonanten zusammen, als zur Zeichnung der dem Geist vorschwebenden Anschauung nöthig sind.

Bey diesen Ansichten und Grundsätzen, denen der Verfasser auch im **Glossarium Homericum** gefolgt ist, konnte nicht fehlen, daß er auf viel Neues geführt wurde. Es macht seiner Aufrichtigkeit Ehre, daß er's nicht als Zuverlässiges, sondern nur als Neues bezeichnet. Es möge möglichst Vieles davon auch wahr seyn, — er sey zufrieden gestellt, wenn auch nur ein Dritttheil der Ergebniße die Zustimmung der Sachkundigen erhalte. Ob gerade ein Dritttheil, möchten wir nicht verbürgen, doch aber ein gutes Theil. Gelehrsamkeit, Scharfsinn und neben kühnen auch glückliche Verbindungen sind überall in dem Buche zu finden und nicht wenig Artikel oder doch Theile von Artikeln enthalten wahre Bereicherungen der griechischen und zumal homerischen Sprachforschung und Exegese. Statt uns in einzelnen Bemerkungen zu zerstreuen, wollen wir ohne weitere Auswahl gleich die 47 Worte behandeln, die er unter der Urform *ἀῆναι* im ersten Artikel vereiniget hat, und welche sich nach seiner in der Einleitung dargelegten Ueberzeugung nach wechselseitig gemachter Bekanntschaft als Bluts- und Geistesverwandte anerkennen sollen. Es sind folgende: *Ἀῆναι. αἰετός. ζαής. ἀκραής. ἄνεω. αἰόλος. — ἀήρ. εὐρώεις. ἠεροειδής. αὔριον. — αὖρη. εὖρος. οὖρος. ἄελλα. — αὐλός. ἔναυλος. — ἀείρειν. αἴρειν. ἠερέθεσθαι. ἠερόφωνοι. ἄορ. ἀορτήρ. παρήορος. Ἄρης. — αἴρειν. ἀρᾶσθαι. ἀρή. ἀρειή. ἀπαυρᾶν. ἀπούρας. ἐπαυρεῖν. εὑρεῖν. — ἄρνυσθαι. αἴνυσθαι. ἔξαιτος. αἰτεῖν. — ἀίσσειν. αἰχμή. αἰχμάξειν. τριχάικες. ἐπαιγίζειν. αἰγανέη. — αἴξ. ἴξαλος. — Ἥρη. Ἡρακλῆς. ἥρως.*

Daß *Ἀῆναι* auf Wehen zurückgeführt und auch ventus daher geleitet wird, unterliegt keinem Zweifel. Es ist die Wurzel *E* mit dem A. intensivum voran und dem sogenannten Digamma zwischen beyden Lauten, das im Griechischen ausgefallen ist, im Deutschen sich in W, im Lateinischen sich in V erweicht hat. Die Formen *ἄῃ ζέφυρος μέγας* Od. 14, 458 *ἀνέμων διάῃ μένος ὑγρὸν ἀέντων* Od. 5, 478, wie mit J. Bekker statt *διαεῖ* gelesen wird, sind ganz in der Ordnung wie im Sinne des Wortes. Ebenso *νόμενος καὶ ἀήμενος* Od. 6, 130, was „durchweht" übersetzt wird. Sofort aber sucht der Verfasser den Begriff zu erweitern, und aus Wehen

in Schweben und Fliegen überzuleiten. Beydes aber widerstrebt der Natur des Begriffes, welchem in Schweben eine andere Anschauung zu Grunde liegt und wieder eine andere in Fliegen, wenn auch Schweben und Wehen auf etwas Gemeinsames hinweisen, welchem Weben als ein drittes in der Mitte liegt. Ebenso widerstreitet der Gebrauch der für Schweben angeführten Stellen. *Περὶ ἀμφί τε κάλλος ἄητο* H. in Cer. 276 was für Schweben und *τῆς καὶ ἀπὸ κρῆθεν τοῖον ἄηϑ' οἷόν τε πολυχρύσου Ἀφροδίτης* Hes. Scut. 8, was für Fliegen angeführt wird. In beyden Stellen bleibt die Vorstellung des Wehen spirare ungeschwächt und ungeändert. Ebenso in *δίχα δέ σφιν ἐνὶ φρεσὶ ϑυμὸς ἄητο* Il. 21, 386 wenn gleich mit Recht die Erklärung von Scholion B *ἠωρεῖτο ἢ ὥρμα* verworfen wird. Selbst in *περὶ παίδων ϑυμὸς ἄηται* Apoll. Rh. III, 686 bleibt die ursprüngliche Bedeutung, wenn gleich das Wehen hier als ein Bewegen oder Bewegt werden hervortritt. Dagegen kann athmen, obgleich andern Stammes, in den Begriff von Wehen aufgenommen werden, weil beyde den konkreten Begriff der Luft und ihrer Bewegung gemeinsam haben. Nachdem der Verfasser die Begriffe des Schwebens und Fliegens in *ἀῆναι* untergebracht hat, wird er durch *ἀητόν* Arat. Phaen. 315 und *αἰητός* Pind. Pyth. 10, 4 auf *αἰητός* der Adler geführt, das er als *ἀfετός* nimmt und mit avis zusammenbringt; avis sey generell, (also der Schweber), *αἰετός* speciell (also der *κατ' ἐξοχήν* Schwebende), nicht ohne zu vergessen, daß Benfey auch *οἰωνός* hiehergezogen, was er aber ablehnt, da auf seinem Wege sich die Genesis dieser Form nicht genügend darthun lasse. Man sieht, diese Herleitung wird durch die Mittelform *αἰητός* bey Pindar gestützt, der dann *ἀητός* bey Aratus unterschoben oder beygesellt wird. Indeß *αἰητός* bey Pindar beruht allein auf der sehr schwankenden Autorität der Aldina, sämmtliche Handschriften haben die gewöhnliche Form *Διὸς αἰετῶν* gegen das Metrum, dessen Aenderung in *Διὸς ὀρνίϑων* Boeckh ohne hinreichenden Grund ablehnt. Hätten die alten Grammatiker *αἰητός* im Pindar gefunden, so würden sie es unstreitig unter den Glossen bemerkt haben. Noch weniger ist Verlaß auf den *ἀητός* des Aratus; das Wort gehört zu den willkührlichen Gebilden, welche die Alexandrinischen Poeten auf eigne Faust nach trügerischen Analogien gewagt haben. Wird aber *αἰετός*, aquila, Adler, Aar verglichen, so deutet das offenbar auf eine andere und konkretere Wurzel hin, deren Stammlaut *A* seyn müßte, welcher grade in *ἀῆναι* nur als Hilfslaut dem Stamme vorschlägt. Dagegen unterliegt die Herleitung von *ἁλιαής*, *ξαής*, *ἀχραής*, *δυσαής*, *ὑπεραής*, *ἀήρ*, *ἠέριος*, und *αὔρη* aus *ἀῆναι* keinem Zweifel und auch *ἄνεμος* kann hieher gezogen werden. In allen waltet die ursprüngliche und einzige Idee des Grundwortes vor, aber in diesem Cyklus und den analogen Compositis schließt sich auch ab, was mit Recht von *ἀῆναι* hergeleitet wird.

Problematisch bleibt das dunkle *ἄνεφ*, was Buttmann, dem Döderlein folgt, hieher zieht. Dieser auf Od. 23, 93 *ἡ δ' ἄνεφ δὴν ἧστο*, — sie saß lange ohne zu athmen, — gestützt, erklärt sofort *ἄνεφ* als ein Adverbium und schreibt das Wort mit Spitzner und Im. Bekker ohne Jota. Um aber dahin zu gelangen, muß erstlich das Proparoxytonon, da wo die Regel ein Paroxytonon begehrt, der Tradition zugeschoben und sodann das Adjectiv *ἄναος* fingirt werden, das in diesem Falle aus *οὐκ ἀείς* hervorgegangen seyn solle „so still, daß man kaum zu athmen wagt.“ Hier also würde der Grundlaut *E* ohne Weiteres in *A* umsetzen, was durch *ἀνώς* — *ἑωσφόρος* Il. 23, 226 nicht gerechtfertiget wird. Allerdings ist *ἕως* aus *αὐώς* (d. i. *ἀfώς*, *ἠώς*) entstanden, aber hier ist *A* Grundlaut und das aspirirte *E* in *ἕως* nur als Vorschlag nach der Kontraction, ebenso wie in *Ἀτρείδεω*, *λεώς* und unzähligen Anderen entstanden, während das fingirte Adjectivum nicht das Alpha als Grundlaut haben konnte, sondern *ἀνέως* seyn mußte, aus dem ein *ἄνεω* ohne oder mit Jota durch keinen etymologischen Kunstgriff abgeleitet werden kann. Der Verfasser zieht das platonische *ἐνεός* und *ἐννεός*, stumm, zur Vergleichung und erklärt „die Trübung“ des Alpha privativum in *E* durch Hinweisung auf *ἐλλὸς ἰχϑύς*, welches *ἄλαλος* sey und *ἀργός* das aus *ἄεργος* entstanden. Am letztern besteht kein Zweifel; aber die Umbildung von *ἄ λα λος* in *ἐλλός* zeigt „einen kühnen Griff“ der durch nichts gerechtfertiget wird. Damit aber hat

sich der Verfasser den Uebergang zu *αἰόλος* gebahnt, das er vom Stamm *ἀΐηναι* nicht trennen will. Er verläßt damit die besonnene Art von Lobeck, der ihm *εἰλεῖν* zu Grunde legt, von dem es ebenso gut wie *ἕλλὸς* mit dem Grundbegriff von volvo volubilis entsprungen ist. Zur Erläuterung wird *πόδας αἰόλος ἵππος* beygezogen, das nach Porphyrius windschnell bedeuten soll, aber offenbar ebenfalls auf den rasch beweglichen Wurf der Füße beym Lauf des Pferdes hindeutet, verschieden von *ἀέλλοπος* Il. 8, 409, dem *ποδήνεμος* 2, 786 entspricht. Hier liegt *ἄελλα* zu Grunde, dem allerdings *ἄνεμος* zur Seite steht. Wer aber *ἄελλα* mit procella vergleicht, und zur Erläuterung von procella percello perculsi beyzieht, wird für *ἄελλα* auf ein ganz anderes Etymon geleitet werden, auf eine Wurzel, die sich in *κέλσαι, κέλσησι* rein erhalten hat und den Begriff des Windstoßes liefert.

Von dem Begriff der Schnelligkeit, den der Verfasser in *αἰόλος* legt, wird er auf die von bunt und schillernd geführt, um *τείχεα αἰόλα παμφανόωντα* Il 7, 222 und 13, 552 und Aehnliches zu erklären. Doch bietet sich die Vorstellung des Schillernden aus volubilis abgeleitet von selbst, ohne durch den des Schnellen erst gehen zu müßen; *αἰόλος ὄφις, οἶστρος, σφήξ, εὐλή*, wo er den Begriff des Glänzend selbst zweifelhaft findet, ob nämlich er die Farbe oder die Schnelligkeit dieser Thiere bezeichnen soll, haben den des Leichtbeweglichen ohne Alterirung, während er kein Bedenken trägt, die *εὐλοί* als die Kinder der *μυῖαι* auf volucres, *αἰηταί* zurückzuführen. Er wird dadurch auf Erklärung von Il 12, 167 *οἱ δ' ὥστε σφῆκες μέσον αἰόλαι ἠὲ μέλισσαι οἰκία ποιήσωσιν ὁδῷ ἐπὶ παιπαλοέσσῃ* gebracht, und bemerkt „in der Mitte sind doch die Wespen weder *ποικίλαι* wie Schol. A. D. noch *εὐκίνητοι, διὰ τὴν ἐντομήν*, wie Sch. V. meint; denn daß sie den Unterkörper leichter hin und her bewegen können als andere Insekten, ist doch kein Characteristicum für ein dichterisches Beywort.“ Zwar läßt sich dagegen erinnern, daß nicht von dem Können und einer physiologischen Möglichkeit hier die Rede wäre, sondern von dem was eine einfache Beobachtung zeigt, daß das kleine Thier bey ruhiger

Thätigkeit irgendwo z. B. in einer Blume mit dem vordern Theil festsitzend den hintern, wie es die *ἐντομή* gestattet, leicht und fortwährend bewegt. Indeß verdient doch Beachtung, was der Verfasser weiter bemerkt: „Offenbar gehört *μέσον* gar nicht zu *αἰόλαι*, sondern zum Zeitwort, mitten auf dem Weg wie Od. 14, 300. *ἦ νηῦς θέεν . . . μέσσον ὑπὲρ Κρήτης*,“ durch welche Beziehung allerdings die Rede der gewöhnlichen Form näher gebracht wird. Der ursprüngliche Begriff von volvere tritt in Od. 20, 27 *ὡς δ' ὅτε γαστέρ' ἀνὴρ . . . ἔνθα καὶ ἔνθα αἰόλλῃ* deutlich hervor und der *κορυθαίολος Ἕκτωρ* wird wohl auch in Zukunft der Helmbuschschüttler bleiben. Dieser Busch besteht, wie bekannt, aus einem Pferdeschweif, der nicht schillert, wohl aber bey stürmischem Gange sich rasch bewegt, und *κορυθαίολος* ist keineswegs synonym mit *κορυθάϊξ*, das auf ein ganz anderes Etymon, auf *ἀίσσω* zurückweiset, das Döderlein ebenfalls in den Zauberkreis von *ἀΐηναι* gezogen hat. Er bemerkt „den Commentar zu diesem Beywort gibt Il. 6, 49;“ indeß dort ist nichts zur Erklärung zu finden und wahrscheinlich sind die Verse 469, 470 gemeint *ταρβήσας χαλκόν τε, ἰδὲ λόφον ἱππιοχαίτην, δεινὸν ἀπ' ἀκροτάτης κόρυθος νεύοντα νοήσας*, wo aber nicht der Begriff des Schillerns gegeben ist, sondern im *δεινὸν ἀπὸ κόρυθος νεύειν* der von *ἀίσσειν* abgeleitete erläutert wird. Ist auch nicht mit Monje zu übersetzen: der gewaltige Stürmer im Helmbusch, so ist doch in dem furchterregenden Schwanken des Helmbusches der Begriff des Heranstürmenden ausgedrückt, der mit dem des Schimmerns und Schillerns nichts gemein hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Wirtembergisches Urkundenbuch, herausgegeben von dem königlichen Staatsarchiv[e] in Stuttgart. Erster Band. Stuttgart in Commission bei F. H. Köhler. 1849. 4. (XX und 458 S.). Auf der Kehrseite des Titelblattes steht: „Druck von Blum & [l. und] Vogel in Stuttgart"; unter der Vorrede nur: „Kausler, Archivrath."

Es gewährt uns großes Vergnügen, ein Werk anzeigen zu können, welches schon durch sein prachtvolles Aeußere, nämlich das starke und weiße Papier und den herrlichen Druck, das Auge des Kenners fesselt, mehr aber noch durch sein reiches und wohlgeordnetes Innere den betheiligten Forscher befriedigt, und nicht nur dem Lande seiner Geburt, sondern auch dessen Veranlassern und Förderern, zumeist aber dessen bescheidenem Herausgeber, große Ehre macht.

Unsere Zeit ist so arm an Schöpfungen der Art, daß wir Dies nicht stark genug hervorheben können; und wir müssen hier den Wunsch beifügen, daß die in dortigem Lande herrschenden Streitigkeiten zwischen Regierung und Volke nicht störend auf die Vollendung obigen Urkundenwerkes einwirken möchten.

Nun zum Inhalte vorliegender Schrift! Das Ganze soll alle wirtembergischen Urkunden [1]) von der ältesten Zeit bis zum J. 1313 enthalten; der 1. Bd. geht aber nur bis zum J. 1137, worauf ein Anhang und ein Nachtrag folgen. Doch wir müssen unsern geehrten Lesern den Inhalt des gehaltvollen Buches genauer darlegen!

a) Vorrede V. — XII. S.;
b) Statistische Uebersicht über das Urkundenbuch XIII. — XX. S.;
c) Abdruck der Urkunden vom J. 680 — 1137, I. — CCCV. Nr., oder 1. — 387. S.;
d) Anhang. Das comburger Schenkungsbuch aus dem Anfang[e] des zwölften Jahrhundert[e]s, 1. — 22. Nr., oder 391. — 405. S.;

---

1) Es sind hierunter nur Urkunden im engern Sinne verstanden, und alle sonstigen geschichtlichen Aufzeichnungen ausgeschlossen. Wir wünschen aber, daß es der wirtembergischen Regierung gefallen möge, nach Vollendung dieses Urkundenbuches auch letztere Geschichtsquellen herauszugeben, nämlich
   a) alle Chroniken, Legenden, Schenkungen ꝛc., welche sich auf die Urgeschichte Wirtemberg's beziehen, besonders aber
   b) die deutschen Geschichtsquellen des Landes, sowohl in gebundener, als ungebundener Rede, ohne ängstlich darnach zu fragen, ob ihr Inhalt geschichtliche Wahrheiten enthalte.

Mit den Aufzeichnungen der letzteren Art, sowohl a) als b), begann bekanntlich Mone seine Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. Ueberdies hat Hr. Kausler durch Herausgabe seiner „Denkmähler altniederländischer Sprache und Literatur (2 Bde., Tübingen 1840. u. 1841. 8.)" schon gezeigt, daß er mit solchen Schriften umzugehen weiß.

e) Nachtrag, A. — F., vergessene Urkunden aus d. J. 760 — 1106 enthaltend, 407. — 412. S.;

f) Verbesserungen und Zusätze 413. und 414. S.; endlich

g) Orts- und Personenregister 415. — 458. S.

Hieraus lässt sich der Inhalt des Urkundenbuches beiläufig erkennen; schärfere Kenntniß gewährt natürlich die eigne Ansicht des Buches, welche wir allen Forschern bestens empfehlen wollen.

Nun zum **Aeußern** unseres Werkes! Daß dieses prachtvoll sei, sagten wir schon oben; es ist nämlich Großquart mit breiten Rändern, und der Druck ist so gefällig, daß der Schreiber dieser Zeilen (welcher alle Ursache hat, seine Augen zu schonen) die aus Petitschrift gesetzten Anmerkungen ohne die geringste Anstrengung bei Lichte lesen konnte. Dennoch gibt es Einiges, was näher angezeigt, vielleicht auch gerügt werden muß.

1) Das ganze Buch trägt römisches Gewand, und auch das Neudeutsche ist mit lateinischen Buchstaben gedruckt.

2) Am Anfange der Silben und Wörter stehen überall **Schlußesse** (s), und die urkundlichen **Anfangsesse** (ſ), welche früher auch am Ende der Wörter gesetzt wurden, sind ausgerottet.

3) Die eignen Namen der Urkunden wurden nicht durchschossen, sondern erhielten durchaus große Anfangsbuchstaben; Letzteres geschah auch gleichmäßig bei allen Satzanfängen.

4) Die störenden Punkte der Urkunden wurden beseitigt und dafür neuere Unterscheidungszeichen gesetzt.

5) Jeder Urkunde ist eine römische Nummer [wir wünschten deutsche], sodann der kurze Inhalt [in Kursivschrift], endlich Ort und Zeit der Ausstellung vorgesetzt.

6) Die Personennamen der Ueberschriften entsprechen nicht überall denen der Urkunden, sondern sind manchmal ohne Ursache erneut, z. B. Hiltger st. Hiltigär (43. Nr.); das falsche -hard (z. B. in Bernhard, obgleich von -hardus) sollte auch vermieden sein.

7) Das Datum lautet z. B. immer so: „Frankfurt 846. Juli 18.“, d. h. es ward zuerst der Ort, dann das Jahr, dann der Monat, endlich der **Tag** der Ausstellung angegeben. Aber „Juli 18.“ ist nicht deutsch; ja „18. Juli“ ist nicht einmal richtig, weil das Jahr nur einen Juli hat, nicht 18. Davon sprachen wir schon anderwärts. Urkunden von Obermoschel 82. S.

8) Jeder Urkunde ist mit kleinerer Schrift nachgesetzt: a) der Fundort, b) der seitherige Abdruck, c) die Nachweisung der Ortschaften, d) die Berechnung des Datums, endlich e) die Beschaffenheit des Siegels, Alles mit gewohnter Genauigkeit. — Daß dem Werke keine Siegel-Abbildungen mitgegeben wurden, können wir nicht billigen; eine auch noch so genaue Beschreibung gewährt uns nur eine mangelhafte Vorstellung des Siegelbildes. Aber die Umschrift musste hier stehen.

9) Daß die Abkürzungen der Urkunden fast sämmtlich aufgelöst wurden, wird Jedermann billigen; es gibt nichts Störenderes für den gewöhnlichen Leser, als die Beibehaltung solcher Abkürzungen. Daß ihre Auflösung aber nicht nach allgemeinen Grundsätzen (wie man sie Anfängern zu geben pflegt) geschehen sei, dürfen wir hoffen. Diese Auflösungen müssen nämlich geschehen nach dem Geiste a) des Jahrhundertes, b) des Landes oder der Kanzlei, und c) des Schreibers jeder Urkunde; daher sind allgemeine Regeln unzureichend, und nur langjährige Uebung an einem größeren Briefhause (wie z. B. unser Reichsarchiv) verschafft dem Urkundenforscher allmählich die Fertigkeit, jede Abkürzung möglichst fehlerfrei aufzulösen.

(Fortsetzung folgt).

Homerisches Glossarium von Ludwig Döderlein.

(Fortsetzung.)

Demnächst wird in Nro. 6. dieses Abschnittes an ἀήρ, ἤερα, ἠέριος, ἠέρι nicht nur ἠερόεις sondern auch die konkretere Form εὐρώεις angefügt, mit der Bemerkung: „Es ist eine uralte, vielleicht dorische Form, aus ἀϝερόεις entstanden, welches sich zu ἠερόεις ebenso verhält, wie ἀϝάλιος zu ἠέλιος.“ Die Analogie hat viel Verführerisches, ob man gleich, von ihr so zu sagen, durch dick und dünn aus ἀῆναι in εὐρώς, aus dem Wehen in den Moder geführt wird; aber eben darin liegt das Bedenkliche des Verfahrens und wer mit εὐρώς robigo, aerugo Rost vergleicht und dazu aes, aeris, was in aerugo liegt, zieht, wird geneigt seyn, für die Form mit o oder ω nach ϱ: ἠερόεις und εὐρώεις eine ganz andere Wurzel mit dem Begriff des Dunkeln, Rostigen und Vermodernden anzunehmen, die zu den aus ἀήϱ in demselben Verhältniße des Gleichklanges steht wie aes, aeris zu aer, aeris.

Ebensowenig wie ἄελλα sind εὖρος Südostwind und οὖρος, was Seewind übersetzt wird, auf ἀήναι zurückzuführen. Οὖρος hat nicht den Begriff des Seewindes, sondern des vorwärtsbewegenden und darum günstigen; er ist der ἴκμενος, πλησίστιος κάλλιμος und weis't darum auf die Wurzel ορ in ὄρνυμι und den Begriff der Bewegung des Vorwärtsbringens deutlich genug hin. In noch größere Verwunderung wird man durch Beziehung von αὐλός auf ἀῆναι versetzt, wo der Mittelbegriff von flare und „Flöte“ zu Hilfe genommen wird, während doch αὐλός und κοῖλος, hohl, zur Vergleichung nahe lag, und ὁδοὶ ἔναυλοι Il. 16, 71 nichts anders sind als κοῖλαι ὁδοὶ Il. 23, 419. Der Verfasser kommt dann auf ἀείρειν, αἴρειν, ἀερίζειν, ἠερέθεσθαι, ἄορ, ἀορτήρ, παρήορος, deren Beziehung auf ἀῆναι wohl mit großer Bestimmtheit abzulehnen ist; die Grundform ἀείρω d. i. ἀϝέρω führt auf φέρω lat. fero mit dem intensivum, das nebst dem Digamma in der erweiterten Form von ἐρύω in ἀνερύσας noch deutlich zu Tage liegt und mehr witzig als ernsthaft ist es wohl, wenn, um aus ἀῆναι auf ἀείρειν zu kommen, aus dem Begriff von Wehen in den des Aufhebens, der Verfasser das Verhältniß von Lüften zu Lupfen beyzieht, wo lüften doch nichts Anderes heißen kann als Luft machen; lupfen aber, was in Parenthese nach lüften gesetzt wird, gar nicht hieher gehört. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß ἄορ, das Aufgehängte, ἀορτήρ, παρήορος ebenso natürlich mit dem Begriff von Aufheben zusammenhängen, wie ihnen der von ἀῆναι widerstrebt.

Nro. 17 wird dann in Form einer Frage beygefügt, ob auch Ἄρης als Mörder durch ἀήρης, ἀείρω zu erklären sey, wo die sogenannte Heischeform ἀέρης sich noch obendrein in ein kurzes α verdünnen würde, um Ἄρης zu liefern, das nur im Vocativ Ἄρες, Ἄρες seine Kürze durch die Gewalt des Ictus einmal verlängert. Der Verfasser vergleicht mit Recht Mars mit Ἄρης, dessen offene Form Mavors nicht auf μετα-ἄορτος, wie er will, hinweis't, wohl aber in der vordern Sylbe auf μα in μαίομαι, μεμαώς, während ors in oc, ὄρνυμι deutlich zum Vorschein kommt.

Ganz willkührlich ist sodann die Annahme, daß aus ἀείρειν als drey Verba contracta αἰρεῖν, ἀρᾶσθαι und ἀπαυρᾶν hervorgehen, (wo übrigens αἰρεῖν wohl αἰρεῖν sein soll), denn Göttling hatte Recht, in Hes. Er. 474 βιοτοῦ αἰρεύμενον festzuhalten, welches Döderlein ohne Grund für eine Akyrologie hält; die Vergleichung von αἱρέω mit haereo deutet für dieses Wort auf eine andere Wurzel hin. — Ἀρᾶσθαι soll aus ἀείρασθαι entstanden seyn, und um es mit ἀείρω zusammenzubringen wird an χεῖρας ἀεῖραι Il. 7, 130 erinnert. Wie aber, wenn dieses zusammenhängt, konnte dann Il. 3, 318 λαοὶ τ' ἠρήσαντο θεοῖσι δὲ χεῖρας ἀνέσχον nebeneinanderstehen? Der Begriff von ἀρή, Verwünschung, Fluch, kommt dazu mit seiner Verlängerung in ἀρειή, um hier auf eine andere Wurzel schließen zu lassen, wenn sie auch in der uns erhaltenen Gräcität nicht sollte gefunden werden.

Noch schlimmer steht es mit Beziehung von ἀπαυρᾶν, wegnehmen, ἀπούρας disterminans und ἐπαυρεῖσθαι, genießen, und gar mit εὑρεῖν, finden,

wenn das Alles in der großen Arche von *ἆῆναι* untergebracht werden soll. *Ἀπαυρᾶν* hat offenbar sein Analogon in fraudari, wie *ἀπούρας* in *ὅρος* terminus, und so wird auch der Nexus zwischen *ἐπαυρεῖσθαι* und frui nicht zu verkennen seyn, obgleich im Aktiv *ἐπαυρεῖν* sich der Begriff in ein bloßes Berühren abgeschwächt hat; wohin übrigens *εὑρεῖν*, finden, zu beziehen, ist auch nach Buttmann's Auseinandersetzung nicht gewiß; sicher nur, daß es ebenso wenig wie *εὖρος* mit aura zusammenhängt.

Nr. 22 werden dann *ἄρνυμαι, αἴνυσθαι, ἔξαιτος, αἰτεῖν* mit gleicher Willkührlichkeit hieher gezogen und Nr. 23 *αἴσσειν* auf *ἆῆσθαι* bezogen, dem sich *ἀιχμή αἰχμάζειν τριχάικες, ἄιξ*, der Sturm, mit *αἰγίζειν* aus *αἰγανέη*, deßgleichen *αἴξ*, die Ziege, und *ἴξαλος* anschließen. Hier liegt Vieles durcheinander, was der Verfasser mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit künstlich zusammengefügt aber nicht natürlich verbunden hat; sicher nur ist der Zusammenhang von *ἀίσσω* mit vis, und dem Begriffe des Gewaltsamen in Bewegung und in Sturm.

Den Reigen schließen *Ἥρη*, die als Göttin der Luft mit *ἀήρ* und *αἰθήρ* zusammengebracht wird, welches seinerseits so bestimmt auf *αἴθειν* zurückweist, wie *ἀήρ* auf *ἆῆναι*, *Ἡρακλῆς* folgt ihr und den Schluß macht *ἥρως*. Der Verfasser bemerkt: „dieß ist offenbar die dichotomische Form von *ἥρωτος*, wie *ἀπτώς, εὐαλώς* zu *ἄπτωτος, εὐάλωτος*. Die *ἥρωες* wären demnach *ἠερωτοί*, zu Luft gewordene Menschen, in der Luft schwebende Geister. So erscheinen nun freylich die homerischen Heroen keineswegs, aber wie viel älter mag auch das Wort und der Begriff *ἥρως* seyn als die homerischen Gedichte!“ Das wird denn im Folgenden des Weitern ausgeführt mit Bezug auf *μάκαρες*, die im vorhomerischen Urgriechenthum nur als *μακροί* gedacht worden wären, und beym Homer sich in die Glücklichen vergeistigt hätten; auch der Ossianischen Luftgeister als der unsterblichen Todten wird gedacht, welche der Erde entrückt sind. Gegen diesen Schwung der Verbindung machen wir nur die Kraft des unscheinbaren Spiritus asper geltend, der die Hera, den Herakles und Heros unsern Terminis hehr (erhaben), Heer (exercitus) und Herr (dominus) näher rückt und sie vor der Gefahr schützt,

in Luftgeister und Lufterscheinungen verwandelt zu werden, wenn gleich der Verfasser die Identifizirung mit Herr und herus als eine oberflächliche von sich weis't. Es ist schlimm, wenn man das auf der Oberfläche und gleichsam auf offener Hand liegende ablehnen muß, um sich zu so unbestimmbaren und haltlosen Vorstellungen zu erheben, wie sie diesen Hypothesen hier zu Grunde liegen.

Faßen wir das Einzelne der Erinnerungen übersichtlich zusammen, so hat der Verfasser Formen von wenigstens 18 Stämmen auf Eine Wurzel ohne sichere Begründung zurückgeführt, und auseinander treten 1. *ἆῆναι ζαής, ἀκραής, ἀήρ, ἠέριος, αὔρη*, u. a. — 2. *αἰετός* aquila, Aar — 3. *αἰόλος* (volvo) *αἰόλλειν, ἕλλὸς* u. a. — 4. *εὐρώς* (aerugo Rost) *εὐρώεις* — 5. *οὖρος* (*ὄρνυμι*) — 6. *ἄελλα* (procella *κέλσαι*) — 7. *αὐλός, ἔναυλος* (*κοῖλος* hohl) — 8. *ἀείρω* (fero), — *ἄορ, ἀορτήρ, παρήορος* u. a. — 9. *Ἄρης* (Mavors) — 10. *ἀρή, ἀρᾶσθαι* — 11. *ἀπαυρᾶν* (fraudari) — 12. *ἐπαυρεῖν* (frui) — 13. *εὑρεῖν* — 14. *αἴνυσθαι*. — 15. *αἰτεῖν, ἔξαιτος*. — 16. *ἀίσσειν, τριχάικες* u. a. — 17. *αἰχμή, αἰχμάζειν*. — 18. *Ἥρη, Ἡρακλῆς, ἥρως*, wozu gelegentlich noch *αἰθήρ, αἴθειν* sich als 19 Nummer gesellt. Wir glauben damit die Methode des Verfassers hinlänglich bezeichnet zu haben; sie bleibt sich im Folgenden treu, obgleich nicht wenige Artikel, besonders die kürzern von ihrem Uebermaße frey sind. — Das Buch ist auf jeden Fall ein bedeutendes, wird aber erst dann seinen rechten Nutzen haben, wenn es Anlaß gibt, die hier angeregten Forschungen von andern Seiten aufzunehmen und weiter zu führen; dadurch aber das Haltbare als den eigentlichen Gewinn und den Waizen von dem Willkührlichen, Gewagten und Unstatthaften auszuscheiden, was sich einer jeden kritischen Tritura zumal bey einem so zähen Stoffe und bey einem Gelehrten gesellt, dem zu Scharfsinn auch große Beweglichkeit des Geistes und ein so bedeutender Vorrath von gründlichen und umfassenden Kenntnißen zu seinen kühnen Combinationen zur Verfügung steht.

Fr. Thiersch.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Wirtembergisches Urkundenbuch.

(Fortsetzung).

10) Was wir schon oben (nach 2) hätten bemerken sollen, sei hier zum Schlusse gesagt, daß nämlich in diesem Urkundenbuche die u und v geordnet, d. h. nach heutiger Weise gesetzt sind, ein Punkt, welchen wir zu guter Letzt mißbilligen müssen. Der Herausgeber einer alten Urkunde (zumal eines Originales) soll **gar Nichts** ändern, also die großen und kleinen Buchstaben, die Anfangs- und Schlußesse, auch die u und v wiedergeben, wie er sie findet. Denn daß ein Alter so und nicht anders schrieb, geschah in der Ueberzeugung, daß es das Rechte sei; diese Ueberzeugung muß man ehren. Unsere Gedanken können wir schriftlich einkleiden, wie es uns recht dünkt. — **Nur** die Auflösung der Abkürzungen, und die **Anwendung** neuer Unterscheidungszeichen ist dem Herausgeber alter Urkunden zu gestatten, weil **Beides** keine Verfälschung, sondern eine Verdeutlichung derselben ist, wodurch wir dem gewöhnlichen Leser ihren Gebrauch erleichtern. Nicht minder zweckmäßig erscheint es, die eignen Namen (sowohl Haupt-, als Beiwörter) im Drucke durchschießen zu lassen, weil sie dadurch besser in's Auge fallen; diese Hervorhebung wird nothwendig, wenn sie (wie öfters) mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben sind.

Dies hatten wir ungefähr über das **Aeußere** des wirt. Urkundenbuches zu bemerken, wozu etwa noch kömmt, daß der Herausgeber unbedeutende Fehler der Urkunden berichtigte, doch diese Berichtigung in Klammern beifügte, oder unter dem Texte anzeigte, oder endlich fehlerhafte Buchstaben durch Kursivschrift auszeichnete.

Was nun das **Innere** der vorliegenden Urkunden betrifft, also die ganze Abfassung, die Echtheit oder Unechtheit, die geschichtliche Verwendung, die Oertlichkeiten und Persönlichkeiten u. s. w.; so hat der Hr. Herausgeber, in Verbindung mit seinem Nachbarn **Dr.** Stälin, dem neuesten Geschichtschreiber Wirtemberg's, so brav gearbeitet, daß wir Wenig hinzuzufügen finden, was auch schon darum unsere Absicht nicht ist, weil wir auf wirtembergischem Grund' und Boden eigne Studien zu machen amtlich nicht veranlasst wurden. Wir wollen also hier nur einige Bemerkungen und Berichtigungen mittheilen, wie sie uns gerade zur Hand kommen.

I. Sehr gefreut hat es uns, einmal die alten Irrthümer über den Namen **Wirtemberg** (falsch: **Württemberg**) abschütteln zu können. Hier tritt nämlich die älteste Form des genannten Bergschlosses auf; sie lautet: „Cuonradus de *Wirtinisberk.*“ **241.** Nr., Urk. vom 2. Mai **1092,** ausgefertigt zu Ulm. — *Wirtinis*-berk heißt Berg des **Wirtin,** dieses aber: der junge **Wirt,** was ein eigner Name ist, aber auch unser Wirt (falsch: Wirth) sein könnte, dessen frühere Bedeutungen Schmeller **IV. 163.** und Graff **I. 932.** verzeichnen. Ableitungen von wirt (auf -in und -un, -inc und -unc, mit vorausgehendem t und d) kamen mir vor, ich habe sie aber leider nicht aufgeschrieben. — Die zweitälteste Form obigen Na-

mens gewährt schon dem Sprachforscher keinen Anhalt mehr; sie lautet: „Cuonradus de *Wirdeneberch.*“ 280. Nr., Urk. vom 28. Dez. 1123, ausgefertigt zu Speier.

Somit wäre dieser Streitpunkt auch abgethan; es bleibt nur noch übrig, **Wirt** als eignen Namen nachzuweisen. Ob aber der Name eines alten Bergschlosses geeignet sei, ein **Land** damit zu benennen, dessen Bewohner **Schwaben** sind, mögen die Betheiligten untersuchen. Gewiß ist auch, daß es eine Grafschaft Wirtemberg ursprünglich nicht gab. Sieh: Genealogisches Staatshandbuch, 66. Jahrg. (Frankf. a. M. 1835. 8.), 314. S.

II. In der oben angeführten Urkunde vom J. 1092 erscheint als Zeuge: Hugo de *Crauinegga*, wozu die Bemerkung gesetzt ist: „Grafeneck, O. A. Münsingen, das räthselhafte Creginecka in der Urk. v. 1033 S. 262. erklärend.“ — Dieses Citat ist unrichtig, und dafür zu lesen: „Urk. v. J. 1037, 264. S.“ — Hier steht allerdings: Hugo, comes de *Creginecka*, und letzteres ist nur ein Hörfehler st. Crevinecka, d. h. Grafeneck (niederdeutsch). Uebrigens muß auch der Mannsname Crago (d. h. Hals) in jener Gegend üblich gewesen sein; denn davon kömmt Cregilo, und davon wieder Cregilingen, jetzt Kreglingen. Sieh: Creglingen und seine Umgebungen, herausg. von Otmar F. H. Schönhuth (Mergentheim 1846. 12.), 3. S.

In der Aufschrift obiger Urkunde v. J. 1037 schlich sich überdies ein böser Fehler ein; st. „Bischof Gebhard von **Würzburg**“ lies: Bischof Gebehart von **Regensburg**. In Wirzburg regierte damals, d. h. 1034 — 1045, Bischof Bruno, ein Herzog von Kärnthen.

III. Ein merkwürdiges Versehen zeigte mir Hr. v. Kausler selbst an. Der Tausch zwischen dem fuldaischen Abte Hatto I. und dem Grafen Sigihart steht richtig unter dem J. 848 (115. Nr.), und noch einmal unter dem von Schannat angesetzten, unrichtigen J. 856 im Nachtrage (D.), weil die falsche Jahrzahl den Wahn veranlaßte, die Urkunde sei vergessen worden. — Das hier vorkommende Dorf Hengesfelt (d. h. Hengistfelt, Hengstfeld) ist übrigens kein ausgegangener Ort, sondern heißt jetzt Pferdsfeld, und liegt im A. Lichtenfels; der Hengst war den Bewohnern anstößig. Sieh: Aelteste Geschichte Bayerns von Dr. Georg Thomas Rudhart (Hamburg 1841. 8.) 566. S.

IV. In der Urkunde vom J. 1100 (256. Nr., Stiftung des Klosters Ochsenhausen) erscheint unter den Zeugen ein Adelgoz de *Luzelunburg* (vgl. 288. Nr.), mit der Anmerkung: „Lützelburg, unermittelt.“ — Ein Amtsgenosse versicherte aber, bei Durach (1½ St. südlich von Kempten) sei ein altes Schloß d. N. nebst einem Bauernhofe gestanden, und letzterer noch vorhanden.

Wohl fanden wir selbst in einer Urkunde des k. Reichsarchives v. J. 1209 ein „Predium in Lucelunburc“; letzteres wird aber das Pfarrdorf Lützelburg (Ldg. Göggingen) sein, und als zu entfernt nicht hieher gehören. Der Name Luzilunburg, d. h. luzilun burg (3. End.), bedeutet übrigens: „[zu der] kleinen Burg oder Stadt.“

Hier seien auch die Geschichtschreiber erinnert, daß die Form **Luxemburg** allemal falsch, und deßhalb zu meiden ist, indem die Denkmähler des Mittelalters nur Luzilunburc bieten. Schon früher warnten wir davor. Urkunden v. Obermoschel 6. S.

V. Die im Nachtrage (B.) mitgetheilte Urkunde vom J. 815, Zehentstreitigkeiten zwischen dem wirzburger Bischofe Wolfger und dem fuldaer Abte Ratgar betr., hat mich lang und viel beschäftigt; vergl. Gelehrte Anzeigen vom J. 1849, 139. Nr. Es wird aber kaum möglich sein, Alles in's Reine zu bringen, wenn nicht das Original, welches Mönch Eberhart noch im 12. Jh. kannte und abschrieb (Cod. dipl. fuld. 323. Nr., Anm.) wieder zum Vorscheine kömmt. Wir wollen deßhalb an die Anmerkungen des letzten Herausgebers hier nur einige Berichtigungen anknüpfen.

1) Statt Eckhardt oder Eckart (wie anderwärts steht) ist überall Eckhart zu schreiben; ebenso Dronke st. Droncke (XII. S. d. Vorr.).

2) Das verschriebene Mechitamunil (jetzt Möckmühl) sollen wir in Mechitamuhil berichtigen, was falsch ist; es muß vielmehr Mechitamulin heißen. Vergl. die Trad. et ant. fuld. 4. 25. u. 34., sowie unser Urkundenbuch selbst (190. Nr., Urk. v. J. 976).

3) Huniohaam kann nicht in der Urkunde gestanden haben, sondern entweder Huniohain (zgzg. aus Huniohagin), oder Huniohan; letzteres steht bei Pistorius Trad. fuld. II. 207. Mönch Eberhart hat Hunehan 13. 1., aber auch Huneham 43. 6., was auffällt; denn nur Ersteres war im 12. Jh. richtig.

Das Kirchdorf Hünhan liegt zwischen den Städtchen Burghaun und Hünfeld, am linken Ufer der Haun, im A. Burghaun, nicht Burgham, wie Kausler a. a. O. schreibt [2]).

---

2) Wir müssen hier unsere werthen Leser auf einen Mißstand aufmerksam machen, welcher die beiden Länder Kurhessen und Nassau betrifft; beide besitzen nämlich weder ein Urkundenbuch, noch eine verlässige und vollständige Ortsbeschreibung, eben weil das Urkundenbuch fehlt, und man sich mit veralteten und fehlerhaften Urkunden-Abdrücken behelfen muß. Hier sollten doch einmal die einschlägigen Regierungen helfen; denn wer bürgt ihnen für die Sicherheit ihres Urkundenschatzes? — Von Kurhessen liegt zwar folgendes Verzeichniß vor:

„Versuch eines chronologischen Verzeichnisses hessischer Urkunden; 1. Theil, welcher die Urkunden vom 8. Jahrh. bis auf die Regierung Landgrafen Heinrich's des Eisernen († 1377) enthält. Rinteln 1796. 8. Verfasser; Bernhart Christian Duysing."

Dieses Werk genügt aber nicht mehr, und statt dasselbe fortzusetzen, beschloß vielmehr der geschichtliche Verein zu Kassel, „daß lieber ein selbstständiges, und zwar etwas ausführlicheres Verzeichniß verfaßt und herausgegeben werde." — Ob Dies geschah, wissen wir nicht; wenigstens kam uns bis jetzt Nichts davon zu Gesichte. Dagegen erschien folgendes brauchbare Werk:

„Beschreibung des Kurfürstenthumes Hessen von G. Landau. Kassel 1842. 8."

Dieser Schrift wünschten wir eine neue berichtigte Ausgabe für's — Volk, dann aber auch eine vollständige Ausgabe für — Gelehrte; denn vollständig ist obiges Werk gar nicht, es fehlt z. B. unser Hünhan und vieles Andre. Es muß aber zur Entschuldigung des Verfassers angeführt werden, daß ihm nicht Zeit genug gelassen ward, um mit der nöthigen Gemüthlichkeit arbeiten zu können. Er ward vielmehr dergestalt gehetzt, daß er nach Vollendung des Buches erkrankte. Hinc illae lacrymae!

Uebrigens besitzt Kurhessen einen Vorzug, dessen sich wenig kleine Länder werden rühmen können, nämlich ein Kartenwerk von seltener Vollständigkeit, wenn auch nicht durchgängiger Richtigkeit; sein Titel ist folgender:

„Straßen-, Orts- und Flußkarte von Kurhessen, entworfen bei kurf. Oberbaudirekzion nach den von den Baumeistern aufgenommenen Plänen, und mit Benutzung handschriftlicher Materialien, unter Mitwirkung des Vereines für hessische Geschichte und Landeskunde bearbeitet von H. Reuße. 1839 (13 große Blätter)."

Einer der Hauptveranlasser dieses großartigen Kartenwerkes (welches auch einen großen Theil der Nachbarländer enthält) war Archivar Landau, dessen gütiger Vermittelung ich seinen Besitz verdanke, und dasselbe hiemit allen Geschichts- und Ortsforschern bestens empfehlen will.

Was nun das Herzogthum Nassau betrifft, so ist aus verschiedenen, zur Oeffentlichkeit gelangten Klagen des Hrn. Dr. Friedemann, Oberschulrathes und Archivsdirektors zu Idstein, bekannt, welche Hindernisse dessen Regierung (zumal die Landstände) der Herausgabe eines nassauischen Urkundenbuches entgegenstellten; und doch verlangte Dr. Friedemann vorläufig nur 150 Gld.! Endlich hat sich die geistliche Oberbehörde bereit erklärt, den Druck der Klosterurkunden zu bestreiten; und so wird doch nach vielem Hin- und Herschreiben vielleicht Etwas geschehen!

Zur Zeit liegen für die Landeskunde Nassau's folgende Werke vor:

a) Historische Topographie des Herzogthumes Nassau von C. D. Vogel; mit einer illuminierten Gaukarte von Nassau. Herborn 1836. 8. Ferner:
b) Beschreibung des Herzogthumes Nassau von C. D. Vogel. Wiesbaden 1843. 8. (Dabei die schöne Karte von August Ravenstein. Frankfurt a. M. 1843. gr. Fol.).

Hunio-hagin heißt übrigens „Dornbusch der Hune" also derselben Grundbesitzer, von wel-

chen auch Hünfeld (urk. Huniofelt) und die Haun (urk. Hunaha) ihren Namen empfingen.

4) Ueber das Dorf Hemmingeshuus konnten wir so Wenig ausmitteln, als Hr. Kausler, oder Archivar Landau in Kassel, an welchen wir uns wandten; es lag nach Pistorius I. 106. am Ufer des Flusses Sinn. Wenn es also nicht **Wernerz** ist (zwischen Brückenau und Eckarts); so bleibt Nichts übrig, als mit Dahl den Ort **Mernes** (im Ldg. Orb) dafür zu nehmen, obgleich dieses Kirchdorf nicht an der Sinn liegt, sondern an einem Nebenbache derselben, genannt Jossa. Sieh: „Der Sinngau von Dahl," abgedruckt in: Archiv von Pertz, 6. Bd. (Hannover 1831. 8.), 520. S. [3]).

Man kann nicht läugnen, daß Hr. Dekan Vogel eine tüchtige Geschichts- und Ortskenntniß besitze, auch fleißig gearbeitet habe, besonders beim letztern, umfangreichen Werke (es zählt VI u. 890 S.); aber es fehlt der Geschichte Nassau's überhaupt (wie gemeldet) die diplomatische Grundlage, welche nur durch ein verlässiges Urkundenbuch gewonnen werden kann. Ueberdies besitzt Hr. Vogel keine gründliche Sprachkenntniß; so z. B. wird (um nur Eines zu erwähnen) der Name der Burg Arnstein für eine Verkürzung von Arnoldstein erklärt (199. S.). Arnstein (urk. Arin-stein) heißt Adlerstein (von aro, Adler). — Ueberhaupt will die Sprachforschung im Nassauischen keine rechten Wurzeln schlagen; es müßte denn sein, daß man heidnisches Wissen darunter verstände. Dies im Vorbeigehen!

3) Da immer mehr und verlässigere Urkundenwerke an's Licht treten; so zeigt sich immer deutlicher, wie schlecht wir mit den seitherigen Gaubeschreibungen berathen waren. Besonders fand Dies Unterzeichneter in denjenigen Gauen, in welchen er seine Knaben- und Jünglingszeit verlebte. Er entschloß sich daher, sämmtliche Gaue des Fürstenthumes Buchen neu zu bearbeiten, und mit dem westlichen Grabfelde zu beginnen. Wie er diese Arbeit nach mehrmonatlichen Anstrengungen vollendete, und wie schlechte Ehre er damit bei einer hohen Körperschaft aufhob, ist zur Genüge bekannt. Sieh: „Kleine Beiträge ꝛc., 1. Heft (München 1850. 8.), 9. S. ff," wo auch Proben abgedruckt sind; andere werden noch folgen.

Mingershausen, was Schannat Buchon. 434. als heutigen Namen von Hemmingeshuus angibt, kam uns nirgends vor; es wird eben Mernes sein, wofür die Karten Mernerts bieten.

5) Den Ort Kinzihhia vermochten wir gleichfalls nicht aufzufinden; er lag offenbar an der Kinzig, im A. Schlüchtern. Hoffentlich werden uns Landau's Wüstungen (4. Hft.) bald Aufschluß hierüber geben.

(Schluß folgt).

Zu den dort (10. u. 11. S.) angeführten baierischen Gaubeschreibungen, und zu der hier oben erwähnten, übrigens dürftigen Beschreibung des Sinngaues will ich noch einige andre fügen, da ihre Kunde befreundeten Mitforschern willkommen sein dürfte.

a) „Versuch einer geographischen Beschreibung des östlichen Grabfeldes," abgedruckt in:

Neue diplomatische Beiträge zu der fränkischen und sächsischen Geschichte, herausg. von Johann Adolf Schultes, 1. Th. (Baireuth 1792. 8.), 287. — 350. S.

b) Darauf gebaut ist der 2. Bd. folgenden Werkes:

„Geschichte des fränkischen Gaues Grabfeld von Johann Andreas Genßler. Schleusingen 1802. 4."

c) Ferner erschien: „Beschreibung des alten Sale- oder Salzgaues, von dem Oberbibl. Hofr. Dr. Lebret in Stuttgart," abgedruckt in:

Archiv ꝛc., 4. Bd. (Frankf. a. M. 1822. 8.), 570. — 582. S.

d) Endlich erhielten wir noch: „Der alte Maingau, beschrieben von dem Kirchenrathe Dahl zu Darmstadt," abgedruckt in:

Archiv von Pertz, 6. Bd. (Hannover 1831. 8.), 504. — 519. S.

Alle diese Gaubeschreibungen sind unverlässig, und die Forscher sind gemahnt, sich ihrer Führung nur mit Vorsicht anzuvertrauen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Die Haemodynamik nach Versuchen von Dr. A. W. Volkmann. Leipz. 1850. 483. S. 8.

Glücklicher Weise giebt es heut zu Tage nur noch wenige Anhänger einer physiologischen Schule, welche im Selbstgefühl ihrer kühn aufgeführten Hypothesen von der Dynamis in den Organismen auch den handgreiflichsten physikalischen Momenten zu spotten für ihre Pflicht halten, welche hinter der selbst angelegten Augenbinde träumen: von dem Leben der Blutkörperchen, die aus innerer freygewählter Selbstbestimmung durch die Adern rollen, ja die lange nach dem Tod des Organismus auf dem Objektglas des Mikroskopes wunderbare Tänze aufführen, und im flimmenden Sonnenstrahl zitternd sich wiegen; träumen von der vitalen Kraft der Gefäße, die dem unermüdlichen Herzen einen großen Theil seiner Aufgabe abnehmen und die Blutmasse weiter pressen, von der Polarität des Blutes und der Gewebe, aus welcher so einfach Circulation, Stase, Entzündung und alle möglichen Zustände der Capillargefäße und ihres Inhaltes sich erklären lassen. Es giebt deren so wenige, daß es nicht nöthig scheint, dem Verfasser unserer Schrift gegen sie ankämpfen zu helfen, oder noch besonders dem physikalischen Standpunkt, welchen er eingenommen, das Wort zu reden. Es genüge nur im Allgemeinen anzudeuten, daß mit Zinnröhren, Därmen oder sonstigen „todten Abfällen“ zu operiren, um die Gesetze des Kreislaufes in dem lebendigen Organismus zu studiren, uns nicht gefährlich scheint, so wie sich durch hinlänglich viele Thatsachen herausstellt, daß die so gewonnenen Erfahrungen in den wesentlichsten Punkten übereinstimmen mit dem, was man an dem unversehrten lebendigen Körper beobachtet hat.

Ich berichte um so lieber die Resultate der in oben genanntem Werke niedergelegten Untersuchungen, welche das Gepräge exacter Forschungen an allen Stellen tragen, als ich durch die Güte des Verfassers bereits schon vor längerer Zeit den größten Theil des von ihm in Gebrauch gezogenen Instrumentariums genau kennen gelernt, bey ihm selbst Untersuchungen damit anstellen gesehen, und mich derselben zu eigenen Forschungen und in meinen Vorlesungen bedient habe, die ganze Methode der Untersuchung somit aus eigener Erfahrung kenne. Hier kann es sich jedoch weniger um weitläufige Mittheilung der einzelnen Experimente und Explication der Apparate handeln, deren Benützung doch nur bey hier viel zu weit führender genauer Anweisung klar werden könnte, sondern bloß um den Bericht der mittelst derselben gewonnenen Resultate.

Das I. Capitel handelt von der Bewegung der Flüssigkeit durch starre, gerade und gleichmäßig dicke Röhren.

Zwey Kräfte sind es, welche die durch eine Röhre strömende Flüssigkeit ausübt: die Stromkraft in der Richtung der Längsaxe der Röhre, und der Seitendruck, welcher gegen die Röhrenwandungen wirkt.

Die Stromkraft resultirt aus der Stromgeschwindigkeit, welche dadurch ermittelt wird, daß man das Volum des Wassers, welches in t Zeit-

theilen aus der Röhre abgeflossen ist, mit der Durchschnittsfläche der Röhre dividirt. Es giebt dieß nämlich die Länge eines Wassercylinders, welcher gleich ist der Länge des Raumes, den das fließende Wasser in t Zeittheilen zurücklegte. Das Zeichen für die Geschwindigkeit, ausgedrückt durch den Raum, den ein bewegter Körper in einer Sekunde zurücklegt, sey v.

(Fortsetzung folgt.)

Wirtembergisches Urkundenbuch.

(Schluß).

Hier steht mit Recht Schlüchtern; das Schluchtern (259. S.) scheint ein Druckfehler zu sein.

VI. Die im Nachtrage (C.) mitgetheilte Urkunde vom J. 816, abermalige Zehentstreitigkeiten des Bischofes Wolfger und Abtes Ratgar betreffend, hätte durchaus nicht aufgenommen werden sollen, da sie offenbar ein Mönchsfabrikat aus dem 11. Jahrhunderte ist, wie wir Dies schon anderwärts nachwiesen. Sieh: Gelehrte Anzeigen vom J. 1849, 139. Nr.

Die beiden Aufzeichnungen dieses erdichteten Kaiserdiplomes hat Dronke in seinem Cod. dipl. fuld. (323. Nr., Anm.) bestimmt angegeben; diese sind nämlich:

a) die besondere Ausfertigung aus dem 11. Jahrh., mit falschem Siegel;

b) die Abschrift des Mönches Eberhart II. 120. b.

Den ersten Abdruck des betrüglichen Machwerkes lieferte bekanntlich Schannat in seiner Historia fuldensis (Francofurti ad M. 1729. Fol.) II. 86. 11., „ex veteri membrana," wie er sagt.

Wie kömmt nun Hr. Kausler zu der Angabe, diese Urkunde stehe auch in der bekannten fuldaischen Handschrift, welche das Todtenbuch enthält (bezeichnet 34. 3. E. 2.)? Der sonst nicht

sehr verlässige Dronke ist wenigstens an diesem Irrthume nicht schuld [4]).

4) Was Pertz über die Handschriften zu Fulda mittheilte (Archiv VII. 105. u. 106.) genügt dem Forscher so wenig, als was Knust späterhin von Paris aus darüber berichtete (das. VIII. 109. u. 110., auch 161.); selbst das Handschriften-Verzeichniß (das. VIII. 624. — 627.) kann nicht erschöpfend genannt werden. Ist doch das dortige Kaiserrecht (Pghs. v. J. 1372 in Fol.) als ein fuldaisches Stadtrecht aufgeführt! Archiv VII. 806.

Damit der Fehler Kausler's nicht von Andern nachgeschrieben werde, und damit auch die oben bezeichnete Handschrift den Forschern genauer bekannt werde, will ich hier deren wichtigen Inhalt mittheilen, soweit ich ihn abwesend erfahren konnte.

Die betreffende Handschrift (Pghs. d. 9. — 11. Jh. in 4., 32 Bl. enthaltend, und von 8 verschiedenen Händen geschrieben) ist offenbar aus einzelnen Lagen und Blättern mehrerer Handschriften zusammengesetzt, und enthält meines Wissens folgende Stücke:

1. Bl. a. Liber mortuorum fratrum monasteriorum (Ueberschrift). Dronke, Trad. et antiq. fuld. XV. S. d. Vorr.
2. „ „ Seelenbund vom 31. März 863. Leibnitz, Script. brunsvic. III. 759.; Dronke 1. Kap.
„ „ b. ist leer.
3. „ a. u. b. Verzeichniß der Mönche unter dem Abte Haicho. 917—923. Schannat, Hist. fuld. II. 142.; Dronke 2.
4. „ „ — 5. Bl. a. Leben der ersten 10 fuld. 744—916. Leibnitz 760.; Schannat 1.; Dronke 3.
5. „ b. Todesanzeige der ersten 18 fuld. Aebte. 744—1021. Schannat 463.; Dronke 3. (Schluß).
6. „ a. — 17. Bl. b. } Todtenbuch von älterer
22. „ „ — 24. „ a. } Hand. 779 — 1065.
20. „ „ — 21. „ „ } Leibnitz 762.; Schannat 464.; Dronke 4. u. 7.
18. „ „ Todtenbuch von jüngerer Hand. 967—976. Dronke 7. b.
„ „ b. — 19. Bl. a. Verzeichniß der Mönche unter dem Erzbischofe Hildibert von

Mainz (927—937), und unter dem Abte Hadamar. 927—956. Dronke 6.

21. Bl. b. Zwei Schenkungen an das Kloster Solenhofen. Dronke 8.

26. „ a. Verzeichniß der Mönche unter dem Abte Hraban. 822—842. Dronke 5.

„ „ b. Vier unbekannte Namen von späterer Hand. Dronke das.

28. „ a. —30. Bl. a. Verzeichniß der Mönche und Schüler in den Klöstern Hameln, Großborschla, Zell, Rasdorf, Hünfeld und Holzkirchen, angeblich unter dem Abte Hraban. Leibnitz 761.; Schannat Dioec. fuld. 171. u. 246.; Dronke 9.—14.

31. „ b. Bruchstück eines Handschriften-Verzeichnisses aus dem 10. Jahrh. Schannat Hist. fuld. 63.; Dronke 15.

Soweit konnten wir den Inhalt dieser merkwürdigen Handschrift nach Leibnitz, Schannat und Dronke zugleich verzeichnen. Die folgenden Stücke fehlen bei Dronke; ob er sie nicht mehr in der Handschrift fand, oder übersah, oder absichtlich wegließ, bleibt unentschieden.

a) Seelenbund, beginnend: „Haec constituerunt patres nostri et fideles viri, qui hanc communionem susceperunt.“ Leibnitz 761.; Schannat Hist. fuld. 22.

b) Namen verstorbener Könige. Leibnitz 761.; Schannat Vindem. lit. coll. I. 16.

c) Namen verstorbener Bischöfe. Leibnitz 762.; Schannat das.

d) Namen verstorbener Grafen. Leibnitz 762.; Schannat das.

Am Schlusse der Bischöfe steht ein Abt Baldrih, und an dem der Grafen ein Abt Einhart; beide tilgte Schannat mit gewohnter Eigenmächtigkeit.

Leibnitz benutzte die genannte Handschrift mit Erlaubniß Adalbert's I. (von Schleifras), damaligen Fürstabtes zu Fulda, also zwischen den J. 1700—1711; und Schannat gebrauchte dieselbe im J. 1723, und wiederholt im J. 1729. Damals hatte die Handschrift, außer dem fehlenden Anfange des Todtenbuches (etwa die J. 750—778 enthaltend), noch keine Verstümmelung erlitten; ja ungleich mehr Jahre, als uns Dronke bietet, waren doppelt vorhanden. Es fragt sich also hier vor Allem: „Wer hat dieses kostbare Todtenbuch verstümmelt, und wann?“ — Es fragt sich ferner: „Was steht auf den übrigen Blättern oder Seiten der Handschrift, von welchen Dronke auffallender Weise schweigt? z. B. 1. a. u. b., 19. b., 24. b., 25. a. u. b., 27. a. u. b., 30. b., 31. a., endlich 32. a. u. b. — Diese Blätter und Seiten werden doch nicht leer sein?!“

VII. Der Schluß unserer Ausstellungen gelte dem Register! Dieses ist mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet, und füllt, obgleich aus Petitschrift und dreispaltig gesetzt, die letzten 22 Blätter des Urkundenbuches. Neuere Ortsnamen sind überdies mit liegenden, alles Uebrige mit stehenden Buchstaben gedruckt, was wir nur loben können. Aber es hat doch einen Fehler, worüber wir schon mit dem Hrn. Verfasser rechteten, und welchen wir hier näher darlegen wollen; nämlich: die **Oertlichkeiten** und **Persönlichkeiten** sind zusammenge-

Endlich: Leibnitz starb am 14. Nov. 1716 plötzlich zu Hanover; kamen alle demselben geliehenen Handschriften wieder nach Fulda zurück? — Welche Bewandtniß hat es mit den Traditiones fuldenses (2 Bde. Abschriften d. 18. Jh.), und dem Chartularium fuldense (gleichfalls 2 Bde. d. 18. Jh.) zu Hanover? — Was taugt das Chronicon Martini fuldensis daselbst, dessen Anfang noch ungedruckt ist? Vergleich: Pertz's Archiv VIII. 646.; ferner: Eccard's Corpus hist. medii aevi I. 1641. ff.

Den Schluß unserer Mittheilungen mache die manchem Leser gewiß willkommene Nachricht, daß es außer obiger Handschrift des fuldaischen Todtenbuches noch 2 unverstümmelte Handschriften gibt, nämlich

a) zu Rom (Ottobuon. Nr. 2531. in 4., 10. u. 11. Jh.);

b) zu Leiden (Scaliger 49., 11. Jh.).

Sieh: Spicilegium vaticanum von Karl Greith (Frauenfeld 1838. 8.) 17. S.; ferner Pertz's Archiv VII. 991. u. 992.

Bekanntlich bereitet Pertz eine Ausgabe vor; möge sie nicht in 20 Jahren [wie uns ein Geschichtsforscher unlieb vertröstete], sondern in ebensoviel Monaten erscheinen!

worfen! Zwar stört Dies den Gebrauch nur theilweise, und man findet wenigstens alle Ortsnamen auf den ersten Griff; wir fragen aber hier überhaupt: „Welcher Grundsatz muß bei solchem Register walten?“

Bekanntlich datiert sich das seitherige Verfahren bei Abfassung der Register zu Urkundenwerken von des Gudenus Zeiten her, welcher seinem Codex diplomaticus (1. Bd., Göttingen 1743. 4.; — 5. Bd., herausg. von Buri, Frankf. u. Leipz. 1768. 4.) folgende Register anhängte:

1. selbstständige **Oertlichkeiten** (Gaue, Städte, Dörfer, Schlösser, Klöster, Wälder, Flüsse, Bäche ꝛc.);
2. Fremde **Wörter**;
3. **Persönlichkeiten**, und zwar
   A. **geistliche** Würdeträger (Päpste, Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Fürstäbte, sonstige Aebte, Pröpste, sonstige Prälaten ꝛc.);
   B. **weltliche** Würdeträger (Kaiser, Könige, Herzöge, Reichskanzler, Fürsten, Grafen, Ritter, Edle);
4. merkwürdige **Sachen**.

Daß diese Register Nichts taugen, erfährt Jeder, welcher schnell Etwas aufsuchen muß, und nicht weiß wo? da man durch die vielen Abtheilungen nothwendig verwirrt wird; namentlich sind die unselbstständigen, d. h. mit Personennamen verbundenen Oertlichkeiten (z. B. Ludwig v. d. Tann) an hundert und mehr Plätze vertheilt. Diesem Uebelstande wollte unser Verfasser ausweichen, und warf alle Namen auf einen Haufen zusammen. Was ihn besonders dazu vermochte, war der Umstand, daß 2 Dritttheile der Ortsnamen unselbstständige sind, also doppelt hätten verzeichnet werden müssen, was ungemein viel Raum verschlungen hätte.

Während also unser Registermacher die Charübde glücklich umsegelte, gerieth er in die Skülla, d. h. er ließ alle Personennamen aus, wenn ihnen Ortsnamen beigefügt waren, sich damit begnügend, erstere hinter den letztern zu verzeichnen. Nun liegen folgende 2 Fälle vor:

a) Vollmer sammelt altdeutsche Namen, um einen deutschen Kalender herzustellen; ich verrieth ihm hiefür dieses Urkundenbuch, dessen in Reih' und Glied stehende Mannsnamen er auch treulich auszog. Die zufällig mit **Ortsnamen** verbundenen (also unverzeichneten) Personennamen entgingen ihm alle.

b) Mir selbst fielen einige schöne Namen auf, welche ich späterhin im Register suchte, und nicht finden konnte, was mir lange unerklärlich war, bis mir ein Brief Kausler's das Räthsel löste. Wer also von einem alten Ritter nur den **Vornamen** weiß, der findet Nichts. Ist Das nicht ein **Mißstand**?

Oertlichkeiten und **Persönlichkeiten** sind durchaus verschiedene Dinge; sie müssen also auch bei Abfassung eines Registers getrennt werden. Trifft es sich aber (wie öfters), daß beide beisammenstehen, daß z. B. ein Abt von seinem Kloster, ein Ritter von seiner Burg benannt wird; so versteht es sich von selbst, daß die Ortsnamen **doppelt** verzeichnet werden müssen. Dies hat auch dann zu geschehen, wenn der Ortsname durch ein Beiwort ausgedrückt ist, z. B. **Ruothardus, abbas fuldensis.** Der Mehrbedarf des Raumes wird reichlich ersetzt durch die allgemeine Brauchbarkeit, welche ein Werk durch solche Register gewinnt.

Hiemit scheiden wir von dem wackern Archivsrathe und dessen Urkundenbuche, und wünschen, daß es ihm vergönnt sei, den 2. Band mit besserer Gesundheit und mehr äußerer Ruhe zu vollenden, als ihm seither beschieden war. Ein tüchtiges Urkundenwerk war für jene Gegenden längst Bedürfniß; denn Neugart's **Codex diplomaticus Alemanniae et Burgundiae transjuranae** erweist sich jetzt als verfälscht und verstümmelt, und Mone's Quellensammlung der badischen Landesgeschichte (1. Bd., Karlsruhe 1848. 4.) scheint dem Drucke der Zeit erliegen zu wollen, um andrer gänzlich veralteter Werke nicht zu gedenken.

Karl Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Die Haemodynamik nach Versuchen von Dr. A. W. Volkmann.

(Fortsetzung.)

Der Seitendruck ist empirisch bestimmbar durch die Höhe, zu welcher die Flüssigkeitssäule in einer senkrecht auf die angebohrte Röhre, durch welche der Strom geht, aufgesetzten zweyten Röhre sich erhebt. Eine solche Vorrichtung nennt man Druckmesser. Der Seitendruck ist proportional den Widerständen, die sich dem Strome entgegensetzen, mögen dieselben in Rauhigkeit der Wandungen, Enge der Ausflußöffnung, Adhäsion der Flüssigkeit an der Röhrensubstanz bestehen. Bey einem durch bestimmte Höhe der Wassersäule, von welcher aus die Strömung in die Röhre geht, gegebenen Druckkraft bleibt diese Druckkraft natürlich stets dieselbe, mögen sich viele oder wenige Widerstände dem Strom in dem Ansatzrohr entgegen setzen. Dieser Druckkraft entspricht eine gewisse Leistung, welche sich ohne alle Widerstände geltend macht in der ihr entsprechenden Stromkraft, die sich natürlich bey gegebenen Widerständen, weil sie nicht verschwinden kann, geltend machen muß in der Richtung gegen die Röhrenwandungen. Bey diesem Abhängigkeitsverhältniß von Seitendruck und Widerstand kann jener auch Widerstandskraft genannt werden. Dieser Seitendruck nimmt gegen die Ausflußöffnung offenbar immer mehr ab; denn je näher dieser, um so weniger Flüssigkeitstheilchen, von denen jedes weiter nach vorn gelegene natürlich denselben Widerständen ausgesetzt ist wie das weiter nach hinten gelegne, sind zu verschieben, um so geringer ist also die Summe der Widerstände: um so geringer also auch der Seitendruck.

Aus diesen theoretischen Vorbemerkungen und großen Versuchsreihen zieht der Verfasser folgende Schlußresultate.

Die Bezeichnungen der einzelnen Factoren in den Formeln sind aber:

- H die Druckkraft, welche ein Fluidum durch eine Röhre treibt.
- f die Kraft, welche nöthig ist zur Erzeugung einer gewissen Stromgeschwindigkeit.
- w die zur Bewältigung der Widerstände erforderliche Kraft.
- v die Geschwindigkeit der Bewegung in einer Sekunde.
- l die Länge der Röhre, d der Durchmesser der Röhre.
- S der Seitendruck, welchen die strömende Flüssigkeit auf die Röhrenwandung ausübt. —

1) Der Seitendruck ist eine Folge der zwischen der Flüssigkeit und den Röhrenwandungen vorkommenden Adhäsion und Reibung.

2) Der Werth des Seitendruckes an einem bestimmten Punkt der Röhre ist proportional dem Widerstand, welchen die Bewegung des Wassers an eben diesem Punkt zu überwinden hat.

3) Die Werthe des Seitendruckes an verschiedenen Punkten einer gleichmäßig weiten Röhre verhalten sich umgekehrt wie deren Entfernung von der Ausflußmündung.

4) das Verhältniß $\frac{l}{S}$ ſcheint conſtant zu ſeyn.

5) Der Seitendruck verhält ſich nahezu umgekehrt wie der Durchmeſſer der Röhren, doch wächſt S d mit abnehmender Weite derſelben.

6) $f = \frac{v^2}{4\,g}$

7) $w = a\,v^2 + b\,v = \frac{4\,l}{d}\left(\alpha\,\frac{v^2}{4\,g} + \beta\,\frac{v}{\sqrt{d}}\right)$.

8) $H = f + w = \frac{v^2}{4\,g} + a\,v^2 + b\,v$

$= \frac{v^2}{4\,g} + \frac{4\,l}{d}\left(\alpha\,\frac{v^2}{4\,g} + \beta\,\frac{v}{\sqrt{d}}\right)$

9) $v = -\frac{b}{2\,a} \left| \sqrt{\frac{\left(\frac{b^2}{a}\right)^2}{4}} + \frac{w}{a}\right.$

$= -\frac{2\,\beta\,g}{\alpha\,\sqrt{d}} + \left| \sqrt{\frac{g\,(4\,\beta^2\,g\,l + a\,w\,d^2)}{\alpha^2\,d\,l}}\right.$.

10) v fällt und ſteigt mit H; verändert ſich H um $\pm$ x, und ſetzt man $\frac{1}{4\,g} + a = c$, ſo findet man die veränderte Geſchwindigkeit v′ nach der Formel:

$$v' = -\frac{b}{2\,c} + \left| \sqrt{v^2 + \frac{b\,v \pm x}{c} + \frac{b^2}{4\,c^2}}\right.$$

11) $S'\,d' + \left(\frac{n}{\sqrt{d}} - \frac{n}{\sqrt{d'}}\right) = S\,d$ (wo $n = 4\,\beta\,l\,v$)

12) Da $\frac{H}{w} = 1 + \frac{1}{m + \frac{n}{v}}$, ſo ſollte $\frac{H}{w}$ mit H ſtets abnehmen, weil v mit H ſtets abnimmt. Die Beobachtung lehrt, daß auch das Gegentheil vorkomme, was auf eine Mangelhaftigkeit der sub 8 aufgeführten hydroſtatiſchen Formeln hinweiſt.

13) $\frac{H}{w}$ verändert ſich beym Fallen und Steigen von H ſo wenig, daß es faſt als Conſtante gelten kann. Hierauf beruht es, daß $\frac{H}{w}\,w' = H^o$ nahezu $= H$ (wo H′ die zu w′ gehörige Fallhöhe bedeutet), und $H^o - w' = f^o$ nahezu $= f'$, in welchem Falle mit f′ die Geſchwindigkeitshöhe gemeint iſt, aus welcher v′ berechnet werden kann.

14) $S = w - \varsigma$, wo S den Seitendruck am Anfang der Röhre bedeutet, und ς die Differenz zwiſchen w und S.

15) Der Werth ς ist um so unbedeutender, je mehr sich der unächte Bruch $\frac{H}{w}$ der Einheit nähert, oder je kleiner $\frac{f}{w}$.

Nur für Röhren von mindestens einigen Millimetern Breite gelten diese Sätze, nicht für Capillaren.

Schon Poiseuille fand übereinstimmend mit Girard, daß bey Capillarröhren $\frac{H\ d}{l\ v}$ ein constanter Werth sey; hieraus folgt denn ferner:

1) Bey unveränderlichem (durch die Fallhöhe H zu bezeichnendem) Drucke und constanter Länge der Röhren verhält sich die Stromschnelle wie der Durchmesser.

2) Bey gleichen Durchmessern und Längen verhalten sich die Geschwindigkeiten wie die Drucke oder Fallhöhen.

3) Bey gleichem Drucke und gleichem Durchmesser verhält sich die Stromschnelle umgekehrt wie die Länge der Röhre.

Für Röhren von sehr verschiedener Weite läßt sich durchaus ein und dieselbe hydrodynamische Formel aufstellen, denn mit allmählicher Verengerung der Röhren wird der Werth von d immer mehr, endlich in Capillaren bis zu d^2 potenzirt. Abhängig ist dieses Verhältniß von der Macht der Adhäsion, welcher zuletzt die Flüssigkeit in toto unterworfen wird. Deßwegen ist der Widerstand in den Capillaren nur der Geschwindigkeit und nicht derem Quadrat proportional.

In der Natur nun haben wir sicher Widerstände, welche zu überwinden sind, und zwar durch eine Kraft, die diesen Widerständen entspricht. Diese Kraft heiße wie vorhin w. Die Widerstände selbst sind jedenfalls mechanischer Natur; also gilt auch für die überwindende Kraft die Formel:

$$w = a\ v^2 + b\ v.$$

Die Geschwindigkeit der Blutbewegung hängt ebenfalls von einer der mechanischen Kraft vergleichbaren ab. Sie heiße f, und werde zurückgeführt auf eine solche Fallhöhe, durch welche eben die Blutgeschwindigkeit ermöglicht wird, demnach ist auch hier

$$f = \frac{v^2}{4\ g}.$$

Endlich muß eine Kraft H bey der Blutbewegung vorausgesetzt werden, welche neben der Ueberwindung der Widerstände noch eine bestimmte Stromgeschwindigkeit erzielen kann. Die Kraft muß, welcher Natur sie auch seyn mag, ihrer Wirkung nach eine mechanische Schätzung zulassen, zumal f + w, die Summe ihrer Leistungen, eine solche gestattet. Auch hier gilt also die Formel:

$$H = \frac{v^2}{4\ g} + a\ v^2 + b\ v.$$

Gilt einmal diese Formel für die Blutbewegung, so besteht auch ein gewisses Verhältniß zwischen H, w, f und v.

Das II. Capitel handelt von der Bewegung der Flüssigkeit durch starre Röhren von ungleicher Weite, oder winkliger Richtung. Die wichtigsten hiebey sich geltend machenden Gesetze sind folgende:

1) Für Röhren von ungleichmäßiger Weite: die Stromschnelle in ihren verschiedenen Abschnitten verhält sich (natürlich wenn die Flüssigkeit die Röhren vollkommen ausfüllt) umgekehrt wie ihre Weite.

Der Seitendruck, welcher in Röhren von ungleichem Kaliber im Allgemeinen von der Einfluß- zur Ausfluß-Mündung abnimmt, erleidet eine Steigerung vor den Punkten, an welchen eine weite Röhre plötzlich in eine enge übergeht; und zwar in Folge der hier eintretenden Stauung. Die Widerstandshöhen liegen überhaupt in ungleich weiten Röhren nicht in gerader, gegen die Ausflußöffnung hin sich senkender Linie, sondern es bilden die Widerstandshöhen eine Curve, welche sich gegen die Ausflußmündung hin in den engeren Abschnitten rascher, in den weiteren langsamer senkt.

In Röhren von ungleichem Kaliber ist nahe an der Stelle, wo der Durchmesser sich ändert, die Abnahme des Seitendruckes nicht der Länge des Röhrenabschnittes proportional, gleichgültig ob diese Stelle dießseits oder jenseits einer plötzlichen Erweiterung gelegen ist. Ist es die Uebergangsstelle von der engen in die weite, so kann die Ursache dieses abweichenden Seitendruckes mit dem Namen der negativen Stauung bezeichnet werden.

2) Für winkelig gebogne Röhren: der Winkel hat auf die Steigung des Widerstandes, den er jederzeit hervorruft, einen um so geringeren Einfluß, je mehr Widerstandsursachen noch neben der Röhrenbeugung vorhanden sind.

Die Anwendung dieser Resultate auf die Physik des Blutkreislaufes verbreitet ein Licht über die Nothwendigkeit verlangsamter Circulation in dem erweiterten Flußbett der Capillaren gegenüber den viel engeren Stämmen, und erschüttert die Lehre Poiseuilles von dem gleichen Werth des Blutdrucks in allen Arterien. Endlich ergiebt sich daraus, daß der Abgang eines Gefäßes vom Stamme unter einem Winkel von 90° die Blutbewegung unmöglich bemerkbar herabdrücken könne, da die Summe aller Widerstandsursachen im Gefäßsystem viel zu groß ist, als daß der Einfluß eines rechten Winkels mehr oder weniger nicht verschwinden sollte.

Das **III.** Capitel handelt von der Bewegung der Flüssigkeit durch ein System verzweigter Röhren.

Der Verfasser experimentirte an Zinnröhren von 7,03 Millim. Durchmesser, welche entsprechend den in der Natur gegebenen Verhältnissen einer in Zweige sich spaltenden Arterie und Vereinigung der Aeste in eine Vene, in folgender Weise angeordnet waren. Die eine Röhre spaltete sich wie eine zweyzinkige Gabel; jede Zinke derselben wieder, von der ein unmittelbarer Uebergang in ein zweytes eben so construirtes System gegeben war, das also mit Sammlung der sämmtlichen Verzweigungen in einen Stamm endigte. Auf jeder Röhre befanden sich zwey, und auf jeder gabelförmigen Verbindungsstelle ein Druckmesser, während das Wasser aus einem Behälter, der stets gleichmäßig erfüllt gehalten wurde, in das System einströmte.

Die Resultate der Versuche waren folgende:

1) Der Seitendruck nimmt von der Einflußmündung gegen die Ausflußmündung stetig ab, ausgenommen an den Uebergangspunkten verschiedener Röhrenabschnitte in Folge der hier eintretenden Stauungen.

2) Punkte, welche gleichweit von der Einflußmündung entfernt sind, geben gleiche Druckwerthe.

3) Der Seitendruck nimmt von der Einflußmündung gegen die Ausflußmündung nicht gleichmäßig, sondern ungleichmäßig ab, und zwar in jedem Abschnitte um so rascher, je geringer dessen Weite ist, und in Abschnitten von gleicher Weite annäherungsweise in gleichem Maaße.

4) Diejenigen Punkte, welche genau in der Mitte des Röhrensystems liegen, zeigten einen Seitendruck, welcher den mittleren Werth desselben ziemlich merklich überstieg. In Folge der Stauung an allen den Stellen, wo sich der Strom zweyer Röhren in eine zusammen zwängt.

Aus diesen und weiteren Versuchsreihen ergeben sich für die Kreislaufsverhältnisse folgende Gesetze:

1) Der Blutdruck nimmt vom Anfang des arteriellen Systems bis zum Ende des venösen im Allgemeinen ab, und Ausnahmen von diesem Gesetze können nur an den Punkten vorkommen, wo die Stauungsverhältnisse sich geltend machen.

2) Gefäßpunkte, welche in gleicher Entfernung vom Anfang des Systems, also im großen Kreislauf von der Arterienmündung liegen, werden nicht selten einem verschiedenen Druck ausgesetzt seyn, und zwar diejenigen, welche in den für das Blut schwierig zu passirenden Bahnen liegen, einem größeren.

3) Das Capillarnetz, in wie fern es zwischen Arterien und Venen in der Mitte liegt, ist einem Druck ausgesetzt, welcher mehr als die Hälfte des unmittelbar am Herzen vorkommenden Maximums beträgt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Die Haemodynamik nach Versuchen von Dr. A. W. Volkmann.

(Fortsetzung).

Im Folgenden wird der Einfluß untersucht, welchen die Röhrenverzweigungen auf Widerstand und Stromschnelle im Ganzen haben. Die Beobachtungen geschahen an Apparaten, an welchen durch Hähne bald mehr, bald weniger Collateraläste der Flüssigkeit zum Durchströmen geöffnet werden konnten. Die Resultate aus diesen Versuchen lassen sich folgendermaßen ausdrücken:

1) Eine Verminderung der Adhäsionsfläche in verzweigten Röhrensystemen, welche durch Verstopfung von Collateralarmen erzielt wird, vermehrt den Widerstand, statt ihn zu verringern.

2) Verminderung der Zahl der Collateralröhren, welche einem und demselben Abschnitte angehören, hat zwar eine Steigerung der Widerstände, aber keine jener Verminderung proportionale Steigerung zur Folge.

3) Der Werth von ς (cf. oben sub No. 14) ist hier, wo viele Widerstandsursachen ins Spiel kommen, eine kleine Größe, und wird mit Zunahme der Widerstände immer unbedeutender. Auch hier wird S, je mehr sich der unächte Bruch $\frac{H}{S}$ der Einheit nähert, immer kleiner.

Experimente mit einem kleineren Apparate, dessen Adhäsionsfläche sich zu der des größeren verhielt wie 4 : 10, dessen Länge sich zu dem anderen verhielt wie 3 : 5, bey welchem endlich statt der 6 Winkel, an denen der Strom sich brechen mußte, nur 2 vorhanden waren, ergaben, daß der große Apparat der Strömung nicht mehr Hindernisse entgegensetzte als der kleine. Die überwiegende Anzahl von Hemmungsmomenten wird durch die günstige Anlage der Collateralröhren unwirksam. Auch hier also kehrt die schon von Anderen gemachte Beobachtung an Thieren verschiedener Größe wieder, daß nämlich dieselbe Herzkraft hinreichen kann, das Blut durch den Körper eines großen wie eines kleinen Thieres hindurchzutreiben, wenn die Anlage der Collateralgefäße den Abfluß des Blutes erleichtert.

Das IV. Capitel beschäftigt sich mit der Wellenbewegung des Wassers in elastischen Röhren.

Wird eine Flüssigkeit durch elastische Röhren statt stetig stoßweise getrieben, so entsteht eine Wellenbewegung. Befestigt man an einem elastischen mit Wasser gefüllten Schlauch eine Spritze, und schiebt deren Stempel stoßweise fort, so lehren die dabey zu beobachtenden Erscheinungen, daß der durch stoßweises Eindringen der Flüssigkeit hervorgerufenen Erweiterung eine von der Elasticität des Schlauches abhängige Contraction folge; daß ferner Ausdehnung und Zusammenziehung nicht gleichzeitig im ganzen Schlauch auftritt, sondern innerhalb einer gewissen Zeit wellenförmig von der Einflußmündung gegen die Ausflußmündung fortschreitet; daß endlich diese durch die ganze Länge des Schlauches sich fortpflanzende Ausdehnung und Zusammenziehung eine von dem Fließen vollkommen untrennbare Bewegung ist,

indem jene Ausdehnung und Zusammenziehung und dieses Fließen sich wie Ursache und Wirkung verhalten.

Mittelst vollkommnerer Apparate, durch welche die Fallhöhe constant erhalten, regelmäßige Stöße auf die Flüssigkeit im elastischen Schlauche durch eine, einen Hahn abwechselnd schließende und öffnende Pendelvorrichtung ausgeübt, und mittelst eingefügten Druckmessers der Seitendruck an verschiedenen Punkten des Schlauches genau gemessen werden konnte, ermittelte der Verf. folgende Verhältnisse.

In Beziehung auf die Veränderungen, welche die Wellen in ihrem Verlauf erleiden, zeigte sich, daß die Höhenstände abwärts von der Einflußmündung allmählich abnehmen, die Tiefenstände am Anfang des elastischen Rohres an Werth zunehmen, einen Culminationspunkt erreichen, und dann gegen das Ende des Schlauches zu sinken; daß weiter der Mitteldruck (die halbe Summe des Höhen- und Tiefen-Standes) vom Anfange des Schlauches gegen das Ende ohne Ausnahme abnimmt, und die Wellen in ihrem Verlauf immer kleiner werden.

In Beziehung auf den Einfluß der bewegenden Kraft H auf die Wellenbewegung ergab sich: die Höhenstände wachsen mit Zunahme von H, ebenso die Tiefenstände und der Mitteldruck; mit H wächst auch endlich die Wellengröße.

In Beziehung auf den Einfluß der Pulsfrequenz auf die Wellenbewegung zeigte sich, daß die Höhenstände mit zunehmender Frequenz des Pulses ebensowohl steigen als fallen können; daß der Werth der Tiefenstände mit der Häufigkeit des Pulses in keiner festen Beziehung steht, meist jedoch bey Zunahme der Pulsfrequenz steigt; daß von dem Mitteldruck dasselbe gilt; daß die Wellengröße mit Beschleunigung des Pulses abnimmt, jedoch durchaus nicht ohne Ausnahme, welche sich nicht von bloßen Beobachtungsfehlern ableiten läßt.

In Beziehung endlich auf den Einfluß der Widerstände auf die Wellenbewegung fand sich: ein Wachsen der Höhen- sowohl als Tiefenstände und des Mitteldruckes mit Zunahme des Widerstandes, und eine Verminderung der Wellengröße unter denselben Verhältnissen.

Bey der Unklarheit und dem theilweisen Widerspruch dieser Erfahrungen unter sich steht in Frage, ob nicht noch weitere als bisher berücksichtigte Momente die verborgenen Ursachen abgeben, so z. B. eine Art Brandung, welche an der engen Ausflußmündung entsteht, und Veranlassung zu der unverhältnißmäßigen Erhebung der Flüssigkeit in den letzten Wellenmessern giebt. Theorie und Beobachtung stellen fest, daß die Curven der Höhen- und Tiefenstände als krumme Linien zu betrachten sind, die in einer dem Strom entgegengesetzten Richtung sich allmählich immer weiter von einander entfernen, so daß also die Wellen in ihrem Verlaufe in beschleunigtem Maaße abnehmen. Demnach ist die Welle zu betrachten als eine im Verlaufe durch die elastische Röhre allmählich niedriger und entsprechend länger werdende, die sich, je weiter sie fortgeschritten ist, um so weniger bemerklich machen wird. Der Seitendruck nimmt von der Einfluß- zur Ausflußmündung stetig ab. Woher rührt nun aber die Unbeständigkeit in dem Erfolge bey Vermehrung der Kraft H, welche wohl meist, aber nicht immer mit einer Steigerung der Wellengröße verbunden ist? Die Antwort hierauf lautet: mit wachsendem Werthe von H werden die Stöße heftiger, was die Wellen größer macht; zugleich aber wird die Spannung des Schlauches beträchtlicher, was die Wellen kleiner macht, so daß bey allmählich steigendem Werth von H bis zu einem gewissen Punkt eine Vergrößerung, darüber hinaus aber eine Erniedrigung der Wellen möglich wird. Weiter ergab sich aus den Beobachtungen und Berechnungen, daß trotz der Verschiedenheit in der Erscheinung zwischen ruhigem Fließen bey gleichbleibender Fallhöhe in starren Röhren und der Wellenbewegung in elastischen Schläuchen dennoch Geschwindigkeit der Strömung und Druck in dem durch die Formel

$$w = a v^2 + b x$$

ausdrückbaren gesetzlichen Verhältnisse steht.

Da nun der Mitteldruck des in Wellen strömenden Fluidums eine Funktion der Geschwindigkeit ist, so muß von den Extremen des Druckes, wie solche bey den positiven und negativen Wellen eintreten, dasselbe gelten, so daß also während der positiven Welle vermehrter Druck und vermehrte Ge-

schwindigkeit, während der negativen Welle verminderter Druck und verminderte Geschwindigkeit coincidiren. Sind daher in der Formel:

$$v = -\frac{b}{2a} + \sqrt{\frac{\left(\frac{b}{a}\right)^2}{4} + \frac{w}{a}}$$

die Coefficienten bekannt, so lassen sich die Geschwindigkeitsdifferenzen während einer undulirenden Strömung aus den Druckwerthen der Höhen- und Tiefenstände berechnen.

Wenn eine Welle sich vor dem Ende des elastischen Schlauches auch nie ganz verlieren kann, so kann sie doch weit vor demselben unmerklich werden, und zwar um so früher, in je rascherer Progression die Curven der Höhen und Tiefenstände sich nähern. Eine solche Annäherung wird beschleunigt durch Zunahme der in elastischen Röhren gegebenen Hemmisse (Pulsfrequenz und Druckhöhe haben hierauf weniger bestimmt nachweisbaren Einfluß), erlangsamt dagegen durch stärkere Spannung der Schläuche, doch sind eben in diesem Falle die Wellen von vorneherein viel kleiner.

Am Ende des Capitels weist der Verf. aus den von dem Kymographion Ludwig's unmittelbar aufgezeichneten Curven ein und derselben Welle an zwey von einander beträchtlich entfernten Stellen des elastischen Schlauches nach, daß von jedem Stoß mehr als ein System von Wellen in der ein elastisches Rohr durchströmenden Flüssigkeit erregt wird.

Das V. Capitel handelt von dem Blutdrucke. — Eröffnet wird diese Untersuchung mit Betrachtungen über das von Poiseuille erfundene Instrument, dessen Benützung wir als Haematodynamometer als bekannt voraussetzen müssen, und von welchem zuerst nachgewiesen wird, daß damit die Totalität der Kraft gemessen wird, welche in dem respektiven Gefäße sowohl die Widerstände besiegt, als die Bewegung zu Stande bringt. Das Instrument mißt den Werth H, der mit ihm verbundenen Arterie nicht genau, sondern erhöht ihn über die Wirklichkeit. Brauchbarer ist es zur Bestimmung des Seitendruckes am Ursprunge einer Arterie, doch auch hier nicht vollkommen genaue Resultate gebend, weil durch den Widerstand der Queckſilbersäule eine Hemmung im Blutsystem und damit eine Steigerung des Druckes am Ursprunge der bezüglichen Arterie hervorgerufen wird. Da aber auch nur bey rechtwinkligem Abgang der Arterie annährungsweise das Instrument Resultate liefern kann, so wird der Druckwerth, den das Instrument in jedem anderen Falle angiebt, bedingt durch den Winkel, welchen die Axe der Arterie mit der Richtung des Blutstromes an der Theilungsstelle macht. Eine Anwendung des Instruments zur Erforschung der Verhältnisse im venösen Theil des Circulationsapparates ist durchaus unzulässig. Auch das von Ludwig erfundene, von Mogk beschriebene, auf dem Prinzip der Pitotschen Röhre beruhende Instrument, mit welchem H = W + f gemessen werden sollte, wird als nicht vollkommen hiezu ausreichend erkannt.

Nun folgt die Beschreibung des von dem Vers. erfundenen Manometers, welcher aus einem horizontalen, an beyden Enden offenen, durch Canulen in die durchschnittne Arterie einführbaren Hülse, und einer senkrecht daraufstehenden, oben hermetisch verschließbaren Glasröhre besteht, wobey die Größe des Blutdrucks aus der Größe der Compression der in der Glasröhre enthaltenen Luft berechnet werden kann; dann die Beschreibung des Kymographion von Ludwig, dessen wesentlichster Theil in einem Schwimmer auf der Queckſilbersäule des Haematodynamometers besteht, welcher einen außerhalb der Glasröhre horizontalstehenden Arm trägt; in dieser kann eine Feder befestigt werden, welche auf einer durch ein geregeltes Uhrwerk sich um ihre Axe drehende Papierrolle unmittelbar die Undulationen der Queckſilbersäule aufzeichnet.

Die ersten aus Versuchen mit einem und zwey derartigen Instrumenten, welche gleichzeitig an verschiednen Theilen des arteriellen Systemes spielten, und bey verschiedenen Thieren in Anwendung gebracht wurden, gezogenen Resultate sind folgende: Der Blutdruck in der arteria carotis verschiedener Säugethiere kann um mehr als das Dreyfache seines Werthes schwanken; ferner scheinen die warmblütigen Thiere einen weit höheren Blutdruck zu haben als die kaltblütigen. Es scheint weiter der Blutdruck in sehr jungen und sehr alten Thieren geringer zu seyn, als bey Individuen von mittlerem Lebensalter. Endlich ist die Größe der Thiere für die Stärke des Druckes durchaus nicht maaßgebend.

Das auf den ersten Blick sehr paradoxe Verhältniß der annähernd gleichen großen Herzkraft zu der doch so verschieden großen Muskelmasse dieses Organes bey kleinen und großen Wirbelthieren wird erklärlich durch die bey den letzteren überwiegend größere Blutmasse, welche das Herz bey jeder Systole dem arteriellen System zu überliefern hat. Weil der Widerstand eine Function der Geschwindigkeit ist, so ergiebt sich, daß derselbe wohl zur statischen Kraft H, nicht aber zur Muskelkraft des Herzens in einem gesetzlichen Verhältniß stehe. Die statische Kraft des Herzens nun ist bey den verschiedenen Warmblütigen geringen Verschiedenheiten unterworfen, die mechanische Kraft dagegen (entsprechend dem Produkt aus der Stromschnelle in die mittelst einer Systole entleerte Blutmasse) enorm größer.

Das VI. Capitel handelt von der Geschwindigkeit der Blutbewegung, wobey es sich um den Werth von v, d. h. um die Ermittlung der Größe des Raumes handelt, welchen ein Blutmolekül in einer Sekunde zurücklegt. Bey der ungleichen Weite des Gefäßsystems muß dieses v in jedem Abschnitt desselben einen anderen Werth haben. Für die Capillaren wird die Geschwindigkeit an durchsichtigen Theilen, Kiemen, Schwimmhaut, Gekröse ꝛc. geprüft, und der Verf. fand dieselbe in Salamanderkiemen 0,245 Millim., im Froschlarven-Schwanz 0,4, in der Schwanzflosse eines kleinen Fisches 0,12 Mill. in der Sekunde. Für undurchsichtige Gefäße erfand der Verfasser das von ihm Haemodromometer genannte Instrument, dessen Prinzip ist: das Blut in einer mit Wasser gefüllten schleifenartig gelegenen Glasröhre aus dem einen Schnittende eines Gefäßes in das andere fließen zu lassen, und die Schnelligkeit des Fortschreitens der Blut- und Wassergrenze mittelst einer Secundenuhr zu messen. Hahn-Vorrichtungen müssen gestatten den Blutstrom bald auf direktem Wege, bald auf dem schleifenförmigen Umwege fortschreiten zu lassen. Die Resultate, welche mit diesem Instrument gewonnen wurden, sind folgende:

1) Die Geschwindigkeit der Blutbewegung in den großen Arterien und Venen ist bedeutend viel größer als die in den Haargefäßen beobachtete.
2) Die Stromschnelle ist in den Arterien, welche dem Herzen näher liegen, größer als in den entfernteren.
3) Die Geschwindigkeit des Blutes in analogen Gefäßen z. B. den Carotiden verschiedner Säuger ist zwar nicht gleich, aber auch nicht auffallend verschieden d. h. die Differenzen bey verschiedenen Thierarten sind kaum größer als die bey verschiedenen Individuen gleicher Art.
4) Als ungefähre Mittelzahl für die Geschwindigkeit des Blutes in der Carotis der untersuchten Säugethiere dürften 300 Millim. anzunehmen seyn.
5) Die Schnelligkeit wächst bis zu einem gewissen Punkt mit Vermehrung der Blutmasse, und sinkt in der Regel bey deren Verminderung, selbst dann, wenn in dem letzteren Falle die Pulsfrequenz steigt. Wird der Pulsfrequenz entsprechend die Füllung des Herzens verändert, so kann bey der verschiedensten Pulsfrequenz die Stromschnelle unverändert bleiben. Daß fieberhafte Beschleunigung des Pulses die Stromschnelle nicht vergrößere, wird durch die nothwendig geringere Herzkraft in solchen Zuständen wahrscheinlich. — Wo vermehrte Geschwindigkeit des Stroms und Frequenz der Pulsschläge gleichzeitig beobachtet wird, drängt die Theorie zur Annahme, daß Vermehrung der Herzkraft mit einer Zusammenziehung der Gefäßwandung, und umgekehrt Verminderung der Herzkraft mit Erschlaffung verbunden sey.
6) Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Schnelligkeit der Blutbewegung in den Organen sich im Allgemeinen in einem umgekehrten Verhältniß zu deren Entfernung vom Herzen befinde. Wenn in den Arterien die Blutgeschwindigkeit allmählich abnimmt, so nimmt sie in den Venen allmählich zu; nur in Anbetracht des größeren Calibers der Venen im Verhältniß zu den entsprechenden Arterien kann man dort von einem langsameren Fließen sprechen.
7) Die Schnelligkeit der Strömung wird momentan vergrößert durch den stoßweisen Ruck bey jeder Systole.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Die Haemodynamik nach Versuchen von Dr. A. W. Volkmann.

(Fortsetzung.)

Die Kraft des Herzens ist Gegenstand des **VII.** Capitels. Historische Notizen und Polemik gegen Poisseuille bilden den größeren Theil dieses Abschnittes, an dessen Ende aus bereits angeführten Daten gefolgert wird, daß

$$w = 200 \times 13{,}5 = 2700$$

$H = 8{,}2 + 2700$ Millim. ist: folglich nur $\frac{1}{300}$ der ganzen Herzkraft ausreicht, die Bewegung der Blutmasse zu bewerkstelligen, alles Uebrige bloß zur Ueberwindung der Widerstände verwendet wird.

Das **VIII.** Capitel bespricht das gesetzliche Verhältniß des Blutdruckes zu der Geschwindigkeit der Blutbewegung.

Eine durch Erfahrungen berechtigte Voraussetzung ist, daß eine rasche Circulation mit großem Blutdruck, eine langsame mit geringem Druck verbunden seyn müsse, und Beobachtung so wie der Calcul vereinigen sich die Behauptung zu rechtfertigen, daß Druck und Stromschnelle auch in den Blutgefäßen eines lebenden Thieres den Gesetzen unterliegen, welche sich bey Bewegung von Flüssigkeit durch starre Röhren geltend gemacht haben, jedoch hat die Formel $w = av^2 + bv$ schon wegen der Capillaren in dem Körper nur approximative Geltung.

In dem **IX.** Capitel wird eine für haemodynamische Untersuchungen wichtige Methode mitgetheilt, welche darin besteht: daß in dem Haemodromometer an zwey Punkten, nämlich nahe der einen und anderen Schnittfläche des Gefäßes, ein Kymographion eingesetzt war, welches also isochrone Curven beschrieb. Die Versuche lehrten, daß die Kraft, mit welcher das Blut gegen die Röhrenwandung drückt, und die Schnelligkeit, mit der es ausfließt, untereinander in berechenbarem Verhältniß stehen, entgegengesetzt der Ansicht derer, die dem Blut eine Selbstbewegung vindiciren wollen; zugleich ist durch sie gezeigt, daß jetzt bey bekannten Widerstandscoefficienten aus der Druckdifferenz zwischen zwey Punkten einer Arterie die Stromschnelle berechnet werden kann; endlich läßt sich mit einem solchen Instrument eine Einsicht in die Adhäsionscoefficienten des Blutes in verschiednen Thieren (immer nur natürlich gegen die Glaswandung Ref.) gewinnen.

Die Ueberschrift des **X.** Capitels lautet: von der Dauer des Kreislaufes. Handelt es sich um Abschätzung der mittleren Dauer der Circulation, so wird derselbe gefunden nach der Formel

$$t = z. \frac{x}{y},$$

wo t die gesuchte mittlere Zeit, x die Blutmenge des Thieres, y die bey jeder Systole aus dem Ventrikel entleerte Blutmenge und z die Dauer eines Pulses bedeutet. Bey dem Menschen also $t = 0{,}85 \frac{15000}{188} = 67{,}5$ Sekunden.

Bey den Saügern ist nach Valentin $x = \frac{1}{5}$ des Körpergewichtes, und nach Volkmann $y = \frac{1}{400}$ des Körpergewichtes. Das letztere mit p bezeichnet, so ist $x = \frac{1}{5} p$ u. $y = \frac{1}{400} p$, t also $= z \frac{80p}{p} = 80 z.$

Die Umlaufszeit würde bey den Saügern demnach der Dauer der Pulsschläge direkt, der Pulsfrequenz also umgekehrt proportional seyn, nicht aber in Beziehung stehen zu den Körper-, respektive Blutbahn-Längen. Herings bekannte Versuche stimmen ziemlich genau mit denen unsres Verfassers auf ganz anderem Weg gewonnen Resultaten. Weiter wird erwiesen, daß die Dauer des Kreislaufes sich nicht umgekehrt wie die Länge der Blutbahnen verhalte, sondern in kürzeren Bahnen verhältnißmäßig mehr Zeit beanspruche als in langen.

Capitel XI: Erörterung einiger anatomisch-physiologischer Verhältnisse im Gefäßsystem.

Folgende Behauptungen werden aufgestellt: 1) die Klappen verhindern die Regurgitation des Blutes nur theilweise; es geht nämlich so lange Blut zurück hinter die Klappe, bis diese geschlossen ist, was mehrere Zeitmomente erfordert.

2) Die Venenklappen funktioniren nicht für immer, sondern nur in besonderen Fällen, arbeiten dem zufälligen Drucke, nicht etwa der Schwere der Flüssigkeitssäule entgegen.

3) Anastomosen können drey Zwecke erfüllen: Verhinderung der Circulation, Stockung in großen Strecken bey zufälliger Verschließung einzelner Stämme; bey Anastomosen der Arterien: Garantieleistung für die normal fortgehende Ernährung des betreffenden Organes, Begünstigung lokaler Schwankungen in der Blutmenge. Die Zwecke gewisser constant vorkommender Anastomosen an speziellen Organen bleiben dagegen noch im Dunkel.

4) Für die Wundernetze wird bemerkt, daß in ihnen die Blutbewegung in dem Grad der Erweiterung des Strombettes erlangsamt wird, daß in der von dem Wundernetz abführenden Arterie und deren Capillaren die Blutbewegung schneller ist, der Blutdruck durch sie sich vermindert, wenn durch Vervielfältigung der Collateraläste die Widerstände reducirt werden, endlich daß sie durch Multiplication der natürlich stets vollen Gefäße lokal und allgemein die Blutmenge des zanzen Thieres erhöhen. Bey einer Irritabilität derselben stellen sie regulatorische Apparate dar mit der Bestimmung: Geschwindigkeit und Druck des Blutes in den von ihnen mit Blut versorgten Theilen zu modificiren.

5) Die Beobachtung der geringeren Capacität des linken Ventrikels im Gegensatz zu der größeren des rechten läßt vermuthen, daß sich der letztere weniger vollständig zusammenziehe als der erstere.

6) Die Anlage des ganzen Gefäßsystems in Beziehung auf die Vergrößerung des Strombettes gegen die Capillaren hin läßt annehmen, daß die Geschwindigkeit des Stromes von den Arterien gegen die Capillaren anfangs wenig, je näher den Capillaren um so rascher abnehme. Bey der Unmöglichkeit überall die Größe des Strombettes direkt zu messen, kann man diese aus der verschiednen Geschwindigkeit in einzelnen Abschnitten berechnen, und es zeigt sich dabey, daß die ganze Gefäßhöhle erst in den Capillaren eine fast plötzliche und außerordentliche Erweiterung erfährt; wobey die Berechnung jedoch nur ungefähr seyn kann.

7) Die Wandungen aller Gefäße sind so gebaut, daß sie einem viel stärkeren Druck als dem je im normalen Zustand vorkommenden widerstehen können.

8) Weil der Druck gegen die Wandungen in den Arterien von den Stämmen gegen die Aeste 1) wegen Verminderung des Seitendruckes abwärts vom Ventrikel 2) wegen Verkleinerung der Gefäßdurchmesser immer mehr abnimmt, in den Venen dagegen der Seitendruck die Wandungen der großen Stämme nicht mehr gefährdet, so konnten die Venen eine mehr gleichmäßige Dicke als die Arterien bekommen.

9) Das Uebergewicht der venösen Gefäßhöhle über die arterielle schützt erstere vor dem Anwachsen des Blutdruckes, weil die Stromgeschwindigkeit verringert und die Druckdifferenz an zwey Punkten, berechenbar nach der Formel $w = a\,v^2 + b\,v$, Function der Geschwindigkeit ist.

Capitel XII. Von den Kräften, welche das Blut bewegen.

Die erste Kraft als vis a tergo wirkend ist die des Herzens. Sie wirkt stoßweise. Länge der Röhren und Begünstigung der Reibung ist der Fortpflanzung der durch den Stoß erregten Welle ein

Hinderniß; daher das Verschwinden des Pulses gegen die Capillaren hin und in den Venen. Das leer Finden der Arterien nach dem Tode kann nicht für Zeichen vitaler Selbstbewegung des Blutes gelten, sondern ist Folge der Zusammenziehung der Arterie, Wirkung der Schwere und Exsudation, endlich Ausgleichung der Spannungsdifferenz zwischen Arterien und Venen. Der Einwurf gegen die Annahme, daß das Herz im Stande sey alle Widerstände zu überwinden, wird durch den Beweis entkräftet, daß der dem Herzen gewiß zuzumuthende Druck einer halben Atmosphäre zur Ueberwindung sämmtlicher Hindernisse ausreiche, wozu noch kommt, daß die Wirkung des Herzens eine stoßweise ist, der stetige Druck aber den elastischen Röhren überlassen wird, innerhalb welcher Welle und Flüssigkeit der Peripherie zurollt, und dabey Schritt für Schritt die Widerstände überwindet durch die bloße Elasticität der Wandungen. Wirkt so das Herz als Druckpumpe, so hat es nicht die Aufgabe zugleich eines Saugwerkes, sondern das Einströmen des Blutes in die Vorhöfe ist stets Folge der vis a tergo.

Weder Contraction der Capillaren (die immer eine sehr langsam eintretende und dann anhaltende wäre), noch Attraction der Gefäßwandungen kann eine Unterstützung, sondern, wenn sie eintritt, nur eine Hemmung der Blutbewegung veranlassen. Unverkennbar dagegen ist der Einfluß der Körper- und Athembewegungen auf die Circulation, doch ist die letztere nicht absolut unentbehrlich für den Kreislauf, vielleicht ihr Einfluß = o, wenn man erwägt, daß die Exspiration die Bewegung in den Körperarterien fördert, in den Venen hemmt, die Inspiration den Blutlauf hier befördern, dort hemmen muß, wodurch sich also Vortheil und Nachtheil in jedem Moment die Wage halten könnten. Für den kleinen Kreislauf ist die Respirationsbewegung absolut einflußlos, weil die für das Zustandekommen einer Asspiration nothwendige Differenz des Luftdruckes auf unter einander zusammenhängenden Gefäßen fehlt, da ja diese alle innerhalb der Brusthöhle liegen; bey der Exspiration Lungen-Arterien und -Venen gleichzeitig mit dem linken Ventrikel comprimirt werden, zu welchem das Blut aus der Lunge abfließen sollte.

Die Momente der Transsudation auf die Circulation sind bey den Thieren ganz wirkungslos, weil Ausschwitzung und Resorption in der Regel sich das Gleichgewicht halten.

Die Bewegungen des Blutes bey unthätigem Herzen sind einerseits nur Folgebewegungen, inwiefern die durch den Herzdruck veranlaßten Spannungsdifferenzen der Gefäßhöhle sich ins Gleichgewicht setzen, andererseits aber die Wirkungen einer langsamen Contractilität der Arterien oder regelwidriger und zufälliger Bedingungen, auf welche beym normalen Kreislauf nicht zu rechnen ist.

Ist im Allgemeinen das Herz das primum movens für die Blutbewegung, so können locale Veränderungen derselben durch Veränderung der Gefäßweite an dem respectiven Punkt entstehen; Erscheinungen also auch, welche man mit dem Namen der Hyperhaemie und Anaemie bezeichnet. Hyperhaemie könnte entstehen: 1) durch plötzliche primär (etwa von den Nerven) erzeugte Verminderung des Elasticitätsmodulus an der Stelle, wo die Hyperhaemie entsteht. 2) Durch antagonistische secundäre Ausdehnung der Gefäße, bey primärer Contraction von Gefäßen anderer Körperstellen. Anaemie 1) durch directe Contraction der Gefäßfasern, 2) secundär durch Congestionen an entfernteren Orten. Es wird weiter vermuthet, daß eine reichliche Ausscheidung die arterielle Strömung des Organes auf Kosten der venösen begünstige.

Die Respirationsbewegungen veranlassen Modificationen des Blutstromes in der Zeit, was hauptsächlich aus den von Ludwig angestellten Versuchen abgeleitet wird.

Capitel XIII. Von der Herzthätigkeit. Zuerst werden Herzschlag und Geräusche besprochen, wobey sich Verf. den fast allgemein angenommenen Lehren anschließt. Betreffs der Dauer der Systole und Diastole zieht er, auf eigene Untersuchungen fußend, aus diesen folgende Schlüsse. 1) Beyde Momente haben bey den Saügern annäherungsweise gleiche Werthe; 2) bey Kaltblütigen wird das Verhältniß der Diastole zur Systole weit größer, besonders bey Fischen; bey Fröschen schwankt es zwischen 2 : 1, und 11 : 1, bey dem Hecht ist es = 20 : 1. 3) Bey ge-

schwächten kaltblütigen Thieren nimmt mit Seltenwerden des Pulses das Verhältniß der Diastole zur Systole auffallend zu. 4) Bey Fröschen zeigte sich die Dauer der Systole annäherungsweise constant, die der Diastole dagegen sehr variabel.

Die Diastole wird als rein passiver Act betrachtet, allein abhängig von dem Volum der eingetriebenen Blutmenge.

Die Ursache des regulirten Ganges der Herzbewegung findet der Verf. in den mikroskopischen Ganglien als Centralorganen für diese Thätigkeit, und er stimmt zugleich der Theorie Webers von der Hemmung derselben bey, welche die Wirkung der medulla oblongata durch die vagi auch im normalen Zustand verursacht.

Das XIV. Capitel handelt vom Pulse, und weist die Uebereinstimmung der an ihm beobachteten Erscheinungen mit den schon früher entwickelten Gesetzen der Wellenbewegung von Flüssigkeiten in elastischen Röhren nach, wobey also immer die Herzthätigkeit als das ursächliche Moment angenommen, und die Nichtübereinstimmung zwischen Herzkraft und Frequenz der Herzstöße mit der Stärke und Frequenz des Pulses aus den physikalischen Eigenschaften der Gefäße erklärt wird.

In dem letzten oder XV. Capitel über die mechanischen Störungen im Gefäßsystem und deren Folgen, beschränkt sich der Verfasser, ganz abgesehen von allen Einflüssen der Nerven und Nutritionsverhältnissen, auf die Veränderungen, welche von rein physikalischem Standpunkt aus betrachtet werden können, und handelt zuerst von dem Einfluß einer Ligatur auf den Blutlauf. Beobachtungen an einem System communicirender, durch Hähne (statt der Ligaturen der Gefäße) an verschiedenen Stellen verschließbarer starrer Röhren führten zu folgenden Resultaten. 1) Die Folgen des Verschlußes beliebiger Röhren eines solchen Systemes vermehrt die Totalsumme der Widerstände. 2) Der Seitendruck wächst in allen Röhren, welche dem Punkte, wo der Hahn angebracht ist, Wasser zuführen, und fällt umgekehrt in allen denen, welche das Wasser von eben diesem Punkte abführen. 3) In jeder Röhre, welche sich zu der verschlossenen als Collateralast verhält, kommt ein Punkt vor, wo der Druck constant bleibt, während er zu beyden Seiten desselben eine Veränderung erleidet, in den zuführenden Gefäßen durch Zunahme, in den rückführenden durch Abnahme. 4) Die Druckveränderung nimmt in sämmtlichen Gefäßen gegen die Ligatur hin zu, d. h. in den zuführenden Gefäßen tritt von der Einflußmündung gegen die Ligatur hin eine Druckvermehrung (Steigerung) der normalen Druckwerthe ein, in den rückführenden macht sich von der Ausflußmündung des Apparates gegen die Ligatur hin eine zunehmende Druckverminderung geltend, in dem System der Collateralen erfährt der normale Druck von der Linie der Druckconstanten an gerechnet, stromaufwärts eine progressive Vermehrung, stromabwärts eine progressive Verminderung bis zu den Punkten, wo das Collateralsystem einerseits mit den zuführenden, andererseits mit den rückführenden Gefäßen anastomotisch zusammenhängt. 5) Je näher die Ligatur der Einflußmündung des Apparates liegt, um so unbedeutender sind die positiven Störungsgrößen stromaufwärts, und um so bedeutender die negativen Störungsgrößen stromabwärts von der Stelle des Verschlusses. Je näher dagegen die Ligatur der Ausflußmündung, um so ansehnlicher wird die Druckvermehrung nach oben, und um so geringfügiger die Druckverminderung nach unten. 6) Die Größe der Störung im Allgemeinen wächst mit der Wichtigkeit des verschlossenen Stromarmes, d. h. sie ist um so beträchtlicher, je größer die Massen Flüssigkeit sind, welche durch den verschlossenen Arm abfließen sollten. 7) Die Größe der Störung ist in den Collateralgefäßen erster Ordnung beträchtlicher als in denen zweyter Ordnung, und also wahrscheinlich in den Collateralen jeder niedereren Ordnung ansehnlicher als in denen jeder höheren. 8) Alle zuführenden Gefäße, in welchen die Strömung durch die Ligatur verhindert wird, stehen unter gleichem Druck, und zwar approximativ unter dem Seitendruck der nächst liegenden Strömung nach oben hin. 9) Alle rückführenden Gefäße, in welchen die Strömung unterbrochen ist, stehen ebenfalls unter gleichem Drucke: nämlich unter dem Seitendrucke der nächst gelegenen Strömung nach unten hin.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Auguſt.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1850.

ΙΩΑΝΝΟΥ ΣΤΟΒΑΙΟΥ ΕΚΛΟΓΩΝ ΒΙΒΛΙΑ Β. **Ioannis Stobaei eclogarum physicarum et ethicarum libri duo. Accedit Hieroclis commentarius in aurea carmina Pythagoreorum. Ad MSS. Codd. recensuit Thomas Gaisford, S. T. P. aedis Christi decanus nec non linguae graecae prof. reg. Oxonii e typographeo academico MDCCCL. Tom. I. XVI, 511. Tom. II, 512 — 915. Pythagoreorum aurea carmina cum commentario Hieroclis ad codicem Vindobonensem exacta. Accedunt annotationes variorum. 198.**

Während die bedeutendſten Schriften des Alterthums, wozu ihr innerer Werth aufforderte, in neuerer Zeit wiederholt mit Liebe bearbeitet wurden, haben ſpätere nur allmählich die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, und manches wird auch jetzt noch nicht ohne Nachtheil vermißt; ſo beſitzen wir keinen Jornandes auf der ſichern Gewähr der älteſten Handſchriften, der die Forſchenden von den Irrwegen abhalte, in welche ſchon manche gerathen ſind. Johann Stobaeus (wahrſcheinlich am Anfange des VI. Jahrhunderts) hat zum Unterrichte ſeines Sohnes eine Blumenleſe aus dichteriſchen und proſaiſchen Schriften, ſo wie die verſchiedenen philoſophiſchen Anſichten der Alten aus dem Gebiete der Phyſik und Ethik zuſammengeſchrieben. Da viele Excerpte aus uns nicht erhaltenen Büchern ſtammen, bekannte oft in anderer Geſtalt auftreten, ſo kann man aus dieſem Stobaeus vieles lernen. Das Werk iſt nicht vollſtändig und manchmal begegnet man einem λείπει, Photius kannte und las es vollſtändig, und aus ihm wiſſen wir die Namen der fehlenden Titel. Solche Auszüge nach beſtimmten Rubriken geordnet muß man ſchon früher gemacht haben, das älteſte, das wir beſitzen, iſt Valerius Maximus unter Tiberius, das bekannteſte und letzte die Eclogae des Conſtantinus Porphyrogenetus im zehnten Jahrhundert, eine große Encyklopädie, wodurch die Hiſtoriker verſtümmelt, und zuletzt, weil man aus ihnen die Quinteſſenz zu bewahren glaubte, gänzlich vernachläßigt worden ſind. Daß übrigens ſchon Stobaeus lückenhafte Handſchriften benutzte, hat Heeren I, 201 an einem einleuchtenden Beyſpiele nachgewieſen.

Gaisfords Verdienſt iſt, nicht bloß den eigentlichen klaſſiſchen Schriften, ſondern beſonders dieſen ſpäteren Autoren, die eine beſſere Bearbeitung verdienen und bedürfen, ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen. Ihm verdankt man die poetae graeci minores, die genaue Kenntniß der älteſten Handſchrift Platos, Aristotelis Rhetorica erſchien 1820 zwar ohne den Namen des Herausgebers, enthält aber theilweiſe auch eigene ganz gediegene Bemerkungen; dann das enchiridion des Hephäſtion, Stobaeus Florilegium, Suidas, das Etymologicum magnum, Choeroboscus, die Paroemiographi, Metrici latini, auch kirchliches wie Theodoretus, Euſebius praeparatio evangelica u. a. Alle dieſe Ausgaben ſind dadurch ausgezeichnet, daß die älteſten handſchriftlichen Hilfsmittel in genauer Vergleichung dargeboten ſind und der Text darnach im allgemeinen geändert iſt, wir ſagen im

allgemeinen, weil der Herausgeber diese seine neue Recension nicht immer durchführt, und Andern noch genug übrig läßt, die Sache weiter zu fördern. Gaisford ist anerkannt in England der umfassendste Kenner der alten Litteratur; ohne die Kenntniß der Sprache und den Scharfsinn eines Porson oder Dobree zu besitzen, ist gleichwohl, was er gibt, — er gibt gewöhnlich nicht viel — beachtenswerth. Porson hielt das unter dem Namen Solons erhaltene Gedicht über das Menschenalter nach der Siebenzahl für ein christliches Product, Gaisford erinnerte, daß schon Aristoteles in seiner Politik jene Verse und Gedanken vor Augen habe, und hat damit jeden Zweifel verdrängt.

Als er **1822** das **Florilegium** des Stobaeus in ganz neuer Gestalt bekannt machte, hatte er sechs Handschriften dazu benutzt, und die wichtigste davon, eine Pariser des **XIII.** Jahrhunderts zu Grunde gelegt; damals wußte er noch nicht, daß der älteste Codex dieser Anthologie des Stobäus, welchem Nessel in seiner Beschreibung ein Alter von mehr als neunhundert Jahren zutheilt, in Wien erhalten ist; er hat ihn **1847** verglichen und gibt jetzt Nachträge mit dem Bemerken, daß ein künftiger Herausgeber des **Florilegium** (**si quis erit**) diesen Codex nothwendig selbst zur Hand haben müsse. Gaisford hat das Verdienst, die zahllosen Interpolationen und Zusätze ganzer Sentenzen, die seit der Gesnerschen Ausgabe im Umlaufe waren, entfernt und einen nach den Handschriften berichtigten Text geliefert zu haben.

Gleich wichtig war der zweyte Theil dieser Stobäischen Auszüge, die **eclogae physicae** und **ethicae**, und G. hatte schon am Schluße seiner Vorrede **1822** auch diese in Aussicht gesetzt. Diese hatte aus einer ganz fehlerhaften und verstümmelten Abschrift zuerst **1575** Wilh. Canter bekannt gemacht, und so viel möglich, durch Vermuthungen am Rande, zumeist aber durch seine lateinische Uebersetzung nachzuhelfen gesucht. Canter besaß Kenntniß und Scharfsinn, wie sein Aristides zeigt, und konnte mit vollem Rechte in seiner Vorrede die viel sagenden Worte niederschreiben: **nam quod locorum haud leviter corruptorum ultra CCXXX emendationes in margines retulimus, id a nobis magni non fit, quibus iampridem longae lectionis usu quodammodo est insitum vel prave scripta recte citra industriam legere, vel quae aliis nonnunquam ad restituendum videntur difficillima, primo intuitu emendare.** Aber er war durch den Verleger, Plantinus, zur Eile gedrängt und hatte das Ganze, wie er sagt, in **146** Stunden vollendet. Erst am Schluße des vorigen Jahrhunderts faßte Heeren den Gedanken, eine vollständigere auf Vergleichung besserer Handschriften, ohne welche nicht durchzukommen war, gegründete Ausgabe zu liefern, und vollendete sie **1792 — 1801** in vier Theilen. Er benutzte einen **Augustanus** (jetzt in München), **Vaticanus**, **Parisiensis**, und durch Tychsen einen vom Escurial, wodurch wir viele Lücken ergänzt, anderes Falsche richtig hergestellt sehen. Heeren, dessen Stärke im historischen und politischen Gebiet bestand, fehlten nicht die philosophischen Kenntnisse, um einen solchen Autor zu verstehen, man staunt, wie er die Sache, auf welche es ankommt, nicht selten erkannt hat, aber er war der griechischen Sprache viel zu wenig mächtig, um als Herausgeber auftreten zu können, und die vielen verderbten Stellen in richtiger, oder auch nur erträglicher Gestalt erscheinen zu lassen, hatte er doch von den langen Auszügen aus den platonischen Schriften nur die ersten und letzten Worte gesetzt, um den Umfang der Größe zu bezeichnen, ohne zu bedenken, wie wichtig es sey, zu wissen, in welcher Form solche Auszüge bey einem Autor des **V.** oder **VI.** Jahrhunderts erscheinen. Da er willkürlich, oft gegen alle Gesetze der Sprache den Text gestaltete, so muß man, wenn man etwas sicher gehen will, stets die Varianten im vierten Theile nachsehen.

Von Gaisford erwarteten wir, nachdem fast 30 Jahre zwischen dem Erscheinen des **Florilegium** und der **Eclogae** liegen, eine Bearbeitung, welche, eine wirkliche Recension des Textes, die bezeichneten Mängel seines Vorgängers nicht bloß meiden, sondern auch Vorzügliches leisten und jedenfalls höchst anregend wirken würde.

Diesem Wunsche ist durch die neue Ausgabe keineswegs entsprochen; G. hat zwar keine neuen Hülfsmittel, nur die Einsicht des Augustanus aus unserer Münchner Bibliothek war ihm gegönnt; darüber so wie über den Zweck seines Unternehmens

erklärt er sich in folgenden Worten: eum codicem cum editione Heereniana sedulo contuli, hoc praesertim consilio, ut de fide viri eruditissimi in isto codice excutiendo iudicium ferre possem. Vidi statim eum haud raro secus ac debuerat lectionem istius codicis exhibuisse, nonnulla subinde praetermisisse, haud semel aliis codicibus lectiones tribuisse quae in Augustano comparent. Igitur diligentiore collatione instituta ad novam editionem parandam me accinxi, in qua animus est non ex incertis coniecturis, sed quoad eius fieri potest Excerptorum verba ad MSS. exemplarium fidem exacta emendare, nec non haud pauca ab Heerenio inconsulto omissa in suum quaeque locum reponere. Quodsi aliquoties ex editione Heereniana huc irrepserint, id quod factum esse nunc serius vereor, quae et ipse minus probo et quae peritioribus displicitura sunt, ea omnia corriget ut poterit aequus et eruditior lector. Die Varianten der übrigen Codices, so weit sie gegeben waren, sind aus Heeren übergetragen, die Scholien aber des Farnes. bey H. pag. 442 — 465 stillschweigend übergangen, nicht mit Unrecht, sie sind aus Psellus *διδασκαλία παντοδαπή*, welche Fabricius im V. Bd. seiner Bibl. bekannt gemacht hatte; auch Heerens Commentatio de fontibus Eclogarum Ioannis Stobaei IV, 133 — 220 ist ausgelassen, dessen Indices aber sind beybehalten und vermehrt. Es ist ein Vorzug der neuen Ausgabe, daß was der Vorgänger durch Flüchtigkeit versehen hat, verbessert ist. I, 50 hat Heeren: *κατὰ ταῦτα ἠδὲ Πλάτων ἀμφοτέρων ἐπεμνήσθη*, mit der Bemerkung recepi Cant. emendationem *ἠδὲ* coniicientis pro *οὐδὲ* quod sensu caret. Er wußte nicht, daß *ἠδὲ* ein poetisches Wort ist, und wäre es auch in Prosa so gebräuchlich wie im Homer, gleichwohl hier sensu caret; aber Canter hat nicht *ἠδὲ*, sondern *ὅ δὲ*, was Gaisford in den Text genommen hat mit einem Komma nach *ταῦτα*, da *ὅ δὲ* nicht in der Mitte stehen kann. Es müßte jedoch *καὶ τὰ τοιαῦτα* heißen und zu dem Vorhergehenden gezogen werden, da die daselbst angeführten Worte des Onatas abgebrochen werden und unten I, 96 vollständig erscheinen; aber dieses ist nicht die Schreibart des Stobaeus. Er sagt: eben so erwähnt Plato in den Briefen, also *κατὰ ταὐτὰ δὲ Πλάτων* oder *ταὐτὸν δὲ*. II, 46 sind nach *πλάτεσιν* bey Heeren die Worte *ἢ διὰ χρόνου στενοχωρίας*, welche Canter richtig hat, ausgefallen. Solche Fehler haben wir bey G. oft stillschweigend verbessert gefunden.

Erst nach Vollendung seiner Ausgabe erfuhr G. aus dem Cataloge der Escurialbibliothek von Em. Miller, Par. 1849, daß daselbst ein Codex der Eclogae des Stobaeus aus dem XI. Jahrhundert aufbewahrt ist; offenbar hat Miller dessen Wichtigkeit nicht gekannt, da er keinen nähern Aufschluß oder eine Probe davon gibt; die bekannten sind alle, um sie mit den Worten G.'s zu bezeichnen, recentes admodum, mutili et mendosi; gewiß ist diese Quelle, die Richtigkeit des Alterthums vorausgesetzt, die ergiebigste und darum die unentbehrlichste. Wer wird aber eher im Stande seyn, eine sichere Ausbeute jener spanischen Handschrift zu erlangen, als das Collegium in Oxford? Wir wünschen — denn an gutem Willen fehlt es dort wohl nicht — daß diese recht bald folgen möge; sollte aber wider Erwarten dieser Wunsch vergeblich seyn, dann hoffen wir, daß Dr. Dübner dahin wirken werde, der Didot'schen Ausgabe des Stobaeus diese wichtige Zugabe zu gewinnen, gleichwie Arrianus und Maximus Tyrius in jener Sammlung einen vorzüglichen Werth haben.

Wenn aber die neue Ausgabe in dieser Beziehung keinen merklichen Fortschritt gewährt, und weder den anderen Arbeiten des Herausgebers, noch insbesondere dem Florilegium an die Seite gestellt werden kann, hat er vielleicht um so mehr durch eigene Kenntniß geleistet und den Fehlern abgeholfen? Wir müssen gestehen, daß er uns hierin am wenigsten befriedigt hat, er ist an verdorbenen Stellen fast immer nur in die Fußstapfen seines Vorgängers getreten, dessen kritische Noten er auch großentheils beybehalten hat, und wir können das Ganze kaum für mehr als einen verbesserten Abdruck der Ausgabe Heerens halten. Fast scheint es, G. habe zuletzt selbst eine Ahnung davon gehabt und durch obige Worte seiner Vorrede dem Urtheile je-

ner, welchen diese Eclogae nicht unbekannt sind, entschuldigend entgegen treten wollen; aber nicht aliquoties, sondern toties mußte er schreiben, wenn er der Wahrheit nahe kommen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Haemodynamik nach Versuchen von Dr. A. W. Volkmann.

(Schluß.)

Gesetzlich ist weiter der Einfluß des Verschlusses eines oder des anderen Collateralastes auf die Geschwindigkeit der Strömung und zwar in folgender Weise. 1) Durch Verschluß eines Stromarmes in einem verzweigten Röhrensystem wird die Geschwindigkeit der Strömung in den zuführenden und rückführenden Gefäßen vermindert. 2) Durch Anbringung von Ligaturen wird die Stromschnelle in den Collateralgefäßen gesteigert, und zwar in denen erster Ordnung mehr als in denen zweyter Ordnung u. s. w. 3) Durch Anbringung von Ligaturen wird die Strömung im Ganzen beeinträchtigt, die Dauer der Circulation also verlangsamt.

Diese aufgefundenen Gesetze sind auch in der Natur bindend, wie durch Versuche an lebenden Thieren und pathologischen Erscheinungen nachgewiesen worden.

An demselben Apparat wurden durch Anbohren der Röhren folgende Resultate gewonnen, welche auf die Verhältnisse des Blutstroms während einer Aderlässe ihre Anwendung finden:

1) Der Seitendruck hat durch das ganze verzweigte Röhrensystem eine Verminderung erfahren. 2) Die allgemeine Verminderung des Seitendruckes

ist um so auffälliger, je mehr Wasser durch die der Gefäßwunde analoge Oeffnung abfließt. 3) Die stets negative Störungsgröße nimmt in den zuführenden Gefäßen bis zur Stelle der Oeffnung zu, in den rückführenden Gefäßen von der Stelle der Oeffnung an ab. 4) Die Störungsgröße ist in den Collateralgefäßen erster Ordnung größer als in denen zweyter Ordnung ꝛc. 5) Eine gesetzliche Progression der Störungsgröße im Verlaufe der Collateralgefäße ist nicht bemerklich. In Beziehung auf die Stromschnelle ergeben die Beobachtungen Folgendes. 1) Die Stromschnelle erfährt während der Dauer des Aderlasses in allen zuleitenden Gefäßen eine Vermehrung, und in allen ableitenden eine Verminderung. 2) Die Stromschnelle in den Collateralparthien kann je nach den Umständen vermindert oder vermehrt seyn.

Mit diesen Ergebnissen werden schließlich die Wirkungen der Aderlässe an einem lebenden Thiere verglichen und erklärt. —

Dieß ist die Uebersicht über ein Werk, welches durch seine lichtvolle Darstellung und besonders dadurch so hohen Werth hat, daß es ohne mit mathematischen Formeln und Zahlen zu prunken, trotz der Exactheit in der Durchführung der Methode, mit dieser nirgend mehr erklären will als zu erklären ist. Ein Hemmschuh für jeden dynamistischen Theoretiker, ein Sporn für den exacten Methodiker, welcher Maaß und Zahl in jeder Erscheinung der Natur aufzufinden strebt.

Dr. E. Harleß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

ΙΩΑΝΝΟΥ ΣΤΟΒΑΙΟΥ ΕΚΛΟΓΩΝ ΒΙΒΛΙΑ Β.

Ioannis Stobaei eclogarum physicarum et ethicarum libri duo.

(Fortsetzung.)

Dieses Urtheil mag auffallen, es wird aber den, welcher G.'s Verfahren aus seinen frühern Arbeiten kennt und bedenkt, daß er hier aus Handschriften nichts Neues bieten konnte, keineswegs befremden, und wir wollen dieses, um nicht ungerecht oder auch nur unbillig zu erscheinen, durch Beyspiele näher darlegen. Leicht wäre es hiebey einzelne Stellen auszuheben, an welchen incertae coniecturae gesetzt sind, wo das Richtige zu finden, wie wir glauben, nicht ferne lag, z. B. I, 102 *Ἀριστοτέλης ἐκ πέμπτου σώματος. λέγει γοῦν ἐν τοῖς περὶ τῆς φυσικῆς ἀκροάσεως* [*καὶ*] *αὐτοῦ λόγοις οὕτως.* Dazu macht Heeren die Bemerkung: *καὶ* quod sensum turbat, uncinis inclusi, procul dubio enim delendum est. Mehr gibt auch G. nicht, der ihm folgt, und doch mußte er wissen, daß dann *αὐτοῦ* nicht stehen könnte. Die Sache selbst lehrt, da in diesem Capitel vom *οὐρανὸς* gesprochen wird und das folgende in den gleichnamigen Büchern des Aristoteles enthalten ist, daß *καὶ οὐρανοῦ λόγοις* zu schreiben war. Wenn Heeren glaubte, in den Büchern der *φυσικὴ ἀκρόασις* sey nichts von demselben enthalten und daß daher ein Irrthum des Stobaeus oder wer sonst den Auszug gemacht hat, anzunehmen, so hat er nicht bedacht, wie das letzte Buch jener *φυσ. ἀκρ.*, an welches sich unmittelbar die Schrift *περὶ οὐρανοῦ* anschließt, allerdings schon die hinreichende Andeutung enthalte, daß das *ἀεικίνητον* der *οὐρανὸς* und dieser unvergänglich sey. Wir wählen jedoch, da theilweise differirende Ansichten der Natur der Sache gemäß in solchen Werken nie fehlen werden, einen zusammenhängenden Abschnitt, und theilen zu demselben, da wir uns schon vor langer Zeit mit diesen eclogae physicae und ethicae zu beschäftigen veranlaßt fühlten, unsere Ansichten mit, wie wir uns das Unverständliche zurecht zu machen suchten. Es ist der Artikel *Ἀριστοτέλους καὶ τῶν λοιπῶν περιπατητικῶν περὶ τῶν ἠθικῶν δόγματα.* II, 242 — 334 bey Heeren, p. 609 — 646 Gaisf., von welchem Madvig in seinen Anmerkungen und Excursus zu Cicero de finibus pag. 417. 456. 675. 862 glaubt, er sey aus Antiochus, Ciceros Lehrer, genommen, da Stoisches sich beygemischt finde; stoischen Anhang sehe ich außer den von M. beygebrachten Stellen besonders p. 278, doch ist es gewagt, aus solchen Angaben sogleich mit Sicherheit den Verfasser erkennen zu wollen.

Pag. 246 *τοῦ δὲ λογικοῦ τὸ μὲν περὶ τὰ ἴδια καὶ τὰ θεῖα θεωρητικὸν ἐπιστημονικὸν καλεῖσθαι, τὸ δὲ περὶ τὰ ἀνθρώπινα καὶ τὰ πρακτικὰ βουλευτικόν.* Hiezu hat weder Heeren noch G. etwas erinnert, doch was sollen die *ἴδια* zu den göttlichen Dingen? die Verbesserung *τὰ ἀΐδια* ist unumgänglich, wie in derselben Sache Magn. Mor. I, 35 p. 1197, 6, 8 *ἡ γὰρ σοφία περὶ τὸ ἀΐδιον καὶ τὸ θεῖον, ὡς φαμέν, ἡ δὲ φρόνησις περὶ τὸ συμφέρον αἰθρώπῳ.* Nicom. VI, 8. Dann erwartet man *τὰ πρακτά*, aber da Gegensatz von *θεῖα* und *ἀν-*

θρώπινα ist, so war sicher ein entsprechender zu ἄϊδια, der des vergänglichen, veränderlichen, welches ausgefallen ist, wodurch nun θεωρητικὸν auch unten das erforderliche Wort findet, und man wird schreiben müssen καὶ τὰ * πρακτικόν. Auch die vorhergehende Stelle ist unserer Ueberzeugung nach nicht richtig gegeben, dort fehlen bey Canter durch Gleichklang einige Zeilen, welche Heeren aus den Handschriften ergänzt hat, diese aber geben folgendes: τὰ μὲν γὰρ λοιπὰ ἐθισθέντα οὐ λόγῳ ἀλλὰ τῇ ἀνάγκῃ γίγνεσθαι ποιὰ ἅττα, τὸν δ' ἄνθρωπον τῷ λόγῳ πλαττόμενον ἐκ τοῦ ἐθισμοῦ μέρους τῆς ψυχῆς διακειμένου κατὰ τὸν λόγον· λόγον δὲ λέγεσθαι ψυχῆς μέρος οὐ τὸ καθάπαξ ἄλογον, ἀλλὰ τὸ οἷον τε πείθεσθαι λόγῳ ὁποῖόν ἐστι τὸ παθητικὸν, τοῦτο καὶ τῆς ἀρετῆς δεκτικόν. Heeren hat den Gedanken zwar richtig erkannt, nach ψυχῆς aus eigener Vermuthung ἀλόγου hinzugesetzt, ferner λόγον δὲ in ἄλογον δὲ verändert, und zuletzt τοῦτο δὲ καὶ geschrieben. Alles dieses hat G. beybehalten, nicht einmal ἅττα in ἄττα verwandelt. Aristoteles theilt das ἄλογον der ψυχὴ in das was an dem λόγος gar keinen Antheil hat, das φυτικὸν oder das ἁπλῶς ἄλογον, und das was an den λόγος noch einiger massen Antheil hat, weil es ihm folgen kann. Eth. Nic. I, 13 φαίνεται δὴ καὶ τὸ ἄλογον διττόν. τὸ μὲν γὰρ φυτικὸν οὐδαμῶς κοινωνεῖ λόγου, τὸ δ' ἐπιθυμητικὸν καὶ ὅλως ὀρεκτικὸν μετέχει πως ᾗ κατήκοόν ἐστιν αὐτοῦ καὶ πειθαρικόν. Dieses scheint Heeren zu dem Zusatze von ἀλόγου veranlaßt zu haben, und wir können sachlich nichts dagegen einwenden, da es strenge der Angabe des Aristot. folgt, brauchen aber diese Aenderungen nicht, wenn wir erwägen, daß hier der ἐθισμὸς bezeichnet wird als ein μέρος τῆς ψυχῆς διακείμενον κατὰ τὸν λόγον, welchem sofort die Erklärung folgt, daß damit nicht τὸ καθάπαξ ἄλογον verstanden werde, sondern was Arist. nennt τὸ μετέχον πη λόγου. wir schreiben daher ohne eigentliche Aenderung: ἐκ τοῦ ἐθισμοῦ, μέρους τῆς ψυχῆς διακειμένου κατὰ τὸν λόγον. κατὰ τὸν λόγον δὲ λέγεσθαι ψυχῆς μέρος οὐ τὸ καθάπαξ ἄλογον. Ob zuletzt τοῦτο δὲ oder γὰρ zu schreiben, läßt sich nicht bestimmen, es könnte τοῦτο selbst fehlen oder mit παθητικὸν verbunden werden, da dieses ja der Inhalt der ganzen Ethik ist, dann würde zusammengehören τὸ οἷόν τε πείθεσθαι λόγῳ und καὶ τῆς ἀρετῆς δεκτικόν. doch dieses, wie gesagt, läßt sich nicht sicher entscheiden.

II, 246 ὥστε διττὸν εἶναι καὶ τῶν ἀρετῶν τὸ εἶδος τὸ μὲν λογικὸν, τὸ δὲ ἄλογον, ἐπειδὴ καὶ ταῦτα πέφυκε μὲν κατὰ θεωρίαν καὶ πρᾶξιν. Hier fällt jedem Leser das unhaltbare μὲν auf, glücklicher Weise ist dieses nur eine Vermuthung Heerens, welche G. gebilligt hat, die Handschriften geben πεφύκαμεν θεωρίαν, und dieses ist richtig, wenn man κατὰ ταῦτα schreibt, da die Unterscheidung nach diesen beyden Thätigkeiten schon oben angegeben ist. Gleich nachher heißt es von dem Menschen μεταξὺ τῶν ἀθανάτων ὄντα καὶ τῶν θνητῶν, was, da er ja selbst θνητὸς ist, nicht recht seyn kann, es muß τῶν ἀλόγων θνητῶν oder ähnliches gesagt werden; daselbst fehlt die Verbindung und man erwartet καὶ κατὰ λόγον, oder κατὰ λόγον οὖν.

P. 248, der Mensch strebt nach Gesundheit, Vergnügen und Leben, weil es der Natur gemäß und dieses an sich wünschenswerthe Güter sind, κατὰ δὲ τἀναντία τὴν νόσον καὶ τὴν ἀλγηδόνα καὶ τὴν φθορὰν διακρούεσθαι καὶ περικλίνειν τῷ παρὰ φύσιν ὑπάρχειν καὶ διὰ ταῦτα φευκτὰ καὶ κακά. Es sind die entgegensetzten Eigenschaften, man sagt wohl κατὰ δὲ τοὐναντίον, aber nicht leicht den Plural, und so wird auch hier gewesen seyn τὰ δὲ ἐναντία, nothwendig aber fordert die Sprache παρακλίνειν, und da oben αὐθαίρετα ist, d. h. δι' αὐτὰ αἱρετὰ, und nicht καὶ διὰ ταῦτα αἱρετὰ, so wird auch hier gestanden haben καὶ δι' αὐτὰ φευκτὰ καὶ κακά. vergl. 258.

P. 250. Das sichere Criterium und Mittel, die wahren Güter aufzufinden, nennen wir Tugend, ἀρετὴν προσηγορεύσαμεν καὶ μόνοι ὡς θαυμάσαντες ἐπετιμήσαμεν πρὸ τῶν ἄλλων ἁπάντων. Da ἐπιτιμᾶν in der gewöhnlichen Sprache nur tadeln heißt, so wird ἐτιμήσαμεν das richtige seyn, μόνοι aber ist sicher falsch, mit μόνην wenig gewonnen, vielleicht νόμοις. — ἐπιδείξω, dieses Verbum statt ἀποδεικνύναι ist hier gewöhnlich wie 256. einmal steht 260 ὑπεδείξαμεν. — ἐπανάγειν ist verdorben.

P. 252. *εἰ δὲ πρὸς τοὺς πολίτας φιλίαν δι' αὐτὴν αἱρετήν, ἀναγκαῖον εἶναι καὶ τὴν πρὸς ὁμοέθνεις καὶ ὁμοφύλους.* wäre dieses richtig, wie G. mit Canter und Heeren gegeben hat, so müßte *φιλία . . αἱρετή* stehen, es ist jedoch nichts zu ändern als das Comma zu streichen, denn die Worte *ἀναγκαῖον εἶναι* gehören noch hinauf, und der Nachsatz beginnt mit *καὶ τὴν.* — Im folgenden *ὥστε μὴ κατὰ χρήσεις, ἀλλὰ κατὰ τὸ διανθαίρετον τὰ πλεῖστα δρᾶν.* hier ist *κατὰ χρήσεις* eine kühne Aenderung Heerens, welcher G. folgt, die Handschriften geben *τὰς πράξεις* was damit keine entfernte Aehnlichkeit hat, und recht gut stehen kann; der erforderliche Begriff *χρείας ἕνεκα* vergl. 258, oder ähnliches ist ausgefallen. Im Folgenden beachte man die Abwechslung der Sprachen *τίνα γὰρ οὐκ ἂν ἐξελέσθαι* (schon Canter hat das bey H. fehlende *ἄν*) . . *τίνα δ' οὐκ ἂν ἐπαρκέσειν . . τίνα δ' οὐκ ἂν . . διαδηλώσειν.* möglich daß auch oben das bey spätern nicht ungewöhnliche Futurum *ἐξελεῖσθαι* geschrieben stand.

P. 256 *ὥστε ταύτῃ μὲν τὰ λεγόμενα τῶν ἀγαθῶν ἔξω ὅτι διανθαίρετα πέφυκεν ἐπιδεδεῖχθαι σαφῶς.* hier hat G. einmal Heeren gründlich verbessert, nur daß wir wie überall *δι' αὐτὰ αἱρετὰ* ausschreiben; noch bleibt ein Fehler in *ταύτῃ*, der Gegensatz und *μὲν* lehrt daß *ταῦτα* geschrieben stand; nicht von der Form des Beweises ist hier die Rede. P. 256 *τὸ δ' ἡμέτερον οὐκ ἔστιν;* statt *ἔτι.* P. 258 *τῶν δι' αὐτὸ αἱρετῶν . . τῶν δι' αὐτὸ φευκτῶν.* daß *δι' αὐτὰ* zu schreiben fordert die Sprache. In der Aufzählung fehlt die *εὐεξία* die sonst immer genannt ist, p. 60. 86. 144. 146. 256. so daß auch hier *καὶ εὐεξίας καὶ καχεξίας* gestanden haben mag; *αἴσθησις* vertritt die Stelle des sonstigen *εὐαισθησία.* Der Zusatz *τι* nach *προσκλητικὸν*, den Heeren gegeben und G. aufgenommen hat, ist sehr entbehrlich.

P. 260 in der schwierigen Stelle erwähnt G. zwar Madvig's Anmerkung zu Cic. de fin. V, 12 gegen Heeren, macht aber von dem dort gegebenen keinen Gebrauch. Richtig hat Madvig gesehen, daß *φύχειώθη* das Verbum finitum ist, und die Worte *διότι . . . ἀρετῶν* einen Satz für sich bilden, eben so richtig hat er *αὐτὴ* geschrieben statt *αὕτη*, wenn *ἀρετὴ* zu verstehen, wie p. 266 lehrt; wäre jene Stelle nicht einleuchtend auf die unsrige bezogen, so würde man *ψυχὴ* verstehen, und das übrige darnach richten, daß sie, die Tugend, sich weit mehr an die Vorzüge des Geistes als des Körpers anschloß.

P. 261. Die Worte *πρὸς τὸν λόγον* sind schwerlich ächt. *ὅπερ μὲν οὖν ἐν σώματί φαμεν ὑγείαν, τοῦτ' ἐν τῇ ψυχῇ καλεῖσθαι σωφροσύνην, ἐν δὲ τοῖς ἐκτὸς πλοῦτον, περιστέλλει γὰρ τὰ πολλὰ τῶν ἁμαρτημάτων. Κατὰ τοῦτο δὲ ὅπερ ἐν τῷ σώματι ἰσχύν, τοῦτ' ἐν τῇ ψυχῇ τὴν ἀνδρείαν, ἐν δὲ τοῖς ἐκτὸς τὴν ἀρχήν.* Diese Nebeneinanstellung der geistigen, leiblichen und äußeren Güter ist erkünstelt und geht nicht von Aristoteles, sondern von seinen spätern Anhängern aus. *οὖν* geht von Heeren aus und kann recht wohl fehlen, den Infinitiv *περιστέλλειν* haben Handschriften, und die indirecte Darstellung ist die gewöhnliche, so daß selbst 266 steht *δῆλον ὡς . . φύχειῶσθαι φυσικῶς αὐτήν*, wenn es anders kein Fehler ist; auch sonst ist der Infinitiv herzustellen z. B. 308. 326 *δεῖν* und *ἔχειν* für *ἔχει.* 324 *συνέρχεσθαι . . συμφέρειν.* — *κατὰ τοῦτο* aber ist nicht griechisch, aber auch nur von Heeren für *καὶ τοῦτο.* das richtige ist vielmehr folgendes: *περιστέλλειν γὰρ τὰ πολλὰ τῶν ἁμαρτημάτων καὶ τοῦτον. ὅπερ δὲ ἐν τῷ σώματι.*

P. 266 *ἐπεὶ δή*, vielmehr *ἐπειδὴ δὲ.* Richtig hat G. in *ἀεὶ αὐθαίρετον* das *διανθαίρετον* erkannt, ebenso 258 in *καὶ αὐθαίρετα*, nur daß wir *δι' αὐτὸ αἱρετὸν* und *δι' αὐτὰ αἱρετὰ* schreiben, da die foemininen Formen überall ausgeschrieben sind. In *κατὰ τὸν λόγον* kann der Artikel auffallen.

P. 270 *παρὰ μὲν οὖν τὴν αἵρεσιν ἁμαρτάνειν ὅταν τὸ μηδ' ὅλως ὂν ἀγαθὸν αἱρῶνται, ἢ τὸ ἧττον σφοδρότερον ἢ δεῖ.* Diese Stelle hat G. hergestellt aus *A* in welchem *ἤδει* steht, gewöhnlich wurde ohne Sinn *ἤδη* gelesen. Falsch aber ist *παρὰ* hier, und in folgenden *παρὰ δὲ τὴν κτῆσιν . . παρὰ δὲ τὴν χρῆσιν*, es muß überall, wie auch im

vorhergehenden ſteht, *περὶ* heißen; ſo gleich nachher: *εἰ δὲ περὶ αὐτὰ ἁμαρτάνουσιν οἱ φαῦλοι, περὶ τὰ ἐναντία πάντως κατορθοῦσιν οἱ σπουδαῖοι*, wo wir *ταῦτα* ſchreiben.

P. 272 *ὅτι μὲν [οὖν] τὰ ἄριστα διατιθέναι ἐστιν ἀρετῇ, ὁμολογούμενόν ἐστι.* Das Wörtchen *οὖν* iſt auch hier ein ſehr entbehrlicher Zuſatz Heerens; an dieſer Stelle aber hat G. wenigſtens durch Klammern aufmerkſam gemacht, was an vielen andern Orten unterlaſſen iſt. Außerdem hatte Heeren *διατεθῆναι* geſchrieben, was G. klug unterlaſſen hat; gleichwohl iſt die Stelle nicht griechiſch, auch hat A *ἀρετήν*, es muß heißen: *ὅτι μὲν τὸ ἄριστα διατιθέναι ἐστὶν ἀρετῆς* Vergl. Ethic. Eudem. II, 1.

P. 274 *καὶ τὰς αὐτῶν καλὰς χρήσεις.* Das Adjectivum iſt von Heeren, in den Handſchriften *καὶ τὰς*, dieſes aber iſt Wiederholung des vorausgehenden, wo andere *καὶ τὰ*. Es wird nicht *καλὰς χρήσεις* ſo gebraucht, 276 iſt nach *εἰρημένων* wohl *τεχνῶν* ausgefallen.

P. 278 *εἰ δὲ τὸ μὲν εὐδαιμονεῖν τέλος, ἡ δ' εὐδαιμονία λέγεται σκοπὸς, καὶ ὁ μὲν πλοῦτος ἀγαθὸν, τὸ δὲ πλουτεῖν ὧν χρὴ, τοῖς μὲν οὕτω διορίζουσι τῆς ἀκριβείας τῶν ὀνομάτων χάριν.* Heeren meint, daß mit *ὁ μὲν πλοῦτος* der Nachſatz beginne, vielmehr aber gehört dieſes noch zum vorhergehenden und die Stelle iſt lückenhaft, wie ſchon die Erklärung das Verbum *πλουτεῖν ὡς χρὴ* nicht vollſtändig iſt, ſey es daß der Dativ *τοῖς μὲν* von einem ausgefallenen Zeitwort regiert iſt, oder daß zu leſen iſt, *οὗτοι μὲν οὕτω διορίζουσι.* Uebrigens iſt dieſer Unterſchied von *τέλος* und *σκοπὸς* nicht den Peripatetikern eigen, ſondern ſtoiſch, wie dieſe Auszüge p. 136 sq. 196 lehren; ſtoiſch iſt noch vieles andere, wie die Ausdrücke *ἀδιάφορα, προκοπὴ, προηγούμενον*, und da das fünfte Buch von Cicero de finibus der peripatetiſchen Lehre gleichsfalls viel fremdartiges und ſtoiſches einmiſcht, und dieſes ohne Zweifel nach dem Vorgange des Antiochus, ſo glaubt Madvig auch in unſerm Abriſſe dieſen Autor zu erkennen. — *Τὰ μὲν γὰρ συμβαλλόμενα πρὸς αὐτὸ τῶν ἀγαθῶν ὁμολογουμένως χρὴ λέγειν, τὰ δὲ ἐναντιούμενα τῶν οὔτ' ἀγαθῶν οὔτι κακῶν, ἀλλὰ τῶν ἀδιαφόρων.* In dieſer Stelle ſind die Worte *οὔτε κακῶν* von Heeren aus den Handſchriften zugeſetzt worden, aber das ganze hat keinen Sinn, läßt ſich jedoch leicht herſtellen, *τὰ δὲ ἐναντιούμενα [αὐτῷ τῶν κακῶν, τὰ δὲ μήτε συμβαλλόμενα μήτε ἐναντιούμενα] τῶν οὔτ' ἀγαθῶν οὔτε κακῶν, ἀλλὰ τῶν ἀδιαφόρων.* Die Wiederholung desſelben Wortes bewirkte wie unzähligemale, ſo auch hier, daß das dazwiſchenliegende alles ausgefallen iſt.

P. 280 *ὡς οὖν οὐχ ἕνα στίχον συστήσειν ὑπόκρισιν, μηδὲ μίαν χειρὸς ἔκτασιν ὄρχησιν, μηδὲ μίαν χελιδόνα ποιήσειν ἔαρ, οὕτω μηδὲ βραχὺν χρόνον εὐδαιμονίαν.* Daß dieſe Abwechslung der Negationen nicht griechiſch iſt, iſt heut zu Tage bekannt. Canter gibt *ὡς οὐκ ἕνα*, der Auguſtanus *ὡς οὖν ἕνα στίχον μίαν συστήσειν*, woraus G. durch richtige Emendation *μὴ ἂν* hergeſtellt hat.

P. 282 *καὶ ἐν κακοῖς ἀρετῇ χρήσαιτ' ἂν καλῶς ὁ σπουδαῖος, οὐ μὴν γε μακάριος ἔσται, καὶ ἐν αἰκίαις ἀποδείξαιτ' ἂν τὸ γενναῖον, οὐ μὴν εὐδαίμων ἔσται.* Dieſes iſt eine Hauptlehre der ariſtoteliſchen Schule gegen die Stoiker, daß die *ἀρετὴ οὐκ αὐτάρκης πρὸς εὐδαιμονίαν* wäre. Aehnlich drückt ſich Arist. Polit. VIII, 13 aus *χρήσαιτο δ' ἂν ὁ σπουδαῖος ἀνὴρ καὶ πενίᾳ καὶ νόσῳ καὶ ταῖς ἄλλαις τύχαις ταῖς φαύλαις καλῶς· ἀλλὰ τὸ μακάριον ἐν τοῖς ἐναντίοις ἐστίν.* Ethic. Nicom. VII, 14. Auffallend iſt das Medium *ἀποδείξαιτ' ἂν* ſtatt des Activum, und wohl nicht richtig. — *οὕτω δ' ἐπιτείνεσθαι*, der Gedanke fordert was V. A. P. geben *οὔτε*. Im folgenden hat G. richtig *βίον* in Schutz genommen gegen Heerens Conjectur *Βίαντα*.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

ΙΟΑΝΝΟΥ ΣΤΟΒΑΙΟΥ ΕΚΛΟΓΩΝ ΒΙΒΛΙΑ Β. **Ioannis Stobaei Eclogarum physicarum et ethicarum libri duo.**

(Fortsetzung.)

P. 284 *τὸν δ' ἀφαιρεθέντα τὴν εὐδαιμονίαν οὐκ εἶναι κακοδαίμονα, καθάπερ μηδὲ τὸν ὅλως ἔχοντα ταύτην, ἀλλ' ἔσθ' ὅτι μέσον.* Hier vermuthet G. es sey *εὐδαίμονα* nach *ταύτην* ausgefallen; dieses halten wir nicht für richtig, da der Gedanke ist, wer die *εὐδαιμονία* verloren, so wie der welcher sie gar nicht hatte, ist deßwegen noch nicht *κακοδαίμων*, er kann ein *μέσος* seyn. *μηδὲ τὸν ὅλως* ist soviel als *τὸν μηδ' ὅλως* nach einer bey spätern geläufigen Umstellung, aber *ἔσθ' ὅτι* ist nichts und es muß mit den Handschriften *ἔσθ' ὅτε* geschrieben werden. Gleich nachher ist falsch *δεῖ* von H. u. G. eingesetzt. — *οὐκ ἀεὶ δὲ οὐδὲ τούτοις, ἀλλὰ τοῦτο εἰ προηγούμενον ἔχοιεν τὸ ζῆν.* Die Partikel *εἰ* hat Heeren gegeben und sie ist unentbehrlich, aber *τοῦτο* ist unpassend, in diesem liegt *τότ' εἰ.*

P. 286 über die verschiedene Benennung, was *ἀγαθὸν* genannt wird, womit man Moral. magn. I, 2 vergleichen kann, wie denn diese offenbar späteste Schrift aristotelischer Ethik am meisten mit unserm Auszuge übereinstimmt, nur daß dieser der Zeit nach noch weit tiefer steht. *ὧν τὸ μὲν δεῖν θεὸν εἶναι τὸ πρῶτον*, hier ist *δεῖν* falsch und dieser Begriff unstatthaft, wahrscheinlich aus dem folgenden *θεὸν* entstanden. Da hier nur verschiedene Eintheilungen des *ἀγαθὸν*, so kann es p. 288 nicht heißen *ἔτι τῶν αἱρετῶν καὶ ἀγαθῶν τὰ μὲν καθ' ἑαυτὰ εἶναι αἱρετά, τὰ δὲ δι' ἕτερων.* und die Worte *αἱρετῶν καὶ* sind zu tilgen, eben so ist nothwendig hier und im folgenden *δι' ἕτερον* zu schreiben, oder *δι' ἕτερα* wie VA nach Heeren haben; bey G. ist nichts angegeben — *καὶ γὰρ τὰς δυνάμεις ὑπάρχειν τῶν καθ' αὑτὰ ἀγαθῶν, οἷον πλοῦτον καὶ ἀρχὰς οἷς ἂν χρήσαιτο καὶ ἃς ζητήσειεν ὁ ἀγαθὸς ἀνήρ, καὶ οἷς δύναται εὖ χρῆσθαι, ἀγαθὰ καὶ καθ' ἑαυτὰ ἀγαθὰ πεφυκέναι.* Hier und Magn. Mor. ist richtige Erklärung von dem was die Griechen *δυνάμεις* nannten, alles was zum Guten wie zum Schlechten gewendet werden kann, daher nennt Aristot. die Rhetorik eine *δύναμις*, ein Sprachgebrauch, der schon bey Isocrates und frühern gangbar ist. Ungerne vermißt man das *εὖ* bey *χρήσαιτο*, wie Mag. Mor. *τούτοις γὰρ ὁ σπουδαῖος εὖ ἂν δύνηται* (scr. *δύναιτο*) *χρήσασθαι*, nicht minder auffallend ist das Femininum *ἃς* auf *ἀρχὰς* oder auch *δυνάμεις* bezogen, da *οἷς* vorausgeht, also *ἃ ζητήσειεν ἄν*, nothwendig wird aber die Aenderung *χρῆσθαι ἀγαθὸς καθ' ἑαυτά*. Ferner über die *ἀγαθὰ* welche Zweck sind wie *ἀρετὴ*, *ὑγίεια*, *καὶ ἁπλῶς ὅσα ἐκ τῶν καθ' ἕκαστα γενομένων καὶ κεφαλαιούμενα ὑπάρχει, ὥσπερ τὴν ὑγείαν, οὐ μὴν τό τε ὑγιαῖνον οὐδὲ τὴν θεραπείαν τοῦ κάμνοντος.* Die Handschriften *κεφαλαιώμενα ὑπάρχειν*, der Infinitiv ist hier in der Regel im relativen Satze, wie sogleich *οἷς ἂν εὖ τὸν μουσικόν*, so daß Heeren keinen Grund zu ändern, und G. ihm zu folgen hatte, dann ist zu schreiben *γινομένων κεκεφαλαιωμένα . . οὔτε τὴν*, und vielleicht auch *ὑγιεινόν*. dieselbe Lehre in Magn. Mor. *τῶν γὰρ ἀγαθῶν τὰ μὲν τέλη, τὰ δ' οὐ τέλη, οἷον ἡ μὲν ὑγίεια τέλος, τὰ δὲ τῆς ὑγιείας ἕνεκεν οὐ τέλη.*

P. 290. Falſch ſteht *τῶν τελέων*, was nicht *τελείων*, ſondern *τελῶν* iſt, *τὴν μὲν ἀρετὴν καὶ φρόνησιν παντὶ ἀγαθὰ, ὅτῳ γὰρ ἂν παραγένηται ὠφελεῖν, πλοῦτον δὲ καὶ ἀρχὰς καὶ δυνάμεις οὐ παντί. Πῶς οὖν ἀγαθά; καθ' ὅσον ἀφώρισται τὸ εἶναι ἀγαθὰ τῇ τοῦ ἀγαθοῦ ἀνδρὸς χρήσει. Φαίνεσθαι δὲ ταῦτα καὶ ζητεῖν καὶ χρωμένοις ὠφελεῖν.* In den Magn. Mor. I, 2 ſteht dreymal *πάντῃ καὶ πάντως* für *παντί*. Die Frage aber iſt hier ganz unſtatthaft und die Sprechweiſe verkannt, es muß geſchrieben werden, *παντί, πῶς οὖν ἀγαθά, καθ' ὅσον*, d. h. nicht abſolut, ſondern relativ, in ſo ferne. Der Sinn der letzten Worte iſt, man betrachte aber ſolche Güter als würden ſie allen nutzen und darum ſtreben alle darnach; die Herſtellung iſt unſicher, gewiß aber iſt was die Sprache fordert *χρωμένους ὠφελεῖν*.

P. 292. *τῶν δὲ περὶ ψυχὴν ἀγαθῶν τὰ μὲν ἀεὶ φύσει παρεῖναι, καθάπερ γὰρ ὀξύτητα καὶ μνήμην, τό τε ὅλον εὐφυΐαν, τὰ δ' ἐξῆς ἐπιμελείας περιγίγνεσθαι.* Die letzten Worte ſind zu ändern *τὰ δ' ἐξ ἐπιμελείας παραγίγνεσθαι*. Die Partikel *γὰρ*, wofür H. *γε* geſetzt hat, iſt zu ſtreichen. Ebendaſelbſt wird unter den Gütern, die man erwerben, aber nicht verlieren könne, die *εὐτυχία* neben der *ἀθανασία* genannt, ſie die jeden Augenblick uns entriſſen werden kann, wahrſcheinlich ſtand *εὐψυχία*, die auch ſonſt genannt wird II, 106. 320, aus welcher Stelle man ſieht, daß 318 nach *αὐταρκείας* die Worte *εὐψυχίας, φιλοπονίας* ausgefallen ſind. Möglich aber daß dort *εὐτυχίαν* falſcher Zuſatz iſt, dann iſt nur ein Beyſpiel angeführt, wie *ὡς πλοῦτον*, und am Schluße *ὡς εὐγένειαν*, denn das dritte *ὡς αἰσθησιν ὡς τὸ ζῆν* kann ſo nicht ſtehen, es müßte *ἢ ὡς* oder *καὶ* heißen. Am Ende hat G. nicht einmal den argen Fehler *τὸν δὲ κατὰ τ' ὄνομα λόγον* geändert, die Formel übrigens *ὁ κατὰ τοὔνομα λόγος*, im Ariſtoteles ſo geläufig, hat Heeren nicht verſtanden.

P. 294 *βουλόμενος τῶν ἀφανῶν τὴν ἐκ τῶν φανερῶν παρέχεσθαι πίστιν.* Kann nach griechiſchem Sprachgebrauche der Genitiv ohne Präpoſition oder ſtatt des Datives *τοῖς ἀφανέσι* ſtehen? Gewiß nicht, es hieß *ὑπὲρ τῶν ἀφανῶν*, wie Arist. Nic. II, 2 *δεῖ γὰρ ὑπὲρ τῶν ἀφανῶν τοῖς φανεροῖς μαρτυρίοις χρῆσθαι*, und eben ſo Magn. Mor. I, 5, wo aus unſerer Stelle *ἐκ τῶν αἰσθήσεων* zu ſchreiben ſtatt des falſchen *ἐκ τῶν ἠθικῶν. πλειόνων τε γενομένων ἢ ἐλαττόνων* ſoll heißen *πλειόνων γινομένων*.

P. 298 *μήτε* unrichtig für *μηδὲ*, wie ſehr oft, z. B. 304 viermal *τε* ſtatt *δὲ* ſteht. *ἡ ἀρετὴ τῶν πρακτικῶν* iſt falſch für *πρακτῶν*. Das folgende hat G. durch gehörige Interpunction gegen Heeren geſichert.

P. 300. Mit Recht hat G. *ἐν ταῖς ἐντυχίαις* wieder hergeſtellt, es heißt, im gewöhnlichen Leben, im Umgange und Verkehr, während H. *ἐν τοῖς περὶ εὐτυχίας* änderte, doch iſt auch ſo noch die Stelle unverſtändlich *οἷόν φησιν ὁ Θεόφραστος ἐν ταῖς ἐντυχίαις, ὁδὶ μὲν πολλὰ διελθὼν καὶ μακρῶς ἀδολεσχήσας, ὁδὶ δὲ ὀλίγα μὲν οὐδὲ τἀναγκαῖα, οὗτος δὲ αὐτὰ ἃ ἔδει, μὴ τὸν καιρὸν ἔλαβεν.* Statt des letzten *οὗτος* hatte H. aus *P* *οὗτοι* gegeben, was G. entfernt hat, aber er mußte eben ſo *μὲν* nach *ὀλίγα*, was gleichfalls nur aus *P* genommen iſt, mit den übrigen Handſchriften in *καὶ* verwandeln; noch bleibt *μὴ*, was unerklärlich und ganz gegen die Sprache iſt, es iſt die Abkürzung von *μόνον*. Nur dieſer letztere hat die rechte Mitte, von den andern, der eine zu viel, der andere zu wenig.

P. 302 *εἶτα παραθέμενος τινὰς συζυγίας ἀκολούθως τῷ ὑφηγητῇ, σκοπεῖν ἔπειτα καθ' ἕκαστα ἐπάγων, ἐπειράθη τὸν τρόπον τοῦτον.* Zu ändern in *σκοπῶν ἐπὶ τὰ καθ' ἕκαστα ἐπάγειν ἐπειράθη*.

P. 304 *τούτων ᾧ δεῖ*, vielmehr *ὡς*. in den nächſt folgenden Worten *πρᾳόν τε οὔτε τὸν ἐπὶ παντὶ ὀργιζόμενον, κἂν μικρότατον ᾖ, ἀλλὰ τὸν τὴν μέσην ἔχοντα τάξιν*. iſt eine nicht bemerkte Lücke, es fehlt der Gegenſatz des erſten Gliedes, jenes der durch gar nichts zum Zorne zu bringen iſt, die man aus Magn. Mor. I, 22 etwa ſo ergänzen kann *πρᾳον δὲ [οὔτε τὸν ἀνάλγητον καὶ μηδενὶ μηδέποτε ὀργιζόμενον] οὔτε τὸν*. Den Gedanken hat Heeren richtig in den Worten erkannt *[ἐλευθέριόν] τε οὔτε τὸν προετικὸν ὅπως ἔτυχεν οὔτε τὸν . . . . ἀπροαίρετον*. Die Ergänzung iſt von H. und auch die Lücke, da man nicht *ἀπροέτικον* oder *ἀπρόετος* ſagt, ſicher, es war wahrſchein-

lich οὔτε τὸν μηδέποτε μηδενὸς προετικόν. Am Schluße dieses Artikels p. 306 ist zu lesen ὁ μὲν γὰρ δίκαιος . . οὐ μὴν ὁ φρόνιμος.

P. 310. Hier hat G. nicht nur die argen Interpolationen Heerens entfernt, sondern auch durch die richtige Verbesserung von διὰ τοῦτο δὲ statt διὰ τοῦδε die Stelle geheilt, nur mußte er zugleich aus den Handschriften das transitive κατευφήμισε aufnehmen, und im folgenden aus denselben γὰρ statt δὲ aufnehmen; denn dieses wird als Erklärung des vorhergehenden μόνας gefordert. Eben so richtig hat er das Handschriftliche εἴτ' ἐπὶ βασιλεῖ δέοι συμβιοῦν statt Heerens Verschlechterung ἐπεὶ eingesetzt; es könnte jedoch ἐπὶ aus εἴτ' entstanden scheinen, da bey Diogenes V, 31, wo dieselben Lehren gegeben sind, γαμήσειν γε μὴν καὶ βασιλεῖ συμβιῶναι (das Futurum συμβιώσειν ist hier so nothwendig, wie bey Stobäus gleichnachher 312 μενεῖν statt μένειν) steht, und mehr mit den Königen, und in ihrem Umgange, als unter ihnen oder in einem monarchischen Staate zu leben bezeichnet werden soll.

P. 314 τούτους μὲν οὖν αἱρετοὺς, φευκτέον δὲ τὸν κατὰ κακίαν; die Concinnität fordert entweder αἱρετέον, oder was näher liegt φευκτόν. Die weiter unten folgende Stelle ist ganz verwirrt und den Worten nach nicht sicher herzustellen; der Gedanke scheint folgender, die ἠθικὴ ἀρετὴ ist auf das edle Handeln gerichtet πρακτικὴ τῶν ἐν ταῖς πράξεσιν καλῶν, die geistigen Tugenden, bey Aristoteles διανοητικαί, hier δοξαστικὴ genannt, gehen auf das Theoretische, τὴν δὲ ἐκ τοῦ ἐπιστημονικοῦ ἀκρότητα λογικῆς κατασκευῆς εἶναι θεωρητικήν, beyde also auf beydes, τὴν δὲ δοξαστικὴν καὶ ἠθικὴν ἕξιν θεωρητικὴν καὶ πρακτικήν. Von der nächst folgenden Aufzählung der zwölf Tugenden 316 ist zu beachten, daß dieselbe Ordnung sich bey dem Autor der Magn. Mor. findet I, 20 — 34. σοφίαν δὲ καὶ ἐπιστήμην τῶν πρώτων αἰτιῶν. Die Partikel καὶ hat G. aus dem Aug. eingesetzt, falsch, da es eine Definition ist, ferner sagt man πρῶτα αἴτια, also αἰτίων. II, 52 steht ebenfalls falsch ὁ δὲ (λόγος) τῶν αἰτιῶν ἀποδοτικὸς τῶν ἐπιτελούντων τινὰς σχέσεις ἢ κινήσεις, dergleichen bezeugen jedenfalls die Flüchtigkeit, mit der diese Recension gemacht ward. — φρόνησιν δὲ ἕξιν βουλευτικὴν καὶ πρακτικὴν ἀγαθῶν καὶ καλῶν ἢ καλά. doch wohl ἢ ἀγαθὰ καὶ καλά. — ἕξιν ἐν θαῤῥήσει καὶ φόβοις hat G. aus V. A. statt θάρσει gegeben, beydes dem Richtigen nahe liegend, welches θάρσεσι ist.

Während der Auszug der Ethik aus einer uns unbekannten Quelle ist, welche nicht mit den Nicomachien noch mit den Eudemien stimmt, in einigen aber, wie wir nachgewiesen haben, mit den Magn. Moral. zusammentrifft, ist der Schluß p. 332 — 334 ganz aus der uns erhaltenen Politik, welche der Verfasser, wie wir schon anderswo angedeutet haben, in demselben Zustande gefunden hat, in welchem sie uns überliefert ist; hier sind auch wenige Fehler zu berichtigen, z. B. 322 γεννήσει, 326 διὰ ποριςμῶν ἐλευθέρων, 328 παρέκβασιν, 330 οἵαν οἱ ἴσοι ὄντες ἴσα ἔχειν ἀναγκάζωνται, wahrscheinlich ἴσοι ὄντες (ἄνισα, οἱ δὲ ἄνισοι) ἴσα, welcher Fehler der häufigste in diesen Büchern ist, nicht ὄντες ἄνισα, wie H. und G. geschrieben haben.

Aus diesem Verzeichnisse, das nur wenige Blätter der Gaisf. Ausgabe p. 609 — 646 umfaßt — und wir haben nicht alles, sondern nur was uns wichtig schien, hervorgehoben — mag man beurtheilen, wie viel noch in diesem im Ganzen unbedeutenden Stobaeus zu leisten bleibt, ohne ihn mit incertae coniecturae, wie Heeren gethan hat, anzufüllen, wenn man ihn näher betrachtet und eindringender behandelt; denn alles bedarf nicht minder der Berichtigung, als die wenigen von uns gegebenen Proben. Auch von Seite der Anordnung ist noch manches zu bemerken, obschon Heeren aus den Handschriften die Transpositionen der Editio princeps verbessert hat. In dem Abriß der stoischen Lehre II, 90 — 242 wird nach Zeno alles eingetheilt in ἀγαθὰ, κακὰ und ἀδιάφορα, dagegen heißt es 142, nachdem wir von den ἀγαθὰ καὶ κακὰ, den αἱρετὰ καὶ φευκτὰ, dem τέλος und εὐδαιμονία hinreichend gesprochen haben, ist es Zeit von der ἀδιάφορα zu reden. Wir haben bloß die Auseinandersetzung von den ἀγαθὰ καὶ κακὰ, und von τέλος 132. Nur 140 wird noch der Unterschied von αἱρετὸν und αἱρετέον nachgewiesen; und oben

132 *διαφέρειν δὲ λέγουσιν αἱρετὸν καὶ ληπτόν*, es war aber von den *αἱρετὸν* noch gar keine Rede, so daß kurz vorher nach den Worten *ἡ εὐζωΐα* eine nicht unbedeutende Lücke anzunehmen ist, in welcher von den *αἱρετὰ καὶ φευκτὰ* gesprochen wurde. Die Güter werden nach den besondern Eigenschaften unterschieden und betrachtet, die wir, da weder Heeren noch G. darauf aufmerksam gemacht und darnach abgetheilt haben, hier bezeichnen wollen:

1. *τῶν δ' ἀγαθῶν τὰ μὲν εἶναι ἀρετὰς τὰ δ' οὔ.* 92 — 98.
2. *τῶν δ' ἀγαθῶν τὰ μὲν εἶναι περὶ ψυχήν, τὰ δ' ἐκτὸς, τὰ δ' οὔτε περὶ ψυχὴν οὔτ' ἐκτός.* 98 — 100.
3. *τῶν τε ἀγαθῶν* (vielmehr *δ'* oder *ἔτι δὲ τῶν ἀγαθῶν*) *τὰ μὲν τελεκὰ, τὰ δὲ ποιητικὰ, τὰ δὲ ἀμφοτέρως ἔχοντα.* 110 — 124.
4. *ἔτι δὲ τῶν ἀγαθῶν τὰ μὲν εἶναι δι' αὐτὰ αἱρετὰ τὰ δὲ ποιητικά.* 124 — 126.
5. *ἔτι δὲ τῶν ἀγαθῶν τὰ μὲν εἶναι ἐν κινήσει, τὰ δὲ ἐν σχέσει.* 126 — 128.
6. *ἔτι δὲ τῶν ἀγαθῶν τὰ μὲν εἶναι καθ' ἑαυτὰ, τὰ δὲ πρός τί πως ἔχειν.* 128 — 130.
7. *ἔτι δὲ τῶν ἀγαθῶν τὰ μὲν εἶναι ἄμικτα, τὰ δὲ μεμιγμένα.* 130 — 132.

Hier tritt die oben bemerkte Lücke ein, so daß vielleicht noch mehrere solcher Abtheilungen folgten, vgl. Diog. VII, 98. Wer aber sollte glauben — und dieß ist der Grund, warum wir obiges Schema mitgetheilt haben, — daß die Tugenden, *ἀρεταὶ*, ihre Ausführung nicht da haben, wo sie der Vorschrift nach seyn müssen, nämlich unter dem ersten Paragraphe, wo die *ἀγαθὰ* in *ἀρεταὶ* und *κακίαι* zerfallen, sondern unter dem dritten, mit welchem sie gar nichts gemein haben; der ganze Artikel der Tugenden steht nämlich p. 102 — 124, mit allen gewöhnlichen Fehlern, dergleichen wir oben schon nachgewiesen haben *). Hier ist also offenbar wieder eine Umstellung von Blättern. Eine genaue Vergleichung des Stobaeus mit Diogenes in Zenon's Leben, ist, da sich beyde ergänzen, unerläßlich, aber von den Herausgebern gar nicht versucht worden; Nro. 2. 3. 7 stehen auch bey Diogenes, Stobaeus dagegen ist theilweise reichhaltiger. Auch für die Sprache ist manches zu bemerken, wenn wir p. 190 lesen *προστακτικὸν μὲν τῶν ποιητέων, ἀπαγορευτικὸν δὲ τῶν οὐ ποιητέων* und anderswo, bey Diogenes, Stobaeus und in vielen alten philosophischen Schriften, dagegen aber p. 204 *λόγος ὀρθός ἐστιν μὲν προστακτικὸς ὧν ποιητέον, ἀπαγορευτικὸς δὲ ὧν οὐ ποιητέον*, ferner 102 *φρόνησιν δ' εἶναι ἐπιστήμην ὧν ποιητέον καὶ οὐ ποιητέον καὶ οὐδετέρων* oder 104 u. a., so wird man nicht lange in Zweifel seyn, was der technische Ausdruck gewesen, und einmal erinnert, daß die Casus obliqui der Adjectiva verbalia auf *τέος* bey den Attikern nicht im Gebrauche gewesen, leicht einsehen, warum man nicht *τῶν ποιητέων* sagte, sondern *ὧν ποιητέον*. Aber auch die Stelle des Demosthenes Phil. II, 28 *περὶ μὲν δὴ τῶν ὑμῖν πρακτέων καθ' ὑμᾶς αὐτοὺς ὕστερον βουλεύσεσθε*, welchen die Zürcher Herausgeber des Isocrat. zur Antidosis § 59 als widersprechend anführen, darf einen nicht erschrecken, wenn man Isocrat. Phil. 83 und ähnliches vergleicht *περὶ μὲν οὖν τῶν ἐμῶν καὶ ὧν σοι πρακτέον ἐστὶ πρὸς τοὺς Ἕλληνας, σχεδὸν ἀκήκοας.* Daß spätere Commentatoren keinen Unterschied machen, ist natürlich, aber Chrysippus u. a. haben nur *ὧν πρακτέον*, nicht *τῶν πρακτέων* geschrieben.

(Schluß folgt.)

---

*) z. B. 104 *τὴν δὲ ἀνδρίαν περὶ τὰς ἀπονεμήσεις*, aber das ist der Gegenstand der *δικαιοσύνη*, die eine richtige Vertheilung des *ἴσον* und *ἄνισον* ist, also eine Lücke *τὴν δὲ ἀνδρίαν περὶ † † τὴν δὲ δικαιοσύνην περὶ τὰς ἀπονεμήσεις*. Es war hier nicht der gewöhnliche Ausdruck *περὶ τὰ δεινὰ καὶ θαρραλέα*, oder *περὶ θάρρη καὶ φόβους*, sondern nur ein Wort, vielleicht *περὶ τὰς ὑπομονάς*. vergl. Diog. VII, 126. Ebenso fehlt 90 *σωφροσύνην*.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

1. Der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres, ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin von Carl Ritter 1850. 38 S. 8.

2. Narrative of the United States Expedition to the river Jordan and the dead Sea, by W. F. Lynch. London 1849. 508 S. gr. 8.

Der eben erwähnte Vortrag unsres verehrten Landsmannes, des geistigen Herrschers im Gebiet der Länderkunde, C. Ritter, faßt allerdings in einem meisterhaften Ueberblick das Hauptergebniß der Forschungen der amerikanischen Expedition an den Jordan und an das todte Meer zusammen. Ja dieser Vortrag giebt uns sogar noch etwas mehr als in dem großen Werk des Lynch'schen Reiseberichtes enthalten ist, indem er in einem Anhange die Observationen und Berechnungen mittheilt, welche in dem Report dargelegt sind, der vom Capitän Lynch nach dem Erscheinen seiner „Narrative“ an das Navy Departement in Washington eingereicht wurde. Dennoch enthält das große Reisewerk der amerikanischen Expedition so viel Schätzenswerthes und Interessantes, daß wir eine ausführlichere Anzeige desselben in diesen Blättern für wünschenswerth halten.

Es ist ein tiefer greifendes, wesentlicheres Verhältniß, fast wie das zwischen Leib und Seele, in welchem nach einem vorher bestimmten Plane der Vorsehung die Naturbeschaffenheit eines Landes und die Entwicklungsgeschichte, so wie der äußere Charakter des Volkes mit einander stehen, welches in jenem seine Heimath und lang besessene Wohnstätte hatte. Auf dieses Verhältniß der umgebenden Natur und des Volkes, das in ihrer Mitte lebte, macht Ritter in wenigen treffenden Zügen bey Palästina, der Heimath Israels aufmerksam. Kein andres Land der Erde konnte so geeignet seyn, um im geraden, polarischen Gegensatz mit der höchsten Blüthe der heidnischen Cultur, die sich in den Nachbarstaaten der Babylonier, Meder, Phönicier und Aegypter entwickelt hatte, die Entfaltung und Bekräftigung des Monotheismus zu begünstigen, dessen Gabe in ausschließender Weise dem Volke Israel verliehen war. Abgeschieden von dem Verkehr mit andern Völkern im Westen durch einen hafenlosen Gestadesaum des Mittelmeeres, im Osten durch die sandige Wüste lag Palästina schon von Natur außer dem Bereich der Hauptstraßen der Völkerbewegungen, welche in Westen neben seinen Gränzen, über das Meer, in Osten jenseits der östlichen Jordanswüsten sich ungehemmter vorüberzogen. Eben so war auch in geistiger Hinsicht Israel durch die Theokratie Jehovahs von den Verfassungen der andern Völker scharf abgegränzt. Dennoch konnte hierbey zu gleicher Zeit das Palästinische Syrien in seiner langen Erstreckung von Süd gegen Nord ein natürliches Verbindungsglied werden zwischen dem Hochlande Armeniens im Taurus und dem Tieflande Aegyptens am Nilstrom. Ein Naturverhältniß, dem auch nach vorherbestimmter Harmonie der Entwicklungsgang seiner Bevölkerung entsprechen mußte, welche von Hochasien eingewandert nach dem Culturland Aegyptens und von da ihren Weg wieder zurückbog in das

Bergland Palästinas, das wie eine hohe, kühlere Landbrücke zwischen Meer und Wüste zusammengefaßt ist.

In ganz besonderer Weise ist der südlichere Theil des Landes, das eigentliche Judäa zu einem abgeschiedenen Wohnsitz geeignet, der durch seine natürliche Umgränzung dem Gedränge der Völker entrückt ist. Einzig in ihrer Art auf der ganzen bekannten Erdfläche findet sich gegen Osten von Judäa jener merkwürdige Erdriß, jene weit unter dem Niveau des benachbarten Meeres gelegene Eintiefung, durch welche der untere Lauf des Jordans vom Tiberiassee aus seine Richtung in den von wilden Schluchten umgebenen Kessel des todten Meeres nimmt. Die steil abfallenden Wände dieser merkwürdigen Eintiefung, mit den eigenthümlichen Schrecknissen des Schwefel- und Asphaltsees, welche die Sage der Völker in übertreibendem Maaße zu schildern pflegte, sind es gewesen, welche die Horden des dahinter liegenden wüsten Morgenlandes und den Strom der verheerenden Völkerschaaren öfters zur Seite ablenkten. Dieser begünstigende Einfluß namentlich der Jordansspalte auf die Sicherstellung Judäas gegen manche barbarische Verheerung von Osten her, so wie gegen den Durchzug von Kriegsheeren von Westen gegen Osten hin wird uns durch einen Vergleich der Geschichte des südlichen Palästinas mit der des nördlichen, damascenischen und antiochischen Soristan noch deutlicher. Das letztere, auf der großen babylonisch-euphratensischen Völkerstraße gelegen, war dem Andrange aller Völkerbewegungen von Ost gegen West, so wie später vom Abend- zum Morgenlande so ungleich stärker ausgesetzt, daß sich seine eigenthümliche Bevölkerung unter der Masse der verschiedenartigsten fremden Eindringlinge bis zur Unkenntlichkeit verlor. Ja sogar die nördlicheren Landstriche von Palästina selber, Galiläa und Samaria traf in gewissem Maaße in Folge ihrer minder geschützten Lage dieser Nachtheil.

Wie für die Geschichte der Bewohner von Judäa, so erschien für die Geschichte der Natur unserer Planetenfläche die Durchforschung jenes tiefesten Spaltes von höchstem Interesse, der sich vom Libanon an bis zum todten Meer hinabzieht und hier, an seinem Endpunkte, in einen Einsturz ehemaliger Deckengebirge einer unterirdischen Weitung sich verliert, der bis zu der verborgenen Werkstätte vulkanischer Kräfte hinabreicht.

Seit der Zerstörung und Verödung nicht nur Jerusalems, sondern ganz Judäas zuerst durch die Römer, dann durch turkomanisch-mohamedanische Horden, war bis zu den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts nur zweymal, so weit die historische Kunde reicht, das ganze Jordansthal von Norden nach Süden von abendländischen Reisenden durchzogen und durchforscht worden. Einmal im siebenten Jahrhundert von St. Wilibald, dem ersten Bischof von Eichstedt, welcher als wehrloser Pilgrim dieses Weges gieng, dann im Jahre **1100** von König Balduin **I.**, der mit einer kleinen bewaffneten Reiterschaar von See zu See den Lauf des Jordans verfolgte.

Noch unbetretener von abendländischen Reisenden als das Jordansthal waren die Ufer des todten Meeres, dessen Nachbarschaft durch Räuberhorden unsicher, durch seine gähen Schluchten überaus schwer zugänglich war. Ein Deutscher wagte es, zum Theil ganz allein, ohne Führer und Wegweiser in diese unbekannte Wildniß einzudringen: Ulrich Jasper Seetzen, geb. **1767** zu Sophiengraden in der Oldenburgischen Herrschaft Jever. Ausgerüstet schon in Göttingen mit mannichfachen für die Ausführung seiner großen Reisepläne nöthigen Vorkenntnissen, vor allem aber durch einen mehrjährigen Aufenthalt im Orient mit einer seltnen Fertigkeit im Sprechen der arabischen Sprache, trat er in den ersten Monaten des Jahres **1806** von Damascus aus die kühne Wanderung mitten durch die Beduinenhorden des Jordansthales nach dem Asphaltsee an. In der landesüblichen Kleidung eines arabischen Schech vom Mittelstande, unter dem Namen Musa, fand er als unterhaltender, weltkundiger Erzähler allenthalben gastfreye Aufnahme in den Zeltenhütten der Söhne der Wüste. Auf seiner ersten Reise von Nord nach Süden, an der Ostseite des todten Meeres hinab, hatte er den Weg in einiger Entfernung von dem Spiegel des Sees, von Hesbon nach Kerak eingeschlagen, und bey diesem ersten Auslauf hatte es ihm nicht ganz an zurecht weisenden Führern und schützenden Begleitern gefehlt. Die

Beduinenhäuptlinge, zu denen er im weiteren Verlauf der mühseligen Wanderung in zerlumpter Kleidung, mit dem Bettelstab in der Hand, ohne alles Geld oder Sache von Werth in der Tasche, nur etwa mit einem Sack voll erbettelten Mehles oder mit dem Wasserschlauch auf der Schulter kam, ehrten den Gast, der so Vieles aus der Welt und von nie gehörten Dingen ihnen zu erzählen wußte, so sehr, daß sie nicht nur ihr Fleisch und Brod mit ihm theilten, sondern, so weit ihre Abtrennung von andern Nachbarstämmen durch die Feindseligkeiten der Blutrache dieß erlaubte, ihm das Geleite von Berghöhe zu Berghöhe gaben.

So mühselig auch dieser erste Versuch zur Erforschung der Ostseite des Asphaltsees gewesen war, und so reich an mannichfachen Entdeckungen, ließ dennoch Seetzen nicht ab von seinem Entschluß, die Ufer jenes in seiner Art merkwürdigsten Sees der Erde in ihren Lineamenten aufs genaueste kennen zu lernen. Er machte sich im Januar 1807 von neuem auf den Weg, den er jetzt 2 Monate lang dicht am Ostgestade des Sees, zuerst hinabwärts von Nord nach Süd, dann wieder zurück von Süd nach Norden einschlug. Hier, in der Richtung dieser ganzen kühnen Fußreise fand sich nirgends eine gastliche Hütte, nirgends eine Ansiedlung von Menschen. Diese zum Theil schroff nach dem Wasserspiegel abstürzenden Felsen, an deren Rande hin und durch deren Spalten und Klüfte, bald abwärts bald aufwärts klimmend, der Wandrer seinen Weg verfolgte, sind nur von den Heerden der Steinböcke so wie des kleinen Klippdachs (Hyrax syriacus) und Stachelschweinen bewohnt. Bloß für schnellfüßige Steinböcke schien es auch möglich, über die weit von einander klaffenden Felsenrisse, über die Basalttrümmer und gähen Sandsteinwände in kräftigem Sprunge hinüber zu setzen, durch welche der einsame Fußgänger wie durch ein Labyrinth sich hindurcharbeiten mußte. Wochenlang ohne das Angesicht eines Menschen zu sehen, nur selten, wie etwa unten am riesenhaften Felsenthor, durch welches der rauschende Arnonbach seinen Auslauf ins todte Meer nimmt, durch einen Trunk des frischen Wassers, durch den Genuß von Süßwasserfischen gesättigt, durch ein Bad in dem klaren Strom erquickt, in den Januarnächten nur durch die Decke eines Schaffelles gegen die Kälte geschützt. Dennoch blieb dem einsamen Wandrer ein treuer Begleiter: das war der ihm inwohnende freudige Muth und der Hochgenuß, den ihm das glückliche Gelingen seiner Forschungen, so wie dazwischen das Ausruhen in den einzelnen grünenden Schluchten, deren Boden ein Bach oder Bergquell tränkt, gewährte. Hier fanden sich als Reste eines vormaligen Anbaues von Menschenhand Bäume und Gebüsche von verwilderten Granaten, Feigen und Mandeln, kleine Waldungen der Dattelpalme, in deren hohen Wipfeln freylich keine Frucht sich zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

IOANNOY ΣTOBAIOY EKΛOΓΩN BIBΛIA B. Ioannis Stobaei Eclogarum physicarum et ethicarum libri duo.

(Schluß.)

Am Schluße, der unvollständig ist, hat Canter seiner Ausgabe beygesetzt: non multa deesse videntur; er kannte den Photius noch nicht, aus welchem wir lernen, daß es nicht neun Kapitel gewesen sind, die wir noch dazu verstümmelt haben, sondern sechs und vierzig, und demnach nicht weniger als sieben und dreyßig Abschnitte verloren sind.

Wenn aus dem, was wir bemerkt haben, zur Genüge erhellt, daß diese neue Ausgabe weit entfernt ist, auf den Namen einer gründlichen mit Kenntniß der Sprache wie der Sache durchgeführten Bearbeitung Anspruch zu machen, so verkennen wir jedoch keineswegs, was Gaisford geleistet hat. Durch die genaue Vergleichung des Augustanus ist wenigstens in dieser Beziehung eine sichere Grundlage gewonnen, und wo G. eine eigene Bemerkung gibt, ist sie gewiß schätzbar, z. B. II, 262, daß die Worte *τὸ γὰρ μηθὲν ἀδικεῖν καὶ καλοὺς ἡμᾶς ποιεῖ* einen Vers des Menander enthalten. Auch ist manchmal eine Stelle aus einem erhaltenen Autor, die Heeren nicht finden konnte, stillschweigend nachgewiesen, wie II, 20 die Worte aus Platons Sophisten. Da die gröbsten Versehen, die Heeren aus Unkenntniß der Sprache in den Text gebracht hat, aus diesem ent-

fernt sind, so ist die Lectüre bedeutend erleichtert, wir müssen jedoch wiederholen, daß wir mehr eine Recension der deutschen Ausgabe als eine eigentliche Revision vor uns haben, und können nicht glauben, daß ihre Vollendung dem Herausgeber viel Schweiß gekostet habe, der aus dem Schatze seiner eigenen Kenntnisse sicher weit gediegeneres leisten konnte.

Johannes Damascenus hatte eine ähnliche Sammlung gemacht und die Stellen der Profanschriftsteller aus Stobaeus, den er vollständig vor sich hatte, herübergenommen; diese findet sich in Florenz und ist von Bandini im Cataloge I, 367 — 370 näher beschrieben. Dadurch wurde Ruhnken, der solchen inedita fleißig nachging, aufmerksam gemacht, und verschaffte sich durch den Canonicus Sarti in Florenz einen Auszug, der in der Bibliothek zu Leyden aufbewahrt ist. Durch Wyttenbach erhielt Gaisford davon eine Abschrift, und gab diese als Anhang zu dem Florilegium des Stobaeus IV, 373 — 433 Lips.: Appendix ex cod. Ms. Florentino parallelorum sacrorum Ioannis Damasceni. Später bekam G. Sarti's Auszug selbst und sah, daß vieles ausgelassen oder unrichtig geschrieben sey, und so erscheinen diese Excerpta hier wieder in verbesserter Gestalt p. 685 — 776. Dieses wird man nur billigen, zumal sie zumeist aus den verloren gegangenen Theilen der Eclogae ethicae des Stobaeus genommen sind, also gerade hieher gehören, aber wundern müssen wir uns nicht wenig, daß G., nachdem er die Wichtigkeit dieser Excerpte des Damascenus erkannt hatte, da Sarti selbst nur einen Auszug gemacht und vieles falsch gelesen hat (wie die Vergleichung eines Fragments durch Elmslei p. 741 — 743 beweist), es versäumte, sich in Florenz eine sichere und vollständige Copie der Handschrift verfertigen zu lassen. Jetzt ist er genöthigt, Bemerkungen zu machen, wie pag. 702. Quid in ms. re vera exstet, tum demum sciemus, si quando aliquis palaeographiae Sartio peritior vel oculatior codicem denuo inspexerit. Wir glauben, es würde für ihn nicht schwer gewesen seyn dieses zu erreichen und er hätte dadurch den Werth seiner Ausgabe bedeutend erhöht; er hat dieses wie vieles andere einem späteren Nachfolger (si quis erit) überlassen, der allerdings gar vieles zu ergänzen und zu berichtigen hat. Wenn wir pag. 728 nur die Worte lesen: *φύσιν ἔχειν ἄριστόν ἐστιν, δεύτερον δέ* . . . so ist es wahrscheinlich hier wie an vielen andern Stellen Schuld Sarti's, der sich das andere abzuschreiben nicht die Mühe genommen hat, und zufrieden war die ersten Worte des Satzes aufzuzeichnen. G. hat auch in diesen nur selten eine nothwendige Aenderung gemacht, nicht einmal Meinekes Fragm. com. benutzt z. B. zu p. 727, 17. tom. IV, 35. und doch wird man kaum anderswo als hier so leicht versucht, eigene Beyträge zu geben, da sowohl die Sache selbst als der Erfolg durch die Sicherheit der Verbesserung dazu auffordert. Wer wird z. B. 730. 41 in den Worten *ὅτῳ τις ἂν τὸ πλεῖστον τῆς ἡμέρας συνῇ, τοιοῦτον ἀνάγκη γενέσθαι καὶ αὐτὸν τοὺς τρόπους* Verse des berühmten Dichters verkennen und diese nicht sogleich zurecht machen?

οἵῳ τις ἂν τὸ πλεῖστον ἡμέρας συνῇ,
τοιόνδ' ἀνάγκη καὐτὸν εἶναι τοὺς τρόπους.

44 mit der Aufschrift *Σωκράτους* ist wahrscheinlich aus Isokrat. Panegyr. § 43 sq. Hier bleibt noch eine sehr ergiebige Ausbeute, auch außer den Beyträgen Halms, welche G. fleißig erwähnt. P. 838 — 915 enthält Addenda ad Stobaei florilegium ed. Oxon. 1822, worin theils Varianten aus dem oben bezeichneten ältesten Wiener Codex, theils die Emendationsversuche von Bevng, Halm, Hirsching u. a. mitgetheilt werden.

Eine Zugabe eigener Art, auch besonders paginirt, bildet: Pythagoreorum aurea carmina cum commentario Hieroclis ad codicem Vindobonensem exacta. Accedunt annotationes variorum, weil, was wir außer diesem Commentare von Hierocles haben, nur bey Stobaeus erwähnt ist, und der Herausgeber dazu einen nicht unbedeutenden Apparat hatte. Die goldenen Sprüche, welche die Pythagoreer morgens und abends zu beten verpflichtet waren, sind ausgezeichnet, der Commentar des Hierocles aber ohne alle Bedeutung, und wir wünschten, Gaisford hätte vielmehr dem Stobäus größere Aufmerksamkeit gewidmet.

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

1. Der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres.

2. Narrative of the United States Expedition to the river Jordan and the dead Sea.

(Fortsetzung.)

Nur im Nordostwinkel des todten Meeres fand Seetzen die unverkennbaren Spuren einer vormaligen und noch fortwährenden vulkanischen Naturthätigkeit. Ein zerrissenes Uferland, Felsen aus geschmolzenem Gestein, vulkanische Auswürflinge, auf einer Strecke, die sich über eine halbe Tagreise ausdehnte, eine Menge heißer Quellen so wie mehrere heiße Bäche, überall Spalten, aus denen Dämpfe emporsteigen, die eine fast unerträgliche Schwüle verbreiten. Vermuthlich war dort, am Wildbach des Wadi Serka Maein, mit dessen frischem Strom die heißen Zuflüße sich mischen, jene Kallirhoë, in deren Bädern Herodes vergeblich seine Heilung suchte.

Schon auf seiner ersten Wanderung an der Ostseite des Jordanthales und des todten Meeres hatte Seetzen die Palastruinen von Ar Moab, mit den beyden großen Marmorbassins, sowie die Reste von vielen jener 60 festen Städte im Reiche des Königes Og zu Basten wieder entdeckt; vom todten Meere ostwärts landein, in Tage weiter Ferne bezeugen die Trümmer von jenen Hunderten vormaliger Ortschaften, wie reich bewohnt einst dieses Land war; bey so manchen von ihnen lassen die riesenhaften Architecturen, Festungswerke, Brückenbogen, ausgemauerte Cisternen, die Spuren der Weinterrassen, Ackerstücke, noch jetzt zum Theil von den wanderlustigen Beduinen benutzt, auf einen hohen Stand der Cultur wie der Macht der alten Erbauer schließen.

Seetzen war auf seiner Forschungsreise nur bis zum Salzthal von Zoar, zur Gränze des Weidenbaches, am Südende des todten Meeres vorgedrungen; sechs Jahre später (1812) erweiterte Burckhard den Kreis der Erkenntnisse über dieses undurchforschte Gebiet bis weit jenseits jener Gränze; seine Reisen dehnten sich über das ganze Sinaitische und Edomitische Gebirgsland aus.

Um die Kenntniß der westlichen Ufergegenden des todten Meeres hatten sich vorzugsweise amerikanische Gelehrte, Wollcott, so wie Eli Smith und Robinson verdient gemacht. Jener erstieg im Jahre 1842 den 1000 Fuß hohen Sebbeh, der sich in schwindelerregender Schroffheit am Südwestrand des Wasserspiegels erhebt. Diese, im J. 1838, durchforschten die Felsengehänge von Engaddin.

Während jedoch durch die genannten Reisenden die Umgegenden des todten Meeres mit so rühmlichem Fleiß und in so folgenreicher Weise durchforscht waren, blieb der Wasserweg selber, hinabwärts den Jordan und über das todte Meer noch unbetreten. Der abentheuerlich kühne Versuch des Irländers Costigan, auf kleinem Boot die Fahrt zu wagen, war verunglückt und ohne irgend einen Nutzen für die Wissenschaft geblieben; erst im J. 1847 traf die brittische Regierung die Anordnung zu einer Beschiffung des Jordans vom Tiberiassee bis zum todten Meere. Lieutenant Molineux war von der Admiralität zur Leitung und Ausführung des Unter-

nehmens beauftragt worden. Man hatte leider gerade die ungünstigste Zeit des Jahres, den August zur Beschiffung des Flußes gewählt, der die Fülle seines Wassers aus dem Zustrom der Regenfluthen und des thauenden Gebirgsschnees empfängt. Die ganze Strecke vom Tiberias- bis zum Asphaltsee beträgt nur gegen 30 Wegstunden; 8 Tage lang hatte Molineux mit den Schwierigkeiten gekämpft, welche die Klippen und Sandbänke so wie die Wasserstürze des Stromes seiner Fahrt entgegensetzten, war dabey öfters durch die räuberischen Beduinen, welche die Uferseiten bewohnen, in Lebensgefahr gerathen. Eine feindselige Horde von diesen hatte das Boot, das nur wie durch ein Wunder dem Zerschellen an den Klippen entgangen war, in der Nähe von Jericho in Beschlag genommen, Molineux war bey Nacht dorthin geeilt, um bey dem Commandanten von Richi Hülfe zu suchen, indeß hatten die Räuber das Lager und die Barke geplündert, den größten Theil der Mannschaft als nackte Flüchtlinge in die Wüste verscheucht. Dennoch verlor Molineux den Muth nicht, er gab das ihm anvertraute Unternehmen noch immer nicht auf. Die Barke wurde aus den Händen der Räuber gerettet, wurde durch die Beyhülfe, die er aus Jericho und Jerusalem erhielt, von neuem ausgerüstet, und auf ihr segelte er am 3. Sept. 1847 in wenig Stunden ohne besondere Schwierigkeit vollends stromabwärts in den Asphaltsee.

Aber von der ganzen früheren Mannschaft hatten sich bis dahin nur wieder zwey, in der Nautik völlig unerfahrne Leute bey ihm eingefunden; mit diesen mußte er die Fahrt auf den See wagen. Ein starker Wind führte zwar, fast in Sturmeseile, das Fahrzeug nach dem Südende des todten Meeres, nur mit übermäßiger Anstrengung aber gelang die Rückkehr zum Nordende; der tapfre Seemann war durch die Mühseligkeiten dieser Fahrt so ganz erschöpft und geschwächt, daß er kurze Zeit nachher an den Folgen der Anstrengung starb.

So hatte zwar diese Expedition den letzten Theil ihrer Aufgabe, die Erforschung des Asphaltsees und seiner Ufer nicht in vollkommen befriedigender Weise lösen können, sie war aber dennoch für die spätere Unternehmung derselben Art eine nicht unwichtige Grundlage geworden. Man hatte bis dahin im Allgemeinen die Wassermenge des Jordans und ihre Tragkraft überschätzt, hatte keine Ahnung gehabt von den zahllosen Windungen, welche dieser Fluß macht, von der Menge und Größe seiner Katarakten und Stromschnellen. Man hatte deßhalb, namentlich jetzt in der Jahreszeit, wo der Stand des Wassers ein niedriger ist, die Barke sehr oft über Katarakten, Sandbänke und Klippen hinwegheben und hinwegtragen müssen, so daß man sagen konnte, sie war im Ganzen auf dem Wege vom Tiberiassee zum Asphaltsee eben so weit und eben so viel von Menschen getragen als von diesen befahren worden. Der Jordan, dieß gieng schon aus den Ergebnissen dieser seiner ersten Beschiffung hervor, hat nicht in der Weise wie andere Ströme der Erde, eine zur bedeutenden Ansiedlung geeignete Thalfläche zu seinen Seiten, sondern sein Bette erscheint als ein Erdspalt, welcher theilweise und an Stärke wechselnd mit einem bald reißend schnellen, bald an andern Stellen nur langsam schleichenden Wasser erfüllt ist. Im obern Theile seines Verlaufes ist die im Allgemeinen Nord-Süd-Richtung des Stromes am öftersten durch Windungen unterbrochen, welche durch den Anstoß des Wassers an abgerissene Felsenbänke und Klippen erzeugt werden, im untern Theile sind es Schutt- und Sandbänke, welche diese Hemmungen bewirken. Auch die Macht des Wellenschlages eines durch die Masse des aufgelösten Salzes überschweren Wassers im todten Meere, die Macht der Stürme in dieser dichteren Luftsäule und an den im Verhältniß zur Schwere des Wassers leichter vom Wind erfaßbaren Fahrzeugen hatte man durch Molineux Erfahrungen der Wahrheit gemäßer erkennen und ermessen gelernt.

Es hatte sich, namentlich in Beziehung auf das Durchforschen von Palästina, schon seit längerer Zeit ein edler Wetteifer zwischen Britten und Anglo-Amerikanern kund gegeben. Auch bey der Aufgabe der Beschiffung des Jordans und des todten Meeres wollte die amerikanische Regierung der englischen nicht müßig zuschauen und nachstehen; der Vorschlag des Capitän Lynch zur Ausrüstung einer zu solchem Zweck eigenthümlich bestimmten Expedition fand deßhalb bey dem Departement des See-

wesens der vereinigten Staaten alsbald günstigen Eingang, und schon am 26. November 1847 konnte ein ansehnliches, mit allen zweckdienlichen Hülfsmitteln versehenes Schiff den Hafen von New-York verlassen, um nach Palästina zu segeln.

Die Wahl der Führer der Expedition, der beyden Oberoffiziere Lynch und Dale so wie der ihnen untergeordneten Mannschaft, war aufs glücklichste getroffen. Die Seemänner der freyen amerikanischen Staaten so wie ihre obersten Behörden waren es sich bewußt, daß das Unternehmen, zu welchem sie sich gerüstet hatten, aller Begünstigung von Seiten des Staates, aller Anstrengung der Kräfte wenigstens eben so werth sey als die kostspieligen, langwierigen Nordpolar-Expeditionen Englands.

Wir wollen uns nicht lange bey der Beschreibung der Seereise von Amerika nach den asiatischen Küsten des Mittelmeeres verweilen. Nach einer günstigen Fahrt von 3 Wochen war die Wasserstraße durch das atlantische Meer zurückgelegt, die Südwestspitze von Europa, das Cap. St. Vincent lag am 17. Dec. vor den Augen der Amerikaner — vielen von ihnen ein neuer Anblick; zwey Tage nachher gieng das Schiff bey Gibraltar vor Anker. Die Erkrankung eines der jüngern Offiziere an den Kinderblattern führte eine Verzögerung der Weiterreise herbey, man sah sich genöthigt, zu Port Mahon auf Minorca bis zum 4. Februar (1848) vor Anker zu bleiben. Das nächste Anliegen für die Führer der Expedition war es, sich für ihr Unternehmen die Erlaubniß und einen Firman von der hohen Pforte zu verschaffen; sie nahmen deßhalb ihren Weg zuerst von Smyrna nach Constantinopel, erhielten hier durch Mitwirkung der Gesandtschaften ohne große Schwierigkeit die Bewilligung zu ihrem wissenschaftlichen Unternehmen und sahen sich endlich am 25. März schon ganz nahe bey dem Anfangspunkt ihres Tagwerkes: in Beirut. Hier war die Erinnerung an das nur unvollkommen gelungene Unternehmen des Lieutenants Molineux und an das unglückliche Ende dieses wackeren Offizieres noch in voller Kraft des ersten Eindruckes. Ein reicher syrischer Kaufmann, mit welchem Hr. Lynch Geldgeschäfte hatte, konnte sich nicht enthalten, als er von dem Vorhaben derselben hörte, es laut auszusprechen: das ist Tollkühnheit, fügte aber gleich nachher die Worte hinzu: o wie beneide ich Sie um diesen Siegespreis!

Unsre amerikanischen Seehelden ließen sich durch Alles, was sie über die Gefahren und Schwierigkeiten einer Beschiffung des Jordans und des Asphaltsees hörten, nicht entmuthigen; der Commandant versorgte sich zu dem vielen wissenschaftlichen Apparat, den er bereits besaß, in Beirut noch mit einigen guten englischen Instrumenten, nahm einen geschickten Arzt Dr. Anderson (einen gebornen Amerikaner), der zugleich Geolog war, so wie einen talentvollen jungen Syrier (Ameuny) als Dragoman und einen Araber, Mustapha als Koch in seine Dienste und segelte dann sogleich am 27. März weiter nach Akka (Acre). Nicht ohne eine leise Anwandlung von unheimlichem Gefühl sahen die Seeleute hier ihr gutes Schiff: den Supply, auf dem sie so bequem zu Hause gewesen waren, absegeln. Mitten unter den wildfremden Gesichtern der arabischen Fellahs, auf unbekanntem Boden, fanden sie sich jetzt allein — doch sie standen unter Gottes Schutze.

Man hatte sich schon in Amerika mit zwey guten metallenen Booten, einem aus Kupferblech und einem aus galvanoplastisch überzogenen Eisenblech und mit sehr zweckmäßig eingerichteten Apparaten zum Transport derselben über die Landstrecke von Acre nach Tiberias versehen. Außer diesem führte die Expedition luftdichte, aus elastischem Gummi gefertigte Schläuche mit sich, welche sich mit Luft füllen ließen und welche im Fall eines Unglücks auf dem Wasser zur Rettung selbst denen dienen konnten, die des Schwimmens am wenigsten mächtig waren. Die Kameele zur Fortschaffung aller dieser nützlichen Hülfsmittel für die Ausführung des Unternehmens, aller Waffen, Provisionen und wissenschaftlichen Apparate waren gemiethet; am 4. April setzte sich die ganze Expedition in Bewegung, den Booten folgend, die schon voraus geführt worden waren. Zwey Tage nachher sahe Lynch, der mit Mustapha voraus geritten war, den herrlichen Alpensee von Tiberias tief unten zu seinen Füssen liegen. In dem Hause eines der vornehmsten, in Tiberias woh-

nenden Israeliten, des Herrn Wisemann (Weißmann) war bereits durch den Ober-Rabbiner der Stadt die nöthige Vorbereitung zum Unterbringen der Mannschaft und ihrer Offiziere getroffen.

Der Wasserstand des Jordans, so wie selbst der des Tiberiassees (denn auch in diesem ist er veränderlich) war bereits im Sinken; man durfte keine Zeit verlieren, um noch über die schwierigsten Stellen des Flußes, so begünstigt als möglich hinab zu kommen. Außer dem Kampfe mit den Klippen und Wasserwirbeln des Jordans waren noch andre Kämpfe mit den raub- und mordlustigen Anwohnern seiner Ufer vorauszusehen. Ueberdieß mußte man auch, im möglichen Falle eines Verunglückens, der Wassererpedition einen sicheren Rückhalt und hülfreiche Arme zu Lande haben. Hr. Lynch traf deßhalb die Anordnung, daß eine Parthie der Seinen, wohl bewaffnet und mit allen zu ihrem Forkommen nöthigen Provisionen versehen, so nahe als möglich am Flußufer hin den Weg zu Lande nehme. Dieses zur Seite gehende Hülfscorps stand unter der Führung des zweyten Commandanten Dale, in seiner Begleitung war der Geolog Dr. Anderson und noch mehrere Offiziere, zu ihrer Bedeckung hatte man der kleinen Schaar der Fremden noch den Scheriff Akil und zehn berittene, wohl bewaffnete Beduinen gegeben. Das eine der beyden Hauptboote, die „Fanny Mason“ befehligte der Commandant der Erpedition selber, das andre, die „Fanny Skinner,“ der Oberlieutenant Aulick, das hölzerne Fahrzeug: den „Oncl Sam“ steuerte ein arabischer Bootsmann.

Die größte Tiefe des Tiberiassees ergab sich zu nur 165 Fuß; gegen seinen Ausfluß hin verschmälert er sich allmählig. Die Boote waren am 10. April nach wenig Stunden an diese untere Mündung gekommen, während die Land-Carawane mit ihren 11 Kameelen, mit ihren Reitern und Fußgängern mit Mühe sich in gleicher Linie halten konnte; bald aber brachten die Windungen und andre schon hier beginnende Schwierigkeiten der Stromfahrt das Vorrücken beyder Abtheilungen wieder ins Gleichgewicht.

Nicht ferne unterhalb der Ausmündung des Sees kamen die Boote zu den pittoresken Ruinen alter Bauwerke, an der Brücke Semakh (Jisr Semakh). Hier in der Nähe hatte schon die Landparthie der Expedition längst ihre Zelte aufgeschlagen; es war daselbst ein günstiger Anhaltspunkt für die Boote, man brachte die erste Nacht in fröhlicher Stimmung hier auf dem blumenreichen Boden, am Anfangspunkte des Ghor, in den Gränzen des alten Sebulon zu. Der Scheikh von Semakh ist von dem Pascha in den Besitz eines Stück Landes gesetzt, unter der Bedingung, daß er alle vorbeykommenden Reisenden mit einer Mahlzeit bewirthen, ihre Pferde mit Futter versorgen müsse. Die Beduinenreiter machten von dieser gebotenen Gastfreundschaft Gebrauch; sie kehrten spät bey Nacht zum Lager zurück.

Schon am 2. Tage (am 11. April) nahm die Wasserfahrt einen andern drohenderen Charakter an. Der Strom rollte an einer Stelle, zu der man schon nach einigen Stunden kam, auf einer Strecke von mehr denn 300 Yards Länge, mit laut tosenden, in Schaum aufgelösten Wogen über Felsenklippen und über die uralten Trümmer einer vormaligen Brücke so wie von Wasserwehren hinab. Die Boote mußten entladen werden, ein Theil der Mannschaft schwamm an ihren Seiten, um sie zu regieren und zu stützen, erst durch eine vierstündige Arbeit, nachdem man durch Hinwegräumen der losen Felsenstücke einen Ausweg gebahnt hatte, gelang es diese gefährliche Stelle, an der man 6 größere und kleinere Wasserstürze zählte, unversehrt zu passiren und in einen ruhigeren Stromlauf zu kommen. Mit Hülfe einiger in der Nähe wohnenden Araber wurde jetzt die Ladung der Boote, die man ans Land gebracht hatte, wieder nachgeschleppt, an Bord gebracht und die Fahrt fortgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Auguſt.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1850.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

Dr. F. Döbereiner, Chemie in Beziehung auf Leben, Kunſt und Gewerbe. Stuttg. 1850.

Dr. C. G. Lehmann, Vollſtändiges Taſchenbuch der theoretiſchen Chemie. 4. umgearbeitete Aufl. Leipzig 1850.

Dr. Fr. E. v. Bibra, Chemiſche Fragmente über die Leber und die Galle. Braunſchweig 1849.

A. Schmelzer, Vollſtändiges Handbuch der Schwefelſäure-Fabrication. Quedlinb. 1849.

Dr. J. T. C. Ratzeburg, Die Naturwiſſenſchaften als Gegenſtand des Unterrichts. Berlin 1849.

Dr. Ph. Phöbus, Ueber die Naturwiſſenſchaften, als Gegenſtand des Studiums, des Unterrichts und der Prüfung für angehende Aerzte. Nordhauſen 1849.

Arsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1845 och 1846. till kongl. Vetenskaps-Akademien afgifven af zoologiae intendenterna vid Rikets naturhistoriska Musaeum. Andra Delen (Insecta Linn.) af C. H. Bohemann. Stockh. 1847.

A. Ecker, Zur Lehre vom Bau und Leben der contraktilen Subſtanz der niederſten Thiere. Baſel 1848.

Dr. Brandt, Verſuch einer kurzen Naturgeſchichte des Dodo. Petersb. 1849.

J. Carus, Zur näheren Kenntniß des Generationswechſels. Leipzig 1849.

S. C. Snellen van Vollenhoven, Bijdrage tot de Fauna van Nederland. Haarlem 1848.

F. Parlatore, Flora italiana. Fasc. I. Firenze 1848.

G. W. F. Meyer, Flora Hannoverana excursoria. Götting. 1849.

The Niger Flora or an enumeration of the plants of Western tropical Africa. Ed. by S. W. Hooker. Lond. 1849.

G. v. Holle, Zur Entwickelungsgeſchichte von Borrera ciliaris. Göttingen 1849.

J. Ch. Döll, Rheiniſche Flora. Frankf. 1845.

J. D. W. Bayrhoffer, Ueberſicht der Mooſe, Lebermooſe und Flechten des Taunus. Wiesbaden 1849.

C. A. Fechner, Flora der Oberlauſitz. Görlitz 1849.

Erſter Bericht über die zur Dampfſchifffahrt geeigneten Steinkohlen Englands. Wien 1849.

Dufrenoy, Handbuch zum Beſtimmen der Mineralien auf dichotomiſchem Wege. Clausthal 1848.

H. Michelin, Iconographie zoophytologique: description par localités et terrains des polypiers fossiles de France et pays environnants. Avec un Atlas. Paris 1840 — 1847.

Dr. G. A. Kenngott, Mineralogiſche Unterſuchungen. Breslau 1849.

Dr. Ch. Daubeny, Die Vulkane, Erdbeben und heißen Quellen. Bearb. von Dr. G. Leonhard. Lief. 1. Stuttg. 1850.

B. Cotta, Leitfaden und Vademecum der Geographie als dritte Auflage des Grundriſſes der Geognoſie und Geologie. Leipzig 1849.

Dr. H. Burmeiſter, Die Labyrinthodonten aus dem bunten Sandſtein von Bernburg. Abth. 1. Trematoſaurus. Berlin 1849.

L. v. Buch, Betrachtungen über die Verbreitung und die Grenzen der Kreidebildungen. Bonn 1849.

Dr. J. Müller, Ueber die fossilen Reste der Zeuglodonten von Nordamerika mit Rücksicht auf die europäischen Reste aus dieser Familie. Berlin 1849.

Verhandlungen und Mittheilungen der k. sächsischen Weinbaugesellschaft. Leipzig 1849.

Stuart, Over bevordering van Landbouw in Nederland en verschaffing van arbeid aan Nederlanders. Haarlem 1848.

L. A. J. W. Sloet, Het jagtbedrijf onzer voorouders, eene schets. Arnhem 1848.

A. Marchand, Ueber die Entwaldung der Gebirge. Bern 1849.

C. Lindau, Ueber die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen und folgerechten Ausbildung junger Landwirthe. Oschatz 1849.

Dr. A. v. Lengerke, Die ländliche Arbeiterfrage. Berlin 1849.

J. Heyß, Der nach dem Lebengewicht des Rindes und selbst nach dessen Quadrat-Maße normalmäßig zu bestimmende Milchertrag. Innsbruck 1849.

Dr. W. Hamm, Die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen Englands. Braunschweig 1849.

Entwurf einer Forstorganisation in Württemberg. Stuttg. 1849.

Stecher, Die Landwirthschaft im Anhalt-Bernburgischen Harze und deren Beziehungen zur Forstwirthschaft. Bernburg 1849.

Dr. F. Riecke, Ueber die Berechnung des körperlichen Inhalts unbeschlagener Baumstämme. Stuttgart 1849.

Paquet, Die Cultur der Champignons. Quedlinburg 1849.

L. Damböck und J. Manner, Bericht über die Gewerbeausstellung des russischen Reichs zu St. Petersburg im Jahre 1849. Wien 1849.

Dr. Fr. W. Barfuß, Geschichte der Uhrmacherkunst von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Weimar 1850.

W. Oechelhauser, Bericht über die auf den dießjährigen Gewerbe-Ausstellungen zu Paris und Gent ausgestellten Maschinen, Metalle, Metallwaaren und Papiere. Frankfurt 1849.

C. Hartmann, Von den Unfällen in den Bergwerken und von den Mitteln zu ihrer Abhülfe. Quedlinb. 1849.

Entwurf zu einem Berggesetze für das Königreich Sachsen. Dresden 1849.

Beurtheilung des Entwurfs zu einem Berggesetze für das Königreich Sachsen. Freiberg 1849.

Allgemeine deutsche Wechselordnung nebst dem Einführungsgesetz für den preußischen Staat. Glogau 1849.

E. Schick, Handbuch des deutschen Staatspapier- und Actienhandels. Leipzig 1849.

G. Kurzbauer, Lehrbuch der kaufmännischen Buchhaltung. Wien 1849.

Ad. Hansemann, Die Lehre von den Wechselbriefen für Kaufleute und wechselfähige Nichtkaufleute des Königreiches Sachsen. Grimma 1849.

C. Rumler, Uebersicht der Maaße, Gewichte und Währung der vorzüglichsten Staaten von Europa. Wien 1849.

Dr. G. Moore, Die Macht der Seele über den Körper. Nach der 4. Aufl. des Originals aus dem Englischen übers. von Dr. E. Susemihl. Leipzig 1850.

Dr. O. Domrich, Die psychischen Zustände, ihre organische Vermittelung und ihre Wirkung in Erzeugung körperlicher Krankheiten. Jena 1849.

Dr. J. F. Angelhuber, Die prophetische Kraft des magnetischen Schlafes. Weimar 1849.

Dr. J. J. Wilbraud, Stamt het menschengeschlacht van eén Paar af? Amensfort 1844.

R. Keyser, Nordmaendenes Religions for fatning i Hedendommen. Christiania 1847.

G. L. Craik, The pursuit of knowledge under difficulties. Vol. 1. 2. 3. London 1845.

L. Dittmar, Das Wesen der Ehe. Leipzig 1849.

Dr. C. Chr. Heffter, Die Weltgeschichte und das Weltgericht, oder die Mythologie als Geschichte. Buch 1. Das goldene Weltalter. Jüterbogk 1849.

K. F. Schnell, Die Centralisation des allgemeinen Schul-Unterrichts. Berlin 1850.

— —, Die Einrichtung einklassiger Schulen in Bezug auf Ziel, Abstufung und Plan des Unterrichts. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1849.

Dr. J. G. Jörg, Die Erziehung des Menschen zur Selbstbeherrschung. Leipzig 1850.

Dr. Hehl, Die Reorganisation der höheren Gewerbschule in Cassel. Cassel 1849.

V. Walser, Ueber die Einführnng der Schulbrüder und Schulschwestern in Württemberg. Tübingen 1849.

K. F. Ranke, Ansichten über die Reform der Schule. Wittenberg 1849.

H. F. Maßmann, Altes und Neues vom Turnen. Heft 1. 2. Berlin 1849.

J. Sutor, Künstliches Fechtbuch zum Nutzen der Soldaten, Studenten und Turner. Neu herausg. von Scheible. Stuttgart 1849.

R. Zimmermann, Leibnitz und Herbart. Eine Vergleichung ihrer Monadologien. Gekrönte Preisschrift. Wien 1849.

A. E. Biedermann, Unsere junghegelsche Weltanschauung oder der sogenannte neueste Pantheismus. Zürich 1849.

G. Nagel, Ueber die Gesetzgebung des Geistes und über die National-Erziehung. Hannover 1849.

W. A. Cormenin, Das Buch der Redner. Leipzig 1848.

Ar. Oihenart, Proverbes Basques. 2. édition. Paris 1847.

Dr. J. de Coloma, Ensayos literarios. Par. 1848.

Le Duc Léouzon, Une saison de bains au Caucase. Par. 1845.

P. J. de Béranger, Oeuvres complètes, illustrées par Grandville. Par. 1840.

The Pearl of days or the advantages of the Sabbath to the working classes. Lond. 1848.

Publications of the Shakespeare Society.

J. O. Halliwell, Shakespeare's play of king Henry the fourth. Lond. 1845.

Eight novels employed by english dramatic poets of the reign of queen Elizabeth. Lond. 1846.

Th. Legge, The true tragedy of Richard the third. Lond. 1844.

J. O. Halliwell, Tarlton's jests and news out of purgatory. Lond. 1844.

The Heywood, The fair maid of the exchange. Ed. by B. Field. Lond. 1846.

J. Payne Collier, Memoirs of the principal actors in the plays of Shakespeare. Lond. 1846.

Th. Amyot, The old Taming of a shrew, upon which Shakespeare founded his comedy, reprinted from the edition of 1594. Lond. 1844.

Al. Dyce, Timon, a play. Lond. 1842.

J. O. Halliwell, The first sketch of Shakespeare's merry wives of Windsor. Lond. 1842.

— —, The marriage of wit and wisdom. Lond. 1846.

— —, Illustrations of the fairy mythology of a midsummer night's dream. Lond. 1845.

J. Forde, Honour triumphant and a line of life. Lond. 1843.

J. Payne Collier, The ghost of Richard the third. Lond. 1844.

Ph. Henslowe, The Diary from 1591 to 1609. Ed. by J. Payne Collier. Lond. 1845.

C. Schall's nachgelassene Reime und Räthsel, nebst des Dichters Lebenslauf. Herausg. von A. Kahlert. Breslau 1849.

Müller von der Werra, Des Minne- und Volkssängers Lieder und Reime. Zürich 1849.

Fr. A. Krummacher, Parabeln. 8. Ausgabe. Essen 1850.

Dr. A. Henneberger, Altdeutsches Lesebuch. Halle 1849.

O. F. Gruppe, Theudelinde, Königin der Longobarden. Berlin 1849.

F. Gregorovius, Göthes Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt. Königsberg 1849.

J. Gotthelf, Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. Bd. 1. 2. Berlin 1849.

A. Böttger, Ein Frühlingsmährchen. Leipzig 1849.

U. v. Hutten, Jugenddichtungen didaktisch-biographischen und satyrisch-epigrammatischen Inhalts. Herausg. von E. Münch. Schwäb. Hall 1850.

K. Gödeke, Elf Bücher deutscher Dichtung. Von Sebastian Brant (1500) bis auf die Gegenwart. Leipzig 1849.

F. Freiligrath, Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte. Stuttg. 1849.

A. Böttger, Zu Göthe's 100jähriger Geburtsfeier am 28. August 1849. Leipzig 1849.

E. M. Arndt, Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt. Leipz. 1849.

L. Schücking, Der Sohn des Volkes. Th. 1. 2. Leipzig 1849.

Wilkina Saga, sive historia Wilkinensium, Theodorici Veronensis ac Niflungorum; continens regum atque heroum quorundam gothicorum res gestas, ex mss. codicibus linguae veteris Scandinaviae in hodiernam succicam atque lat. translata, opera J. Peringskiold. Stockholm 1715.

Niederländische Bibliothek. Bd. 1—6. Leipzig 1849.

P. O. Backström, Svenska Folkböcker. I. II. Stockh. 1848.

P. C. Hoofts, Warenar, met eene inleiding en aanteekeningen door de Vries. Leiden 1843.

Tegner, Axel. Med oversättelse af A. E. Boye. Kiobenh. 1846.

Göthe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausg. von O. Jahn. Leipzig 1849.

J. Heller, Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler. 2. verm. Aufl. Abth. 2. 3. Schluß. Leipzig 1849.

J. Coindet, Histoire de la peinture en Italie. Par. 1849.

L. Lanzi, Storia pittorica dell' Italia dal risorgimento delle belle arti fin presso al fine del XVIII secolo. Vol. 1 — 4. Venezia 1837 — 39.

Chr. Schuchardt, Göthe's Kunstsammlungen. Th. 1 — 3. Leipzig 1849.

H. Weber, Von dem Hervortreten der in den Körpern schlummernden Töne. Hanau 1849.

M. Fürstenau, Beyträge zur Geschichte der k. sächs. musikal. Kapelle. Dresden 1849.

O. G. C. v. Raven, Die sociale Frage und der Ackerbau der Zukunft durch die freye Concurrenz. Berlin 1850.

E. Baumstark, Zur Einkommenssteuer-Frage. Greifswald 1850.

Fr. Bastiat, Harmonies économiques. Par. 1850.

K. F. Schnell, Vorschläge zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse, namentlich auf dem Lande. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1849.

C. F. Kreyssig, Denkschrift über die Noth der Arbeiter. Berlin 1849.

An inquiry into the alleged tendency of the separation of convicts one from the other, to produce disease and derangement. Philadelphia 1849.

Die Schlacht bey Fridericia. Von einem dänischen Offizier. Kopenhagen 1849.

v. Hofmann, Zur Geschichte des Feldzugs von 1815 bis nach der Schlacht bey Belle-Alliance. Koblenz 1849.

M. de Brettes, Mémoire sur un projet de chronographe électro-magnétique. Par. 1849.

R. Virchow, Die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medizin. Berlin 1849.

Encyklopädie der medizinischen Wissenschaften. Abth. 4. Geschichte der Medizin von Dr. E. Morwitz. Bd. 1. 2. Leipzig 1849.

Dr. H. Spöndli, Die Revolution in der Medizin. Zürich 1849.

Dr. F. Grävell, Die medizinischen Zustände der Gegenwart und das Mittel ihrer Hülfe. Berlin 1849.

Dr. C. A. L. Bauer, Das Institut der Wundärzte I. Classe und seine Gegner. Berlin 1846.

Dr. M. J. S. Schultze, De arteriarum notione structura, constitutione chemica et vitae disquisitio. Gryphiae 1850.

Dr. E. O. Schmidt, Handbuch der vergleichenden Anatomie. Jena 1849.

J. Hutchinson, Von der Capacität der Lungen und von den Athmungs-Funktionen. Aus dem Engl. von Dr. Samosch. Braunschweig 1849.

S. Gutherz, Die Respiration und Ernährung im Fötalleben. Jena 1849.

R. Froriep, Atlas anatomicus partium corporis humani per strata dispositarum imagines in tabulis XXX exhibens. Fasc. I. Weimar 1849.

J. Budge, Memoranda der speciellen Physiologie des Menschen. 2. verm. Aufl. Weimar 1850.

Dr. H. Beck, Ueber die Verbindungen des Sehnerven mit den Augen- und Nasenknoten. Heidelb. 1848.

Dr. E. d'Alton, De monstrorum duplicum origine atque evolutione commentatio. Halis 1849.

Dr. W. Gruber, Neue Anomalien. Berlin 1849.

Dr. C. E. Bock, Handbuch der Anatomie des Menschen. 4. verm. Aufl. Bd. 1. 2. Leipzig 1849.

A. A. Berthold, Am 28. August des Jahres 100 nach der Geburt Göthe's in einem Kreise Göttingischer Verehrer dieses großen Genius über seine Anatome comparata. Göttingen 1849.

Dr. E. H. Weber, Zusätze zur Lehre vom Baue und den Verrichtungen der Geschlechtsorgane. Leipzig 1846.

E. A. Platner, Die Galle im gesunden und krankhaften Zustande mit besonderer Berücksichtigung der Gallensteine. Wien 1849.

Dr. Phöbus, Ueber den Leichenbefund bey der orientalischen Cholera. Berlin 1830.

Dr. C. A. Steifensand, Die asiatische Cholera auf der Grundlage des Malaria-Siechthums dargestellt. Crefeld 1848.

— —, Das Malaria-Siechthum in den niederrheinischen Landen. Crefeld 1848.

C. F. Schärtler, Enträthselung der Cholera. Olmütz 1849.

Fr. Prollius, Miasmen, Sumpffieber und Cholera. Venedig 1849.

Dr. K. Pfeufer, Zum Schutze wider die Cholera. Heidelb. 1849.

Dr. M. Mandl, Rückenmark und Darmschleimhaut und ihr Verhältniß zur Cholera. Leipzig 1849.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Auguſt.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1850.

Ueberſicht

der ausländiſchen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1850.

(Fortſetzung.)

Classical education. — Westminst and foreign quart. Review. 1850 July.

Douët-d'Arcq, Notice sur la bibliothèque de Jean, Duc de Berri, en 1416. — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 3.

D'Héricourt (Achmet), Recherches sur l'imprimerie dans quelques villes de France. (Arras.) — Bullet. du Bibliophile. 1850. No. 14 et 15.

Oeuvres de Condorcet completées sur les Mss. originaux par F. Arago 12 ts. Paris 1847 — 49. — Quart. Rev. 1850 June.

Saulcy (Fr. de), Recherches analytiques sur les inscriptions cunéiformes du système médique. 2. article. — Journ. asiat. 1850 Mai — Juin.

Crawfurd (John), On the words introduced into the English from the Malay, Polynesian and Chinese languages. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 April.

Brahminism and the Ramayun. (The Ramayana of Valmiki, transl. from the Sanscrit by Kritibas, Pandit, 7 vols. Serampore. — Calcutta Rev. 1850 March.

Early Bengali literature and newspapers. — Ebendaſ.

Sur la prolongation d'un méridien jusqu'au cap nord. — Bull. de la Soc. de Géographie. 1850 Mai.

Favre, Voyage dans le Johore (Djohore); traduit de l'anglais par de La Roquette. — Ebendaſ.

Bodichon, Programme de faits à étudier par les voyageurs qui ont l'intention de se rendre à Tombouctou ou dans les autres localités de l'Afrique centrale. — Ebendaſelbſt.

Smith (Albr.), A month at Constantinople. Lond. 1850. — Blackwood's Magaz. 1850 June.

Steam to Australia. — Calc. Rev. 1850 March.

Chesney, The expedition for the Survey of the rivers Euphrates and Tigris, carried on by order of the British Government in the years 1835 — 1837. Lond. 1850. Vol. 1. 2. — Westminst. and foreign quart. Rev. 1850 July.

Huc, Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine. 2 vols. Paris 1850. — Revue des deux Mondes 1850 T. II. Livr. 6.

Squier et Davis, Mémoires de la Société ethnologique américaine, anciens monuments de la vallée du Mississipi, publiés par l'Institution Smithson. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Juin.

Squier, Antiquités de l'Amérique centrale. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1850 Avril.

— —, Découverte d'anciens monuments sur les îles du lac Nicaragua. — Ebendaſ.

Chaudruc de Crazannes, Notice sur une inscription antique (gallo-romaine) découverte à Eauze (Gers), l'ancienne Elusa. — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 3.

Renier (Léon), Observations sur l'inscription découverte à Eauze. — Ebendaſ.

— —, Notice sur le tombeau de T. Flavius Maximus, préfet de la légion III. Auguste. — Ebendaſelbſt.

Flandin (Eug.), Voyage archéologique en Perse. I. Les ruines de Persépolis. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 1.

Ninive et ses ruines; extrait du Journal de Constantinople. — Univ. cath. 1850 Mai.

Galvani (Giov.), Delle genti e delle favelle loro in Italia dai primi tempi storici fino ad Augusto. — Archivio stor. ital. T. XIV.

Chastel (E.), Histoire de la destruction du paganisme dans l'empire d'Orient. — Biblioth. univ. de Genève (Litt.) 1850 Juin.

Moeurs et usages d'Espagne. — Ebendaſ. Mai.

Cobelli (Leone), Fatto d'armi tra Guido da Montefeltro il Vecchio, capitano del popolo Forlivese, Giovanni d'Appia ed il conte di Monforte, generali di papa Martino IV; corrodato di note da Giov. Casali. — Archiv. stor. ital. Append. No. 23.

Ughi (Giuliano), Cronica di Firenze (1501 — 1546). — Ebendaſ.

Vettori (Franc.), Sommario della storia d'Italia dal 1511 al 1527, con notizia della vita di Franc. e di Paolo Vettori, per cura di Alfr. Reumont. — Ebendaſ. No. 22.

Capitoli della resa di Foiano (1452) e quattro lettere della Signoria fiorentina. Documenti inediti del secolo XV, con note di P. Bigazzi (Cesare Guasti). — Ebendaſ. No. 23.

Canestrini (Gius.), Documenti risguardanti le relazioni politiche dei Papi d'Avignone coi Comuni d'Italia, avanti e dopo il Tribunato di Cola di Rienzo e la calata di Carlo IV. — Ebendaſ. No. 24.

Bonaini (Franc.), Tre lettere di Sigismondo imperatore ai Perugini. — — Ebendaſ.

Reumont (Alfr.), Supplemento secondo alle notizie bibliografiche dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia. — Ebendaſ. No. 23. 24.

Tommaseo (Nic.), Intorno ad un passo disputato di Paolo Diacono. — Ebendaſ. No. 24.

Manifesto di Alessandro Tassoni intorno le relazioni passate tra esso e i principi di Savoia. — Ebendaſelbſt.

Cicogna (E. A.), Saggio di bibliografia veneziana. — Ebendaſ.

Orioli (Franc.), Viterbo e il suo territorio, archeologiche ricerche. — Ebendaſ.

Bonaini (Franc.), Proposta sulla compilazione di un volume di cose storiche perugine. — Ebendaſelbſt.

Monaco. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Avril.

Gerbet (Ph.), Esquisses de Rome chrétienne. T. II. — Correspond. T. XXVI. Livr. 5.

Saint-Priest (Alex. de), Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou. Paris (1848.) 4 vol. — Journ. des Savants 1850 Juin.

Escape of Louis-Philippe. Lamartine's refutation of the Quarterly Review. — Quart. Rev. 1850 June.

Thomas (Emile), Histoire des Ateliers nationaux. Par. 1848. — Ebendaſ.

The austrian Revolution. — Ebendaſ.

Lafargue, Nouveaux renseignements sur les affluents du fleuve Blanc, recueillis par Arnaud d'Abbadie. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Mai.

O'Riley (Edward), Notes on the tract of country lying between the head of the Zimmi river and the source of the Kaundran, adjacent to the Siamese border province of Ryout Raung. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 April.

Stronach (A.), A visit to the city of Chiang Chau. — Ebendaſ.

Biot (Éd.), Mémoire sur les colonies militaires et agricoles des Chinois. (Suite.) — Journ. asiat. 1850 Mai — Juin.

The establishment of the Indian Episcopate. Bishop Middleton. — Calcutta Review 1850 March.

Annals of the Bengal Presidency for 1849. — Ebendaſelbſt.

Dernière défaite de Santa-Anna par les Texiens. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Avril.

Jomard, Ruines découvertes près de Tunja, dans l'Amérique centrale. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Mai.

Pulo Aur (Malayan island). — Journ. of the Ind. Archip. 1850 April.

Windsor Earl (G.), On the leading characteristics of the Papuan, Australian and Malayu-Polynesian nations. — Ebendaſ.

Milne Edwards, Discours prononcé aux funérailles de M. de Blainville. — Annal. des Scienc. natur. (Zool.) 1849 Déc.

Sforza Pallavicino, Della vita di Alessandro VII. libri cinque. Prato 1839. 2 volumi. — Arch. stor. ital. Append. No. 22.

Relazione della morte del Cardinale Pallavicino. — Ebendaſ.

Benedetto da Firenze, Cedrus Libani, ossia vita di Fra Gerolamo Savonarola, scritta in terzetti l'anno 1510. — Ebendaſ. No. 23.

Necrologia di Lorenzo Ilari. — Ebendaſ.

Necrologia del conte Camillo Sizzo de' Noris. — Ebendaſ. No. 24.

Aristote. Coup d'oeil sur sa vie et ses travaux.

(Fin.) — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Avril.

Grégoire Girard. — Ebendaſ. Juin.

Dr. Johnson; his religious life and his death. By the author of „Doctor Hookwell." 1850. — Quart. Review 1850 June.

Biot (J. B.), Anecdote relative à M. de Laplace. Par. 1850. — Ebendaſ.

Phipps (Edm.), Memoirs of the political and literary life of Robert Plumer Ward, Esq. 2 vols. 1850. — Ebendaſ.

Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe. Étude morale et politique par Alb. de Broglie. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 1.

Mazade (Charl. de), Un penseur catholique espagnol. M. Donozo Cortés, ses écrits et ses discours. — Ebendaſ.

Donkin, On the geometrical laws of the motion of a rigid system about a fixed point. — Philos. Mag. 1850 June.

Plateau (J.), On a new and curious application of the permanence of impressions on the Retina. — — Ebendaſ.

Locke (J.), On the Phantascope. — Ebendaſ.

Pinard, L'église de Saint-Julien-le-Pauvre, à Paris. — Revue archéol. Ann. VII. Livr. 3.

Oriental astronomy. — Calcutta Rev. 1850 March.

Sur la parallaxe de l'étoile no. 1830 du catalogue de Groombridge, qui résulte des recherches de MM. Otto Struve et Faye. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1850 Juin.

Plücker, Sur le magnétisme et le diamagnétisme. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Juin.

Wiedemann (G.), Mémoire sur les propriétés électriques des corps cristallisés. — Ebendaſ.

Avogadro, Sur les volumes atomiques des corps. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois d'Avril 1850. — Ebendaſ.

Loomis (El.), Expériences sur l'électricité que dégage une plaque de zinc ensevelie dans la terre. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Avril.

Beetz (W.), De l'effet produit sur la force du courant par l'échauffement et l'ébranlement des électrodes. — Ebendaſ.

Plantamour (E.), Resumé météorologique de l'année 1849 pour Genève et le Grand Saint-Bernard. — Ebendaſ. Mai.

Soret (L.), Lettre sur de nouvelles expériences de M. Regnault, relatives aux tensions des vapeurs. — Ebendaſ.

Du Bois-Reymond (Em.), Recherches sur l'électricité animale. — Ebendaſ. Juin.

Regnault, On the measurement of temperatures by thermo-electric currents. — Philos. Magaz. 1850 June.

Birt (W. R.), On the hail storm of May 5, 1850, as observed at the Kew Observatory. — Ebendaſelbſt.

Wartmann (E.), Eighth memoir on induction. — Ebendaſ.

Lefroy, Preliminary report on the Observations of the Aurora borealis, made . . at the various guard-rooms in Canada. — Ebendaſ.

Sobrero et Selmi, De l'action du chlore sur les chlorures métalliques en présence des chlorures alcalins. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Juin.

Wöhler (F.), Sur le titane. — Ebendaſ.

— —, Sur les amido-azotures de tungstène. — Ebendaſ.

— —, Note sur l'azoture de bore BN. — Ebendaſelbſt.

Graham (Th.), Recherches sur la diffusion des liquides. — Ebendaſ.

Millon (E.), Sur une combinaison nouvelle de soufre, de chlore et d'oxygène. — Ebendaſ.

Frankland (E.), Recherches sur une nouvelle série de corps organiques enfermant des métaux et du phosphore. — Ebendaſ.

Löwig et Schweitzer, Sur le stibio-éthyle, radical organique à base d'antimoine. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1850 Avril.

Gobley, Recherches chimiques sur les oeufs de carpe. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Juin.

Chatin, Existence de l'iode dans toutes les plantes d'eau douce. Conséquences de ce fait pour la géognosie, la physiologie végétale etc. — Ebendaſelbſt.

Bussy, Note sur l'extraction des produits de la distillation de la huille. — Ebendaſ.

Vrij, Sur l'analyse de l'opium. — Ebendaſ.

Blanchard (Ém.), De l'appareil circulatoire et des organes de la respiration dans les Arachnides. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1849 Déc.

Lacaze Duthiers, Recherches sur l'armure génitale des Insectes. — Ebendaſ.

Benson (W. H.), Characters of nine new or imperfectly described species of Planorbis inhabiting India and China. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 May.

Clark (W.), Observations on the Littorinidae. — Ebendaſ.

Gray (J. E.), On the species of Cercolabes confounded under the name of C. prehensilis. — Ebendaſelbſt.

Walker (Franc.), Descriptions of british. Aphides. — Ebendaſ.

Davidson (Thom.), Notes on an examination of Lamarcks species of fossil Terebratulae. — Ebendaſ. June.

— —, On the internal structure of Terebratula pectunculoides, Schl. etc. Ebendaſelbſt.

— —, On the genus Waltonia. — Ebendaſ.

Vogt (C.), On some inhabitants of the freshwater muscles. — Ebendaſ.

Miers (John), On Hyoscyamus and Physochlaena. — — Ebendaſ.

Gray (J. E.), On the operculum of gasteropodous Mollusca, and an attempt to prove that it is homologous or identical with the second Valve of Conchifera. — Ebendaſ.

Christison (Al.), On cannabis indica, Indian Hemp. — Ebendaſelbſt.

Blainville (H. M. Ducrotay de), Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fossiles. — Journ. des Savants 1850 Juin.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisé. (De la Méthode naturelle appliquée a la classe des Mammifères.) — Rev. et Mag. de Zool. 1850 Mai.

Lafresnaye (F. de), Essai d'une monographie du genre Picucule (Buffon) Dendrocolaptes (Hermann, Illiger) devenu aujourd'hui la sous-famille Dendrocolaptinae (Gray) de la famille Certhiadae de Swainson (Suite.) — Ebendaſ.

Signoret (V.), Description d'un genre nouveau et de quelques espèces du groupe des Tettigonides — Ebendaſ.

— —, Description d'un genre nouveau de l'ordre des Hémiptères hétéroptères, et de la section des Hydrocoryses. — Ebendaſ.

Remy (E. Jul.), Excursion botanique à travers les Ardennes françaises. (Suite.) — Annal. des scienc. nat. (Botan.) 1849 Déc.

Thurmann (Jules), Essai de phytostatique, appliqué au Jura et aux contrées voisines, ou étude de la dispersion des plantes vasculaires envisagée principalement quant à l'influence des roches sous-jacentes. — Ebendaſ.

Indices seminum hort. bot. Hamburg., Friburg., Hauniensis, Heidelberg., Halensis, Dorpatensis, Amstelodam., Mutinensis, Monspeliensis, anno 1849. — Ebendaſ.

Ralfs (John), On the Nostochineae. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 May.

Berkeley (M. J.) and C. E. Broome, Notices of british Fungi. (Cont.) — Ebendaſ. June.

Guibourt, Note sur l'hebradendron cambogioides, pour faire suite au mémoire de M. Christison sur la gomme-gutte. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Juin.

Lycett (John), On Trichites, a fossil genus of bivalve Mollusks. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 May.

Galitzin (Em.), Quelques observations concernant les montagnes situées à l'ouest du lac Baïkal. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1850 Avril.

O'Riley (Edw.), The origin of Laterite. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850. April.

Trémaux, Notes sur la localité ou sont situées les principales mines d'or du Soudan oriental, et observations critiques sur le récit du colonel Kovalevski relatif à cette même contrée. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1850 Avril.

Chandos Wren Hoskyns, The history of agriculture in ancient, mediaeval and modern times 1849. Quart. Rev. 1850 June.

Des methodes d'éducation. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Avril.

La Fons, Cérémonies dramatiques et anciens usages. — Annal. archéol. T. X. Livr. 2.

Magnin (Charles), Histoire générale des marionnettes. I. Les marionnettes d'antiquité. — Revue des deux Mond. 1850 T. II. Livr. 6.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

1. Der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres.

2. Narrative of the United States Expedition to the river Jordan and the dead Sea.

(Fortsetzung.)

In der Nähe des Ufers breitet sich hier ein fruchtbarer, für den Anbau höchst günstig erscheinender Boden aus; man sah hin und wieder verfallene Mühlengebäude — ohne Räder — und die Anlage von Gräben und Schleußen. Nachdem die Boote an diesem Tage in allem über 11 Wasserfälle nicht ohne Gefahr hinabgekommen waren, zog man sie oberhalb des Absturzes und der Wirbel von Bukah ans Land. Es war in gerader Richtung eine geringe Strecke, die man heute auf dem Wege von Nord nach Süden zurückgelegt hatte; ein gewöhnlicher Fußgänger würde den Weg in weniger als 2 Stunden beendigt haben. Zu den Haupthindernissen des Fortganges der Fahrt durch die Klippen und Wasserfälle waren auch noch die ungeheuren Krümmungen gekommen, denen der Stromlauf unterworfen ist, welcher sich schon hier an einer Stelle, von Süden wieder weithin nach Norden zurückbeugt. Welche Expedition zu Lande, wenn auch die Lastwägen auf schlechtestem Wege vielerley Hemmungen begegneten, kommt an Mühseligkeit einer solchen gleich. Die Mannschaft in den Booten hatte den ganzen Tag im Wasser sich abgearbeitet, war seit dem Frühstück ungegessen geblieben und nun so ermüdet, daß man für die Fahrzeuge andre Wächter vom Lande her bestellen mußte, denn die Landparthie hatte schon längst, nicht fern vom Ufer auf einem Hügel ihr Lager geschlagen.

Zu den bisher erwähnten Hemmungen und Gefahren, welche die Natur dem Fortgang des Unternehmens in den Weg legte, kamen von hier an andre, aus der Hand der Menschen; das Ufer des Flußes ist auf eine weite Strecke hin von einem Raubgesindel der Beduinen bewohnt, gegen die man sich beständig auf der Hut so wie unter Waffen halten muß.

Die Araberhorden, durch deren Gebiet man seither vom Tiberiassee an gekommen war, gehören zu den Beschata-, zu den Obeidiyeh- und zu den Es Sukr-Stämmen. Der erstgenannte Stamm, dessen Gebiet nahe ober und unter der Brücke Semakh liegt, zählt 250, der zweyte 500, der dritte 300 waffenfähige Männer und alle diese Stämme gehören zu den friedlicheren Unterthanen des Paschaliks; nicht so jedoch jene, welche weiter gegen Süden und gegen Osten bis in die Wüste ihre Wanderzelte aufgeschlagen haben.

Vor allem ließ es der unermüdete Führer der Expedition, Hr. Lynch, am nächsten Morgen sich angelegen seyn den gefährlichen Wasserfall und Wirbel von Bukah näher in Augenschein zu nehmen und die Mittel, seinen Gefahren zu entgehen, in Bereitschaft zu setzen. Das hölzerne Fahrzeug, der „Uncle Sam," war bereits den Kämpfen des gestrigen Tages mit Klippen und Wasserwogen unterlegen, es war so leck geworden, daß es sich nicht mehr über dem Wasser halten ließ. Mit ihm zugleich sank auch die Hoffnung, die man auf seine Benutzung zum Fortschaffen der Zelte gebaut hatte, welche der Mannschaft an den

Ufern des todten Meeres ein Obdach gewähren sollten. Eine verdoppelte Sorgfalt war jetzt nöthig zur Erhaltung der Fahrzeuge aus Metallblech, welche schon bey dieser Gelegenheit ihren großen Vorzug vor den aus Holz gezimmerten bewährt hatten. Es war keine Möglichkeit die Fahrzeuge zu Lande, mit Umgehung der gefährlichen Stelle zu transportieren, denn zu beyden Seiten erhob sich das hüglige Ufer steil empor. Wie bey mehrern andern Gelegenheiten, war es auch hier der Einfluß des Scheriff Akil, der einst ihre Schaaren in manchen siegreichen Kampfe geführt hatte, welcher die nachbarlich anwohnenden Araber zu den Hülfleistungen anregte, durch welche die Boote glücklich über den 11 Fuß hohen Wassersturz, dann über noch zwey andre, minder gefährliche hinabgebracht wurden. Man kam am Nachmittag an der Mündung des Yermackbaches (des Hieromax) vorüber, der sich von Osten her in den Jordan ergießt, und bey seinem Zusammenfluß mit diesem eine kleine Insel bildet. Abermals zeigten sich in den Abendstunden die Ruinen einer alten Brücke, Jisr Mejamia (Brücke des Begegnens), welche unser Reisender für die Stätte des alten Mahanaim hielt. Der Wasserweg wand sich hier durch ein Labyrinth von Felsenklippen hindurch; man war in der Nähe der Ruinen von Bethsean, dem Skythopolis der griechischen Autoren, bereits in den Gränzen des Stammes Isaschar auf der einen, des Stammes Gad auf der entgegengesetzten Seite des Flußes.

Dieselben Schwierigkeiten und Gefahren, mit denen in den vorhergehenden Tagen die Wasserfahrt zu kämpfen hatte, wiederholten sich auch in mehreren der nächstfolgenden, so daß wir die nähere Beschreibung derselben, als eine Wiederholung der schon gegebenen hier übergehen. Nicht ohne Vortheil für die Expedition war die Nähe des türkischen Militär-Gouverneurs Muhamed Pascha, der im Gefilde von Esdrälon mit einem Truppencorps lagerte. Dennoch hielt es der kluge, ortskundige Scheriff Akil für rathsam, daß die Karawane, die Landerpedition, am 14. April von dem westlichen ans östliche Ufer des Flußes hinübergeführt werden möchte, während er mit den arabischen Begleitern an dem minder vor Ueberfällen gesicherten westlichen blieb und beyde Züge die Boote so in ihre Mitte nahmen. Es war hier die Gegend, in welcher Lieutenant Molineux zum ersten Mal von den Beduinen angegriffen wurde. Wenige Meilen von da, gegen Westen, sind die vermuthlichen Ruinen von Succoth.

Abermals war es die Klugheit des Scheriff Akil und das Ansehen, das er unter allen, auch den nicht mit seinem Stamme in Eintracht lebenden Beduinenhorden genoß, was die sonst wohl nahe liegende Gefahr räuberischer Angriffe von der Erpedition abwendete. Man war auf dem letzten Theile der im Ganzen zehn Tage dauernden Jordansfahrt in eine Gegend des Stromlaufes gekommen, in welcher neben den hin und wieder verstreuten Felsenblöcken auch Schutt- und Sandbänke die Fahrt erschwerten. Statt der nackten Ufer der Kalk- und Sandsteingebirge, statt der Binsen und niedern Gestrüppe, fand sich hier eine Umsäumung der Ufer mit dichten Waldungen ein, in deren weit herüberragenden Zweigen das Takelwerk der Boote, wenn diese den Schatten des Ufers nachgezogen waren, nicht selten in gefahrbringender Weise sich verstrickte. In diesem Waldesdickicht hausen Hyänen und Leoparden, deren Steige, die zur Tränke im Fluß führen, den Vorbeyfahrenden öfters ins Auge fielen.

Endlich, am 18. April, war wenigstens der erste Theil der schweren Aufgabe: die Beschiffung des Jordans gelöst, man befand sich am Pilgerbad des Flußes unweit Jericho und von hier aus ließ der Commandeur Lynch den Bericht an die Admiralität in Washington abgehen, den wir hier abgekürzt mittheilen:

In 8 Tagen haben wir die 30 Stunden lange Linie des Stromlaufes bis hieher, in der Wirklichkeit aber wegen der vielen Krümmungen eine mehr denn 3mal größere Strecke durchschifft. Der Jordan steht im letzten Stadium seines Hochwassers; etliche Wochen später wäre seine Beschiffung unmöglich gewesen. Mit unsern beyden Metallbooten sind wir glücklich über 27 große, gefahrdrohende und über eine dreymal größere Zahl kleinerer Katarakten und Stromabfälle hinabgeglitten, ein hölzernes in Tiberias erkauftes Fahrzeug wurde schon am 3. Tage der Stromfahrt unbrauchbar. Der Jordan macht noch viel mehr Windungen und Krümmungen als der Missisippi. — Wir Alle sind gesund und wohlauf. Von

den Arabern haben wir keine feindliche Begegnung erfahren, obgleich man uns zweymal aus Vorsicht unter Waffen gerufen hatte. Unsre Beduinen, die sich als Bundesgenossen und schützende Begleiter zu uns gesellten, haben sich treu und sehr wacker gehalten.

Der Vormittag des 18. Aprils war zum Ausruhen der Schiffsmannschaft bestimmt, welche zugleich, gerade an diesem Morgen, Gelegenheit fand die österlichen Waschungen der Pilgrime im Jordan zu beobachten und auf Befehl des Commandanten sich an einer etwas stromabwärts gelegnen Stelle in ihren Booten bereit hielt im Fall eines Verunglückens — wie dergleichen fast jedes Jahr sich zuträgt, die Hülfsbedürftigen zu retten. Denn der Jordan hat sich in dieser Gegend seines unteren Laufes das Bette sehr tief gegraben, sein Lauf ist reißend und der Boden schlammig.

Die Landcarawane setzte sich in Bewegung; sie zog in gerader Linie an die Nordwestseite des todten Meeres, nach Ain El Feschkah, dem Punkte, den man zum gemeinsamen Nachtlager vorausbestimmt hatte. Kurz vor zwey Uhr des Nachmittags fuhren auch die Boote ab. Unterhalb einer kleinen, dicht mit Bäumen bewachsnen Insel füllte man die Rettungsschläuche mit Luft. Das Fahrwasser hatte eine Tiefe von nahe 12 Fuß, die Ufer waren abwechselnd bald flach, bald steil abschüßig, aus Hügelmassen von röthlichem Thon gebildet. Ein widerwärtiger Geruch nach Schwefelleber, der aus den Schluchten und Abzugsbetten der Sümpfe von beyden Seiten des Flußes herkam, verrieth die Nähe der schwefligen Ablagerungen des Seeufers. Noch war das Wasser süß, die Breite des Flußes betrug 50 Yards. In der Nähe der Ausmündung findet sich eine ziemlich große und eine kleinere Insel, unterhalb derselben gewinnt der Strom eine Breite von 180 Yards, seine Tiefe beträgt hier nur 3 Fuß, das Wasser nimmt einen bittersalzigen Geschmack an. Etwas vor halb vier Uhr verließen die Boote auch das letzte Ende des Stromlaufes und traten in das Gewässer des Asphaltsees ein.

Der Wind, der anfangs in gemäßigter Stärke aus N. W. wehete, hatte plötzlich an Gewalt so zugenommen, daß die Boote ihre Richtung von Nord gegen West nicht halten konnten. Der Spiegel des Sees erhob sich in mächtigen, abgerissenen Wogen, welche mit der ganzen Last ihres schweren Wassers so heftig wie (nach dem Ausdruck des Berichterstatters) „Hämmer der Titanen“ an die Seiten der metallnen Boote schlugen und diese, wo nicht zu zerschmettern, doch zu überfluthen drohten. Der Schaum, der wie ein feiner Regen die Kleider so wie die Hände und das Angesicht der Schiffenden benetzte, überzog alles, was er berührte, mit einer salzigen Kruste, welche auf der Haut ein ätzendes, an Lippen und in der Nase, am meisten aber in den Augen ein schmerzhaft brennendes Gefühl erregte. Selbst am Ufer hatte der Wind den Staub der Wüste aufgeregt und die Luft verdunkelt.

Der Abend nahte sich und es schien ungewiß, ob man das Ufer noch heute erreichen werde oder die Nacht unter den Gefahren des wogenden Sees zubringen müsse. Da legte sich kurz vor 6 Uhr der Wind, und der Wasserspiegel wurde jetzt eben so schnell wieder glatt und ruhig, als er vorher in wilde Wogen aufgeregt worden war. Man fand sich jetzt nach einem fast dreystündigen Kampf mit Wind und Wogen wieder ganz nahe am nördlichen Ufer, nur etwa $\frac{1}{4}$ Stunde weit westwärts vom Einfluß des Jordans, dessen Nähe die Massen des Treibholzes so wie die Anhäufungen des Schlammes zu niedrigen Inseln verriethen.

Der Scheikh der Huteims, den man mit ins Boot genommen hatte, damit er, welcher an den Ufergegenden des Sees sehr gut Bescheid wußte, die Richtung der Fahrt nach dem gemeinsamen Lagerplatz angeben und leiten sollte, war durch den Schrecken, den er so eben auf dem von allen Arabern in abergläubiger Weise gefürchteten See ausgestanden hatte, so von Besinnung gekommen, daß er nicht mehr wußte, wie und wohin man steuern sollte; nur ans Land, zunächst ans sichre Land trachtete er zu kommen. Die Seeleute jedoch verfolgten ungehemmt und furchtlos auch noch beim einbrechenden Dunkel der Nacht ihre Wasserstraße längs dem Ufer hin und landeten endlich kurz vor 8 Uhr in der Nähe des

gemeinsamen Lagerplatzes, den die Land-Carawane an der Quelle des Sprunges (Ain el Feschkah) aufgeschlagen hatte.

Das leibliche Gefühl der äußeren Sicherheit und Ruhe empfieng noch eine andre Verstärkung und höhere Weihe, als in einer späteren Stunde der Nacht der Mond über die Gebirge des östlichen Seeufers heraufstieg und zugleich von Westen her das Läuten einer Glocke sich vernehmen ließ.

Der, in solcher Einöde unerwartete und überraschende Ton kam von dem merkwürdigen Kloster Mar Saba her, welches im nachbarlich einmündenden Kidronthale aufwärts, wie ein Schwalbennest, festungsmäßig von hohen Mauern und Thürmen geschützt, über dem 800 Fuß tiefen, steilen Felsenspalt liegt. Seit fast 14 Jahrhunderten steht dieses Gebäude, dem freylich erst die spätere Zeit allmälig seinen jetzigen Umfang und seine Vollendung gab, als ein Denkmal da der unerschütterlich festen Ausdauer des Christenglaubens mitten unter beständig wiederkehrenden Gefahren des Todes und dem wilden Andrang der Feinde. Das Kloster trägt seinen Namen von seinem ersten Stifter, dem Mar (Sanctus) Saba, diesem, wie Ritter ihn nennt, „großen Heros der Kirche im Eremitengewande, der sich dem Scepter der Kaiser und Könige, so wie dem gezogenen Schwert der Feldherrn mit dem Kreuz und den Geboten der Kirche, zum Schutze von dieser entgegenstellte.“

Nicht die unmittelbare Nachbarschaft des Klosters allein, sondern die steilen Felsenwände im Engthale auf und abwärts erinnern durch die unzähligen Grotten und Höhlen, die sich überall in ihnen zeigen, an jene frühesten christlichen Jahrhunderte, in denen sich ganze Schaaren von 10,000 bis 20,000 Eremiten in diese Einöden der judäischen Gebirge zurückzogen. Sie pflegten sich gewöhnlich um einen Meister und belehrenden Führer zu versammlen und so, unter diesem Oberhaupt einzelne Gemeinden oder Lauren zu bilden. Es war der Ruf der Thaten und belehrenden Kraft, der die zuströmenden Schaaren zu diesem oder jenem Meister

hinführte. Wohin konnte aber dieser Zug mächtiger seyn als zu Mar Saba, dessen Ruhm damals die Welt erfüllte vom byzantinischen Kaiserhofe an bis zum Nilstrom, vom Mittelmeer bis zum Euphrat. Dreymal dem Volksgedränge der Lauren entflohen, die er vergeblich immer in neue Einöden verlegt hatte, baute er zuletzt hier das Kloster, in welchem er sein Greisenalter in ungestörterer Stille verlebte. —

Am 19. April hätte der wohlwollende Führer der Expedition, Capitän Lynch, so gern seiner Mannschaft nach ihrer gestrigen unmäßigen Anstrengung ein Ausruhen und längeren Schlaf vergönnt, da schreckte sie alle die Nachricht vom Lager auf, daß die Boote sich fast ganz mit Wasser gefüllt hätten. Es hatte sich in den Frühstunden ein starker Wind aus Süden erhoben, der die hohen Wogen in die Fahrzeuge warf. Man zog diese jetzt ans Land und schöpfte sie aus. Der Sturm legte sich wieder nach wenig Stunden und der glatte Spiegel des Sees erschien von neuem — nach einem öfter auf ihn angewendeten Vergleich, stark glänzend wie geschmolznes Bley.

Lynch entließ hier seine arabischen Begleiter mit ihren Kamelen und Pferden, weil, wie die Leute sagten, ihre Thiere das Futter der salzigen Gewächse dieser Ufergegend nicht vertragen konnten; nur der Scheriff mit seinem Knechte wollte treulich bey der Expedition aushalten. So wie man gestern schon Schwalben und Möven über dem See gesehen hatte, bemerkte man auch heute im Dickicht des Schilfes, das den Ausfluß der kleinern Quelle umkleidet, Vögel, deren einer, dessen Gesang man vernahm, hier zu nisten schien. Abermals eine Beobachtung, durch welche das alte Vorurtheil widerlegt wurde, als könne kein lebendiges Wesen in der Nähe des Asphaltsees ausdauern.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

1. Der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres.
2. **Narrative of the United States Expedition to the river Jordan and the dead Sea.**

(Fortsetzung).

Um Mitternacht erinnerte abermals das Geläute der Glocke von Mar Saba unsre Reisenden daran, daß sie hier, auch in der wilden Einöde, Christen bey Christen seyen; einer der Araber, die am frühen Morgen das Lager verlassen wollten, ein Mann, der sich für einen Mueddin (Gebetsänger) ausgab, wollte auch durch lauttönenden Gesang seine Landsleute zum Gebet rufen, aber nur etliche wenige von ihnen erhoben sich vom Lager und beachteten seinen Ruf. Ueberhaupt bemerkte auch unser Reisender, daß diese Söhne der Wüste, hierin sehr verschieden von den Türken, nicht sonderlich zum Gebet geneigt, daß sie überhaupt mehr Heiden als ächte Mohamedaner seyen. Dennoch läßt sich in Ismaels Hütten noch ein Ueberrest nicht nur der alten, gastfreundschaftlichen Sitte der Urväter, sondern auch einer gewissen Zuverläßigkeit der gegebenen Versprechungen erkennen. Man hatte dem Häuptling Akil eine bedeutende Summe Geldes ohne Verschreibung oder Siegel zu Ankäufen anvertraut und durfte, als er jetzt von der Gesellschaft schied, unbesorgt um die redliche Erstattung seyn, denn er bewährte durch die That sein Sprüchwort: ein Stab von Eisen kann gebrochen werden, nicht aber das gegebene Wort eines redlichen Mannes.

Während am 20. April die Boote unter Leitung einiger Officiere zur Sondirung des Seegrundes in der Richtung von West nach Ost ausgegangen und bis in die Gegend der Schwefelquellen der oben erwähnten Kallirhoë gekommen waren, stellten sich nach Sonnenuntergang einige Araber vom Stamme Rashayideh bey dem Lager ein, die sich zu Führern der Landcarawane am Ufer hin und zur Bewachung der Fahrzeuge so wie des Geräthes anboten. Es waren abgemergelte Gestalten in eckelhafte Lumpen gehüllt, die sich indeß dennoch beym Ein- und Ausladen der Schiffsfrachten am andern Tage, so wie als Führer brauchbar und kräftig genug erwiesen.

Am 21. begann Lynch die genauere Untersuchung zunächst des westlichen Ufers. Ein mäßiger Wind aus S. W. konnte zwar die Fahrt nicht hemmen, wohl aber verspäten, so daß man erst nach fast 2 Stunden von Ras el Feschkah, dem felsigen Vorgebirge in der Nähe des Nachtlagers zum Wadi en Nar (Thalschlucht des Feuers) kam, wo das Kidronthal einmündet in den Asphaltsee. Das Bette des Baches, in welchem nur während der Regenzeit Wasser gefunden wird, nimmt seinen Verlauf durch eine Bergspalte, die nach unten verengt ist, nach oben sich erweitert. Die Felsen zu ihrer Seite ragen bis zu einer Höhe von 1200 Fuß hinan; sie bestehen aus deutlich geschichtetem Kalkstein, welcher durch die Beymischung von Bitumen an seinen Außenseiten eine aschgraue und bräunliche Farbe hat.

In einer späteren Nachmittagsstunde gewährte der Anblick und das Verweilen bey der Quelle von Ain Turabeh einen besondern Genuß für die Augen,

welche durch den Anblick des beständigen Einerleis der kahlen, öden Felsabhänge ermüdet waren. Hier grünten die Gebüsche der Tamarisken; ein ächter Pistazienbaum (**Pistacia Terebinthus**) stand in voller Blüthe. Die dienstfertigen Araber, welche die Boote auf dem Landweg begleitet hatten, brachten allerhand frische und getrocknete Früchte: Erzeugnisse der benachbarten Gegend. Auch die Landreisenden fanden nach einiger Zeit sich hier ein, **Dr.** Anderson hatte, wie sich später zeigte, an diesem Tage, wenn auch weder an Pflanzen noch an Thieren so doch an Gebirgsarten des Ufers, eine reiche Ausbeute gemacht.

Der Sonnabend (22. April), es war zugleich (1848) der Vorabend vor Ostern, erhielt unter jenen Erinnerungen, welche unsre Reisenden von dem Besuch des todten Meeres mit sich nahmen, einen ganz vorzüglichen Werth durch die Ansicht und das, wenn auch anfangs nur kurze Verweilen bey Ain Dschidy, dem Engaddi der h. Schrift.

Der Herausgeber des Reiseberichtes, Herr Lynch, hat dadurch sich ein besonders Verdienst um seine Leser erworben, daß er seinem Werke mehrere sehr wohlgelungene Abbildungen von Naturscenen und Gebirgsgegenden, namentlich aus der Umgebung des todten Meeres beygefügt hat. Auch von den Felsenhäuptern von Engaddi und ihren terrassenartig geformten Abhängen theilt er uns eine, wie es scheint naturgetreue bildliche Darstellung mit.

Es ist die Stätte der vielgepriesenen Palmenhaine und Weinberge, in deren Umgebung Salomo, der Herrscher in Glück und Frieden, eine erquickliche Ruhe und Lust der Augen fand, während in der ganz nachbarlich an den vormaligen Lustort angränzenden Wüste Engaddi der in Kampf und Mühen groß gewordene Vater jenes Friedensköniges, David, von Saul und seinen 3000 Bewaffneten hart bedrängt war, dort nur in Höhlen und Felsenklüften einen Bergungsort fand. Hier in der Nähe erhebt sich auch die Bergveste Siph, ein erhabener Denkstein der Natur an das Bündniß einer Freundschaft, dergleichen nur wenig andre Freundschaften zwischen Menschen gewesen: an Jonathans Bund mit David.

Der obere Theil des Felsens mit seinem tafelartig platten Gipfel ist nun fast ganz ein kahles, nur hin und wieder mit niederem Tamariskengesträuch bewachsnes Kalkgebirge. Noch jetzt aber sieht man von unten herauf an den hohen Eingängen der Felsengrotten, zu denen keine Treppe mehr hinan führt, die Schwellen, Thürpfosten, Fenstersäulen aus Marmor schön gebildet. Und am untern Drittel des Bergabhanges strömt noch immer, im Schatten der Zizyphus- (Lotus-) Bäume und Gebüsche die Quelle mit erquicklich schmeckendem Bergwasser, deren Abfluß einen grünenden und blühenden Garten der Natur bildet, in welchem andre Reisende den Gesang der Nachtigallen vernahmen.

Unsre „Schiffer im Salzsee“ hatten ihre Boote nahe bey der Stelle ans Land gezogen, an welcher die Quelle von Engaddi vom Berg herab fließt auf den flachen Küstensaum, in dessen heißem Sand und Staub sie sich verliert. Hier wurden die Zelte aufgeschlagen und von da aus die Erforschung und Messung der Umgegend begonnen. Der Gipfel des Berges erhebt sich zu 1500 Fuß über den Seespiegel; in der Höhe von etwas mehr als 500 Fuß findet sich die Bergquelle, deren grünende Umgebung Lynch einen „Diamant der Wüste“ nennt. Deltaförmig legt sich hier an den gähen Abhang des Berges ein allmählig absteigender, hügliger Vorsprung an, den die Bewohner der Nachbarschaft mit Gerstenfeldern und mit Beeten der wohlschmeckenden arabischen Gurke (**Cucumis Chate**) terrassenförmig bepflanzt haben. Erhaben schön, wie die Ansicht der nahen Westküste, ist auch hier die Aussicht auf das Gebirge des östlichen Ufers: auf das hochgelegene Kerak.

Am Abend kamen einige Araber, vom Stamme der Taamirah, zu den Zelten. Sie hatten zum Zweck ihres Besuches einen weiten Weg gemacht, sie waren hungrig und hatten gar keine Lebensmittel bey sich. Hr. Lynch ließ ihnen ihr Lieblingsgericht — Reis bereiten, und schon saßen sie um den Kessel und wollten so eben ihre Hände nach dem leckeren Mahle ausstrecken, da kam einem von ihnen der Gedanke, ob nicht vielleicht in demselben Kessel irgend einmal Schweinefleisch gekocht worden sey?

Da standen sie alle auf, giengen zu dem arabischen Koch hin und sprachen gegen diesen ihr Bedenken aus. Und als dieser der Wahrheit gemäß ihnen bekannte, daß schon gar manchmal Schinken und andres Fleisch von Schweinen in diesem Gefäße bereitet worden sey, da standen sie in sprachlosem Schrecken da, mit Mienen und Gebärden, in denen sich die Sehnsucht nach der trefflichen ihnen dargebotenen Speise und zugleich der Schmerz der nothgedrungenen Entsagung sehr lebhaft aussprach. Leider konnten die Reisenden, weil sie selber durch das lange Ausbleiben der erwarteten Provisionen in Noth waren, ihnen nichts Andres geben; sie mußten diese Gäste ungespeist entlassen.

Eine ähnliche ängstliche Gewissenhaftigkeit bemerkte man bey allen arabischen Begleitern. Keine andre Art der Lebensmittel war vor den Diebereien und Näschereien dieser immer eßlustigen Leute sicher; Alles aber, was von Schweinen war, konnte man ohne Bedenken vor ihren Augen liegen lassen.

Der Ostersonntag am 23. April wurde von der ganzen Gesellschaft der Reisenden als ein Ruhetag gefeyert. Endlich kamen denn auch heute unter Dr. Andersons Führung die sehnlich erwarteten Provisionen von Lebensmitteln an. Zugleich mit dieser Sendung trafen auch vier türkische Soldaten ein, welche sich Hr. Lynch von der Commandantschaft in Jerusalem als Schutzwache für den Landtransport und die Geräthe erbeten hatte.

Der 24. April wurde zur Fortsetzung der wissenschaftlichen Aufnahme und Vermessung der Gestade so wie der Tiefen des Sees verwendet. Hr. Lynch mit Dr. Anderson in dem einen Boote besuchte die hakenförmig von dem westlichen Ufer hinausragende Halbinsel, deren breite Basis an das Gebirge von Zoar sich anlehnt, Lieutenant Aulick fuhr in gerader Richtung ostwärts über den See hinüber zur Einmündung des Arnon, Capitän Dale vollendete die noch fehlenden Messungen der Uferhöhen und des Küstensaumes von Engaddi.

Einen furchtbaren Eindruck macht der Anblick der Halbinsel, deren Fuß von Treibholz, das die Süßwasserströme hereinführten, wie von Todtengebeinen umgeben ist, während auf ihrer ganzen Breite kein Strauch, ja kein grüner Grashalm gedeiht. Myriaden von todten Heuschrecken, welche der Sturm hieher verschlagen hatte, fanden sich auf der Sandbank aufgehäuft, welche das innre Ende der Halbinsel umsäumt. Ein angeschwemmtes Gebüsch war so mit Salzkrystallen bedeckt, daß sein Anblick an jenen erinnerte, den bey uns im Winter ein mit Eiskrystallen überzogener Strauch gewährt. Dieses Abbild eines nordischen Wintergebüsches stand mit der Empfindung der furchtbar drückenden Hitze der Luft des todten Meers in einem ähnlichen Contrast als der Gedanke an den frostigen Kaukasus mit dem brennenden Schmerz, den glühende Kohlen auf der Hand machen, welche dieselben erfaßt. Das steile Vorgebirge der Insel erhebt sich nur 40 bis 60 Fuß über den Seespiegel.

Man hatte Boten zu den Araberstämmen der südlicheren Gestade gesendet; sie kehrten mit der Nachricht zurück, daß diese sonstigen Bewohner der Gegend vertrieben und ein Räubergesindel in ihre Wohnstätten eingezogen sey. Der Scheriff warnte ernstlich vor den Gefahren einer weiteren Fortsetzung der Reise, Lynch konnte sich durch diese Bedenklichkeiten nicht von der Vollendung seiner Aufgabe abschrecken lassen.

In der That es gehörte eine mehr denn gewöhnliche Freudigkeit des Muthes und Selbstüberwindung dazu, um sich bey solchen ungewohnten, lang anhaltenden Beschwerden bey munterer Thätigkeit zu erhalten. Molineux hatte nur so kurze Zeit auf dem See und in seiner Nachbarschaft zugebracht, und wurde das Opfer der ausgestandenen Beschwerden; Lynch mit seiner Reisegesellschaft brachte im Ganzen 22 Tage an dem Gestade und zum Theil auf dem Wasser des Sees zu, war in beständiger Bewegung von Vorgebirg zu Vorgebirg, von Bucht zu Bucht, nahm unter Mithülfe des Lieutenant Aulick die Tiefen des Sees an 155 verschiedenen Stellen auf. Es kam jetzt, in der letzten Woche des Aprils zu dem schon vorher überaus hohen Stande der Temperatur das öftere Wehen eines

Gluthwindes der Wüste, der am Tage die Kräfte lähmte, bey Nacht, von einem unaufhörlichen Wetterleuchten begleitet, den Schlaf verscheuchte oder in einen fieberhaften Halbschlummer verwandelte. Wenn an solchen Tagen das Werk der Sondirung des Seebodens von Punkt zu Punkt in den schattenlosen Fahrzeugen immer wieder von neuem aufgenommen wurde, da geschah es zuweilen, daß der Capitän in der Mitte seiner völlig entmuthigten, in Schlaf und Todtenstille versunkenen Mannschaft fast der Einzige war, der die schlaftrunkenen, von dem überhellen Reflex der Sonnenstrahlen schmerzhaft geblendeten Augen offen erhielt, um das Steuerruder zu lenken und das Fahrzeug vor den Gefahren des Unterganges zu bewahren. Wenn er dann auf diese todtenbleichen, verstummten Gestalten blickte, deren Fährmann er nothgedrungen seyn mußte, da konnte er wohl nach Ritters Bemerkung an Charons Geschäft und an seinen von Todten erfüllten Nachen denken. Am meisten dann, wenn ihm selber von der übermäßigen Anstrengung die Sehkraft der Augen auf Augenblicke verging und wenn es mitten am hellen Tage um ihn dunkel wurde, oder wenn sein Fahrzeug in die Nähe des kokythischen Aushauches jener Schwefelwasserquellen kam, die sich häufig am Gestade finden und deren eingeathmeter Dampf in furchtbar lähmender Weise auf die Kräfte des Leibes und die Stimmung der Seele wirkt.

Auch die kräftigste Gesundheit wäre solchen ungünstigen Einflüßen der äußeren Natur unterlegen, wenn ihm nicht bey diesem wohl berathenen und sorgfältig vorbedachten Unternehmen die Mittel geblieben wären, zwischen den Tagen und Stunden der Mühe auch wieder Zeiten des Ausruhens und der leiblichen Erquickung, nicht nur an den niedern Gestaden des Sees, sondern auch in der gesünderen Luft des angränzenden Gebirges zu gewinnen. Die gesammte Expedition zu Land und zu Wasser fand sich in der Regel jede Nacht an einem bestimmten Lagerplatz zusammen, zu welchem man eine möglichst gut und gesund gelegene Stelle wählte, in deren Nähe ein quellendes, wenn auch etwas salzig schmeckendes oder laues, doch noch genießbares Wasser war. Der Hauptlagerplatz blieb die Gegend

von Ain Dschiddy oder Engaddi; dahin wurde die Zufuhr des Proviants aus Jerusalem und Hebron gebracht und von diesem Punkte aus, der mit der Mitte des Sees in gleicher Linie liegt, wurden die meisten Fahrten und Wanderungen nach Norden und Süden, so wie nach Osten gemacht.

Zunächst auf die Erforschung der Halbinsel, welche das nördliche Gebiet des Asphaltsees von dem südlichen abgränzt, und deren nördlichste Spitze Hr. Lynch das Cap Costigan, deren südwestliche er als Cap Molineux benannte, folgte jetzt, in der letzten Woche des Aprils die mühseligste von allen: die des Südendes des Sees, an der Gränze des großen Thales, das vom Asphaltsee bis zum rothen Meere sich hinabzieht. Man kam hier von Engaddi aus zuerst an der senkrecht abfallenden Felsenwand von Sebbeh, der alten Bergfeste von Masada vorüber, deren Höhe über dem Wasserspiegel Lynch auf 1200 bis 1500 Fuß schätzte. Zwar fällt der Besuch und das eigentliche Besteigen der Felsenwarte von Masada durch Dr. Anderson und mehrere Offiziere der Expedition um einige Tage später (auf den 29. April), doch beschreiben wir hier aus Hrn. Lynch Reisebericht den Gesammteindruck, den die Betrachtung der unüberwindlichen Felsenburg und ihrer majestätisch wilden Gebirgsnatur auf die Reisenden machte. Eine gute Abbildung, welche der Beschreibung beygefügt ist, läßt uns diese noch besser und deutlicher verstehen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Scripture Lands, being a Visit to the Scenes of the Bible, by the Rever. W. J. Woodcock. London 1849. (318 p.)

Das hier vor uns liegende Werk, in seiner einfachen Schilderung einer Reise durch Syrien und Palästina, enthält zwar nur wenig Neues für den Forscher und Kenner der Länderkunde, doch bleibt ihm der Werth einer eigenthümlichen Auffassung und Behandlung des Gegenstandes, wodurch selbst das Bekannte nicht selten einen Reiz der Neuheit empfängt.

In Gesellschaft von drei Freunden, welche zu gleichem Zweck die Reise unternahmen, dann von zwey Dragomans und einem landeskundigen Araber, alle sieben zu Pferd, während acht Maulthiere mit ihren vier Treibern das Gepäck führten, trat Herr Woodcock (ein amerikanischer Geistlicher) am 6. April 1848 seine Reise von Beirut aus über den Libanon nach Baalbeck an. Man hatte sich mit allem wohl versorgt, was zur Bequemlichkeit und zur Pflege des Leibes auf einem Wege dienen kann, auf welchem es keine Wirthshäuser giebt: zwey Zelte dienten zum Obdach, Teppiche bekleideten den Boden, Feldstühle zum Sitzen, ein Tisch, der sich zusammenlegen und auseinanderschlagen ließ, für die Freuden der Tafel und den geselligen Verein, vollständige Betten für die Ruhe der Nacht. Dazu kam noch eine wohl eingerichtete Feldküche zur Bereitung der warmen Getränke und der mancherley Speisen, für welche man den Stoff, so weit derselbe transportabel und in solchem Klima ausdauernd war, mit sich genommen hatte, oder in den Dörfern und von den Heerdenbesitzern ankaufen konnte *).

Die ersten Stunden des Weges nach dem Fuße des Libanon hin führen durch das breite, steinige Bett eines Bergstromes, das nur in der Regenzeit und in der Zeit, wenn der Schnee des Gebirges thaut, mit Wasser gefüllt ist, jetzt aber fast ganz trocken lag. Solche Naturstraßen gehören zu den besten des Landes, und gerade diese hier, welche durch eine Landschaft führt, die einem Garten gleicht, geschmückt mit dem schönsten westasiatischen Blumenflore, erhält einen besonderen Reiz für die Sinnen durch Duft und Farben ihres Rosenteppiches. Aus einer solchen Naturstraße von bester Art und erstem Range geräth man da, wo das Hinansteigen auf die Felsenstaffeln des Libanon beginnt, alsbald auf einen Weg, den freylich auch die Natur für den Menschen durch die herabströmenden Wildbäche der Regenfluthen, oder durch den Absturz einer älteren, mächtigeren Fluth angebahnt, nicht aber, wie unten in der Ebene mit kleineren Rollsteinen und Sand, sondern mit Felsenstücken gepflastert hat, welche ohne Ordnung und durch weite Zwischenräume getrennt umhergestreut liegen. Für den europäischen Reiter erscheint es

---

*) Die täglichen Ausgaben für Thiere und Menschen betrugen während dieser Reise dennoch mehr nicht als 100 Piaster (12 fl.) auf die Person, während die Wirthshausrechnungen in Beyrut, so wie in Damaskus und Jerusalem für den einzelnen Reisenden die Summe von 50 Piastern nicht überstiegen.

allerdings als eine halsbrechende Aufgabe, mit seinem Thier von einem dieser Felsenblöcke auf den andern hinüber zu setzen, oder von dem einem, mehr denn Tischeshoch steil herab, auf den andren eben so hoch wieder hinan zu klettern. Doch die Pferde dieses Landes sind an dergleichen Naturstraßen gewohnt, unsre Reisenden kamen bald nach Sonnenuntergang alle wohlbehalten in dem Khan Haschan an, wo sie freylich noch eine Stnnde lang auf das Nachkommen ihrer schwer beladenen Maulthiere zu warten hatten. Auf einer ähnlichen Naturstraße, als die hinaufwärts führende war, stiegen die Wanderer am andern Tage hinab in die herrliche Bekaa: das Thal der Thäler, das zwischen dem Libanon und Antilibanon sich ausbreitet, diesen Mittelpunkt des alten Coelo-Syriens. Am 8., schon in den Morgenstunden, erreichten sie die vielberühmten und oft beschriebenen Ruinen von Baalbeck, an denen zwey Jahrtausende lang die bauende und zerstörende Menschenhand ihr Werk getrieben hat. Hier stand, nach der nicht unwahrscheinlichen Annahme mancher älteren und neueren Forscher der Schrift das Baalgad, dessen wir in Josua **XI**, **17** erwähnt finden; es war das Baalath der Salomonischen Zeit (**1 Kön. IX**, 18), war dann das Heliopolis, das in der Blüthenzeit der römischen Baukunst auf dem riesenhaften, uralten Unterbau sich erhob, und in dessen Säulenhallen Saladin, der Held des Morgenlandes, seine Moschee errichtete, die nun auch schon längst als verödetes Gemäuer dasteht. In der That, die Natur ist schon hier, an dem schönsten Punkte im Thal aller Thäler der Erde, im Anblick des Libanons auf der einen, des Antilibanons auf der anderen Seite, ein Tempel Gottes; der eingeborne Kunsttrieb der verschiedenen Geschlechter und Völker der Erde sprach nur in seiner Weise das aus, was dort an jener Stätte der schaffende, gestaltende Geist der Natur ihm eingab: Baalbecks wie Palmyras Trümmer tragen noch jetzt die Züge einer erhabenen Schönheit an sich, welche in jedem empfänglichen Gemüth Gedanken der Tempel erwecken.

(Fortsetzung folgt.)

---

1. Der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres.
2. **Narrative of the United States Expedition to the river Jordan and the dead Sea.**

(Schluß.)

Es mag wenige oder kaum noch eine andre der Berghöhen auf Erden geben, welche durch ihre Form und Lage so einzig in ihrer Art dasteht, durch die geschichtliche Erinnerung, die sich an sie knüpft, so bedeutungsvoll ist als die riesenhafte Felsenklippe von Masada. Vom See aus gesehen erschien der Gipfel des alten Burgberges röthlich schimmernd, wie in Blut getaucht. Dort lag die unersteigliche Festung, welche König Herodes zur sicheren Zufluchtsstätte von **10,000** Mann erbaut, mit Wasserbehältnissen, mit einer Ueberfülle von Kriegsgeräthen und Waffen und allen, für eine Jahre lang andauernde Belagerung ausreichenden Provisionen versehen hatte. Dahin, wo nach ihrer Meinung keine Hand der Menschen sie erreichen konnte, hatten sich nach der Zerstörung von Jerusalem gegen **1000** Juden mit Weibern und Kindern geflüchtet, deren Führer Eleazar war. Monate lang hatte der römische Feldherr Flavius Silva die unangreifbare Festung belagert, hatte um sie her, damit er den mit wüthender Tapferkeit sich zur Wehre setzenden Feinden das Entweichen unmöglich mache, eine Mauer aufgeführt, und mit Ballisten ohne sonderliche Wirkung dem Gemäuer, das allen diesen Geschossen trotzte, zugesetzt. Noch immer hatten die belagerten Juden, die letzten, die den ohnmächtigen Kampf der Verzweiflung fortsetzten, sich gegen alle Macht der Menschen für sicher gehalten, da kam auch ihre Stunde. Die Flammen des Feuers hatten schon den Eingang in die feste Burg gefunden, der Starrsinn jedoch ihrer Vertheidiger blieb ungebrochen, sie alle, nachdem sie zuerst Frauen und Kinder geschlachtet, endeten durch gegenseitigen, seiner Reihenfolge nach durchs Loos bestimmten Selbstmord.

Der Burgfels Sebbeh oder Masada mit seiner senkrecht emporsteigenden Wand erhebt sich in ei-

niger Entfernung vom Gestade; an seinem Fuße zieht sich der deltaförmige niedrige Küstensaum in einer Breite von etwa 2 engl. Meilen hin. Der Landweg von Engaddi aus führte uns über Felsenblöcke, welche die Winterströme herabgestürzt hatten, in einer so halsbrechenden Weise, daß er für alle andre Rosse als die arabischen unzugänglich gewesen wäre. Eine seltsame Formation der Felsenmassen, welche in täuschender Weise den Ruinen von Palästen und menschlichen Bauwerken glichen, beschäftigte weiterhin die Aufmerksamkeit der Wanderer; nach den Höhen des Sebbeh zog sich zuerst der Weg, auf den noch kenntlichen Resten einer alten Kunststraße im Wadi Sebbeh, dann durch das Wadi Seyal hin. Hier mußten die Reiter absteigen, und von nun an öfters mit Händen und Füssen zugleich sich fortarbeitend auf einem schlangenförmig sich windenden (vormaligen) Pfade hinansteigen zu der Stätte der alten Burg, zu deren oberem Theil nur der Zugang möglich ist, während man sich zu vielen andren grottenartig in die gähe Felswand eingehauenen Kammern, deren Fenster man von unten her sieht, an Strickleitern hinablassen müßte. Von der Höhe des Berges aus hat man die ungehemmte Aussicht über den ganzen See. Die Beschreibung der Ruinen selber enthält nichts, das nicht schon von Robinson und Smith beobachtet worden wäre.

Einer der schwersten Tage, den die Expedition auf und an dem See zubrachte, war der 26. April, wo man in den jenseits der Halbinsel gelegenen südlichen Theil der Halbinsel eintrat. Der Gluthwind der Wüste wehte heute in seiner ganzen Kraft; wie zum Sterben müde landete man an dem südöstlichen Gestade, an der Ausmündung des Wadi Humeir. Es war die ödeste Stelle, die man bis dahin noch gesehen hatte. Ein Strom mag sich in der Regenzeit mit reichlichem Wasser durch diese Bergschlucht ergießen, man fand noch, etwas weiter aufwärts, zwey Tümpel mit Wasser gefüllt. Man trank, man wusch und badete sich, aber im nächsten Augenblick war alle Feuchtigkeit von der Haut verschwunden, die Haut war wieder schmerzhaft trocken, von der Hitze zerborsten. Die einzigen lebenden Wesen, die man hier sah, waren einige Eidechsen in den Wassertümpeln, alle andre hatten sich vor dem Gluthwind in die Felsenklüfte, was fliegen konnte in die Höhen gerettet, nur die Reisenden mußten ohne schützendes Gemäuer die Nacht auf dem zerborstenen Boden zubringen bey einer Luftwärme von 33° Reaumur. Zu der Pein des Durstes kam noch die hier unerwartete Pein durch Mosquitos, die sich nach Sonnenuntergang aus ihren Schlupfwinkeln aufgemacht hatten.

Am darauf folgenden Tage nahte sich den Reisenden eine armselig aussehende Schaar von Beduinen, bewaffnet, und wie es scheinen konnte zu einem Angriffe bereit. Sie standen, bey näherer Betrachtung ihrer Gegner, gar bald von diesem Vorhaben ab. Sie hatten nie ein Boot gesehen, fragten neugierig den Dragoman Mustapha, wie ein solches Ding ohne Füsse sich fortbewegen könne?

Selbst im Bilde, das der Beschreibung beygefügt ist, macht die Gegend von Usdum (Sodom) einen schauderhaften Eindruck. Die Ruinen von „Zoar“ fand Lynch nicht so beachtenswerth, als frühere Reisende sie angegeben hatten.

In Kerak leben christliche Araber vom kräftigen Stamme der Beni Khalles (Söhne des Unüberwindlichen), einer unter ihnen hat das Ansehen und die Macht eines Scheikh. Hr. Lynch erfuhr von diesen guten Leuten manche Beweise von Freundschaft.

Die Freude läßt sich kaum nachempfinden, mit welcher die Theilnehmer an der Expedition am 9. Mai zum letzten Mal an diesem für Andre so gefahrvollen Seegestade die Sonne untergehen sahen, und zum 22. Mal während ihres Hierseyns sich das Nachtlager bereiteten. Nur wenig nordwärts von Ain Terabeh, von wo am andern Morgen die Reise über Mar Saba nach Jerusalem und an die Küste des Mittelmeeres begonnen werden sollte, da wo der Zug der Pilgrime und Reisenden sie immer vor Augen hat, weht die amerikanische Flagge im todten Meer, dessen Tiefen so wie dessen umgebende Höhen von amerikanischen Reisenden erforscht sind. Das Panier steht auf einem Floß, das durch Anker in einer Tiefe von 480 Fuß festgehalten wird, weit

genug vom Ufer entfernt, um von keinem arabischen Schwimmer erreicht zu werden.

Amerika wird auch den Ruhm behalten, durch diese Sendung eines seiner tüchtigsten, edelsten Seemänner ein Gebiet im Reiche des Wissens erobert zu haben, das werthvoller ist für die Erdkunde als alles Das, was die Nordpol-Expeditionen der neuern Zeit gebracht haben. Man kennt nun die ganze Depressionslinie des Jordansthales, von der Jakobsbrücke, wo sie dem Spiegel des Mittelmeeres gleich ist, bis zum todten Meere. Sie beträgt beym Tiberiassee **612**, am Spiegel des todten Meeres **1235** Fuß, und die größte Tiefe dieses Sees ist **1227** Fuß, mithin **2462** Fuß unter dem Meeresniveau.

Jener in seiner Art merkwürdigste See der Erde ist in ein tiefes und in ein seichtes Becken getheilt, das erstere nimmt $\frac{2}{3}$, dieses $\frac{1}{3}$ seines Flächeninhaltes ein. Während die mittlere Tiefe des ersteren gegen **1000** Fuß mißt, beträgt die des letzteren kaum **10**, ja an manchen Stellen kaum **1** Fuß. Ein salziger Seeschlamm bedeckt hier den Boden, welcher von heißen Quellen aus der Tiefe so sehr erhitzt wird, daß man ihn, um zu der uralt berühmten **40** Fuß hohen Salzsäule bey Usdum (Sodom) zu gelangen, nur mit großer Beschwerde durchwaden konnte. An den ganzen Gestaden des Salzsees waren die Gegenden von Ain Dschiddy (Engaddi) und jene des östlichen Ufers, wo sich der Arnon durch eine **97** Fuß weite Spalte des bunten Sandsteines mit senkrechten Wänden, in einer Wasserfülle von **82** Fuß Breite und **4** Fuß Tiefe in den See ergießt, so wie die von Kallirhoë die schönsten, die bey Usdum die schauerlichsten und ödesten.

Als ein Hauptresultat seiner Forschungen giebt Lynch (p. **378** bis **380** seines **Narrative**) Folgendes an. Die Gebirge am Gestade des Asphaltsees sind älter als dieser. Ueber der Stätte, wo jetzt das todte Meer fluthet, war eine Ebene, die durch ein gewaltiges Ereigniß in die jetzige Tiefe des Wasserbeckens hinabbrach. Der Absturz wird südwärts vom Jabock am augenfälligsten.

Als man zuerst an die Lösung der bedeutungsvollen Aufgabe gieng, da gab es unter den Theilnehmern der Expedition zwey verschiedene Partheyen. Die eine von diesen hatte über die Wahrheit der Mosaischen Tradition in Beziehung auf die Geschichte von Sodoms Untergang eine unentschiedene Meinung, die andre zweifelte ganz entschieden an der Wahrheit derselben. Als jedoch nach 22tägigen genauen Forschungen das Gesammtbild der ungeheuren Zerrüttung, welche diese Erdstelle erlitten, vor den Augen Aller enthüllt dalag, da gab es keinen Denkenden mehr unter der ganzen Gesellschaft, der nicht die Wahrheit der heiligen Urkunde bey der Geschichte des furchtbaren Ereignisses, das dieselbe hier an dieser Stätte beschreibt, mit voller Ueberzeugung erkannt hätte.

Noch waren, bis auf wenige, bald vorüber gehende Anfälle von Fieber, alle Mitglieder der Expedition gesund geblieben. Die Reise nach Jerusalem, dann über Jaffa nach Nazareth und von da aus zu der wahren Quelle des Jordans am Westabhange des großen Hermon, nordwärts von Hasbeya, ferner über Damaskus, Baalbeck bis in die Nähe von Beirut, schien bey einem großen Theile der Gesellschaft mehr zur Erholung und Bekräftigung zu dienen, als der Gesundheit nachtheilig zu seyn. Aber die Folgen der übermäßigen Anstrengung und des klimatischen Einflußes in der Nachbarschaft des todten Meeres kamen nach. In der Mitte des Sommers (gegen Ende des Juni) fühlten fast Alle sich krank; der treue, nächste Gehülfe des Führers der Expedition, H. Dale, sah sein irdisches Vaterland nicht mehr; er starb unweit Beirut am **24.** Juli. Die Andern, zuerst in einem französischen Schiff bis Malta, dann in ihrem lange vergeblich erwarteten und ersehnten vaterländischen Schiffe, dem Supply, kamen am **12.** September als Sieger in manchem schweren Kampfe mit äußeren und und inneren gefahrdrohenden und hemmenden Elementen an die vaterländische Küste zurück.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Scripture Lands, being a Visit to the Scenes of the Bible.

(Fortsetzung.)

Unsre Reisenden, ihrem Vorsatze treu: Jerusalem noch vor Ostern zu erreichen, verweilten nur noch wenige Stunden (vom Vormittag bis zum späteren Nachmittag) in dem herrlichen Baalbeck, dessen Bewohner, wie jene es wußten und bemerkten, gegen die fremden Zerstörer ihrer alten Kunstherrlichkeiten, namentlich gegen Engländer nicht sehr freundlich gesinnt sind, sie zogen in möglichster Eile hinüber durch den Paß des Antilibanon, der nach Damaskus führte. Auf ihrem Wege kamen sie durch Zebdacou (vermuthlich das alte israelitische Zebulon), dann durch das herrliche Thal des Barada, genossen hierauf einer mehrtägigen Ruhe in einem neuerdings errichteten französischen Gasthaus (dem **Hotel de l'Europe**) zu Damascus.

Mit großer Lebendigkeit schildert unser Reisender den Eindruck, den auch auf ihn der Anblick der alten syrischen Hauptstadt machte; es ist derselbe, den alle Reisende von Empfänglichkeit für die Schönheit und kräftige Fülle der Natur, so wie für die Betrachtung der scharf ausgeprägten Nationalitäten des Orients in gleichem Maaß erfahren werden, wenn sie in die mächtige Stadt der Gärten einziehen. Es wird unter ihnen nie an solchen fehlen, welche Damascus mit seiner Umgegend fast in ähnlicher Weise preisen werden als der große arabische Geograph Abulfeda, der diese Stadt das erste und schönste der vier Paradiese der Erde nennt. Die Naturkräfte des warmen Südens sind hier mit denen des gemäßigten Nordens vereint, denn Damascus genießt durch seine bedeutend hohe Lage über dem Meer, so wie durch die Fülle des frischen Bergwassers, das seine Hochebene durchströmt, ein so gemildertes Klima, daß die Strahlen der Sonne, wenn sie einen großen Theil des Sommers hindurch aus dem wolkenlosen Himmel herabwirken, niemals zur versengenden, ausdorrenden Hitze sich steigern können; während die wärmeren Luftströme, die aus dem tiefer gelegenen Flachland der Wüsten herandringen, den Frost des Winters abwehren und mäßigen. Hier wird deßhalb zu allen Zeiten des Jahres der Flor der immer blühenden Rosen und der andern Blumen gesehen. Kein Monat des Jahres geht vorüber, der nicht eine neue Gabe der wohlschmeckenden lieblichen Früchte der Gärten oder der Felder mit sich brächte.

Kräftig, wie die ihn umgebende, nährende Natur ist hier der Mensch. Stattlicher als selbst in der Hauptstadt des Osmanenreiches erscheint der Türke, schöner als im westlichen Vaterlande der Grieche, hochwüchsiger als selbst in Arabien der Beduine, von adelicher vollendeterer Form als vielleicht irgendwo anders das Volk der Juden, bey welchem namentlich das weibliche Geschlecht durch hohe Schönheit sich auszeichnet. Schon der Boden nährt hier seine Bewohner, noch mehr begünstigt die Erhaltung des allgemeinen Wohlstandes der Fleiß und die Gewerbthätigkeit der Damascener.

Wer die Vorzüge und Schönheiten der Stadt selber kennen und schätzen lernen will, der muß von

zwey einander sehr entgegengesetzten Seiten sie betrachten: einmal von einer Anhöhe der angränzenden Berge aus der Ferne, dann in dem verborgenen Innern der, wie wir es nennen würden Hintergebäude und Hofräume, mit ihren Brunnen und Gärten.

Wer Damascus von einer der letzten Anhöhen der Vorberge des Antilibanon, mit seinen 200 Moscheen und Minarets, unter denen die Moschee der Omajiden mit ihren 7 Thürmen riesenhaft hervorragt, zwischen seinen meilenweit sich ausbreitenden Gärten, durchzogen wie von Silberfäden von den 7 Armen des Barrada vor sich liegen sieht, der wird sich von der Macht dieses ersten Eindrucks ergriffen fühlen. Er nimmt sein Fernrohr in die Hand, er betrachtet das schöne, große Ganze mehr ins Einzelne gehend; was er da sieht, das sind fast lauter Prachtgebäude und Paläste, von Orangengärten umgeben, auf dem marmorgepflasterten Vorhof das strömende Wasser der Brunnen, neben den Gebäuden hochragende Cypressen. Er reitet oder tritt nun durch das Thor hinein in die ungepflasterten, staubigen oder schmutzigen Gassen: wohin ist alle die Pracht verschwunden, welche sein Fernrohr ihm zeigte? — Zu seiner Rechten wie zu seiner Linken sieht er die häßlichen Lehmwände von Häusern, an denen entweder gar keine, oder Fenster mit Brettern verschlagen sich finden. Will er aber die eigentlichen Gebäude, darin der Damascener Bürger wohlbehaglich wohnt, sehen und kennen lernen, dann muß er durch die Pforte des armseligen Vorbaues hineintreten in das Innere; er kommt dann öfters zuerst noch in einen unscheinbaren ersten Hof, mit wenig anziehenden Wirthschaftsgebäuden, erst weiter hin in jenen zweyten, ja vielleicht dritten Innenraum der Höfe, über dessen Marmorpflaster ihn sein Weg zu der eigentlichen durch Pracht, oder doch wenigstens durch eine im Orient seltne Sauberkeit und Reinlichkeit ausgezeichneten Wohnung des Hausbesitzers führt.

Hr. Woodcock fand Gelegenheit namentlich bey einigen der wohlhabenderen Juden der Stadt die innere Ausstattung und Zierlichkeit der Wohnhäuser zu sehen. In einem derselben hatten der Lord Sligo

und Sir Moses Montefiore während ihres Aufenthaltes in Damascus gewohnt. Die Außenseite des Gebäudes, welche nach der Straße heraus lag, hielt noch kaum den Vergleich mit einem armseligen, aus Lehm gebauten Bauernhause aus, dergleichen man in Italien in manchen der geringsten Dörfer an der Landstraße sieht. Durch mehrere enge Thüren, so niedrig, daß man sie in gebückter Stellung passiren muß, tritt man durch diesen dunklen Vorbau hinaus in einen geräumigen Hof, der auf allen Seiten von stattlichen Gebäuden umgeben ist. Man ist jetzt in die Region eines bürgerlichen Wohlstandes eingetreten, alle Räume bequem und sauber eingerichtet, wie etwa bey einem vermögenden Geschäftsmann einer unserer Städte, doch ohne eigentliche Pracht. Aber durch das am Ende dieses ersten Hofes stehende Gebäude gelangt man hinaus in den zweyten Hof und sieht sich hier in die Region einer, selbst nach europäischem Maaßstabe wahrhaft fürstlichen Pracht versetzt. Hallen von sarazenisch zierlicher Bauart, von Marmorsäulen getragen, ziehen sich um das Erdgeschoß der inneren Seite des großen Viereckes herum, der Hof mit Marmorplatten, der Boden der Hallen mit kostbaren Teppichen belegt, mit den Ruhesitzen der Divans versehen, in der Mitte des Hofes ein Brunnen, aus dessen Röhren das klare Quellwasser der Berge in das Bassin hinabfällt, aus den Gärten der blühenden Orangen und ihrem Blumenflore dringt der Duft in die kühlen Räume herein. Dieser äußeren Pracht und Schönheit entspricht in noch gesteigertem Maaße die Ausstattung der Zimmer.

Ueberhaupt fanden die Reisenden bey allen israelitischen Bewohnern von Damascus die freundlichste, zuvorkommendste Aufnahme. Bey der letzten grausamen und ungerechten Verfolgung, welche sie vor etlichen Jahren in dieser Stadt zu erleiden hatten, waren es der österreichische und der englische Consul gewesen, die sich der grausamen Mißhandlung des armen, schutzlosen Volkes widersetzt, und die mörderische Vertilgung derselben durch das fanatisch aufgeregte Volk verhindert hatten. Wie sich die Leser der öffentlichen Blätter erinnern werden, war damals ein Kapuzinermönch sammt seinem Diener plötzlich verschwunden. Da ließ sich auf einmal,

zunächst wohl unter den Griechen und Mahomedanern das alte Mährlein des Mittelalters vernehmen, das zu so mancher blutigen Verfolgung der Juden die Veranlassung gegeben hat: man vermuthete, ja man behauptete, diese hätten jene Christen aufgegriffen und umgebracht, um sich ihres Blutes zu gewissen geheimen Gebräuchen bey ihrem Paschafest zu bedienen. Wie unsinnig und grundlos diese Beschuldigung war, das haben Dr. M'Caul und Pieritz in ihren Schriften über das traurige Ereigniß, so wie die spätere ruhige Untersuchung des Thatbestandes erwiesen. Leider aber schenkte selbst der damalige französische Consul dem lügenhaften Gerücht Glauben, und er, als Beschützer der lateinischen Kirche, gab durch seinen unüberlegten Eifer dem Pascha, der zu jeder barbarischen Maaßregel geneigt, so wie nach dem Geld und Gut der reichen Juden lüstern war, die Veranlassung zu seinem grausamen Verfahren gegen eine ganze Schaar der ungerecht Beschuldigten. Man zog alle, auf welche das boshafte Gerücht den leisesten Schatten eines Verdachtes fallen ließ (es waren gegen 70), gefänglich ein; man unterwarf sie den furchtbarsten Martern der Tortur, um sie zum Geständniß einer That zu zwingen, von welcher sie nichts wußten, man erlaubte sich alle Gräuel gegen sie; mehrere starben unter diesen Qualen oder ihren Folgen, andre überlebten zwar die Martern, behielten jedoch die Zeichen derselben für die ganze übrige Zeit ihres Lebens an ihren verstümmelten Gliedern. So ein Israelit, der mit Woodcock die Reise im Dampfschiff von Constantinopel nach Smyrna machte, und dessen Finger, welche durch die Tortur ihrer Nägel beraubt waren, man ohne Mitleid nicht ansehen konnte.

Nach einem kurzen, nicht einmal ganz dreytägigen Aufenthalt in Damascus, setzten die Reisenden ihren Zug weiter fort, zunächst nach Tiberias. Sie kamen am ersten Tag nach Sassa, übernachteten am zweyten schon jenseits der Höhe des Passes bey einem Wasserteiche, erreichten am dritten nach dem Uebergang über den Jordan, bey der sogenannten Jacobsbrücke, das erhaben schön gelegene, in seinem Innern aber sehr armselige Safet. Jerusalem, Hebron, Tiberias und Safet, dieses sind die vier heiligen Städte der Israeliten, in denen ohne Aufhören eine Schaar der treuen Anhänger an das mosaische Gesetz wenigstens in geistiger Weise die Rechte des Volkes auf das Land der Verheißung vertritt. Hebron und Jerusalem haben diesen Vorrang vor allen Städten der Erde, den sie in den Augen der Juden behaupten, jener Stellung zu danken, die sie in der ältesten Geschichte des Volkes einnehmen, Tiberias und Safet gelangten erst in späterer Zeit zu diesem Ansehen, als sie der Wohnort berühmter Lehrer der jüdischen (talmudischen) Theologie und der Sitz hochgepriesener Schulen wurden.

Die Juden in Safet stehen an äußerem Wohlstand sehr weit hinter ihren in Damascus wohnenden Glaubensgenossen zurück, sie sind großentheils so arm, daß sie nur durch die milden Beyträge erhalten werden, die ihnen von ihren Stammverwandten aus andren Ländern zukommen. Was ihnen jedoch an äußerm Vermögen abgeht, das ersetzen viele von ihnen, in Safet so wie in den andern drey vorhin genannten Städten wohnende, durch innere Gaben des Wissens. Safet wird als der Ort genannt, an welchem das merkwürdige und berühmte kabbalistische Buch Sohar entstand, und bis auf unsre Tage hat es dort Juden aus den verschiedensten Ländern gegeben, welche mit dem Inhalt des Sohar so wie andrer Werke der jüdischen Mystik sehr bekannt und vertraut waren.

Das Erdbeben im Januar 1837 hatte vorzüglich hart jenen Theil der Stadt getroffen, der von Juden bewohnt war. Hier standen die Häuser am gähen Abhange eines über dem andern; die Trümmer der höher gelegenen stürzten auf die weiter nach unten stehenden herab, und begruben diese sammt einem Theil ihrer Bewohner. Ein Theil der Ueberlebenden zu arm, um sich ein neues Haus zu erbauen, suchte sich anderswo ein Obdach; die jüdische Bevölkerung erlitt damals eine starke Verminderung, doch hatte dieselbe, als Woodcock hier war, wieder angeblich auf nahe 3000 zugenommen. Ein polnischer Jude kam am Abend zu den Zelten; die bleiche Farbe seines wohlgebildeten Angesichtes wurde durch die dunkle Farbe der beyden an seinen Seiten

herunterwallenden Haarlocken, so wie des starken Bartes und Backenbartes noch auffallender. Er war ein fertiger Schreiber, der eine schöne, orthographisch richtige Handschrift besaß; doch mag dieses Geschäft mit der Rohrfeder für ihn kein sehr einträgliches gewesen seyn, denn er schien sehr arm. Auch die Juden in Safet betrachten es als ein hohes Glück für sich und ihre im Orient lebenden Glaubensgenossen, daß nach Jerusalem ein englischer Consul gesetzt wurde; gerade damals, als unser Reisender hier war, sollte eine Art von Dankadresse der Juden des Ortes, von einer großen Zahl der Rabbinen und andern Männern des Volkes unterzeichnet, an die Königin Victoria abgehen.

Den Weg von Safet hinab nach dem Tiberias-See beschreibt unser Reisender mit Recht als einen der reizend schönsten, welchen er je gesehen. Wer die Nachbarschaft des Tiberias-Sees, wer das obere Jordanthal im Frühling sieht, der wird sich einen Begriff machen können von der Naturfülle und Herrlichkeit dieses Landes in jener früheren Zeit, da seine Hügel und Berge noch nicht des Schmuckes ihrer Waldungen beraubt, reich an Quellen und Bächen waren. Mit großer Lebendigkeit schildert uns Hr. Woodcock die Mannigfaltigkeit der Blumenflore wie der Gesträuche und Bäume, welche den Teppich der Wiesen, so wie in vereinzelten Gruppen die grüne Bekleidung der Bergschluchten und Abhänge bilden. Von den Höhen südwärts von Safet sieht man den herrlichen See fast in seiner ganzen Ausdehnung das muldenförmig eingesenkte Thal erfüllen; die unvergleichlich schöne fruchtbare Landschaft, die ihn umgiebt, würde den Anbau so reich lohnen als irgend eines der gepriesenen Fluß- oder Seethäler des südlichen Europas, aber nur eine, in gewissem Maaße noch beachtenswerthe Ortschaft liegt an seinem Ufer, dieß ist Tiberias; von den vormaligen Städten und Flecken, die hier in Wohlstand blühten, von Capernaum, Bethsaida, Chorazin kennt man kaum die Stätte noch, Magdala besteht nur aus wenigen zerstreuten, armseligen Hütten, die Ufer und Höhen an der andern Seite des Sees sind ganz verlassen und verödet.

Und welch ein jammervoll elender Ort ist dieses Tiberias! Von fern gesehen täuscht dieser Schatten einer vormaligen Stadt noch immer das Auge mit vergeblichen Erwartungen. Ein Theil der alten, wahrscheinlich römischen Mauern und Mauerthürme mit ihren Zinnen ist bey den furchtbaren Verheerungen des Erdbebens von 1837 noch aufrecht stehen geblieben; diese Reste einer längst dahin geschwundenen Stattlichkeit sind es, welche jenem Gewirre von Trümmern und Schutthaufen, das sie umringen, den Anschein einer Stadt geben. Aber auch an diesem Orte, den die meisten seiner früheren Bewohner verlassen haben, halten die Juden noch treulich aus; es ist, wie bereits erwähnt, einer ihrer vier geheiligten Wachtposten in Palästina, an denen das Licht der Erkenntniß und der Hoffnung Israels niemals verlöschen darf. Sie sind fast durchgängig sehr arm, ihre Zahl gering, dennoch haben sie hier noch ihre Synagogen und Schulen.

Außen vor der Stadt in ihren Zellenhütten leben jetzt meist die vorherigen arabischen Bewohner des verödeten Ortes. Die Häuser, die sie vor dem Erdbeben bewohnten, hatten weder sie noch ihre Väter gebaut, sondern sie hatten nur in den längst vorhandenen Räumen ihre Beduinenwirthschaft aufgeschlagen; neue zu bauen, dazu fehlen ihnen die Mittel und der Muth. Einiges Leben bringen jedoch die warmen Bäder in die Nachbarschaft von Tiberias, welche Ibrahim Pascha durch das Anlegen neuer Gebäude und bequemere Einrichtung von neuem in Aufnahme gebracht hat. Unsre Reisenden trafen hier mit einer ansehnlichen Menge von Badgästen zusammen: es war die Gemahlin des Pascha von Acre mit ihrer weiblichen Begleitung und Dienerschaft. Einer der Reisegefährten nahm ein Bad, fühlte sich jedoch in Folge seiner zu starken Wirkung auf den Körper sehr entkräftet.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Cornelii Taciti Historiae. Ad codices antiquos exactae et emendatae commentario et exegetico illustratae opera Francisci Ritteri. MDCCCXXXXVIII. Cantabrigiae: F. et F. F. Deighton. Londini: F. W. Parker. In Germania vendunt: F. G. Schmitz: Coloniae. T. O. Weigel: Lipsiae.

Bedarf es wohl einer Rechtfertigung, wenn wir den besondern Theil eines großen Werkes einer besondern Prüfung unterwerfen, nachdem bereits das Ganze jedoch mehr im Allgemeinen und im Zusammenhalt mit gleichartigen und gleichzeitigen Erscheinungen in diesen Blättern besprochen worden ist? oder ergibt es sich von selbst, das auch einzeln in entsprechender Weise zu behandeln, was für sich wieder ein Ganzes bildet und als solches auch für selbständig angesehen wird? Sowohl der Zweck dieser Anzeigen als die äußere Eintheilung der vorliegenden Ausgabe des Tacitus fordern dazu auf: darum möge es gestattet seyn hierorts darzulegen, was uns bey wiederholtem Studium der Taciteischen Geschichtsbücher mit Rücksicht der Ritter'schen Bearbeitung Anlaß zu Bemerkungen gegeben hat. Es ist bey aller Lebendigkeit des Eifers, der sich in jüngster Zeit auf die Erforschung des Taciteischen Genius mit Glück geworfen hat, bey der Tiefe und Abgeschlossenheit dieses Geistes, bey der oft gesuchten Kürze und Gedrängtheit der Schreibweise, bey der Unsicherheit oder Entstellung des urkundlichen Textes auch für die Zukunft noch reichlicher Stoff zum Denken, Erläutern und Verbessern geboten.

Der Einfachheit wegen behandeln wir die einzelnen Stellen der Reihe nach, nicht in gesonderten Gruppen, wie es Weissenborn gethan in einer sehr lehrreichen Beurtheilung: neue Jahrbücher für Philologie u. s. w. **LVII. B. 3 Thl. 227 — 251. u. LVIII. I, 25 — 50.**

I, 2. haustae aut obrutae urbes fecundissima Campaniae ora et urbs incendiis vastata consumptis antiquissimis delubris ipso Capitolio civium manibus incenso. So ist diese Stelle ohne Unterscheidungszeichen überliefert, in keinem Worte schwanken die codd. im geringsten. Die fehlerhafte Interpunction, deren die meisten Herausgeber sich bedienten, hat ziemlich lange Noten hervorgebracht und Hrn. Ritter sogar zu einer auffallenden Textesänderung bewogen, er schreibt nämlich: **haustae aut obrutae urbes, usta fecundissima Campaniae ora. Et urbs incendiis vastata etc.** Für dieses Stückwerk von Sätzen wird er wohl schwerlich Anhang finden. Schon Walther zeigte auf das Richtige hin, nur daß er eine stärkerere Interpunction anwandte, wo das Komma genügte. Lesen wir also: **haustae aut obrutae urbes, fecundissima Campaniae ora et urbs incendiis vastata, consumptis etc.** und sowohl der Fluß der Rede ist einfach und gerecht, als auch die Sache der Wahrheit entsprechend erzählt. Vgl. namentlich von den angeführten Zeugen **Oros. VII, 9: abruptum tunc etiam Vesuvii montis verticem magna profudisse incendia ferunt torrentibusque flammarum uicina regionis cum urbibus hominibusque delesse.**

(Fortsetzung folgt.)

Scripture Lands, being a Visit to the Scenes of the Bible.

(Schluß.)

Andre englische Reisende sprechen auch von der Menge der Schlangen, die sie in der Nähe dieses Badeortes, der bey Josephus den Namen Emmaus führt, bemerkten. Woodcock sah keine von diesen Nattern, welche wahrscheinlich von ungiftiger Art sind, und bey zunehmender Cultur der Gegend sich bald vermindern würden. Lästiger noch als die Schlangen fällt den Reisenden hier in diesen Gegenden die Menge der kleinen, plagenden Insekten.

Auf dem ganzen schönen See war kein einziges Boot zu sehen. Der wenig ergiebige Fisch ang wird von dem armen Volk der Fischer nur vom Ufer aus oder beym Hineinwaten in die seichten Stellen mit Netz und Angel betrieben. Uebrigens müßte man gegen eine Lustfahrt auf dem Tiberias-See selbst in einem Fischerboote, dergleichen die auf unsern Landseen sind, manches Bedenken tragen wegen der oft plötzlich ausbrechenden, mächtigen Stürme, von deren einem unsre Reisenden Zeugen waren.

Diese ließen sich übrigens nur sehr kurze Zeit zu der Betrachtung des Sees und seiner merkwürdigen Umgegend; schon am darauf folgenden Morgen (16. April) setzten sie ihren Weg an der Stätte des Schlachtfeldes von Hiddin vorüber nach Nazareth fort, dahin sie in 7 Stunden gelangten. Die Reisenden sahen hier die gewöhnlichen, allbekannten Gegenstände, welche durch eine aus ziemlich später Zeit stammende Ueberlieferung ihre Bedeutung erhalten haben, verließen aber schon am nächsten Morgen ihre anmuthige, im reichen Grün des Frühlings gelegene Lagerstätte, außen vor der Stadt, am Brunnen der Maria.

Der Weg durch die Ebene von Esdrälon weckt, so sehr als irgend ein andrer, Erinnerungen an thatenreiche Tage der Geschichte in alter und neuer Zeit. Zur Rechten zeigt sich der majestätische Carmel, zur Linken der Thabor, vor sich sieht man die Gebirge von Gilboa, weiterhin auf der andern Seite die Höhen von Samaria. Das alte Jesreel, sein jetziger Name ist Zerin, besteht nun aus etwa 20 armseligen Hütten von arabischen Hirten bewohnt, nur die Reste eines alten, meist zerstörten Thurmes, sind noch ein Denkmal aus älterer Zeit.

Ungleich stattlicher und zu einem längeren Bleiben einladender stellt sich Dschennin dar (das Engannin der h. Schrift), das von fruchtbaren Gärten und Feldern umringt ist, und eine bedeutende Anzahl von augenfälligen Gebäuden enthält. Namentlich von der Südwestseite aus gesehen nimmt sich die große Moschee mit ihrer hohen Kuppel und dem schlanken Minaret wahrhaft prächtig aus. Doch dieser gute äußere Eindruck, den die Stadt auf den europäischen Reisenden macht, wird diesem sehr verkümmert durch das, was er bey dem Eintritt in ihr Inneres erfährt. Die Bewohner, fast ohne Ausnahme Mohamedaner, sind gegen die Christen überaus gehäßig gestimmt, einige der Begleiter des Hrn. Woodcock, die sich in die Stadt hineingewagt hatten, wurden hier unter den lauten Beschimpfungen der Gassenbuben als „Schweine“ und „Frantschies“ (Franzosen) mit Steinwürfen empfangen. Ungestörter dagegen und friedlicher stimmend ist die Umgegend der Stadt mit der Aussicht auf die nachbarlichen Gebirge von Gilboa und über das blumenreiche Gefilde, das vom Kison getränkt wird. Selbst die Dattelpalme zeigte sich da in einigen hochwüchsigen Stämmen, in deren schönem Wipfel freylich die Frucht nicht zu zeitigen vermag.

Nicht besser als in Dschennin war der Empfang, den unsre Reisenden in Nablus (dem alten Sichem) bey den älteren so wie bey den jüngeren Inhabern der Gassen fanden. Zwar hatten hier die kleinen Moslims ihre Beschimpfungen in eine Art von Gesang eingekleidet, über dessen ihnen den Worten nach unverständlichen Sinn und Inhalt die Reisenden nicht lange in Zweifel bleiben konnten, als

die Buben auf einmal, nach Vollendung ihres kurzen Schlachtgesanges, Steine so groß, als sie dieselben nur erheben konnten, auf sie und gegen die Füsse ihrer Pferde warfen. Die fruchtbare Umgegend von Nablus, so wie die Reste der byzantinischen und sarazenischen Bauart sammt der berühmten Synagoge der samaritanischen Judensecte, sind so oft von andern Reisenden beschrieben worden, daß uns Woodcock hierüber nichts Neues geben konnte. Nur jene Erfahrungen über die Unsicherheit der Wege, welche er hier in dieser Gegend machen mußte, lassen sich, im Vergleich mit den Berichten andrer Reisenden, welche nach wenig Jahren hieher kamen, als etwas Neues betrachten. Damals, wo Palästina unter ägyptischer Herrschaft, namentlich unter der scharfen militärischen Zucht des Ibrahim Pascha stund, gehörten die räuberischen Angriffe auf Fremde zu den großen Seltenheiten; namentlich erschien die Nachbarschaft von Nablus vollkommen sicher. Jetzt unter türkischer Herrschaft war das anders; man stieß überall auf bewaffnete Araber; selbst der Bauer bey seinem Pfluge trug Waffen. Eine Gesellschaft von Engländern, die erst ganz kurz vorher hier durchkam, wurde ganz nahe bey der Stadt von Räubern angefallen und konnte sich derselben nur durch kräftigen Widerstand erwehren; auch unsren Reisenden hatte man ein Pferd hinweggeführt, das jedoch den Räubern wieder abgenommen wurde.

Unter dem Erguß des Frühlingsregens, der eine Fülle der Blumen und grünenden Gewächse aus dem lechzenden Boden hervorrief, erreichten die Wandrer jenseits Horvarra die kleine Ortschaft Mai Haroba, wo sie übernachteten, kamen am darauf folgenden Tage an jenen wenigen Trümmerresten vorüber, die nach Lord Nugent und nach Mr. Weitch (**Lands classical and sacred**) die Stätte von Bethel bezeichnen, dann vor Bir zu der Höhle, aus deren von der Natur gebildeten Säulenhalle ein frischer Quell entspringt, dann in $3\frac{1}{2}$ Stunden vom Nachtlager aus nach Jerusalem. Nahe beym Damascusthor hat ein getaufter Jude, Meschullam, in neuerer Zeit einen Gasthof errichtet; unsre Reisenden, auf die Empfehlung von Freunden, kehrten hier ein und fanden alle Ursache, mit der Wahl zufrieden zu seyn.

Woodcock verweilte fünf Wochen in Jerusalem und seinem näheren Umkreise, denn von jenem Mittelpunkt aus verbreiteten sich seine genußreichen Wanderungen ostwärts und südwärts nach dem Jordan und dem todten Meer, nach Hebron, so wie später westwärts nach dem Gefilde von Saron und den Küstengegenden des Mittelmeeres. Im Ganzen enthält seine Beschreibung, namentlich die von Jerusalem, wenig Andres als das, was man schon vielfach in andern Reiseberichten gelesen hat. Nur die englische Kirche auf dem Berge Zion und die Wirksamkeit des jetzigen ehrwürdigen Bischofes Samuel sind ein Gegenstand, der für einen großen Theil der Leser einen Reiz der Neuheit haben kann. Hr. Woodcock feyerte in jener Kirche mit einer sehr großen Zahl der Reisenden aus den verschiedensten Ländern das Osterfest. In sieben verschiedenen Sprachen (englisch, deutsch, französisch, italienisch, griechisch, arabisch und hebräisch) hörte man bey der Feyer des Abendmahles die Worte der Einsetzung. An jedem Sonntag und Festtag der Kirche wird dreymal Gottesdienst gehalten; zweymal in englischer, einmal dazwischen in deutscher Sprache, überdieß noch täglich eine Andachtsstunde in hebräischer Sprache, die jedoch nur von sehr wenig Theilnehmenden besucht wird.

Was den Tempel auf Moriah, die jetzige Moschee des Omar betrifft, so gefällt sich Hr. Woodcock auch hier in seiner Rolle als Zweifler an allen jüdischen und christlichen Traditionen, er widerspricht der auf gutem Grund ruhenden Annahme, daß hier die Stätte der Opferung des Isaak gewesen sey, und huldigt vielmehr der Behauptung der samaritanischen Secte, daß der Ort jenes bedeutungsvoll vorbildlichen Ereignisses auf dem Berg Garizim bey Sichem zu suchen sey. Auch er, wie andre christliche Reisende, sah übrigens die große Moschee nur von ferne; denn noch fortwährend hindert der Fanatismus, namentlich der Derwische, jede Annäherung der Fremden. War doch selbst Bischof Gobat kurz vorher, als er bey Nacht zu einem Kranken gerufen wurde, der auf dem Vorplatz der Moschee wohnte, in gräulicher Weise gemißhandelt. Er beklagte sich darüber bey dem Gouverneur, dieser aber, statt

die Schuldigen zu bestrafen, sandte ihm nur zu seiner Begütigung eine Decoration. Uebrigens wiederholt unser Reisender in kurzen Andeutungen das, was namentlich Catherwood (in Bartletts: Walks about Jerusalem) über den Bauplan und das Innere der Moschee gesagt hat. In seltsamer Weise entschuldigen die Moslim jenen Eifer der Unduldsamkeit, mit welchem sie alle Ungläubige von dem Besuch des heiligen Tempels zu Jerusalem: dieses „Lichtes der ganzen Erde," dieses „Ohres der Gottheit" abzuhalten suchen. „Das Gebet der Gläubigen ist, so sagen sie, in Allahs Ohren ein so lieblicher Gesang, wie jener der Vögel des Paradieses, er hört es so gern, daß er, damit es länger fortdauern möge, ihm die Gewährung vorenthält. Dagegen sind ihm die Worte der götzendienerischen Christen und der lügenhaften ein so widerwärtiger Mißton in seinen Ohren und ein so unerträglicher Gestank in seiner Nase, daß er, um nur ihrer los zu werden, ihnen sogleich Alles gewährt, was sie bitten. Dieses würde sogar dann der Fall seyn, wenn ein Ungläubiger hier in Jerusalem Allahs Ohr mit der Bitte bestürmte, daß die heilige Stadt wieder in den Besitz der Ungläubigen an den Propheten kommen möge."

Theilnahme erregend ist das, was uns Herr Woodcock von den Klaggesängen der Juden am Freytag Abends an jener südwestlichen Stelle der Grundmauern des Tempelplatzes erzählt, deren mächtige Steinmassen und ihre eigenthümliche Form als ein Kennzeichen ihrer uralten Abstammung von den Substructionen des jüdischen Tempels betrachtet werden. Uebrigens geht hier unser Reisender in seinem Zweifel über die Wahrscheinlichkeit der jüdischen Annahme noch einen Schritt weiter als seine kritischen Vorgänger, doch läßt er den Fall gelten, daß wirkliche alte Mauersteine von den späteren sarazenischen Baumeistern zu ihren Werken benutzt seyn könnten. Auch macht er bey dieser Gelegenheit auf ein Merkmal altjüdischer Bauwerke aufmerksam, das er für ziemlich untrüglich hält: dieß sind jene viereckten oder oblongen Eintiefungen, welche, großentheils ohne eine regelmäßige Anordnung, an der Außenseite der Mauerwände gefunden werden. Namentlich zeigt sich diese Bauart an dem Bir Arama (nach der jüdischen Tradition Abrahams Haus) bey Hebron. Mit jenem Theil der Grundmauer des Tempelplatzes, den die Juden in Jerusalem mit so besonderer, tiefer Ehrfurcht beachten, hat in der Form und Aufeinanderfügung der Gesteine der untere Theil der Ringmauer, der die Moschee von Hebron umgiebt, nach Woodcocks und schon nach Bartletts Zeugniß, die größte Aehnlichkeit.

Die Zahl der in Hebron wohnenden Juden wird über 100 Familien geschätzt, davon 60 bis 70 zu der strengen Secte der Chasidim, und gegen 40 zu der der Sephardim gehören.

Bey einer schon sehr hoch gesteigerten Sonnenhitze (am 23. Mai) traten unsre Reisenden ihre Rückreise aus Jerusalem durch das lieblich fruchtbare Gefilde von Saron nach Jaffa an. Der Weg dahin ist furchtbar schlecht oder vielmehr gar keiner. Eine wohlmeinende Gesellschaft (meist Engländer) wollte auf ihre Kosten eine Straße von Jaffa nach Jerusalem bauen lassen, der türkische Pascha widersetzte sich dem Unternehmen aus der Furcht, daß die Engländer dann mit Kanonen anrücken und Jerusalem erobern könnten. Aus ähnlicher Furcht, im Vereine mit Trägheit, versäumt man die Ausbesserung des schlechten, ganz verfallenen Hafens von Jaffa, schneidet mithin der Hauptstadt den Hauptweg ihres Verkehrs mit andern Ländern ab. Von Jaffa aus wählten die Reisenden den wohlbekannten Landweg, zuerst an der Küste hin, dann westwärts über das Blachland Esdrälon nach Nazareth, von da über Caipha und Acre nach Beyrut.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Cornelii Taciti Historiae.

(Fortsetzung.)

I, 3. **supremae clarorum virorum necessitates, ipsa necessitas fortiter tolsata et laudatis antiquorum mortibus pares exitus.** Hiezu bemerkt R. *ecce turpis et alienus vel in limine operis pannus fortiter revellendus*, und schließt die bezeichneten Worte als Glossem in Klammern. Mit Recht hat Weissenborn a. a. O. **LVII, 3, 248** dieß Verfahren im Tacit. höchst bedenklich genannt; Hr. R. macht aber davon ziemlich häufig Gebrauch. Wenn an der Stelle überhaupt Anstoß zu nehmen ist, so finde ich denselben nicht sowohl in diesen Worten — auch Weissenborn hält nämlich **necessitas** für verdorben — als in den vorausgehenden **supremae cl. vir. necessitates** und zwar am ehesten in **supremae**; nimmt man dieß in der gewöhnlichen Bedeutung, wie Hr. R. thut, „letzte Nothstunden **sive** Todesnöthen berühmter Männer," dann ist allerdings das Folgende unerträglich. Aber ist dann bey solcher Deutung auch die rechte Steigerung der Glieder gegeben: Todesnöthen berühmter Männer und ein Ende ähnlich dem gepriesenen Tod der Alten. Meinem Gefühl nach muß **supremae nec.** zu **claror. vir.** im Widerspiel gedacht und deßhalb **supremae** prädicativ genommen werden, die **ipsa necessitas** aber als Steigerung zu **supr. nec.** hinzukommen. Dieß Gefühl zwingt mich, **supremae necessitates** in dem Sinne von **extremae nec.** zu fassen; es sind darunter Entbehrungen, Trübsale, Leiden und Qualen zu verstehen, die sonst nur wirklich Elende oder wirklich Schlechte treffen, damals berühmte Männer aber, als wären sie schuldige Bösewichte, verfolgten, ja sie vernichteten. Auf diese Weise erhalten wir eine untadelhafte Sprache: „berühmte Männer kamen in die äußerste Noth und Drangsal; die Todespein selbst ertrugen sie standhaft und schieden aus dem Leben, wie die gepriesenen Alten." Auch Orelli hat **supremae necessitates** als **einen** Begriff genommen und ergänzt deßhalb **fortiter tolsatae** aus dem Folgenden; allein seine Erklärung weicht von einer solchen Fassung selbst wieder ab, ohne die Schwierigkeiten des Ausdrucks damit zu mindern. Ich weiß nun freylich keine zweyte Stelle, wo **supremae necessitates** in dieser Verbindung und in diesem Sinne wieder stünde, glaube aber, daß es dieses Stützmittels nicht bedarf, um unsre Stelle vor zu kühnen Angriffen zu vertheidigen; jedenfalls sagt **supremae** nec. mehr als **extremae**, gerade wie **suprema vox** der **ultima vox** an Werth vorausgeht. Vergl. Döderlein Synonym. **IV, 379.**

I, 7. **et inviso semel principe seu bene seu male facta premunt. iam adferebant venalia etc.** Der Mediceus hat principi; premunt kann nur ungewiß aus ihm gelesen werden; die letzte Sylbe scheint eher minuit zu heißen, so daß Bezzenbergers ausgezeichnete Verbesserung **inviso semel principi seu bene seu male facta parem invidiam adferebant. venalia cuncta etc.** getrost von Hrn. R. in den Text hätte aufgenommen werden sollen. Im Folgenden möchte der Deutlichkeit wegen so zu interpungiren sey: **eademque novae aulae mala, aeque gravia, non aeque excusata.**

I, 11. ita visum expedire, provinciam — domi retinere. Der letzte Ausdruck wird gewöhnlich, auch von Orelli, also genommen: per Caesaris procuratores administrare. Dieß widerspricht aber sowohl dem natürlichen Sinn dieser Worte als dem Vorhergehenden: Aegyptum — equites Romani obtinent loco regum. Hrn. Ritter ist domi soviel als in ipsa Aegypto. Nach der Bemerkung, die er vorausschickt, wäre dieß etwa soviel als: domestico imperio tenere; denn eine ganz klare Ansicht springt aus der Note nicht hervor. Kann aber domi retinere dieses bedeuten? nimmermehr. Der ganze Zusammenhang lehrt, daß von nichts anderem die Rede seyn könne, als wie man Aegypten als die Getreidekammer für Rom bey so weiter Entfernung trotz der unruhigen und ungehorsamen Bevölkerung fest an die römische Herrschaft, an das röm. Kaiserhaus zu knüpfen gesucht habe (ita visum expedire). Da domi retinere für eine solche Erklärung nicht zu gebrauchen ist, so hat wohl Jacob von Lübeck mit Recht die leichte Aenderung Ricklefs domui retinere anempfohlen. Am Schluß des vorhergehenden Capitels hat Hr. R. occulta fati und den folgenden Infinitiv mit dem Accusativ richtig als ein doppeltes Object gefaßt und dieß durch die entsprechende Interpunction angedeutet.

I, 13. zu Anfang will Hr. R. das Asyndeton wahren: in Titum Vinium consulem, Cornelium Laconem. Wer aber mit Vergleichung von Handschriften irgend sich abgegeben hat, wird ohne das geringste Bedenken ein et so gut einschalten als ausmerzen. In solcher Sonderbarkeit der Schreibart läge doch wirklich nichts Originelles.

I, 15. et iam ego ac tu simplicissime inter nos hodie loquimur. Obwohl iam zur Noth vertheidigt werden kann, so daß es dem vorausgehenden Futurum irrumpet adulatio etc. als ein erfülltes Jetzt der Gegenwart entgegenstünde, so weiß ich doch nicht, ob die ansprechende Conjectur Weissenborns und Halms etenim ego nicht zu berücksichtigen wäre. Es ist dieß gerade eine Partikel, deren Sinn häufig mißverstanden worden ist, und die deßhalb in das Nächste Beste, in etiam, verwandelt wurde.

I, 18 möchte allerdings die Umstellung exemplo divi Augusti et more militari, die Ferettus vorgeschlagen, geradezu vorzunehmen seyn, ohne daß man dadurch gegen die Pflicht des Kritikers verfehlte. Vergl. den Meister Gottfr. Hermann de emendat. per transpositionem verborum dissert. Opusc. III, 101 sq. Daß in diesem Cap. wie an den andern angeführten Stellen die Lesart duoetvicesima legio die richtige sey, hat Hr. R. für mich überzeugend dargethan. Ebenso stimme ich ihm bey, daß er Cap. 19 mit Freinsheim medii liest und also abtheilt: et patrum favor aderat: multi voluntate, effusius qui noluerant, medii ac plurimi obvio obsequio. *„Multi enim voluntate favorem ostendebant, effusius qui noluerant Pisonis adoptionem, ut voluntatem minus promptam celarent, medii inter hos iique plurimi obvio obsequio.“*

I, 27 am Ende. pars clamore et gladiis, pars silentio. So die Codd. Die meisten Herausgeber sind für die Verbesserung des Faernus: gaudiis. Hr. Ritter wäre eher für gladio, was Pichena gewollt hat, allein er bestreitet die Möglichkeit dieser Verderbung und findet das Ebenmaß der Glieder gestört; deßwegen erklärt er et gladiis sofort als Glosse, welche ein Leser aus der Parallelstelle des Sueton. Oth. 6. „inter faustas acclamationes strictosque gladios“ eingeschoben habe. Einen solchen Ursprung einer Glosse bey Tacit. wird nicht leicht Jemand zugeben. Was aber die Verderbniß anlangt, so ist sie sehr wahrscheinlich; die Wörter gladiis gaudiis laudibus werden nicht selten in Handschriften verwechselt; hat gleich der Med. gladibus st. gladiis II, 43, und erst jüngst fand ich in einem sehr alten Codex des Orosius, von dem unten noch Erwähnung geschehen wird, gerade gladium und gaudium verwechselt. Es wäre also nur das ungleiche Maß des Gliedes pars clamore et gaudiis, pars silentio, was mißfiele und der Plural gaudiis, statt des Singul. gaudio. Wie aber? ist denn nicht clamore et gaudiis zusammengefaßt ein ganz richtiger Gegensatz zu silentio? und hat denn nicht auch dieses noch einen erläuternden Zusatz animum ex eventu sumpturi, der offenbar zunächst auf jene hinweist, welche sich still und ohne lauten Ausdruck ihrer Stimmung dem Otho anschlossen?

Der Plural aber gaudia ist leicht zu rechtfertigen; er drückt eben das aus, was verlangt wird: freudige Bewegungen, Freudenbezeugungen. Außerdem liebt Tacitus eine solche Verstärkung des Begriffes. IV, 49 gaudio clamoribusque. II, 90 clamore et vocibus.

I, 32. denique eundi ultro, si ratio sit, eandem mox facultatem, regressus, si paeniteat, in aliena potestate. „*Nomen regressus equidem numero multitudinis dictum esse existimo. Cogitat Vinius de partibus Galbae hinc illinc post infelicem conatum regredi cupientibus.*“ Damit hätte Hr. R. seine Note abschließen sollen.

I, 42 bewahre ich conscientia coniurationis aus Achtung des urkundlichen Textes, I, 43 nehme ich ardentis, die Verbesserung des Heinsius, als nothwendig und vom Sinne verlangt ohne Bedenken auf.

I, 46 schreibt Hr. R. nach Heinsius ad seditiones et discordias et ad extremum in bella civilia ruebant. Ist es nicht das Einfachste, bella civilia appositiv zu ad extremum zu fassen?

I, 51 exercitus — expeditionem et aciem, praemia quam stipendia malebat. „*ex subsequente malebat verbum his nominibus aptum volebat intelligendum est.*“ So Hr. Ritter; nicht ein andres Verbum ist zu ergänzen, sondern nur der eine Theil der Vergleichung ohne Beschwer der Rede selbst ausgelassen; es ergibt sich aus dem unmittelbar folgenden: diu infructuosam et asperam militiam etc. Auch der Deutsche könnte hier sagen: Mehr nach Krieg und Kampf, mehr nach dem Lohn des Sieges als nach Sold verlangte jetzt das Heer.

I, 53 war mit Baiter decorus inventa, sowie I, 60 mit ebendemselben sordem aufzunehmen. I, 58 gefällt auch uns, wie bereits Jacob vorgeschlagen: raro simulatione vinculorum frustratur. Vgl. Ann. XIII, 2, wo der Med. parum statt rarum bietet. In dem nämlichen Cap. hat Hr. R. zu unserem Verwundern, wie Orelli, die Lesart des Med. statis iam militum odiis verbannt und die Lesart der späteren Handschriften stratis aufgenommen. Dieß ist ohne Zweifel eine Verbesserung aus Mißverstand. Sistere odium ist eine ganz tadellose Redeweise, zumal vorher das Bild des Feuers — exarserat — iracundia exercitus — gegeben ist. Hr. R. hat I, 35 die Bedeutung dieses Zeitwortes ganz gut erörtert.

I, 68 ist es doch wohl räthlicher quam immodicus saevitia fuerat zu schreiben, als dieses letzte Wort zu tilgen und immodicum aus den Handschriften zu wahren. Orelli hat hier eine ganz treffende Note.

I, 76 muß wohl, wie Hr. R. thut, sed statim geschrieben werden. Dagegen wird es schwer zu glauben, daß I, 87 ad observandam honestiorum fidem inditus als ursprüngliche Lesart in die jetzt überlieferte immutatus (imitatus, invitatus) nach und nach sich verwandelt habe. Eben so wenig ist es zu billigen, daß Orelli die Conjectur Gronov's comitatus aufgenommen hat, da er doch selbst deren Ungewißheit, ja ich möchte sagen Leerheit gefühlt hat. Dem Sinne nach hat Ryckius das nächste getroffen incitatus. Offenbar war die cura navium, welche der Freygelaßne Oscus von Otho beybehielt, nur ein Theil des ihm übergebenen Amtes, nebenbey erhielt er noch den gewichtigen Auftrag observare honestiorum fidem. Deßhalb erwartet man hier ein Wort, welches diesen mehr geheimen vertraulichen, zugleich sich lohnenden Befehl ausdrückt. Wäre es denn zu kühn aus immutatus stimulatus zu machen?

Auch I, 89 entfernt sich Hr. R. ziemlich weit, indem er statt „sub Tiberio et Gaio tantum pacis adversa rei publicae pertinuere (pertimuere)“ rei publ. primores timuere einsetzt. Doch gefiele es mir besser, als was Weissenborn mit Bezzenberger vorschlägt: rei publicae periti timuere. Mir scheint es höchst wahrscheinlich, daß in dem ersten Theil des handgreiflich verdorbenen pertinuere das Wort pernicies vergraben liegt; auf den gleichen Gedanken kam auch Halm. Dieser räth perniciem tulere; ich hatte mir perniciei fuere an den Rand geschrieben. In Vergleichung mit II, 70 könnte man auch perniciem fecere vermuthen. Der Palaeographie nach steht wohl pertinuere oder pertimuere an

perniciei fuere am nächsten (PERNICIEI FUERE und PERTIMUERE), abgesehen, daß die Dativform compendiös geschrieben seyn konnte, und pernicies oft als pernities erscheint.

II, 4 glaubt Hr. R. das wiederholte labor schützen zu können, indem er mit theilweiser Aufnahme der Conjectur des Rhenanus inexpertus belli labor schreibt. Mir scheint eine solche Wiederholung unerträglich; das wahrscheinlichste ist hier, daß der Abschreiber ein dem vorausgehenden labor ziemlich nachlautendes Wort mit dem jenem verwechselt hat; deßhalb bleibe ich wie Dübner gethan bey der Lesung: inexperti belli *ardor*.

II, 7 entfernt Herr R. die Schwierigkeit des Textes durch Annahme einer Glosse; dabey ist er aber gezwungen die überlieferte Lesart selbst erst durch eine Aenderung zur Randbemerkung umzumodeln. Nach dem Med. heißt nämlich der Anfang des Cap. non fallebat duces impetus militum: sed bellantibus aliis placuit expectari bellum cum hi (oder in) victores victosque nunquam solida fide coalescere. Die meisten Herausgeber begnügten sich mit Pichenas Vorschlag belli exitum. victores etc. In den verdorbenen Worten kann entweder eine Erweiterung des vorhergehenden expectari liegen oder das folgende victos victosque nunquam — coalescere begründet werden. In jenem Fall dürfte der fragmentarische Rest des Textes am ersten auf bellumque trahi führen, vgl. unten c. 31 Otho consultavit trahi bellum an fortunam experiri placeret. Sucht man aber das zweyte, so bin ich hier mit Heinisch auf die gleiche Spur gekommen, indem auch ich in cum hi oder cum in das Wort civile zu entdecken glaubte. Heinisch schreibt bello civili victores victosque . . . coalescere, dem Gedanken nach ganz passend; ich hatte mir in dem nämlichen Sinn, aber der Urkunde ängstlicher folgend die Stelle also zurechtgelegt: . . placuit expectari: bellum (scr. esse) civile, victores victosque nunquam solida fide coalescere, nec referre etc. Auf diese Weise begänne also mit den Worten bellum civile die Aufzählung der verschiedenen Gründe, welche die Heerführer darlegten, um den Aufschub des Krieges von ihrer Seite zu rechtfertigen; unter diesen stünde allerdings der, daß es ein Bürgerkrieg sey, mit Recht obenan, weil aus der Natur eines solchen eben das sich ergibt, was dann erwähnt wird.

Gegen den Schluß des Cap. heißt es: igitur arma in occasionem distulere Vespasianus Mucianusque nuper, ceteri olim mixtis consiliis. Hr. R. schweigt zu der Stelle ganz, und doch vermag ich wenigstens weder den Sinn derselben an sich zu erkennen noch wie sie in den Zusammenhang paßt. Die gewöhnlichen Erklärungen sind mehr als unzureichend, auf Logik und Grammatik hat man fast nirgends Rücksicht genommen. Heinisch und nach ihm Weissenborn haben auf den Widersinn der Worte hingewiesen; jener will so lesen: Vesp. Mucianusque, cupere ceteri non immixti consiliis; das Unstatthafte dieses Vorschlags hat Weissenborn a. a. O. LVII, 3, p. 231 nachgewiesen, er selbst vermuthet, daß in nuper ein Wort liege, welches den Gegensatz zu distulere bildete, etwa urgere oder ein ähnliches. Hiebey hat W. ein richtiges Gefühl geleitet; die beyden Führer nur waren für Aufschub der Entscheidung durch Waffengewalt, die Heere selbst aber verlangten vordem längst den Krieg — fremere milites et vires suas circumspicere heißt es im vorhergehenden Capitel. Nur möchte ich der Stelle auf andere Art zu Hilfe kommen, und zugleich den Gegensatz zwischen nuper und olim, der ganz am Orte ist, bewahren. Ich vermuthe, daß hier dem Abschreiber etwas Menschliches begegnet ist, daß derselbe im Lesen von einem ähnlichen Wort auf das andere sich verirrt hat, daß also etwas ausgefallen ist.

(Fortsetzung folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Cornelii Taciti Historiae.

(Fortsetzung.)

Wie wäre es, wenn wir annehmen, Tacitus habe geschrieben: igitur arma in occasionem distulere Vespasianus Mucianusque nuper discreti; poseere ceteri olim mixtis consiliis. „So verschoben denn Vespasian und Mucian, jüngst noch unter sich gesondert, die Entscheidung der Waffen auf gute Gelegenheit; die übrigen verlangten sie längst in gemischter Absicht u. s. w. Das nuper discreti findet seinen geschichtlichen Nachweis in Cap. 5, wo es von ihnen heißt: invidia discordes, exitu demum Neronis positis odiis in medium consulnere. Von discreti auf ceteri abzuirren war sehr leicht möglich. I, 8 stellt Weissenborn multi-erecti gewiß richtig her und I, 10 hat Acidalius infirmum aut validum retinebatur adhuc terrori, et propria vi Crispus etc. verbessert, was immerhin das Gelungenste scheint.

II, 16 konnte allerdings nihil in summam profutura geschrieben werden, wie Hr. R. will, allein er mußte es nicht und deßhalb möge das Ansehen der Handschr. bewahrt bleiben. II, 25 hat Orelli's Vorschlag legionariorum die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, so wie II, 32 die corr. Harl. etiamsi nach dem Med. den Vorzug verdient.

II, 41 hat Hr. R. seine Conjectur: incertus undique clamor accurrentium, palantium sofort in den Text genommen: dieß ist doch etwas unvorsichtig; wie soll der Abschreiber statt palantium auf clamantium kommen? Auch paßt palari hier nicht seiner Bedeutung nach. Viel leichter war es nach vorausgegangenem clamor ein synonymes Zeitwort zu verwischen; das sich Berührende pflegt man auch ohne leichtsinnig zu seyn gerne zu verwechseln. So entstand die allerdings unrichtige Lesart des Med., welche bereits selbst durch eine zweite Hand insofern gebessert ist als vor clamantium die Sylbe uo gesetzt wurde. Pichena hat daher dem Sinne nach das Beste gethan; er schreibt vocitantium, was Orelli ganz richtig erklärt: „*vocitantes autem ii potissimum intelliguntur, qui quaerebant signa sua clara voce interrogantes.*“

II, 75 es scheint auch mir wie Hrn. R. die Lesart des Bud. quid enim profuturas cohortes alasque, si unus alterque praesenti facinore paratum ex diverso praemium petat — dem Sinne und der Sprache nach die richtigere, nur möchte ich die Erklärung schärfer gegeben. Es ist ganz gut, wenn Hr. R. bemerkt: *praesens facinus quod extemplo potest accidere ac provideri nequit, ut H. I, 38* (soll heißen Ann. I, 38) *praesens supplicium quod statim sumitur et praesens pecunia quae statim numeratur et praesens periculum quod statim corripit;*“ allein es mußte darauf hingewiesen werden, daß die Worte unus alterque praesenti facinore innig zusammengehören; im Deutschen ließe sich dieß so ausdrücken: „was würden denn städtische und fremde Truppen helfen, wenn einer oder der andre zur raschen That allzeit fertig den vom Widerpart gebotenen Lohn sich holte.“ Wenigstens glaube ich eine solche Verbindung ganz der psychologischen Charakteristik des Tac. angemessen, obwohl ich zugebe,

man könne sich auch damit begnügen, daß man praesenti facinore als bloßen ablat. instrument. nimmt.

II, 76 muß jedenfalls die Lesart des Med. inchoaturi gerettet werden, mag man nun wie Hr. R. die Einschaltung von sunt für nothwendig achten oder nicht. II, 77 hat tu hos, was der Puteol. gibt, viel für sich; ob II, 86 inter alia bellorum mala das Ursprüngliche sey, wird noch der Prüfung unterliegen. II, 94 möchte Orellis Vorschlag marcenti animo gegenüber dem Pichenas inerti nicht zu stark seyn, wenn man sich c. 87 vergegenwärtigt, wo es von Vitellius heißt: contemptior in dies segniorque etc.

III, 3 hat Hr. R. die Lesart des Med. gravior, welche er früher verworfen hatte, aufgenommen und mit guten Gründen vertheidigt; nicht so sicher ist es, wenn er III, 4 cunctantior schreibt. III, 6 empfiehlt sich die Conjectur Baiters per proxima quaeque durch ihre Einfachheit; nimmt man mit Hrn. R. eine Lücke an, so muß man eben unzufrieden über die Stelle hinweggehn.

III, 10 hielt es Hr. R. für das Gerathenste, mit Lipsius also zu schreiben: et ut proditionis ira auctorem irá militum in Tamphilum (?) Flavianum incubuit. Abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß auctorem ausgefallen, erregt auch der Ausdruck ut proditionis ira statt quasi ob proditionem ira Bedenken. Mir dünkt es viel zweckmäßiger so zu lesen: rapiuntur arma. Metu proditionis ira militum — incubuit. Die Aenderung ist ohne Gefahr, da der Med. ohnehin armã i. e. arma met ut bietet. Wie ich sehe hat schon Faernus dieß empfohlen.

III, 18 hat Hr. R. die schöne Verbesserung Dübners multi e legionariis gar nicht erwähnt; es kann dieß nur Versehen seyn, da er sie gewiß der seinen gegenüber nicht zurückgestellt haben würde.

III, 17 hat der Med. atque illic consternantur; gewöhnlich ändert man illic in illi, so auch Hr. R. Ich stimme hier mit Halm dafür ilico zu schreiben; die nämliche Verwechslung begegnete uns IV, 34, wo bereits ilico hergestellt ist.

III, 44 ist es nichts Weitres als eine zur Erklärung dienende Randbemerkung, wenn Hr. R. vor inditus olim einschiebt; ebenso unpassend ist der Vorschlag Orelli's insitus erga V. favor; denn Britannien hatte weder gegen Vespasian noch überhaupt für die Römer eine besondre Zuneigung; dieß geht, wie auch Weissenborn bemerkt, schon aus dem folgenden Capitel hervor: es ist aber auch falsch, wenn Hr. R. unter Britannia die Britannischen Legionen versteht; denn diese hatten ja durch Erfahrung belehrt gar keine Lust schon wieder einem andern Kaiser und Herrn anzugehören: non sine motu adjunxit ceterarum, in quibus plerique centuriones ac milites a Vitellio provecti expertum iam principem anxii mutabant. Weissenborn a. a. O. LVII, 3, 241 vermuthet aus obigen Gründen: et Britanniam inclitus erga Vesp. favor secundae legionis quod illi a Claudio etc., läßt es jedoch dahingestellt, ob nicht in inditus ein anderes Wort verborgen ist. Davon bin ich wenigstens überzeugt; über den Sinn der Stelle kann ohnehin kein Zweifel entstehen: Britannien schloß sich wenn auch nicht ohne Sträuben vorzüglich durch den Einfluß der zweiten Legion, die Vespasian dort unter Claudius mit Ruhm geführt hatte, an diesen an, als sich alles auf ihn, den Sieger, hinneigte. Wie in Spanien das Andenken an Otho die Legio Adjutrix zuerst zum Abfall von Vitellius bewog und damit das übrige Heer nach sich zog, so war es in Britannien die unerloschne Anhänglichkeit der zweiten Legion an Vespasian, welche das gleiche verursachte. In diesem Sinne lese ich: et Britanniam conditus erga Vespasianum favor etc. Ich weiß wohl, daß ich damit dem Tacitus eine mehr poetische Sprache zutheile, allein er scheut dieselbe nicht, wo sie wirksam ist; conditus favor ist aber soviel als: bene s. consilio occultus favor i. e. abscondita quidem sed viva gratia. Aehnlich gebraucht Tac. die Redensart condere iram, Ann. II, 28.

Gut und zweckmäßig interpungirt Hr. R. am Anfang von III, 46 also: turbata per eosdem dies Germania, et socordia ducum, seditione legionum, externa vi, perfidia sociali prope adflicta Romana res.

III, 62 wird von Fabius Valens erzählt:

natus erat Valens Anagniae equestri familia. procax moribus neque absurdus ingenio, famam urbanitatis per lasciviam petere. Ludicro . . actitavit, ... fovit . . infamavit. In diesem Zusammenhang fällt sicherlich jedem der verlassen stehende infin. hist. petere auf; Hr. R. geht stillschweigend darüber weg und dennoch bietet der Med. Anlaß zum Prüfen, dieser hat peteret. Darauf gestützt schreibe ich ohne Zaudern: neque absurdus ingenio, qui famam urbanitatis per lasciviam peteret. Jetzt haben wir echtes Latein. Auch Halm hatte qui einschalten wollen, änderte aber peteret in petierat, was unnöthig und weniger gut ist. Vergl. über diese Ausdrucksweise C. Heraeus Stud. crit. in Mediceos Taciti codices p. 63.

III, 66 ließ ich mich bisher durch die Autorität der bedeutendsten Herausgeber täuschen und hielt die spätere Lesart: quin ut censuram patris, ut tres consulatus, ut tot egregiae domus honores deceret, desperatione saltem in audaciam accingeretur für die rechte, die der Med. degeret nur für einen Schreibfehler. Jetzt aber bin ich noch eines Andern überzeugt: in diesen Worten muß der stärkste Beweggrund enthalten seyn, den die Umgebung des Vitellius hervorhebt, als alles Andere taub an den Ohren desselben vorbeygeht. Nachdem dieser weder durch das Hinweisen auf die Gefahr, in die er sich und die Seinen stürze, noch durch die Erinnerung an das frühere Verhältniß des Vespasian zu seiner Familie, noch durch das Andenken des Ruhmes seiner Vorfahren zur Thatkraft, zu einem männlichen Entschluß gebracht werden konnte, da weisen seine besten Freunde auf die Schande hin; möge er alles frühere vergessen, alle Ehren seines Hauses, seine eigene schänden, so müße ihn die Verzweiflung zur Kühnheit treiben. Der Tod sey nach der Uebergabe so gewiß als nach der Niederlage, nur der Unterschied sey, ob man mit Schimpf und Spott oder mit Ehren sein Leben aushauche. Diesen Gang oder vielmehr Inhalt der Reden zeichnet Tac. auch selbst vor, wenn er am Anfang sagt: ut quisque Vitellio fidus, ita pacem et condiciones abnuebant, discrimen ac dedecus ostentantes et fidem in libidine victoris. In degeret liegt also ein Vorwurf derber Art: negleget was nach Agr., Ryck, Acidalius jüngst Weissenborn billigt, ist zu schwach. Bezzenberger schlägt dedecoret vor: nicht übel, aber dem Cod. näher wäre degeneret. Und Vitellius war ja kurz vorher Cap. 65 am Ende als ein degener in seiner Haltung hingestellt worden! Degenerare propinquos sagt schon Propert. 4, 1, 81.

III, 71. Da der Med. famam nitentes bietet, so ist es wohl das Einfachste die Lesart des Bodlej. und Puteol. depellerent zu adoptieren und also zu schreiben: an obsessi, quae crebrior fama, ut nitentes ac progressos depellerent. Hierin liegt dann, was Weissenborn durch depulsuri ausdrücken wollte.

III, 72 hat Weissenborn a. a. O. LVII, 3, 233, 234 das Maßlose und doch Ungenügende an Hrn. R. Aenderung sattsam nachgewiesen; dieser schreibt nämlich also: arserat et ante Capitolium civili bello, sed fraude privata: nunc palam obsessum, palam incensum, quibus armorum causis, quo tantae cladis pretio? Stetit incolume, quamdiu pro patria bellavimus. Die einhellige Lesart aber ist: quo tantae cladis pretio stetit? pro patria bellavimus? Orelli bemüht sich vergeblich dieß zu erklären — vgl. Weissenborn a. a. O. — Dieser ist für Pichenas Vorschlag, quo tanta clades (oder cladis als Nominativform) pretio stetit? mit der Erklärung: wurde etwas erstrebt, im Vergleich womit dieses Unglück als ein angemeßener Preis betrachtet werden konnte? Es käme dieß ohngefähr auf das hinaus, was Gronovius mit seiner Conjectur: quid tantae cladis pretio stetit erreichen wollte: „was, um es kurz zu sagen, ist mit dem so furchtbaren Unglück gewonnen worden?“ Gegen diesen Gedanken läßt sich nichts einwenden; aber warum sollte ihn Tacitus so verschroben, so verschränkt gegeben haben? Hier wo sein herber Schmerz, sein gerechter Unwille so offen durchbricht, sollen seine Worte gerade am dunkelsten, sein Ausdruck fast unverständlich seyn? Das glaube ich nimmermehr. Tacitus muß etwa so geschrieben haben: nunc palam obsessum, palam incensum, quibus armorum causis? (so interpungirt auch Weissenborn) cur tantae cladis pretio stetit? pro patria bellavimus! „jetzt wurde das Capitol vor aller Augen belagert, vor aller Augen

in Brand gesteckt, aus welchem Anlaß zum Kampfe? o warum blieb es um den Preis eines solchen Gräuels stehen? fürs Vaterland haben wir uns geschlagen!“ So gefaßt läge in den Worten eine Wehmuth, eine Bitterkeit, welche der Sache und dem Autor entspräche.

IV, 15 gehen seit Lipsius alle Herausgeber von dem Mediceischen Text ab; dieser lautet: statimque accitis Frisiis . . duarum cohortium hiberna proxima occupata Oceano inrumpit. Hr. R. wirft Oceano, wie auch IV, 12 Oceanus, geradezu über Bord und schreibt dann wie Lipsius und andere hiberna, proxima occupatu, inrumpit. Was gewonnen seyn soll, wenn man wie Weissenborn hiberna proxima occupatum Oceano inrumpit schreibt, vermag ich nicht einzusehen. Mir scheint der alte Text fehlerlos; man theile die Worte nur folgendermaßen ab: accitis Frisiis . . . duarum cohortium hiberna proxima, occupata oceano, inrumpit. Weil die hiberna occupata oceano waren, fährt der Schriftsteller fort: nec praeviderant impetum hostium milites.

IV, 29 nahm Hr. R. mit Recht Anstoß an tendere arcus; Lipsius hatte armis, Acidalius iactus vorgeschlagen. Viel einfacher und passender schreibt unser Herausgeber tendere artus. Vergl. über diese Stelle die ausführliche Behandlung von C. Heraeus. Studia critica in Mediceos Taciti codices. p. 104. 105.

IV, 55 ipse e maioribus suis hostis populi Romani quam socius iactabat. Herr R. glaubt der grammatischen Schwierigkeit dieser Stelle dadurch abzuhelfen, daß er nach Romani esse einschiebt; allein auch so, wie schon Weissenb. bemerkt hat, bleibt eine Verbindung, die dem lateinischen Sprachgeist zuwider ist. Sehr viel empfehlendes hat daher der Vorschlag Halms, welcher in hostis die alte Form des Accus. erkennt und deshalb hostes — socios schreibt; der Gedanke selbst paßt vorzüglich. Gleich darauf liest Herr R. wie gewöhnlich Sabinus . . . falsae stirpis gloria incendebatur. Da aber der Med. incendebat hat, so stimme ich mit

Weissenborn dafür, Sabinum zu schreiben. Ob nicht gegen Ende des Cap. Victorius doch aus gutem Grunde disceptaturas gesagt habe, möchte weiterhin zu überlegen seyn.

IV, 56. Claudius Labeo war, wie c. 18 erzählt worden, von Civilis zu den Friesen abgeführt worden, damit so kein Same zur Zwietracht ausgestreut werden könnte. Dieser wußte sich aber durch Geld einen Weg zur Flucht zu verschaffen; illuc Claudius Labeo, quem captum et extra conventum amandatum in Frisios diximus, corruptis custodiis perfugit heißt es an unserer Stelle. Der Cod. hat commentum amendatum, das Obige ist die Correctur in Agr. Da aber extra conventum unpassend ist, wie Hr. R. richtig behauptet, so greift er hier, wie anderwärts, zu dem leichten Mittel, commentum als Dittographie von amendatum, als ein irrthümliches Einschiebsel sofort auszustoßen. Hat schon dieß Verfahren sein Bedenkliches, so muß es um so mehr gemieden werden, wenn dadurch eine Ausdrucksweise gesetzt wird, die selbst wieder Anstoß erregt; oder gefiele denn Jemand, zumal bey Tacitus, die Phrase: aliquem extra amandare in locum? Mir scheint hier eine sehr leichte Aenderung abzuhelfen; ja fast gewiß, daß Tacitus also geschrieben hat: quem captum et extra commeatum amandatum in Frisios diximus.

IV, 75 ist das Asyndeton: eum qui attulerat, ipsas epistolas ad Domitianum misit doch kaum erträglich und mit Acidalius ipsasque epist. aufzunehmen. IV, 79 hat Hr. R. Pichenas Verbesserung quae ex Chaucis mit Recht gebilligt, IV, 83 ziehe ich praecipitque vor und halte IV, 86 subduceret ohne se hinzuzufügen, wie Hr. R. will, für hinreichend und durch den Cod. geschützt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Turkey and its destiny. By Charles Mac Farlane, Esq. London 1850. 2 Bde. 8.

Diejenigen Völker und Staaten, welchen vermöge ihres Princips die naturgemäße Entwicklung entweder gar nicht oder nur in höchst beschränkter Weise gestattet ist, sind sämmtlich, vermöge eines in der Geschichte häufig wiederkehrenden Gesetzes, verurtheilt, die Beute der einsichtsvolleren, glücklicheren Menschheit zu werden. Solche Völker können höchstens erst nach vielen Jahrhunderten der Läuterung und Umgestaltung wieder als selbstständige Glieder in die Reihe der Weltgeschichte treten. Vergebens sucht man später mit einem Male das in langen Jahren Verabsäumte nachzuholen; vergebens sucht man das hemmende Princip zu umgehen, zu fälschen, — die Natur der Dinge, die Natur der Massen läßt sich nicht durch plötzliche Gebote und Verbote umgestalten: widerstreiten sie dem Principe, so befördern diese Neuerungen den Untergang, anstatt ihn zu verhüten. Hievon zeugt die ganze neuere Geschichte des Morgenlandes, namentlich die der Perser und Türken. Das Reich der Osmanen ist aber in einer bey weitem schwierigern, gefährlichern Lage als das der Kadscharen. Die Sultane Selim und Mahmud erkannten die Mängel und Bedürfnisse ihres Reiches und suchten ihnen mit aller barbarischen Entschlossenheit abzuhelfen. Alle ihre Bemühungen mußten aber an den eigenthümlichen Verhältnissen, an den grundsätzlich widerstrebenden feindlichen Völkerschaften, welche sie zu ihren Unterthanen zählen, scheitern. Das türkische Reich ist jetzt, aller Reformen ungeachtet, so schwach wie das byzantinische im fünfzehnten Jahrhundert, an dessen Stelle es sich setzte, und dessen Weise es der Hauptsache nach fortführte. Dem Padischah in Byzanz sind in Asien und Europa vierundzwanzig Millionen Menschen unterworfen, wovon wenigstens siebzehn Millionen Christen sind, Slawen und Griechen, Rumuni und Albanesen, Syrer und Armenier. In Europa mag kaum eine Million Türken seyn. Servier und Bulgaren, die zusammen über neun Millionen zählen (Cyprien Robert schätzt sie in seinem bekannten Buche über die Slawen in der Türkei auf neun einhalb), Griechen, Moldau-Walachen und Albanesen bilden die Basis der europäischen Türkei mit einer Bevölkerung von vierzehn Millionen. Die Bevölkerung der türkischen Länder in Asien wird kaum neun Millionen erreichen. Die Christen wollen in ihrer zum Theil patriarchalischen, zum Theil byzantinischen Weise fortleben, und wo es nur einigermaßen angeht, auch nicht einmal mit den Türken zusammenwohnen. Hievon zeugt hinlänglich die neuere Geschichte Serviens und Griechenlands, der Moldau und Wallachei. Ebenso will der Türke gesondert bleiben nach seiner Religion und seinem aus der Religion fließenden Gesetze. Beyde, Christen und Muselman, können sich Religion und Staat gar nicht gesondert denken; der Türke würde selbst einen Türken, welcher freywillig einem Christen gehorcht, für einen Abtrünnigen halten und so auch der Raja. Unter solchen feindlichen Elementen ist eine Gleichberechtigung unmöglich; sie erzwingen zu wollen hieße die Macht

intergraben und den innern Zwiespalt nach Außen venden.

In diesen für den Kundigen nichts Neues enthaltenden Worten haben wir den wesentlichen Inhalt der zwey dicken Bände des Hrn. Mac Farlane von mehr als zwölfhundert Seiten zusammengefaßt. Der Verfasser hätte natürlich viel kürzer seyn können; er hätte uns mit den unbedeutenden Erlebnissen verschonen und viele seiner Bekanntschaften und gewöhnlichen Gespräche für sich behalten können. Hr. Mac Farlane gehört aber zu den Touristen, die sich auf Unkosten des europäischen Gemeinwesens die Welt ansehen und ihre Freuden genießen wollen. Was kann der Reisende dafür, daß der Ehrensold nach der Schwere des Buches gewogen wird! Hr. M. Farlane hat sich schon im Jahre 1827—1828 in der Türkei aufgehalten und seine Ansichten und Erlebnisse in dem Buche „Konstantinopel im Jahre 1828“ der Welt mitgetheilt. Nach einem Verlaufe von zwanzig Jahren machte er die vorliegende Reise, deren Beschreibung größtentheils aus nichtigen, man weiß nicht für wen geschriebenen Einzelnberichten besteht. Am lehrreichsten sind die hie und da eingestreuten Vergleichungen zwischen den Osmanen vor zwanzig Jahren und heutigen Tages, dann die wiederholten Nachweisungen, wie sich die Reformen der papiernen Decrete zur Wirklichkeit im praktischen Staatsleben verhalten. Wir wollen mehrere dieser Vergleichungen in einem Bilde zusammenfassen.

Die Türken in Konstantinopel, sagt der Reisende, sahen allerdings weniger türkisch und mehr europäisch aus als im Jahre 1828. In ihrer äußern Erscheinung war das Malerische und Imposante sehr herabgestimmt. Der aufgezwungene Wechsel in ihrem Anzuge hatte ihnen ein ärmliches, schäbiges Aussehen gegeben. Ohne den schreienden Fes — an sich eine gemeine, unziemliche Kopfbedeckung — konnte man sie für Franken halten, die von schlechten Schneidern bedient sind und nur selten ihre Kleider ausbürsten lassen. Ein blauer Frack, bis ans Kinn zugeknöpft und schmutzige grobe Beinkleider, nicht weiter als wir sie tragen — das war die herrschende Mode. Zu meiner Zeit hatte Sultan Mahmud den faltenreichen, hellfarbigen Gewändern und den weiten Sackbeinkleidern den Krieg erklärt; dennoch war das Vorurtheil zu Gunsten geräumiger Schenkelbewegung stehen geblieben und ein schäbiger Wicht ward noch immer mit dem Namen: „Enghose, Knapphose“ gebrandmarkt. Jetzt dagegen sah man in jener alten Tracht nur das gemeine Volk, die Ulemas, die Derwische und einige altfränkische Landleute in dem europäischen Gebirge oder im Innern Kleinasiens. Es kostete mich oft Mühe und Nachdenken, einen Moslem von einem Raja zu unterscheiden. Vor zwanzig Jahren konnte man sie unmöglich verwechseln. Denn abgesehen von den scharfen Merkmalen, die Anzug, Kopfbedeckung und Fußbekleidung an die Hand gaben, erkannte man den Moslem auf den ersten Blick an der aufgeblasenen Gespreiztheit, dem hochmüthigen Herabschauen, dem beleidigenden Gebahren. Die heutigen Türken scheinen ihren Stolz und das Gefühl ihrer Wichtigkeit verloren zu haben. In der Stadt sind sie der ruhigste und bescheidenste Theil der Bevölkerung. Ihr früheres trotziges und rauhes Wesen scheint auf die armenischen Banquiers und was zu diesen gehört, übergegangen zu seyn. Wo ich früher oft beschimpft und mehr als einmal von dem türkischen Pöbel angespien worden, begegnete man mir jetzt aufs höflichste. In den Basars begegneten wir einigen fränkischen Damen, französisch gekleidet, unverschleiert, ohne Begleitung, sorglos umherwandelnd und ihre Einkäufe machend. So giengen sie über die Galata-Brücke, den schönsten Spaziergang in der Gegend, und von dort wieder zurück unter den Türken, hie und da mitten durch Truppen, unbekümmert, unangetastet. Früher war es für eine europäische Dame ein ernstes, sehr gewagtes Unternehmen, den Hafen von Stambul zu passiren.

Es gehört jetzt zu den Seltenheiten, daß eine arme türkische Familie mehr als ein Kind erzieht; dagegen haben arme Griechen und Armenier sehr zahlreiche Nachkommenschaften. Mancher arme Türke erklärt ohne Anstand, er könne nicht genug aufbringen, um auch nur ein Kind zu ernähren. Töchter seyen eine unnütze Last, und die Söhne entreiße ihnen die Regierung gerade in dem Alter, wo sie

anfiengen, dem Hause nützlich zu werden, um Soldaten aus ihnen zu machen. Die Conscription ist der Schrecken und Abscheu der türkischen Frauen. Die griechischen und armenischen Matronen haben nichts zu fürchten, da die christlichen Rajas in dem Heere nicht dienen dürfen. Zudem sind diese, obgleich unter erschwerter Last zu Boden gedrückt, durch industrielles und geistiges Uebergewicht in besserm Stande als die türkischen Bauern und gedeihen verhältnißmäßig, während ihr moslemischer Nachbar am Hungertuche nagt. Gewaltsames Abtreiben der Geburt gehört bey den türkischen Frauen zu den alltäglichen Vorkommnissen.

Ich bemerkte auf der ganzen Reise kaum dreymal einen Türken beym Gebete. Diese Veränderung war mir unerwartet. Ich konnte mir nicht denken, daß der religiöse Indifferentismus der Hauptstadt so weit verbreitet oder daß die Masse der alten Moslem und Bauern die frommen Gewohnheiten ihres frühern Lebens aufgegeben habe. Wie anders war es vor zwanzig Jahren! Da machte ich keine Tagreise durch das Land, ohne an der Heerstraße oder auf einsamem Hügel Moslem bey ihrer Andacht zu erblicken.

Der Zar mag eine Invasion des sterbenden Reiches im Auge haben oder vielleicht auch nicht. Die Türken scheinen übrigens selbst davon überzeugt zu seyn, daß das Ende ihres Reiches herannaht. „Wir sind keine Muselman mehr, das Schwert der Muselman ist gebrochen; die Osmanli werden von den Ungläubigen aus Europa vertrieben werden. So will es das Schicksal: wir können dem Geschicke nicht widerstehen.“ Worte dieser Art hörte der Reisende von vielen Türken in Asien und in Europa. Aehnliche Aeußerungen vernahm der Bischof Southgate in den entlegensten Theilen des osmanischen Reiches.

Mac Farlane kennt, wie so viele seiner Landsleute, bloß den Vortheil der eigenen Nation, und er gesteht dieß ganz offenherzig. Solche Engländer sind nur dann freysinnig, wenn diese Freysinnigkeit in näherer oder fernerer Beziehung zu ihrem Vortheile steht. Mit tiefem Schmerze bemerkt der Reisende, daß die „vorwärts treibenden, verschlagenen, an sich reißenden, sparsam lebenden Griechen und Armenier“ seine Landsleute in den Häfen des Mittelmeeres vom Markte vertreiben, daß diese Christen in Kleinasien und der europäischen Türkei bereits den größten Theil des Handels in ihren Händen haben. Es wird kaum zehn Jahre bedürfen, fügt er hinzu, so ist die ganze Frachtschifffahrt im Mittelmeere in den Händen der Griechen. Haben wir aber keine große Handelsmarine, wo sollen wir die Bemannung für unsere Kriegsmarine herbekommen. Dann gute Nacht nicht bloß der Größe, sondern auch der Freyheit und Unabhängigkeit Altenglands. Manche neuerliche Vorgänge im Mittelmeere finden in diesen Worten ihre Erklärung. Man will den Herkules in der Wiege ersticken, damit er nicht zum Manne heranreife und der britischen Seeherrschaft gefährlich werde.

Neumann.

Cornelii Taciti Historiae.

(Schluß).

V, 3 heißt es in dem anziehenden Bericht über den Auszug der Juden aus Aegypten unter anderem: .. vulgus, postquam vastis locis relictum sit, ceteris per lacrimas torpentibus, Moysen unum exulum monuisse ne quam deorum hominumve opem expectarent utrisque deserti, sed sibimet duce caelesti crederent, primo cuius auxilio praesentes miserias pepulissent. So gibt die bezeichneten Worte der Med. und Orelli hat dieß beybehalten. Herr R. hat aus den Conjecturen von Jacob und Bezzenberger eine neue combiniert: sed sibimet duces caeleste crederent primum, cuius etc. Die ganze Stelle hat Orosius I, 10 ausgeschrieben: ein St. Gallener Codex aus dem IX. Jahrh. n. 621 bietet sibimet duci caelesti crederent primo cuius auxilio etc. Diese Ueberlieferung gewinnt noch an Gewicht durch einen Münchener Codex, der demselben Jahrh. ja vielleicht dem VIII. Jahrhdt. angehört

(cod. Mon. Lat. n. 6308) und durch einen zweyten gleichfalls alten aus d. X. Jhrdt. (cod. Monac. Lat. n. 6380); beyde geben hier einhellig: sed sibimet duci caelesti crederent. primo cuius auxilio etc. und dieß ist auch das Richtige, alle Aenderungsversuche eitel. Wenn sich in den Ausgaben des Orosius, wie in den späteren Codd. des Tacitus ut vor duci findet, so ist dieß eben der Erklärung zu lieb eingeschaltet. Tacitus läßt nämlich den Moses folgendes sagen: die Juden sollten von Gott und Menschen verlassen von keiner Seite her mehr Hilfe erwarten, sondern für sich allein dem als einem höhern, himmlischen Führer sich anvertrauen, durch dessen Beystand sie zuerst die Noth des Augenblicks überwunden haben würden. Ich nehme duci caelesti nicht appositiv zu sibimet, sondern dieses im Gegensatz zu dem vorausgehenden utrisque deserti; wie sich diese beyde gegenüberstehen, so auch die dii hominesve dem dux caelestis. Möglich wäre es, daß auch credentes, was im Med. nach auxilio steht, als Glosse zu sibimet gehörig am unrechten Ort in den Text sich eingeschlichen hat. Ich bemerke nur noch, daß die beyden Münchener Handschriften des Orosius, der erstere jedoch in zweyter Hand, statt praesentes miserias pepulissent propulissent bieten.

V, 6 hat Herr R. incertae undae beybehalten mit der gewöhnlichen Erklärung „*incertae undae sunt quas esse undas propter aquae tarditatem et stabilitatem vix agnoscas.*“ Aber wird diese tarditas aquarum nicht viel treffender, bestimmter und gleichsam malerischer bezeichnet seyn, wenn man mit Heinsius inertes undae liest? Diese Verbesserung scheint mir so einfach und zugleich nothwendig, als jene Deutung von incertae gekünstelt und gesucht. Wenn Hr. R. c. 14 incerta vada vergleicht und dazu bemerkt: *incerta vada appellantur ea de quibus incertum est vadane sint necne* so ist dieß falsch. Man darf jene Stelle nur genau ansehen, um dieß zu bestätigen.

V, 7 will ich nur bemerken, daß der eine cod. Monac. (n. 6380) von Orosius I, 5 fulminum ictu bietet, was Lipsius haben wollte. In den folgenden Worten: nam cuncta . . . atra et inania velut in cinerem vanescunt hat für mich die Bezeichnung der Farbe der Früchte als atra etwas Auffallendes, wenn wir auch keinen Beleg dafür hätten, daß sich die Farbe der Früchte nicht ändert; nun aber berichtet Tacitus selbst, daß sie auch solitam in speciem heranwachsen, Josephus aber Bell. Jud. 4, 8, 4 sagt geradezu: *ἔστι δὲ καὶ ἐν τοῖς καρποῖς ἰδεῖν σποδιὰν ἀναγεννωμένην, οἳ χρόαν μὲν ἔχουσι τοῖς ἐδωδίμοις ὁμοίαν, θρεψαμένων δὲ χερσὶν εἰς καπνὸν ἀναλύονται καὶ τέφραν.* Auch nach den neueren Reisebeschreibungen (siehe Orelli zu dieser Stelle) sind die Früchte äußerlich vollendet, allein morsch und mürbe zerfallen sie beym Druck oder Stoß. Nun hat auch der Med. atra, allein wie Baiter angibt: *ante atra in M*[a] *erasa est una littera.* Ich vermuthe aus diesen Gründen, daß putria et inania velut in cinerem vanescunt zu schreiben ist. In dem unmittelbar angereihten allgemeinen Urtheil des Tacitus über solche Naturerscheinungen heißt es mit demselben Ausdruck . . . fetus segetum et autumni putresere reor. Cf. Stat. Theb. VI, 234 putres cineres.

Wohl könnte ich die Auslese von Stellen, die ich durch Hrn. R. Arbeit aufgefordert abermaliger Prüfung unterzogen habe, noch fortsetzen: aber Maß zu halten ist gut und geziemend; andere hat ohnedieß Weissenborn bald eingehender bald leichter berührt, so daß ich nur Gesagtes hätte wiederholen müßen; endlich gibt es noch gar manches Wort, gar viele Stellen, wo ich gerne bekenne, daß ich nicht einmal Wahrscheinliches gefunden habe.

Georg Martin Thomas.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.
Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 6. Juli l. J. hielt der Vorstand der Akademie der Wissenschaften, Herr Hofrath v. Thiersch, Vortrag über die im J. 1849 zu Rom gefundene, halbkolossale Marmorstatue eines Apoxyomenos.

Schon im Laufe des vergangenen Jahres wurde durch öffentliche Blätter die Nachricht verbreitet, daß zu Rom eine Marmorstatue von höchster Schönheit und Kunst ausgegraben worden sey, die einen Athleten darstelle, welcher den aufgehobenen rechten Arm mit Hülfe eines Striegel, den er in der linken Hand hält, reinige. Ein Bild dieser Art wird, wie bekannt, ein ἀποξυόμενος oder se destringens genannt. Eine Abbildung davon mit einer Nachricht über den Fund und seine Beschaffenheit erschien in der Illustration Journal universel Nro. 359. Vol. XV. 20. Jan. 1850. Eine größere lithographische Zeichnung der Statue ist mir durch gütige Mittheilung des Hrn. Dr. Emil Braun, des Vorstandes des archäologischen Institutes in Rom, übersendet worden. Sie ist dieser Nachricht in verkleinertem Maßstabe, dazu der Kopf in der Größe, die er in der Originalzeichnung hat, beygegeben. Die französische Nachricht der Illustration lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt:

„Bey den Nachgrabungen, welche die französische Armee zu Rom hat veranstalten lassen, um die unglücklichen Arbeiter zu beschäftigen, hat man eine Statue von der größten Schönheit entdeckt. Es geschah in der Nähe des Tiberflußes und in dem Viccolo delle Palme, daß man dieses Werk fand, welches der schönsten Zeiten der Kunst unter den Griechen würdig ist, und von dem man annimmt, daß es von Plinius dem jüngern (soll

heißen: dem ältern) in dem 34. Buche seiner historia naturalis beschrieben ist. Nach diesem Autor war der Apoxiomenos (soll heißen Apoxyomenos) von Agrippa in seinen Thermen zu Rom aufgestellt worden. Tiberius, durch die Schönheit dieses Marmor verführt, ließ ihn in der Nacht (von der Nacht steht nichts im Plinius) wegnehmen, und in seinem Palast (Plinius sagt bestimmter in cubiculum) bringen, aber das römische Volk begehrte die Statue mit großem Geschreye zurück, und der Räuber war gezwungen, den spumans, wie ihn die Römer nannten, an seine Stelle zurückzusetzen. Die Statue vom schönsten parischen Marmor, ist beynahe unberührt gefunden worden, und Tenerani, der geschickte römische Künstler (wie bekannt ist dieser der beste Schüler Thorwaldson's in Rom), hat es übernommen, dieses neue Wunder der Kunst wiederherzustellen. Gegenwärtig findet die Statue sich im Vatikan an der Seite des Apollon und Laokoon. Wolle Gott, daß er dort lange bleibt, und daß die Finanznoth der neuen römischen Regierung dieses Meisterwerk nicht verurtheilt, seinen Aufenthalt mitten unter den Nebeln der Themse zu suchen."

„Die Zeichnung, welche wir hier geben, und die uns von Rom geschickt worden ist, gibt eine nur unvollkommene Vorstellung von der Schönheit des Originals. Diese Figur, welche einen Athleten oder Ringer (lutteur d. i. luctator) vorstellt, ist von halbkolossalem Wuchs; der Kopf ist kleiner, als es die allgemeinen Regeln der Proportionen verlangen; aber diese Eigenthümlichkeit zeigt auf eine mehr sichere Weise das Trachten nach dem idealen Schönen. Die Augenbraue bedeckt wohl das Auge, und die obere Lippe ist voll von Entschlossenheit. Der allgemeine Ausdruck ist der der Ruhe, die aus der Kraft geschöpft wird, und es ist schwer, in der Figur den Gladiator zu erkennen (ist die Figur ein Athlet und aus der schönsten Zeit der griechischen Kunst, so kann sie kein Gladiator seyn). Der Fuß (es ist offenbar der rechte, seitwärts ausgestreckte gemeint) ist zu lang, obgleich mit der größten Kunst gearbeitet, und die Dicke des Schenkels findet sich im Verhältniß der Länge des Fußds vermindert (la grosseur de la jambe se trouve diminuée en proportion de la longueur du pied, ein Ausdruck, der ebenso dunkel als unbestimmt ist). Das ist eine anatomische Bemerkung; indeß es ist ein Fehler in der Statue; aber das Streben nach Feinheit des Unterschiedes in der Kleinheit des Fußes und der Hand werden getadelt als unverträglich mit dem Geschäft des Athleten (mais le raffinement de distinction dans la petitesse du pied et de la main sont blamés comme inconciliables avec la profession d'athlète. Auch hier ist der Ausdruck, dazu die Verbindung unklar und der Tadel unberechtigt, wenn man in der Statue nicht einen Athleten von Profession, sondern, wie es seyn muß, einen Jüngling erkennt, der im Ringkampfe gesiegt hat). Die Füße und die Schenkel scheinen unvollendet geblieben zu seyn, uud das ganze Wissen des Bildhauers scheint sich gänzlich auf den obern Theil der Figur beschränkt zu haben (le pied et les jambes semblent être restés inachevés etc., hier dieselbe Unbestimmtheit; doch ist wohl das inachevées nur von einem geringeren Grade der Vollendung zu verstehen). Die Haltung der Statue ist von der äußersten Einfachheit; der Ringer trocknet den Schweiß, den ein neulicher Kampf oder eine anstrengende Uebung erregt hat (dieser Gegensatz ist unstatthaft, nur der Sieg in einem Kampfe, nicht die Anstrengung in einer Uebung wurde mit der Ehre eines Standbildes belohnt). Er streckt den rechten Arm aus und hält einen Zwickel (coin) zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen derselben Hand (die französische Bezeichnung des Gegenstandes ist ungenau; was er in der rechten Hand hält, scheint ein ἀλτήρ zu seyn, eine Bleymasse, die man zur Verstärkung des Schwunges beym Sprunge in den Händen hielt). Ein leichtes Lächeln zieht den Mund zusammen, während doch die Augenbraue noch ein wenig zusammengezogen scheint. Die linke Hand hält den Striegel, mit welchem er den Schweiß abtrocknet, der von dem rechten Arme rieselt (ruisselle: davon ist wohl an der Statue nichts zu sehen, und der strigilis als ein Schabeisen dient mehr zur Reinigung des Körpers von dem mit Schweiß vermischtem Staube, den der Kampf über ihn verbreitet hatte, als zum bloßen Abtrocknen des Schweißes). In

dieſer Weiſe ſteht der Leib aufrecht; der Rumpf, nachläßig auf die linke Hüfte geſtützt, läßt gleichwohl alle Muskeln an ihren Stellen, und man kann die Anatomie des Rückens bewundern, die auf die glänzendſte Art ausgeführt iſt.“

„Einige Antiquare finden den Text des Plinius nicht klar genug, um den Apoxiomenos als denjenigen anzunehmen, welcher aus den Händen des Lyſippus hervorgegangen iſt. Was liegt uns daran, wenn wir ein Meiſterwerk haben! (man ſollte meinen, daran wäre der ganzen Kunſtwelt gar viel gelegen) und wir glauben, daß darüber alle Meinungen einig ſind.“

Wir haben die kleinen Schwächen in dem Berichte dieſes wenig kundigen und genauen Liebhabers in den Parentheſen kurz angedeutet. Sein Haupt-irrthum iſt in der Annahme, daß in dieſer Statue der Aporyomenos des Lyſippus wieder an das Licht gekommen ſey, die er inſofern vertritt, als er der abweichenden Anſicht nur als einer ſolchen Erwähnung thut, welche von einigen Antiquaren aufgeſtellt würde, die den Text des Plinius auf dieſem Punkte nicht deutlich genug fänden. Lyſippus aber kann ſchon darum nicht Urheber des Standbildes ſeyn, weil er nur in Bronze gearbeitet hat, von Plinius auch allein unter den Arbeitern in Bronze genannt wird, und auch die Annahme, daß er ausnahmsweiſe wenigſtens ein und das andere Werk in Marmor gemacht haben könnte, ganz ohne Grund ſeyn würde, weil von einem Marmorwerke des großen Meiſters nirgend und in keiner Weiſe eine Meldung ſich findet. Auch die Meldung des Plinius widerſtreitet dieſer Annahme; ſie lautet hist. nat. XXXIV, 8, s. 19 wie folgt: **Plurima ex omnibus signa fecit, ut diximus, fecundissimae artis, inter quae destringentem se, quem M. Agrippa ante thermas suas dicavit, mire gratum Tiberio principi, qui non quivit temperare sibi in eo, quamquam imperiosus sui inter initia principatus, transtulitque in cubiculum, alio ibi signo substituto: cum quidem tanta populi Romani contumacia fuit, ut magnis theatri clamoribus reponi Apoxyomenon flagitaverit, princepsque quamquam adamatum reposuerit.** Man ſieht, was den Tiberius beſtimmte, ſich des Aporyomenos zu bemächtigen, und die Sache wird vollkommen klar, wenn man ſeine ſträfliche Neigung für jugendliche Geſtalten männlichen Geſchlechtes kennt, die nach des Suetonius Meldung zuletzt in die größte Laſterhaftigkeit umſchlug. Es war der über das Werk verbreitete Jugendreiz, der ſeine Neigung in einer Weiſe dafür erregte, daß er ſie nicht bezähmen konnte, und das von ihm heftig geliebte (adamatum) Werk in ſein Schlafgemach aufnahm, wo eine halbkoloſſale Statue mit mehr athletiſchen als anmuthigen Formen ganz ohne Sinn und Bedeutung geweſen wäre.

Uebrigens war Lyſippus nicht der erſte, der einen Aporyomenos gebildet hat; das Original ſolcher Bildungen geht wenigſtens bis auf Polykletus den Argiver zurück, den wir anderwärts von dem Sicyonier getrennt und als den jüngern bezeichnet haben. Von dieſem gilt, was Plinius hist. nat. XXXIV, 8, s. 19 dem Sicyonier beylegt: **Diadumenum fecit molliter juvenem — idem Doryphorum viriliter puerum. Fecit et quem canona artifices vocant, — et destringentem se et nudum talo incessentem duosque pueros item nudos talis ludentes, qui vocantur ἀστραγαλίζοντες.** Da Polycletus in Marmorarbeiten berühmt war, wäre man mehr berechtigt, den neu aufgefundenen Aporyomenos auf ihn zurückzuführen; indeß auch einem ſolchen Vorhaben widerſtreben zwey Gründe: einmal der Umſtand, daß das Werk in den untern Theilen nicht ſo vollendet iſt, wie in den übrigen.

Was sonst von dem französischen Berichterstatter in der Arbeit als mangelhaft bezeichnet wird, die verhältnißmäßige Kleinheit des Kopfes, die übrigens nach der Zeichnung nicht bedeutend seyn kann, und die größere Ausdehnung des seitwärts gestellten rechten Fußes würden weniger Bedenken erregen. Jene findet sich auch bey andern Statuen hoher Vollendung und ist principiell; diese würde das Motiv in der freyen Stellung des Fußes haben. Wie bekannt, ist auch der zurückgestellte rechte Fuß des Apollo von Belvedere schlanker als der linke, welcher dem rasch vorwärts schreitenden Gotte momentan zum Ruhepunkte dient. Die Künstler waren bedacht, daß den auf diese Weise freygestellten Schenkeln und Füssen dasjenige zugegeben wurde, was ihnen bey dieser freyen Stellung für das Auge scheinbar durch die Schwindung entzogen ward. Aber eine ungleichmäßige Behandlung der untern und obern Hälfte des Werkes widerstrebte ganz der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher in jener großen Epoche selbst Werke geringerer Bedeutung ausgeführt wurden.

Dazu tritt der se destringens des Polycletus mitten in einer Reihe jugendlicher Gestalten hervor; ihm voran gehen der *διαδούμενος* molliter juvenis, dessen Jugend noch knabenhaft, der *δορυφόρος* viriliter puer, ein Knabe, in dem die Stärke künftiger Mannheit schon durchschimmerte; nach ihm kommen die *ἀστραγαλίζοντες*, nackte Knaben, die mit Knöchelspiel beschäftiget sind, und so wird auch der *ἀποξυόμενος* zwischen ihnen die zartere Gestalt eines *ἔφηβος* gehabt haben, der gleich jenem Pantarkes, dem Lieblinge des Phidias, im Ringen gesiegt hatte; der neu aufgefundene aber, der ungeachtet seiner Jugend in den Gliedern seiner halbkolossalen Gestalt doch schon die reife, voll entwickelte Männlichkeit zeigt, paßt nicht in jenen Cyclus von Ephebenbildern, von denen, wie wir sahen, das gleiche Werk von Polycletus nicht getrennt werden kann.

Gleichwohl gehört es einer frühern Periode der vollendeten griechischen Kunst an, wie besonders das Haupt in seinen Formen und in seinem Ausdrucke zeigt, und steht durch seine Haltung und Handlung wohl in unmittelbarem Verkehr mit dem Werke des Polycletus. War durch ihn oder einen andern großen Meister seiner Zeit irgend eine Handlung, Stellung oder Haltung in einem der Bewunderung würdigen Werke bestimmt ausgedrückt worden, so wurde dieses der Typus, den die nachfolgenden Meister, auch die großen, ihren ähnlichen Hervorbringungen zu Grunde legten, ohne sich zu versagen, im Einzelnen davon abzuweichen, und das, was ihnen zur weitern Entwicklung oder möglichst schönen Entfaltung nöthig schien, dem Ueberlieferten beyzufügen. Das ist die ächte und wahre *μίμησις* der griechischen Kunst, aus der auch der neue *ἀποξυόμενος* als Nachbildung des Polycletischen hervorgegangen ist, das Princip der Kunst, welches nicht nur ihren Weg zur idealen Vollendung geleitet, sondern auch jene lange Dauer gewährleistet hat, welche von Phidias und Polycletus beginnt und in den besten Werken großer Schulen bis in die Palatinische Werkstatt der Cäsaren herabreicht, aus welcher der Laokoon, vielleicht auch der Torso des Hercules von Apollonios, des Nestors Sohn, dem Athenäer, der barberinische Faun und der Apollo von Belvedere hervorgegangen sind.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.
Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 2. August las Hr. Hofbibliothekcustos Krabinger:

Ueber die Unächtheit des Briefwechsels des Basileios des Großen und des Libanios.

Während die frühern Herausgeber und Beurtheiler der Schriften des Basileios des Großen an der Aechtheit seines Briefwechsels mit Libanios nicht im Geringsten zweifelten und denselben als historische Beweisquelle benutzten, trat zu Anfang des dritten Decenniums des achtzehnten Jahrhunderts der Mauriner Garnier [1]) als Bestreiter der Authenticität dieser Briefe auf, sie von Seite der Darstellungsweise weder der Geistesgröße eines Basileios, noch des Ruhms eines Libanios würdig findend. Den größten Anstoß jedoch verursachten ihm die vielen Widersprüche, welche sich hinsichtlich der Zeitfolge ergeben.

Weit entfernt, dieser Ansicht beyzustimmen, entschieden sich späterhin Wolf, der Herausgeber der Briefe des Libanios [2]), Schröckh [3], Feisser [4]) und Klose [5]) vielmehr für die entgegengesetzte; Andere hingegen, wie Schöll [6]), Petersen [7]) und Schloffer [8]), nehmen, ohne entweder die Verdachtsgründe des gelehrten Benedictiners zu kennen oder der Aufmerksamkeit würdigen zu wollen, die fragliche Correspondenz geradezu als ächt an.

Ehe ich an die Untersuchung über die Unächtheit der Briefe des Basileios und des Libanios gehe, dürfte es nicht unpassend seyn, die Frage zu beantworten, ob Basileios ein Schüler des Libanios gewesen sey und wo er ihn gehört habe.

Derjenige, welcher den besten Aufschluß hätte geben können, der vertrauteste Freund und der Lebensbeschreiber des Basileios, Gregorios von Nazianzus [9]), schweigt hierüber; ebenso des Basileios Bruder, Gregorios von Nyssa [10]). Zwey Schriftsteller des fünften Jahrhunderts, deren Zuverlässigkeit oft sehr problematisch ist, der Kirchenhistoriker Sokrates [11]) und sein Ausschreiber Sozomenos [12]), berichten zwar, daß Basileios und Gregorios von Nazianzus, nachdem sie in Athen die berühmten

1) In der Vita S. Basil. Cap. XXXIX. §. 1. u. 3. in Basil. Opp. T. III. Vergl. Cap. II. §. 1.
2) Praefat. a. E.
3) Christl. Kirchengesch. Th. XIII. S. 7.
4) Dissertat. de vita S. Basil. M. Groning. 1828. S. 12.
5) Basilius d. Gr. nach seinem Leben und seiner Lehre dargestellt S. 116 f.
6) Geschichte d. Griech. Litterat. von Pinder. Bd. III. S. 109 u. 118.
7) Handb. d. Griech. Litteraturgesch. S. 370.
8) Archiv f. Gesch. u. Litterat. Bd. I. S. 244 u. universalhistor. Uebersicht der Gesch. d. alten Welt. Th. III. Abth. 3. S. 140 f.
9) In d. Leichenrede auf Basil.
10) In d. Leichenr. auf Bas.
11) IV. 26.
12) VI. 17.

Sophisten Himerios und Proaeresios gehört, zu Antiochia in Syrien die Schule des Libanios besuchend, ihre höchste Ausbildung in der Beredsamkeit erlangten. Allein Basileios und Gregorios von Nazianzus studirten wohl miteinander zu Athen, aber nicht zu Antiochia [13]). Als Basileios (so erzählt sein Biograph) [14]) das Jünglingsalter erreicht hatte, wurde er von seinem Vater nach Kaesarea in Kappadokien, welches treffliche Lehrer in den schönen Wissenschaften besaß, und von da nach Constantinopel gesendet, wo damals die angesehensten Redner und Philosophen lehrten. Von da trieb ihn die schöne Unersättlichkeit des Wissens nach Athen, dem glänzendsten Musensitze. Hier war es, wo er seinen Landsmann Gregorios von Nazianzus traf, den er schon in Kaesarea kennen gelernt hatte. Nachdem er daselbst fünf Jahre zugebracht [15]), kehrte er in seine Heimat zurück und trat mit großem Beyfall als Redner in Kaesarea auf [16]).

Tillemont setzt den Aufenthalt des Basileios in Constantinopel in die Jahre 346 — 351 [17]). Da aber Libanios im Jahre 346 aus Constantinopel verbannt [18]) und erst nach fünf Jahren wieder zurückgerufen wurde [19]), so ist es allerdings sehr zweifelhaft, ob Basileios dort seinen Unterricht genossen habe. Wenn dieses wirklich der Fall gewesen, so müßten wir annehmen, daß er ihn nur kurze Zeit vor oder nach der Verbannung hörte.

Wenden wir uns nun zu dem angeblichen Briefwechsel, so ergibt sich bey genauer Vergleichung desselben mit den übrigen Briefen dieser beyden Musterschriftsteller in der Epistolographie [20]), sowohl von Seite des Geistes, als der Darstellungsweise eine so auffallende Verschiedenheit, daß sie in demselben in einem ganz anderen Lichte erscheinen, als in ihrem übrigen brieflichen Verkehr. Der sonst so geistreiche, ernste und würdevolle Basileios ergeht sich dort hie und da ganz behaglich in eitlen sophistischen Tändeleien, und der wegen der ihm eigenen attischen Feinheit und Grazie von den Alten [21]) so hoch gepriesene, aber von Eitelkeit keineswegs freyzu sprechende Libanios gefällt sich so sehr in maßlosen Uebertreibungen, Ungereimtheiten und Prahlereyen, daß er einem ganz gemeinen Sophisten gleicht. Die Leerheit und Schalheit des Inhalts und das Befremdende in der Charakteristik der Schreibenden verrathen nur zu deutlich, daß jene Briefe das Machwerk eines Rhetors aus späterer Zeit sind, wo man solche erdichtete Sujets zu redneriſchen Kunstübungen zu wählen pflegte. Daß die Sophisten es sich zur Aufgabe machten, unter dem Namen berühmter Männer Reden und Briefe zu verfassen, um sie ihren Schülern als Muster vorzulegen und sie anzuleiten, wie sie sich in die Lage, Denk- und Schreibweise jener Koryphäen versetzen und in dergleichen Uebungen Kunstfertigkeit verschaffen könnten, beweisen die Erzeugnisse der spätern griechischen Rhetorik zur Genüge; denn wer kennt nicht die einem Themistokles, Phalaris, Sokrates, Antisthenes, Diogenes, Platon, Chion u. A. untergeschobenen Briefe? Schon im dritten Jahrhundert und späterhin bediente man sich verschiedener erdichteter Sujets zu brieflichen Aufsätzen, um sich in der zierlichen und witzigen Schreibart und in dem sogenannten Attikismos zu üben. Darin thaten sich Philostratos der Jüngere, Alkiphron, Aristaenetos, der Zeitgenosse und Freund des Libanios, Theophylaktos Simokatta und Andere hervor. Daher muß man sich wundern, wie Schröckh sagen konnte [22]), man sehe ohnedem keine Ursache, warum diese Briefe erdichtet worden seyn sollen.

13) S. Greg v. Naz. in d. angef. Rede S. 780 E.
14) A. a. O. S. 779. D. u. 780. E.
15) S. Garnier in d. Vit. S. Basil. Cap. II. §. 5.
16) Greg. v. Naz. in d. a. R. S. 790. D.
17) Tillemont in d. Mémoires pour serv. a l'hist. eccl. T. IX. p. 12 u. Not. sur. S. Bas. T. c. p. 632.
18) Tillemont in d. Hist. des empereurs T. IV. p. 341 u. 572.
19) Fabric. Bibl. Gr. T. VI. p. 752. Westermann's Gesch. d. Beredsamkeit in Griechenland u. Rom. Th. I. S. 245.
20) Photios Cod. 90. u. 143. und Eunap. ed. Boiss. nov. post Philostratorum et Callistr. Opp. ex rec. Westerm. p. 495.
21) Phot. a. a. O. u. Eunap. S. 496.
22) A. a. O.

Wenn Klose [23]) glaubt, diese Briefe dürfen nicht nach den übrigen des Basileios beurtheilt werden, weil sie, wie er sich ausdrückt, die einzigen sind, welche Basileios an Heiden geschrieben hat, so widerstreitet diese Ansicht durchaus den Grundsätzen einer gesunden Kritik; denn wornach sollen wir anders den Geist und Charakter eines Schriftstellers beurtheilen, als nach seinen ächten Erzeugnissen, welche der reinste Ausdruck seines Innern und der sicherste Maßstab zur Prüfung der unächten und zweifelhaften sind? Einen solchen Maßstab zur Beurtheilung der fraglichen Briefe des Basileios an Libanios haben wir an jenem herrlichen Briefe, welchen Basileios an den heidnischen Philosophen Eustathios im Jahre 357 schrieb [24]). Wie geistreich, ernst und würdevoll gehalten ist dieser im Vergleiche mit jenen, und welche Anmuth und sittliche Grazie beseelen ihn? Daraus sehen wir, daß der christliche Philosoph in seinem Briefwechsel mit Heiden seinen Charakter keineswegs verläugnete. Uebrigens gesteht Klose selbst, daß die beyderseitigen Briefe nichts Wichtiges, sondern nur Lobsprüche, auf die Beredsamkeit des einen, wie des andern enthalten und daß Libanios Briefe voll von Bewunderung der Briefe des Basileios sind, obgleich sie seinen übrigen nicht gleichen. Auffallen aber hätte ihm sollen, daß gerade diese Verschiedenheit der schlagendste Beweis der Unächtheit ist.

Unter den Alten erwähnt der Briefe des Basileios an Libanios nur Suidas [25]). Daß Theophylaktos Simokatta, welcher im siebenten Jahrhundert lebte, sie gekannt habe, scheint aus einer Stelle in seinem achtundzwanzigsten Briefe, wo er sagt: *Οὔπω μοι τῆς ὀργῆς ὑφῆκας, Ἀντισθένες· ἀλλ' ἔτι χαλεπαίνεις κτλ* hervorzugehen. S. unt. Br. 341. Vermuthlich mit Rücksicht auf dieselben bemerkt Nikephoros Greg. in seiner Byzant. Geschichte. XXII. 4. T. II. p. 1852: *καὶ Λιβάνιον, Ἕλληνα τὴν θρησκείαν ὄντα, Βασιλείῳ φίλον εἶναι ἐνῆν τῷ μεγάλῳ.* So viel hierüber im Allgemeinen.

Nun zur Betrachtung der Briefe im Einzelnen.

Brief 335. b. Garnier; 1580. b. Wolf.

Sogleich der Anfang dieses ersten Briefes, in welchem Basileios dem Libanios einen Kappadokischen Jüngling von edler Abkunft, den Sohn eines ihm befreundeten Mannes, als Schüler empfiehlt, muß Verdacht gegen die Aechtheit erwecken; denn Basileios konnte sich unmöglich so albern ausdrücken: *Αἰσχύνομαι καθ' ἕνα σοι προσάγων τοὺς Καππαδόκας* [26]), *ἀλλὰ μὴ πάντας τοὺς ἐν ἡλικίᾳ πείθων, λόγων καὶ παιδεύσεως ἀντιποιεῖσθαι καὶ σοὶ κεχρῆσθαι τῆς ἀσκήσεως διδασκάλῳ. Ἀλλ' ἐπειδὴ πάντων εἰςάπαξ ἐπιτυχεῖν τὰ προσήκοντα σφίσιν αὐτοῖς αἱρουμένων οὐχ οἷόν τε, τοὺς ἑκάστοτε πειθομένους παραπέμπομεν σοι κτλ.* Unterhalb, wo es von dem Empfohlenen heißt: *Νῦν δὲ ἀπὸ πατρός ἐσι γνώριμος, μέγα ἐπὶ ὀρθότητι βίου καὶ δυνάμει πολιτικῇ παρ' ἡμῖν λαβόντος ὄνομα· ὃς καὶ ἐμοὶ εἰς τὴν ἄκραν φιλίαν ἥρμοσαι*, hätte man statt *ὃς καὶ — ἥρμοσαι* vielmehr *καὶ ἡρμοσμένον* erwarten sollen. Hierauf fährt der Verfasser fort: *ἧς* (nämlich *τῆς ἄκρας φιλίας*) *ἀμειβόμενος αὐτόν, τῷ παιδὶ ταύτην τὴν χάριν δίδωμι, σοὶ ποιῶν αὐτὸν γνώριμον· πρᾶγμα μεγίσης εὐχῆς ἄξιον τοῖς ἀρετὴν ἀνδρὸς κρίνειν ἐπισταμένοις* Daß der Schluß dieser Stelle eine gewisse Eitelkeit verräth, welche sich mit der Bescheidenheit eines Basileios nicht verträgt, und außerdem keineswegs von Rundung und stylistischer Geschmeidigkeit zeugt, die man an Basileios Schriften mit Recht bewundert, liegt klar vor Augen.

Brief 336; 1581.

Wenn man den Anfang dieses Briefes des Libanios an Basileios liest, so könnte man meynen, er sey die Antwort auf den vorigen.

---

23) A. a. O. Anm. 18.

24) Basil. Ep. 1. T. III. Opp. p. 69. 59.

25) S. v. *Βασίλειος*.

26) Der angebliche Basileios empfahl dem Pseudo-Libanios wohl Kappadokier (so drückt er sich consequent auch in den folgenden Briefen aus); aber nicht Armenier und Kappadokier, wie Schlosser (Archiv a. a. O.) angibt.

„Nach langer Zeit", sagt der Verfasser, „kam ein junger Kappadokier zu uns. Dieß ist Ein Gewinn, daß er ein Kappadokier ist. Dieser Kappadokier aber stammt auch aus dem ersten Hause. Dieß ist ein zweyter Gewinn. Er brachte uns aber auch einen Brief des bewunderten Basileios. Dieß ist das Wichtigste".

Fürwahr ein Muster eleganter Darstellung, wovon sich in Libanios ächten Briefen kaum ein ähnliches Beyspiel findet!

Wenn es aber darauf heißt:

„Denn ich, von dem Du glaubst, daß er dich vergessen habe, verehrte Dich ja einst, als Du noch ein Jüngling warst, da ich dich mit Greisen [27]) in der Mässigkeit wetteifern sah und zwar in jener Stadt [28]), welche an sinnlichen Vergnügungen überreich ist" ꝛc.,

so muß man annehmen, daß Basileios in dem Briefe, den er dem Jünglinge mitgegeben, dem Libanios den Vorwurf gemacht habe, er habe ihn vergessen, und da der Letztere nicht bemerkte, daß er ihm geschrieben habe, so erhellt, daß dieß der erste Brief ist, welchen Libanios an den Basileios sandte, daß er nicht die Antwort auf den vorhergehenden, sondern vielmehr auf den enthält, in welchem dem Libanios der Vorwurf gemacht ward, er habe den Basileios vergessen, und daß dem Letztern die erste Stelle gebührte. Aus den Worten; „Denn ich verehrte Dich ja einst, als Du noch ein Jüngling warst"; so wie aus dem obigen „nach langer Zeit" müssen wir schließen, daß viele Jahre verflossen seyn mochten, ehe Libanios sich einmal herbeyließ, dem bewunderten Basileios zu schreiben, ungeachtet, nach diesen Briefen zu urtheilen, eine sehr vertraute Freundschaft zwischen beyden bestanden haben soll.

(Fortsetzung folgt.)

27) Aehnlich schon Greg. v. Naz. Red. 43. Bd. I. S. 788. B.: *Τίς μεν οὕτω πολιὸς ἦν τὴν σύνεσιν καὶ πρὸ τῆς πολιᾶς; τίς δὲ οὕτως αἰδέσιμος ἢ παλαιοῖς ἢ νέοις;*

28) In Constantinopel.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Juni 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem k. Staatsarchive in Stuttgart:

Wirtembergisches Urkunden-Buch. I. Band. Stuttgart 1849. 4.

Von Hrn. Dr. Spring, Professor in Lüttich:

Monographie de la familie des lycopodiacées. Bruxelles 1849. 4.

Enumeratio lycopodinearum. Bruxelles 1849. 8.

Von Hrn. Professor Fleischer in Leipzig:

Ueber das vorbedeutende Gliederzucken bey den Morgenländern. Leipzig 8.

Von Hrn. Dr. Guyon, Chirurgien en chef de l'armée d'Afrique in Algier:

Observations météorologiques recueillies à Biscaria de fin 1845 à 1849 inclusivement extraites du voyage d'Algier aux Ziban eu 1847. Alger 1850. 8.

Von Hrn. Dr. J. J. v. Tschudi in Wien:

Die Huanulager an der peruanischen Küste. Wien 1850. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht März 1850. Berlin 1850. 8.

Von Hrn. Karl Kreil, Direktor der Sternwarte in Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen in Prag. IX. Jahrg. vom 1. Jan. — 31. Decbr. 1848. 4.

Von Hrn. Dr. Karl Fritsch in Prag:

Resultate aus den Beobachtungen über jene Pflanzen, deren Blumenkronen sich täglich periodisch öffnen und schließen. Prag. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 4. Avril 1850. Paris 1850. 8.

Von der American Academy in Cambridge:

Memoires. Vol. IV. Part I. Cambridge 1849. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.
Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Unächtheit des Briefwechsels des Basileios des Großen und des Libanios.

(Fortsetzung.)

Libanios fährt nun so fort:

„Als Du aber von Athen zurückgekehrt warst und dich wieder im Vaterlande befandest, sprach ich zu mir selbst: Was macht jetzt Basileios, und welche Lebensbahn hat er eingeschlagen? Treibt er sich in den Gerichtsstätten umher, die alten Redner nachahmend, oder bildet er die Söhne reicher Aeltern zu Rednern? Als aber einige die Nachricht brachten, daß Du einen weit besseren Weg wandelst und darauf bedacht bist, wie Du dich vielmehr Gott befreunden, als Gold sammeln mögest, so pries ich Dich und die Kappadokier glücklich; dich, daß du ein Solcher seyn wolltest; jene, daß sie einen solchen Mitbürger aufweisen könnten [29])“.

Bey genauer Betrachtung dieser Stelle könnte man vermuthen, daß dieser Brief nicht gar lange nach der Rückkehr des Basileios nach Kappadokien, welche in das Jahr 355 fällt, geschrieben seyn könnte. Doch steht damit der folgende, in welchem Basileios äußert:

„Siehe, da kommt auch ein anderer Kappadokier, welcher zugleich mein Sohn ist; denn die Stellung, die wir jetzt einnehmen, bindet uns Alle (als unsere Söhne) ein“,

im Widerspruche; denn nach diesen Worten zu schliessen müßte Basileios damals bereits Priester oder Bischof gewesen seyn. Allein Priester wurde er im Jahre 364, Bischof im Jahre 370.

Den dreyhundertfünfundvierzigsten und den dreyhundertachtundfünfzigsten Brief, welche beyde auf die erste Stelle Anspruch machen, kann ich füglich übergehen, nachdem sie schon Wolf mit Grund für unächt erklärt hat.

Aus dem bisher Gesagten ersieht man sonach, daß sich in diesen Briefen hinsichtlich der Zeitfolge vor lauter Widersprüchen nicht in's Reine kommen läßt, und daß gerade diese Widersprüche ein Hauptmotiv sind, die Aechtheit derselben zu bestreiten.

Ich kehre nun wieder zu dem dreyhundertsiebenunddreyßigsten Briefe zurück, in welchem Basileios dem Libanios den zweyten Ankömmling, den er seinen Sohn nennt, gleichsam als einen Bruder des vorigen empfiehlt, daß er ihn gleicher Aufmerksamkeit würdigen, wenn anders die von ihm Kommenden überhaupt vor den Uebrigen etwas voraus haben können, ihn, ehe er ihn mit der Zeit erprobt

29) Auffallend mag es übrigens seyn, daß Libanios, der eifrige Verfechter des Heidenthums, die Nachricht von der Standeswahl des Basileios so freundlich aufgenommen, während es ihn tief schmerzte, als er hörte, daß Amphilochios, der Bischof von Ikonion und Optimos, der Bischof von Antiochia, welche ehemals seine Schüler gewesen und ihn durch ihre Leistungen zu den schönsten Erwartungen berechtigten, sich zurückgezogen. Doch tröstete er sich dadurch, daß sie, als sie Bischöfe geworden, die glänzendsten Beweise ihrer Beredsamkeit ablegen könnten.

(πρὸ τῆς ἐκ τοῦ χρόνου πείρας, wie er sich ausdrückt), in die Zahl seiner Vertrauten aufnehmen und dereinst so zurücksenden möge, daß er den Wünschen des Basileios und dem Ruhme der Beredsamkeit des Libanios entspricht.

Die Worte: υἱὸς ἐμὸς καὶ αὐτός· πάντας γὰρ ἡμῖν εἰσποιεῖ τὸ σχῆμα τοῦτο, ἐν ᾧ νῦν ἐσμέν, sind offenbar eine Nachahmung jener Stelle des Basileios im siebenunddreyßigsten Briefe, den er noch als Presbyter im Jahre 369 vor dem Antritt des Episkopates schrieb, wo es heißt: Ἐγὼ γὰρ πολλοὺς φίλους καὶ συγγενεῖς ἔχειν ἐπὶ τῆς πατρίδος ὁμολογῶ, καὶ αὐτὸς εἰς τὴν πατρικὴν τάξιν τετάχθαι, διὰ τὸ σχῆμα τοῦτο, εἰς ὃ ἔταξεν ἡμᾶς ὁ κύριος. Höchst ungereimt ist die Zumuthung, welche der angebliche Basileios an Libanios macht, er möchte seinen Schützling, ohne ihn lange zu prüfen, sogleich unter seine Vertrauten aufnehmen.

Brief 338; 1583.

„Ich weiß", antwortet Libanios dem Basileios, „daß Du dieses oft schreiben wirst: Siehe, da kommt auch ein anderer Kappadokier; denn viele, denke ich, wirst du schicken, stets und allenthalben mit Lobsprüchen mich erhebend und gerade dadurch Väter und Söhne anspornend".

Aehnlich, aber nicht so alles Maaß überschreitend, äußert sich der ächte Libanios Br. 1227 an den Bischof Optimos von Antiochia: Σὺ δὲ ἐκεῖνος ὁ καθαρὰν φυλάξας τὴν τῶν Ἑλλήνων φωνήν, ὁ λόγους οἴκοι δείξας, ἐν οἷς καὶ αὐτὸς ἐδειχνύμην.

Darauf rühmt jener den vorigen Brief des Basileios und erklärt sich in der Schönheit der Briefe von ihm für besiegt. Diese Ansicht, sagt er, haben auch die, welche gerade bey ihm versammelt gewesen, und zwar die angesehensten Männer, als ihm der Brief überbracht worden und Alypios ihn vorgelesen, mit ihm getheilt. Er muntert dann den Basileios auf, Aehnliches zu schreiben und zu siegen; denn dieß heißt, fügt er bey, ich siege.

Diese Worte erinnern an Basileios Br. 65. S. 157. E., wo er sagt: Ἀλλ' ὅμως ἐγὼ τὴν ἐν τοῖς φιλικοῖς ἥτταν νίκης ἔχειν δύναμιν ἡγησάμενος, ὁμολογῶ σοι κτλ.

Brief 339.; 1584.

Hier lehnt Basileios den Vorzug der Wohlberedenheit, den ihm Libanios eingeräumt, von sich ab, ihm zu erkennen gebend, er gehe jetzt mit Moses, Elias und andern seligen Männern um, welche in barbarischer Sprache ihre Lehren verkünden, und richte sich in seinen Vorträgen nach ihren Aussprüchen, welche dem Sinne nach wahr, dem Ausdrucke nach aber unfein erscheinen; denn wenn er einst bey den Sophisten etwas gelernt habe, so habe er es schon lange vergessen. „Du", fügt er bey, „schreibe uns, andere Stoffe zu Deinen Briefen wählend, welche dich zeigen können, uns aber nicht beschämen".

Brief 340; 1585.

Darauf erwiedert Libanios, daß Basileios die Schönheit des erstern Briefes, von dem er gesagt, er sey um nichts besser, als der letztere, den er eben geschickt, durch die Behauptung, der erstere gleiche diesem, erhöht habe. Die bey ihm eben Anwesenden seyen bey dem Vorlesen des letztern so entzückt worden, daß sie vor Freude aufsprangen. Er solle nicht tadeln, was Lob verdient; doch möge er sich immerhin an die Bücher halten, die er genannt. Daran hindere ihn Niemand. Die Wurzeln aber von dem, was er früher gelernt, werden bleiben, so lange er lebe; und keine Zeit werde sie ausreißen, wenn er sie auch ganz und gar nicht begieße.

Diese drey Briefe verrathen durch ihre Gehaltlosigkeit und sophistische Ziererey nur zu sehr die Hand eines Rhetors aus späterer Zeit. Wie hätte ein Libanios schreiben können: καὶ οὐδεὶς μήποτε αὐτὰς (d. i. τὰς ῥίζας) ἐκτέμοι (man verbessere ἐκτέμῃ) [30] χρόνος, οὐδ' ἂν ἥκιστα ἄρδοις (dafür setze man ἄρδῃς)? Denn ἐκτέμῃ paßt durchaus nicht zu ἄρδῃς. Eher hätte man μαράνῃ oder etwas Aehnliches erwarten sollen.

30) So der Münchner Cod. 497., der Cod. Medic. B. und der Coisl. 2.; ἄρδῃς d. Medic. u. d. Cod. Niger. S. Matthiä's Griech. Gramm. 3. A. Th. II. S. 1177.

Brief 341; 1586.

In diesem klagt der Pseudo-Libanios, daß ihm Basileios, aus Aerger oder um sich an ihm zu rächen, nicht schreibe [31]).

„Du hast mir die Beleidigung noch nicht verziehen“ [32]), spricht er, „so daß ich während des Schreibens zittere. Allein wenn Du mir verziehen hast, warum schreibst Du nicht, o Trefflicher?“ u. s. w.

Der Verfasser dieses Briefchens lieferte den sprechendsten Beweis, daß er weder den Charakter des Libanios, noch den des Basileios zu würdigen wußte; denn Libanios war discret genug, um das lange Schweigen seiner Freunde auf eine zarte Weise zu entschuldigen [33]), und Basileios war schon von Natur zum Vergessen geneigt [34]).

Doch was erwiedert der angebliche Basileios hierauf?

Brief 342; 1587.

„Dein Brief“, ihn mit einer bedornten Rose vergleichend, sagt er, „enthielt die Blume der Rose, indem er vor uns durch Wohlredenheit den ganzen Frühling ausbreitete und war durch gewisse Klagen und Beschuldigungen gegen uns mit Dörnern besetzt. Doch mir gewährt auch der Dorn Deiner Reden Vergnügen, da er mich zu größerem Verlangen nach Freundschaft entflammt.“

Diese ächt sophistische Tändeley ist des ernsten Basileios ganz unwürdig und erinnert an die erotischen Spielereyen eines Aristaenetos, Philostratos oder Theophylaktos, in deren Briefsammlungen sie einen würdigen Platz fände.

Dem Pseudo-Libanios aber gefiel dieses schale Briefchen so sehr, daß er Br. 343.; 1588. darauf entgegnete:

„Wenn eine stumpfe Zunge sich so ausdrückt, was würdest Du leisten, wenn Du sie schärfest? Denn in Deinem Munde hausen Quellen der Beredsamkeit, welche reichlicher strömen, als der Zufluß der Bäche; uns aber bleibt, wenn wir nicht täglich begossen werden, nichts übrig, als zu schweigen.

Brief 344; 1589.

Basileios schützt vor, daß ihn Schüchternheit und Unwissenheit abhalten, fortwährend dem gelehrten Libanios zu schreiben; Libanios aber, der in den Wissenschaften lebe und Gewandtheit im Schreiben besitze, sey wegen seines Schweigens nicht zu entschuldigen. Er schweige, entweder, weil er ihn verachte, oder weil er ihn vergessen habe.

Auch diese zwey gehaltleeren Briefchen, in denen sich der Verfasser ein wahres Armuthszeugniß ausgestellt hat, tragen die Farbe der spätern Sophistik an sich [35]).

Der dreyhundertfünfundvierzigste (bey Wolf der eintausendfünfhundertneunzigste) Brief wurde von dem Hamburger Gelehrten aus mehreren Gründen dem Bassianos oder Basianos zugeschrieben, so daß ich füglich darüber hinweggehen kann.

In dem darauffolgenden sendet Libanios dem Basileios die Jünglinge zurück, die er ihm geschickt; vielleicht die beyden im dreyhundertundsiebenunddreyßigsten genannten.

„Ob die Jünglinge, die Du geschickt“, sagt er, „in der Beredsamkeit etwas gewonnen haben, magst Du selbst beurtheilen. Doch hoffe ich, daß es, wenn es auch unbedeutend ist, wegen unserer Freundschaft als etwas Großes werde angesehen werden.“

Jetzt kommen wir zu dem bekannten Briefchen (347; 1592.), worin der angebliche Libanios die

---

31) Dieß sind schon stereotypische Phrasen der Spätlinge über das lange Stillschweigen der Freunde. Vergl. Br. 344, 357, 359. So z. B. enthalten die Briefe des Sophisten Dionysios von Antiochia fast nichts, als bloße Variationen von Klagen über die Saumseligkeit der Freunde in der Beantwortung der an sie geschriebenen Briefe.

32) Aehnlichkeit mit dem Texte der Urschrift, welcher so lautet: *Οὔπω μοι τῆς λύπης ὑφῆκας*, hat die oben aus Theophylakt. Simok. Br. 28. angeführte Stelle. Statt *ὥςτε με μεταξὺ γράφοντα τρέμειν* schreibt der Münchner Cod. mit drey sehr alten b. Garn. u. d. Medic. u. d. Cod. Nig. b. Wolf *ὥςτε με μεταξὺ τρέμοντα γράφειν*, wofür sich Wolf in d. Anm. z. Liban. erklärte, so daß der Sinn dieser wäre: so daß ich einstweilen zitternd schreibe. In dem Folgenden hat Garn. fehlerhaft *ἀφῆκας* st. *ὑφῆκας*.

33) S. Liban. Br. 8.

34) S. Basil. Br. 56. z. A.

35) Vergl. Anm. 31.

Bischöfe des Geizes beschuldigt, aber dessen ungeachtet, wenn auch schüchtern, den Basileios bittet, er möchte ihm Balken schicken.

„Jeder Bischof", sagt er, „ist geizig [36]); Du aber verursachst mir, je mehr Du die Uebrigen an Gelehrsamkeit übertriffst, auch um so mehr Besorgniß, daß Du mir meine Bitte abschlagen möchtest, da ich nämlich Balken brauche [37]) (Latten oder Pfähle würde ein anderer Sophist gesagt haben, nicht für den Bedarf besorgt, sondern mit Worten sich brüstend) [38]). Ich werde, wenn Du mir nicht willfahrst, den Winter unter freyem Himmel zubringen."

In dem folgenden Briefe gibt Basileios den Vorwurf des Geizes dem Sophisten ganz artig zurück (denn diese Menschenklasse sey, wie er bemerkt, am habsüchtigsten) und schenkte ihm dreyhundert Balken.

In sprachlicher Beziehung haben diese zwey Briefe eine gewisse Celebrität erlangt, da der Verfasser der Correspondenz Br. 347; 1502., wo es heißt: *Πᾶς μὲν ἐπίσκοπος πρᾶγμα δυσγρίπισον*, ein ganz neues Wort geschaffen hat; denn *δυσγρίπισος* kommt bey keinem frühern Schriftsteller vor. Später gebrauchte es, aus dieser Quelle schöpfend, Niketas Choniat. I. 3. S. 76, 20—21. ed. Imm. Bekker [39]). Ebenso bemerkenswerth ist der Anfang des Br. 348; 1593., wo Basileios sagt: *Εἰ τὸ κερδαίνειν τοῦτο γριπίζειν λέγεται καὶ ταύτην ἔχει τὴν σημασίαν ἡ λέξις, ἣν ἐκ τῶν Πλάτωνος ἀδύτων* [40]) *ἡ σοφιστική σου ἡμῖν προεχειρίσατο, σκόπησον, ὦ θαυμάσιε, τίς μᾶλλόν ἐστι δυσγρίπισος· ἡμεῖς, οἱ οὕτω δι' ἐπισολιμαίας δυνάμεως ἀποχαρακούμενοι· ἢ τὸ τῶν σοφιστῶν γένος, οἷς τέχνη τὸ τελωνεῖν τοὺς λόγους ἐστί.*

Daß *δυσγρίπισος* aus Platon genommen sey, ist eine sophistische Finte; denn bey ihm kommt weder *δυσγρίπισος*, noch *γριπίζειν* vor [41]).

Br. 349; 1594. spricht Libanios dem Basileios zu, er möge nicht aufhören, seinen Musentempel mit Kappadokiern zu füllen, die, wie er sich ausdrückt, nach Eis, Schnee und andern köstlichen Dingen jenes Landes duften.

„Beynahe", bemerkt er dann scherzend, „hätten sie auch mich zu einem Kappadokier gemacht, indem sie mir immer ihr *προσκυνῶ σε* zusingen. Doch muß ich es mir gefallen lassen, weil es Basileios so gebietet. Wisse, fährt er fort, daß ich die Sitten des Landes genau kennen zu lernen suche und die Männer in das stattliche und zierliche Gewand meiner Kalliope [42]) hülle, damit sie euch als zahme Tauben statt der wilden erscheinen"

Auch dieser und der folgende Brief bieten eine lexikalische Bereicherung durch das vielleicht den Kappadokiern eigene Wort *γριτή*, welches Dindorf, nach dem Zusammenhang urtheilend, durch glacies erklärt.

Das Gekünstelte und Gezierte läßt hier den spätern Verfasser wohl nicht verkennen.

(Schluß folgt.)

---

36) Schlosser (Archiv a. a. O.) drückt diese Worte in seiner Weise so aus: „Ein christlicher Bischof ist im Allgemeinen ein Mann, der nicht leicht fahren läßt, was er einmal hat, oder von dem etwas zu bekommen wäre."

37) Vor den Worten *κἀπειδὴ σρωτήρων δέομαι* setze ich mit H. Stephanus ein Komma st. des Punktes und nach *δέομαι* ein Semikolon. *Καὶ* ist demnach hier so viel, als und zwar.

38) Statt der gewöhnlichen Lesart: *οὐ χρῄζων, ἀλλὰ τοῖς ῥηματίοις ἐγκαλλωπιζόμενος, ἢ τῆς χρείας γινόμενος* ist vermuthlich *οὐ τῆς χρείας γινόμενος, ἀλλὰ τ. ῥ. ἐγκ.* zu schreiben, indem höchst wahrscheinlich eine glossirende Hand das Künstlichere *τῆς χρείας γινόμενος* (s. Wyttenbach z. Eunap. S. 65 f.) am Rande durch *ἢ χρῄζων* erklärte und beyde Ausdrucksweisen in der Folge im Texte verschoben wurden.

39) Dort heißt Johannes Putzenos *κίμβιξ εἰς ἄκρον καὶ γνίφων καὶ δυσγρίπισος.*

40) Wunderlich übersetzt Schlosser a. a. O.: „aus den dunkeln Stellen des Plato."

41) Wie konnte Schlosser ebendaselbst sagen: „Libanios hatte bey dieser Gelegenheit ein Wort gebraucht, das nur selten bey Plato vorkommt?

42) Unter Kalliope ist hier die Muse der Redekunst zu verstehen. So z. B. lesen wir bey dem ächten Libanios Br. 737.: *Θύειν γὰρ ἔφησθα τὸν ἄνδρα ἐκεῖνον τῇ ἡμᾶς ἐχούσῃ Καλλιόπῃ.* Vgl. dessen Br. 1311 a. E.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850. Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.
Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Unächtheit des Briefwechsels des Basileios des Großen und des Libanios.

(Schluß.)

Wie frostig ist folgende Stelle in dem Antwortschreiben des angeblichen Basileios (Br. 350; 1595.):

„Ich, o Libanios, schrieb, um dir lautes Lachen zu erregen, diesen Brief, unter einer Schneedecke verborgen. Wenn du ihn bey dem Empfange mit der Hand berührst, wirst du erfahren, wie kalt er ist und wie er ganz deutlich zeigt, daß der, welcher ihn gesendet, in einer Höhle verborgen, nicht aus dem Häuschen hervorgucken kann".

Der ächte Basileios konnte unmöglich alles Anstandes so vergessen, daß er schrieb, *ἵνα σοὶ καὶ πλατὺν κινήσω τὸν γέλωτα.* Man vergleiche dessen Homilie gegen die Trunkenen Kap. 1. und Synes. üb. d. Vorseh. S. 90. D. Bemerkenswerth ist, daß der Verfasser in dem Folgenden den Alkiphron I. 23. S. 92. ed. Bergl. und III. 30. S. 340. vor Augen hatte. Wie sollte man aber glauben können, daß sich Basileios mit der Lectüre dieses Erotikers befaßt habe?

Mit welcher sophistischen Geschwätzigkeit erzählt der falsche Basileios Br. 351.; 1596., in welchem er den angeblichen Libanios ersucht, daß er ihm seine Rede über den Charakter des mürrischen Mannes schicken möchte, welch rauschenden Beyfall Libanios, nach der Aussage Vieler, welche von Antiochia gekommen, in höchst zahlreicher Versammlung mit diesem Vortrage geärntet habe!

„Säume nicht", schreibt er, „mir diese so sehr bewunderte Rede zu schicken, damit auch ich ein Lobpreiser deiner Reden werde; denn wenn ich den Libanios lobpreise, auch ohne seine Werke zu haben; was werde ich thun, wenn ich jetzt einen Stoff zu Lobeserhebungen gefunden?"

In den folgenden Briefen überbieten sich Beyde in gegenseitigem Lobe so, daß sie, alle Gränzen des Schicklichen überschreitend, an das Abentheuerlichste hinanstreifen. So schreibt nämlich der Pseudo-Libanios (Br. 352; 1597.) dem Pseudo-Basileios bey der Uebersendung der erwähnten Rede:

„Siehe, ich schicke dir die Rede, während ich in Schweiß zerfließe; denn wie sollte ich es nicht, da ich sie einem Manne schicke, der durch rednerische Gewandtheit zu zeigen vermag, daß Platons Weisheit und Demosthenes Stärke umsonst gepriesen werden? Meine Rede aber ist wie eine Mücke im Vergleiche mit einem Elephanten. Daher ergreift mich Frost und Zittern, wenn ich an den Tag denke, an dem du meine Rede lesen wirst. Ja, ich bin fast außer mir."

So rein und zierlich die Sprache des Verfassers in diesem Briefchen ist, so widrig sind seine maßlosen Uebertreibungen. Ganz anders dachte der ächte Libanios, welcher sich in dem achten Briefe so ausdrückt: *Μηδ', ὅταν ἐπαινῇς, ἀμέλει τοῦ μέτρου.*

Darauf erwiedert der angebliche Basileios Br. 353.; 1598.:

„Ich habe die Rede gelesen, o Weiseſter [43]), und über die Maßen bewundert. O Muſen, Wiſſenſchaften und Athen, welche herrliche Geſchenke gewährt ihr euren Verehrern; welche herrliche Früchte bringen die hervor, welche, ſo zu ſagen, kurze Zeit mit euch Umgang pflegen! O der reichlich fließenden Quelle! Wie herrlich läßt ſie diejenigen erſcheinen, welche aus ihr ſchöpfen! Denn ich glaubte in der Rede den Murrkopf leibhaft mit dem geſchwätzigen Weiblein verkehren zu ſehen. Eine beſeelte Rede hat Libanios auf Erden geſchrieben; er, der allein den Reden Leben ſchenkt."

Die unſchickliche Zuſammenſtellung der Worte: *Ὦ Μοῦσαι καὶ λόγοι καὶ Ἀθῆναι* tadelte ſchon Garnier. Wie paßt in dem Folgenden: *Οἵους κομίζονται τοὺς καρποὺς οἱ βραχύν τινα χρόνον ὑμῖν συγγινόμενοι*, der Ausdruck *βραχύν τινα χρόνον* auf Libanios? Denn Libanios, welcher im Jahre 314 geboren ward und ſchon im fünfzehnten Jahre ſich ganz den Studien widmete, mußte, als er die Rede über den mürriſchen Mann geſchrieben, bereits das fünfzigſte Jahr überſchritten haben, während der um fünfzehn Jahre jüngere Baſileios an die vierziger hinanrückte und Presbyter war; denn Baſileios hielt die Rede gegen die Trunkenheit, welche Libanios in dem darauffolgenden Briefe von ihm zu erhalten wünſchte, als Presbyter zwiſchen 364 bis 370. Libanios hatte ſich demnach weit über ein Menſchenalter hinaus mit dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigt; alſo nicht kurze Zeit. Oder ſoll der Verfaſſer vorzüglich *Ἀθῆναι* betont haben, auf den kurzen Aufenthalt des Libanios an dieſem Muſenſitze anſpielend? In dieſem Falle hätte er ſich aber eine Unklarheit in der Ausdrucksweiſe zu Schulden kommen laſſen, welche durchaus nicht zu rechtfertigen iſt. Ebenſo befremdet, bey den Worten: *ἔμπνουν γὰρ λόγον ἐπὶ χθονὸς Λιβάνιος ἔγραψεν* der Zuſatz *ἐπὶ χθονὸς*, deſſen man füglich hätte entbehren können.

Das Antwortſchreiben des Libanios (Br. 354.; 1599) iſt jedoch das non plus ultra ſophiſtiſcher Eitelkeit und Verkehrtheit.

(43 Statt *σοφώτατε* leſe man mit dem Cod. Reg. 2991. A. bey Boiſſonade z. Ariſtaenet. S. 326. *ὦ σοφώτατε.*

„Jetzt", ſchreibt er, „weiß ich, daß ich bin, was man mich nennt; denn wenn mich Baſileios lobt, ſo trage ich über Alle den Sieg davon. Und da du mir Beyfall geſchenkt, ſo darf ich ſtolzen Trittes einherwandeln, wie ein Großthuer, welcher Alle verachtet. Dieweil auch Du gegen die Trunkenheit eine Rede ausgearbeitet haſt [44]), ſo wünſchen wir ſie zu leſen. Doch will ich nichts Artiges ſagen; ſie ſelbſt wird mich, wenn ich ſie geſehen, die Kunſt zu reden lehren".

Den Empfang der Rede des Baſileios bezeugend, entgegnet Libanios (Br. 355.; 1600):

„Du wohnſt doch nicht, Baſileios, ohne es zu wiſſen, in Athen? Denn dieß konnten die Kaiſareer nicht hören. Daran war in Wahrheit meine Zunge nicht gewöhnt; ſondern, als wenn ich an dem Rande eines Felſens hinginge, ſprach ſie, betroffen durch die Neuheit der Worte, zu mir, dem Vater: „Dieß, Vater, haſt du nicht gelehrt [45]). Ein Homeros iſt dieſer Mann, ja ein Platon, ja ein Ariſtoteles, ja ein Suſarion [46]), der Alles Wiſſende". So die Zunge. Möchteſt du, Baſileios, uns ſo loben können!"

Auf den Verfaſſer dieſer erdichteten Briefe paßt recht eigentlich das Urtheil, welches der berühmte engliſche Kritiker Bentley über die ächten Briefe des Libanios fällte. „Man fühlt", ſagt er, [47])" durch die Leere und Schalheit derſelben, daß man mit einem träumenden Pedanten zu thun habe, welcher den Ellenbogen auf ſein Schreibpult ſtützt."

Br. 356.; 1601. erwiedert Baſileios:

„Wenn wir empfangen, was du ſchreibſt, ſo macht es uns Freude; wenn wir aber auf das, was du ſchreibſt, antworten ſollen, ſo kommen wir in Verle-

44) S. Baſil., Homil. XIV. *κατὰ μεθυόντων* T. II. p. 122. ed. Garn.

45) Aus dieſen Worten ſchließt man, daß Baſileios ein Schüler des Libanios geweſen.

46) Suſarion ſoll der Vater der metriſchen Komödie geweſen ſeyn. S. Bentley's Opusec. philol. p. 260. sqq. Fabric. Bibl. Gr. Vol. II. p. 499. ed. Harl. Meinek. Fragmenta Comicorum Graecc. Vol. II. P. I. p. 3. sq. Bode's Geſch. d. Hellen. Dichtkunſt: Bd. III. Th. II. S. 19. ff. Vergl. Bernhardy's Grundriß der griech. Litteratur. Th. II. S. 895. f.

47) Dissertat. upon Phalaris p. 487. Vgl. Gibbon's Geſch. d. Verfalles u. Unterganges d. röm. Weltreiches von Sporſchil. S. 744.

genheit; denn was sollten wir sagen zu einer Zunge, die sich so ganz attisch ausdrückt, als daß ich es bekenne und mich freue, daß ich ein Schüler der Fischer bin?"

Der Schluß dieses Billets erinnert an den dreyhundertunddreyßigsten Brief.

Br. 357.; 1602. Hier klagt der angebliche Libanios in gemein sophistischer Weise, daß sein Freund einen unschuldigen Scherz von ihm übel genommen habe und deßhalb schmolle.

„Was ist", ruft er aus, „dem Basileios begegnet, daß er über den Brief, welcher ein Zeichen der Philosophie seyn sollte, ungehalten ward? Scherzen haben wir von euch gelernt; doch ist der Scherz ernst und gleichsam grauen Haaren ziemend. Doch bitte ich dich selbst bey unserer Freundschaft und bey unsern gemeinschaftlichen Bestrebungen, benimm mir den Kummer, den mir der Brief verursachte!...."

Wieder ein Armuthszeugniß! Vergl. oben Br. 341.; 1586. und Br. 344.; 1589.

Br. 358.; 1603. wurde, wie ich schon früher bemerkte, bereits von Wolf für unächt erklärt.

Der 359.; 1604. gehört zu den sentimentalen Spielereyen, in denen sich die Spätlinge so gerne zu ergehen pflegten.

„Du", schreibt der angebliche Basileios an den Pseudo-Libanios, „der du die ganze Kunst der Alten mit deinem Geiste umfassest, schweigst so lange, daß du uns nicht einmal in Briefen einigen Gewinn gönnest. Könnte man sich anders auf Daedalos Kunst verlassen, ich wäre auf Ikaros Flügeln zu dir gekommen. Allein, da man das Wachs nicht der Sonne anvertrauen kann, so sende ich dir, anstatt mich Ikarischer Flügel zu bedienen, Reden, um dir unsere Freundschaft zu bezeigen. Den Reden ja ist es eigen, die der Seele einwohnende Liebe zu offenbaren. Dieses bewirken die Reden. Du magst sie hinführen, wohin du willst; und du schweigst, ungeachtet du eine solche Kraft besitzest. Doch leite auch zu uns die deinem Munde entströmenden Quellen der Reden herüber!"

An der Aechtheit dieses Briefes muß man um so mehr zweifeln, als sich darin keine Spur von dem Geist und Charakter des ächten Basileios erkennen läßt. Wohl zu berücksichtigen ist, daß sich, wie überhaupt in die größern Briefsammlungen, ebenso auch in die des Libanios manches Fremdartige, wie schon Wolf in der Vorrede zu Libanios Briefen bemerkte, eingeschlichen hat.

Damit schließt die Correspondenz der angeblichen beyden Gelehrten in Garnier's Ausgabe; Wolf aber fügte noch einen neuen hinzu, welcher in dem Cod. Reg. max., Vossian., Medic. B. und zwey Ambrosianischen vorkommt.

„Wie könnte ich auch", schreibt hier Libanios, „jener Tage, Reden und Beyfallsbezeigungen vergessen [48])? Denn unauslöschlich ist in meiner Brust die Erinnerung an jene kurze Zeit, welche vielen Jahren vorzuziehen und süsser, als jedes Vergnügen ist. Doch könnte man, denke ich, durch Vieles abgehalten werden, seine Aufmerksamkeit zu bezeigen, besonders in einer so großen Stadt und bey der gewaltigen Fluth, welche leicht auch uns überwältigen könnte. Freuen also mußt du dich, wenn du einen Brief empfängst; fügt es sich aber, daß du keinen empfängst, so mußt du eher Alles vermuthen, als daß du bey mir nicht in Ehren stehst und die Jünglinge, wegen welcher du zu uns kamst, nicht bloß der Verwandtschaft halber, sondern auch um meinetwillen lieben."

Wenn dieser Brief an Basileios ächt wäre, so müßte er nach dem Jahre 357., in welchem dieser seine Reise nach Syrien, Palästina und Aegypten unternahm, geschrieben worden seyn. Allein Basileios beabsichtigte damals etwas ganz Anderes, als sophistischen Wettkämpfen in Antiochia beyzuwohnen: ihm lag daran, die klösterlichen Einrichtungen in den genannten Ländern genau kennen zu lernen [49]). Kaum aber war er in dem nächsten Jahre wieder in Kaesarea eingetroffen, als er sogleich in den Pontos eilte, wo er an dem Flusse Iris nicht weit von Neukaesarea in einer wildromantischen Gegend sich niederließ und mit seinem Freunde Gregorios in stiller Zurückgezogenheit der Betrachtung lebte [50]), während er zugleich über die dortigen Klöster bis zum Jahre 362. die Oberaufsicht führte [51]).

---

18) Darnach zu urtheilen müßte man annehmen, daß Basileios den Libanios in Antiochia besucht habe.

49) Basil. Br. 1. S. 70. u. Br. 223. S. 337. C. D.; ferner Gregor. v. Naz. Red. 43. S. 790. D.

50) Gregor. v. Naz. in d. a. R. S. 793. u. Basil. Br. 223. S. 339. D. u. Br. 11.

51) Grea. v. Naz. a. a. O. und Garnier Vit. S. Basil. Cap. VI.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat Juli 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Hrn. Dompropst v. Deutinger hier:

Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freysing. I. Bd. 3. Heft. München 1850. 8.

Von Hrn. Jodok Stülz, Archivar in St. Florian:

Die ältesten Urkunden des Klosters Gleink. Wien. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein dahier:

Centralblatt. Juni 1850. München 1850. 8.

Von dem statistisch topographischen Bureau in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher. Jahrg. 1848. I. II. Htft. Stuttg. 1850. 8.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreich Böhmen in Prag:

Centralblatt. No. 5 — 13. Prag 1850. 4.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Philosophisch-historische Classe. Jahrg. 1849. Decbr. Heft. Wien 1849. 8.

Sitzungsberichte. Mathematisch-naturwissenschaftl. Classe. Jahrg. 1850. I. Abth. Januar. Februar. Wien 1850. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXX. No. 13 — 23.

Von der Zoological Society in London:

Proceedings. No. 184 — 189. London. 8.

Transactions. Vol. III. Part 6. Lond. 1849. 4.

Reports of the council and auditors read at the annual general meeting April 1849. Lond. 1849. 8.

Von dem Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Zeitschrift. Bd. V. Heft 3. Kassel 1850. 8.

„ Viertes Supplement. Beyträge zur Geschichte und Statistik des hessischen Schulwesens im 17. Jahrh. von Dr. Heppe. Kassel 1850. 8.

Historisch-topographische Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen und in der großherzogl. hess. Provinz Oberhessen von Dr. Landau. 2. Heft. Kassel 1849. 8.

Von Hrn. Professor Dr. Schweigger in Halle:

Ueber Entstehung und Bedeutung der Akademien und ihren Beruf zur wissenschaftlichen Propaganda im Leibnitz'schen Sinne. Halle 1848. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. April 1850. Berlin. 8.

Von der Société vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. No. 21. Tom. III. Année. 1849. Lausanne 1849. 8.

Von der Royal Asiatic Society in London:

Journal. Vol. XII. Part 2. Lond. 1850. 8.

Von den Herren de Vriese, Dozy u. Molkenboer in Leiden:

Nederlandsch kruidkundig Archief. Tweede Deel. Tweede Stuk. Leiden 1850. 8.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. 6. Bd. 2. Heft. Darmst. 1850. 8.

Register zu den fünf ersten Bänden des Archivs für hessische Geschichte und Alterthumskunde. Darmstadt 1850. 8.

Periodische Blätter für die Mitglieder der beyden historischen Vereine des Großherzogthums und Kurfürstenthums Hessen. Nro. 15. 16. 17. Darmstadt u. Kassel 1850. 8.

Von Hrn. v. Kupfer, Director der k. k. Sternwarte in St. Petersburg:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines ou recueil d'observations météorologiques et magnétiques. Année 1846. No. 1. 2. St. Pétersb. 1849. gr. 4.

Von dem historischen Verein für Kärnthen in Klagenfurt:

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie. Erster Jahrg. Klagenf. 1849. 8.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Lake Superior: its physical character, vegetation and animals, compared with those of other and similar regions. By Louis Agassiz. With a narrative of the tour by J. Elliot Cabot and contributions by other scientific gentlemen. Elegantly illustrated. Boston. 1850. 428 S. 8. mit 8 lith. Tafeln.

Agassiz, der berühmte Palaeontolog und Ichthyolog, welcher seit einigen Jahren seinen ständigen Aufenthalt in den vereinigten Staaten genommen hat, veranstaltete eine Reise nach den nördlichen Ufern des obern Sees (Lake Superior), theils um diese in naturhistorischer Beziehung kennen zu lernen, theils um mehreren seiner Zuhörer Gelegenheit zu geben, sich unter seiner Leitung in derartigen Untersuchungen zu üben. Die Gesellschaft bestand, außer Agassiz, aus dem Instructor Dr. W. Keller, den Herren Gardner und Elliot Cabot von Boston, Dr. Le Conte und Arthur Stout von New-York, J. Marcou von Paris und 9 Studenten aus verschiedenen Collegien. Das Ergebniß der Reise ist in diesem Werke niedergelegt. Letzteres theilt sich in zwey Abschnitte, von denen der erste den von J. Elliot Cabot verfaßten Reisebericht, der andere die naturgeschichtlichen Resultate enthält; diese zweyte Abtheilung ist größtentheils von Agassiz selbst bearbeitet, doch haben auch Andere hiezu Beyträge geliefert.

Die Reise wurde am 15. Juni 1848 von Boston aus angetreten, und führte über Albany und Buffalo an den Niagara-Fall, und von da den gewöhnlichen Wasserweg nach den nördlichen Ufern des obern Sees, wo die Gesellschaft bis zum 25. August verweilte und dann ihre Rückreise auf demselben Wege zurücklegte. Da der Reisebericht nichts enthält, was für uns ein besonderes Interesse haben könnte, so verweilen wir nicht weiter bey demselben, sondern wenden uns gleich den wissenschaftlichen Ergebnissen dieser Expedition zu, wie sie uns in 12 Kapiteln geschildert werden, wobey wir zum Voraus bemerken wollen, daß wo kein besonderer Verfasser auf den Ueberschriften genannt wird, Agassiz der Verfasser ist.

I. Die nördliche Vegetation im Vergleich mit der des Jura und der Alpen. — Agassiz bespricht hier zuerst die verschiedenen physikalischen Verhältnisse, welche auf die geographische Verbreitung der Pflanzen ihren Einfluß ausüben, und macht dabey folgende beachtenswerthe, gegen den rohen Materialismus vieler unserer Zeitgenossen gerichtete Bemerkung.

Wie wirksam aber auch diese physikalischen Agentien seyn mögen, so würde es doch sehr unphilosophisch seyn, sie als die Quelle oder den Grund der Dinge, auf welche sie einen so ausgedehnten Einfluß ausüben, zu betrachten. Die Verwechslung der gelegentlichen Beziehung, unter welcher sie erscheinen, mit einem ursächlichen Zusammenhange hat großes Unheil in den Naturwissenschaften angerichtet, und Manche auf die Meinung gebracht, als ob sie den Schöpfungsprozeß verstünden, weil sie über einige der Beobachtung dar-

gebotene Phänomene Aufschluß geben könnten. Aber wie mächtig auch der Wärmegrad seyn mag, die Luft noch so trocken oder noch so feucht, das Licht noch so gedämpft oder noch so blendend, mit der Finsterniß noch so plötzlich abwechselnd oder von dem einen Zustand in den andern noch so allmählig übergehend; diese Agentien haben, wie die Beobachtung lehrt, niemals etwas Neues hervorgebracht, oder irgend etwas in Existenz gerufen, was vorher nicht existirt hätte. Ob vereinzelt oder gemeinschaftlich wirkend, so kennt man von ihnen nicht, daß sie in irgend einem großen Umfang die bereits lebenden Wesen modificirt hätten, wenn nicht unter der Leitung und dem Einfluße des Menschen, wie wir es bey den Hausthieren und Culturpflanzen beobachten. Dieser letztere Umstand zeigt zugleich, daß der Einfluß des Geistes auf materielle Erscheinungen weit größer ist als der der physischen Kräfte, und er lenkt demnach unser Denken immer wieder vielmehr auf eine höchste Intelligenz als Ursache aller dieser Erscheinungen, als auf sogenannte natürliche Agentien hin.

Alsdann zeigt Agassiz, daß in Bezug auf die Bäume, trotz mancherley Eigenthümlichkeiten in ihrer Verbreitung, doch zwischen der Vegetation der Ebenen von den mittleren nördlichen Breiten und der Vegetation der Gebirgsdistrikte, namentlich der Alpen, so wie wir von der Ebene gegen ihre Schneegipfel aufsteigen, eine merkwürdige Uebereinstimmung statt finde. Er erinnert auch daran, daß die fossilen tertiären Pflanzen in Europa weit weniger mit den lebenden europäischen, als vielmehr mit den nordamerikanischen übereinstimmen. Aus weiteren Vergleichungen zieht er endlich den Schluß, daß die gegenwärtige östliche amerikanische Flora, und, wie man wohl hinzufügen dürfe, auch die Fauna und wahrscheinlich ebenfalls die des östlichen Asiens, einen älteren Charakter als die von Europa und vom westlichen Nordamerika an sich trage.

II. Bemerkungen über die Vegetation der nördlichen Küsten des obern Sees. — Der Verf. legt eine reichhaltige Liste von den an dem Nordrande des obern Sees gesammelten Pflanzen vor, woraus sich ergiebt, daß sie größtentheils mit denen der höhern Lagen des Juras, welche die untere und mittlere Zone der subalpinen Region umfassen, übereinkommen.

III. Classification der Thiere nach embryologischen und palaeontologischen Anhaltspunkten. — Der Verf. macht wiederholt darauf aufmerksam, daß der Classification der Thiere durch Berücksichtigung der embryologischen Zustände und der urweltlichen Formen wichtige Stützpunkte gewährt werden. Wir brauchen hier auf diesen Gegenstand nicht näher einzugehen, da wir des Verfassers Ansichten hierüber schon in der Anzeige seiner Lectures on Embryologie (Bd. XXVIII. S. 581) mitgetheilt haben.

IV. Allgemeine Bemerkungen über die Coleopteren des obern Sees von John le Conte. — Seinem reichhaltigen Verzeichnisse von Käfern mit einer großen Anzahl neuer Arten fügt le Conte zwey wichtige Bemerkungen über die Insekten-Fauna dieser nördlichen Gegenden bey. Erstlich macht er aufmerksam auf die gänzliche Abwesenheit aller der Gruppen, welche dem amerikanischen Continent eigen sind. So giebt es keinen Dicaelus oder Pasimachus unter den Carabica; die Brachelythra sind bloß durch Formen, die beyden Welttheilen gemeinschaftlich zustehen, repräsentirt. Unter den Bupreſtiden ist kein Brachys; unter den Scarabaeiden sind die amerikanischen Gruppen (mit Ausnahme von Dichelonycha) gar nicht repräsentirt. Auch die wenigen neuen Gattungen, die der Verf. errichtete, kann er nicht als Ausnahmen betrachten, da sie alle genau mit europäischen Formen verwandt und keineswegs Glieder von ausschließlich amerikanischen Gruppen sind.

Die zweyte Bemerkung des Verf. bezieht sich darauf, daß dem durch das Verschwinden charakteristischer Formen veranlaßten Mangel durch eine beträchtliche Vermehrung der Mitglieder solcher Gattungen, die in den gemäßigteren Regionen schwach vertreten sind, so wie durch Einführung vieler Gattungen, die bisher als auf die nördlichen Theile Europas und Asiens beschränkt betrachtet wurden, abgeholfen wird. Unter diesen letzteren sind mehrere Arten, die von ihren auswärtigen analogen nur durch die genaueste Prüfung unterschieden werden können.

Der Verf. dieses Artikels macht schließlich noch aufmerksam auf ein sonderbares Thier, das in großer Menge an den Wasserfällen des Niagara vorkommt, und von Dekay als eine neue Gattung der Krustenthiere unter dem Namen **Fluvicola Herrickii** bezeichnet wurde. Es erinnert durch sein Rückenschild an die Trilobiten, und Agassiz machte gegen den Verf. die Bemerkung, daß eine ähnliche Form den deutschen Zoologen als **Scutellaria amerlandica** bekannt geworden wäre. Wie aber Le Conte nachweist, ist diese **Fluvicola** nichts weniger als ein Krustenthier, sondern die Larve eines Käfers, des **Eurypalpus**, einer den Lampyriden nahe verwandten Gattung, von der bisher nur eine einzige Art bekannt war.

V. Verzeichniß der Conchylien, nebst Beschreibung neuer Arten von Dr. A. A. Gould. — Im Ganzen sind 37 Arten gefunden worden, den Gattungen **Helix, Vitrina, Succinea, Physa, Limnaea, Planorbis, Valvata, Amnicola, Paludina, Melania, Cyclas, Pisidium, Unio** und **Anodonta** angehörig. Fünf neue Arten derselben werden kurz charakterisirt. Merkwürdig ist es, wie schnell nordwärts die Muscheln abnehmen, sowohl nach Zahl der Arten als auch bezüglich der Größe und Färbung.

VI. Fische des obern Sees im Vergleiche mit denen der andern canadischen Seen. — In diesem Kapitel liefert Agassiz eine kritische Revision der Fische des obern Sees und der andern canadischen Seen, mit genauer Beschreibung der neuen Arten. Als Resultat hat er gefunden, daß alle Arten nordamerikanischer Süßwasserfische, ohne irgend eine Ausnahme, von den europäischen verschieden sind. Zwar kommt der Lachs, welcher in den Flüssen des nördlichen und mittlern Europas sich einstellt, auch an den Ostküsten des nördlichen Theils von Nordamerika vor und steigt in die Flüsse, die sich in den atlantischen Ocean münden. Aber dieser Fisch ist einer von den arctischen Meeresfischen, welche gleich mehreren andern jährlich südwärts wandern und beyden Welttheilen gemeinschaftlich sind. Diejenigen Fische dagegen, welche niemals das Süßwasser verlassen, sind ohne Ausnahme in beyden Welttheilen verschieden. Dagegen differiren sie auf jedem der beyden Continente nach verschiedenen Breitegraden, wobey jedoch einige eine weitere geographische Verbreitung als andere zeigen.

Weiter macht Agassiz die Bemerkung, daß hinsichtlich der Süßwasserfische kein Grund vorhanden sey, verschiedene Faunen in dem großen Gebiete zwischen den arctischen Regionen und den mittlern Staaten der Union anzunehmen, indem jene Fische eine beträchtliche Uebereinstimmung zeigten, wenn gleich eine sorgfältige Untersuchung ihrer Arten erkennen lasse, daß der obere See und die nordwärts davon vorkommenden Süßwasser in mancher Hinsicht einen besondern zoologischen District bilden, der hinlänglich verschieden von dem der untern Seen und der nördlichen Staaten der Union ist.

Agassiz zeigt ferner, daß, obwohl die nordamerikanischen Süßwasserfische durchgängig verschieden sind von den europäischen, gleichwohl ein Theil von ihnen analoge Arten in der alten Welt aufzuweisen hat, während umgekehrt es Typen giebt, wie z. B. **Lepidosteus** und **Peroopsis**, die ausschließlich Amerika zustehen und keine Repräsentanten in der alten Welt haben.

VIII. Beschreibung einiger neuen Arten von Reptilien aus der Gegend des obern Sees. — Es sind nur 3 Arten, die von Agassiz hier beschrieben werden: **Hylodes maculatus** und **Rana nigricans**, und eine Schlange, die mit **Crotophorus tergeminus** sehr nahe verwandt oder vielleicht selbst identisch ist.

VIII. Verzeichniß der am obern See gesammelten und beobachteten Vögel von J. E. Cabot. — Das Verzeichniß führt nur eine geringe Anzahl von Vögelarten auf, wobey bemerklich gemacht wird, daß Säugthiere noch weit spärlicher vorkommen.

IX. Beschreibung einiger Arten Schmetterlinge von den nördlichen Ufern des obern

Sees, von Dr. Th. W. Harris. — Die neuen Arten sind Pontia oleracea, Deilephila Chamaenerii, Smerinthus modesta, Hepiolus argenteomaculatus, Arctia parthenos und americana, Ennomos macularia. Angehängt ist noch ein Verzeichniß sämmtlicher, am obern See acquirirter Arten von Schmetterlingen.

X. Die erratischen Erscheinungen am obern See. — Agassiz vertheidigt zuerst mit Umsicht und Scharfsinn seine frühere Ansicht, daß die Verstreuung der erratischen Blöcke und die Abglättung und Furchung von Felsen durch die Eismassen einer urweltlichen Eisperiode herbeygeführt worden sey. Er hat sich also nicht abschrecken lassen durch das Verdammungsurtheil, das vor Kurzem Buch gegen diese Theorie ausgesprochen hat, und somit droht im Lager der vulkanistischen Geologen der Bruch hinsichtlich der Annahme oder Verwerfung einer urweltlichen Eisperiode ein vollständiger zu werden. Alsdann weist Agassiz nach, daß am obern See, wie überhaupt im nördlichen Amerika, hinsichtlich der Verbreitung der erratischen Blöcke und der Glättung und Furchung der Felsmassen ähnliche Verhältnisse wie in der Nordhälfte der alten Welt vorkommen. Er bespricht ferner die Erscheinungen, aus welchen sich auf einen successiven Wechsel des Wasserstandes in Bezug auf seine Ufer schließen läßt, und, wie zu erwarten war, findet er die Ursache der Veränderlichkeit nicht sowohl in dem beweglichen Wasser, als vielmehr in dem starren Lande.

XI. Die Umrisse des obern Sees. — Agassiz macht besonders aufmerksam auf die unzähligen Trappgänge, welche die steile nördliche Uferwand des obern Sees durchsetzen, und unter denen er mindestens 6 verschiedene Systeme von Gängen nachweisen zu können glaubt. Er weist auch noch auf einen andern Umstand hin, daß nämlich häufig Uebergänge unter den verschiedenen, dort auftretenden Felsarten sich einstelle. So z. B. finden solche statt vom neuen rothen Sandstein in Porphyr, Quarzit, Granit und Gneiß, wobey der Uebergang (Metamorphismus von ihm genannt) mehr oder minder vollständig ist, so daß die Schichtung bisweilen noch erhalten ist, oder der Uebergang in die absolut massigen Gesteine allmählig geschieht. Die Gänge dagegen durchsetzen andere Felsarten fast ohne sie zu verändern, oder die Veränderungen in der unmittelbaren Berührung sind so stark, daß keine genauen Grenzlinien zwischen beyden zu ziehen sind.

XII. Geologische Verhältnisse der verschiedenen Kupferablagerungen am obern See. — Aus dem Umstande, daß die Kupfererze in verschiedenen Entfernungen von der Centralregion, wo die größten Massen gediegenen Kupfers abgelagert sind, auftreten, will Agassiz schließen, daß letzteres im geschmolzenen Zustand aufgestiegen *ist, seiner* großen compacten Masse wegen aber von den Felsarten nicht alterirt werden konnte, während es bey seinem Eindringen in zahllose kleine Spalten den Gesteinen eine verhältnißmäßig große Oberfläche darbot, so daß durch diesen Contact die verschiedenen Erze gebildet wurden.

Hiermit schließt der Text des vorliegenden Werkes, und es folgen alsdann die lithographirten Tafeln. Zuerst eine Umrißkarte des Sees, um die 6 Gangsysteme zu zeigen, dann 5 Tafeln mit Fischen, 1 mit Reptilien, 1 mit Schmetterlingen, und 1 mit Käfern.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Alamannische Formeln und Briefe aus dem neunten Jahrhundert, herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich von Wyß. Zürich 1850.

Unter diesem Titel wird in dem VII. Band der „Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich“ Heft 2. zum ersten Mal eine alte Sammlung von Formularen veröffentlicht, welche die bisher bekannt gewordenen Formelsammlungen aus der Periode der fränkischen Monarchie würdig ergänzt, und für die ältere Rechtsgeschichte von bedeutendem Werthe ist. Dieselbe ist einem Pergamentcoder des Klosters Rheinau entnommen, der aus fünf verschiedenen Stücken besteht, die ursprünglich von einander getrennt waren. Alle fünf Stücke sind zu Ende des IX. oder zu Anfang des X. Jahrhunderts von verschiedenen Abschreibern geschrieben und die Originalien vermuthlich aus dem Kloster St. Gallen, welches für die Kulturgeschichte von Alemannien so überauswichtig war, entlehnt worden.

Einige dieser Formeln waren schon früher bekannt. Die Formeln 19—23, 27, 28, 30 und 31 nämlich, welche in dem II. III. und IV. Stücke sich finden, kommen auch unter den sogenannten formulae Alsaticae vor, die ebenfalls aus dem Kloster St. Gallen stammen und mit dem Elsaß in keiner nähern Verbindung stehen. Eine Formel, No. 6 im I. Stücke, ist wieder in der Baluzischen Formelsammlung zu treffen. Die meisten Formeln aber erscheinen hier zuerst.

Der Werth dieser Sammlung für die Rechtsgeschichte wird am klarsten dargestellt, wenn wir an einzelne Institute erinnern, welche durch dieselbe ein neues Licht erhalten. Heben wir zuerst die ständischen Verhältnisse hervor.

Es ist bekannt, daß in dem Volksgesetze der Alemannen eine dreyfache Eintheilung der freyen Stände vorkommt. Dasselbe unterscheidet die *primi* oder *meliorissimi*, die *medii* oder *mediani* und die *minofledi*. Die erste Klasse hat ein Wergeld von 240, die zweyte von 200, die dritte von 160 Schillingen. Das Gesetz selbst (Art. 66.) bezeichnet 80 Schillinge als ursprüngliche Einheit. Das Wergeld der minofledi verhält sich somit zu dem der primi, wie 2 : 3. Das der medii entspricht der Verhältnißzahl $2\frac{1}{2}$; und schon deßhalb ist es wahrscheinlich, daß die Klasse der medii erst später zwischen die beyden ursprünglich allein unterschiedenen Klassen der einfachen Freyen und des Adels hineingeschoben worden sind. Eine ähnliche Eintheilung in drey Klassen zeigt sich bekanntlich bey den Longobarden. Spuren derselben sind auch bey den Bayern erkennbar.

Ueber die Bedeutung dieser drey Klassen ist in neuerer Zeit viel gestritten worden. Daß in den primi die alten nobiles, der nationale Adel zu erkennen sind, darf nunmehr, im Gegensatze zu Eichhorns (Rechtsgesch. 1. 5. 311 ff.) und Wildas Zweifeln, als allgemein anerkannt gelten. Was aber war der Unterschied der mediani und der minofledi? Savigny (Ueber den Adel S. 13.) hat in den letztern die Halbfreyen, die Liten, in den erstern die Gemeinfreyen finden wollen. Allein auch diese Meynung wird schon durch das Alamannische Gesetz vollständig widerlegt, indem dieses den Liten nur das

halbe Wergeld der minofledi zugesteht, jene somit von diesen scharf und zwar ganz so unterscheidet, wie auch anderwärts die Liten von den Freyen unterschieden werden. Eichhorn vermuthete, daß die minofledi theils schutzpflichtige Freygelassene theils freye Colonen des Königs und der Kirche, die medii aber persönlich vollfreye Alamannen, jedoch ohne ächtes Grundeigenthum gewesen. Da er in den primi vollfreye Grundeigenthümer hat: so war es freylich schwer, den medii eine eigenthümliche Bedeutung anzuweisen. Sind aber jene der Alamannische Adel, so versteht sich, daß die Vollfreyen mit ächtem Eigen nur höchstens in die Klasse der „Mittlern“ gehören. Wilda (krit. Jahrbücher 1837. S. 332.) hält die minofledi für besitzlose Gemeinfreye, und die medii für freye Grundbesitzer; K. Maurer (d. Wesen des ältesten Adels S. 36. 222. ff.), der diese Verhältnisse in umfassender und gründlicher Weise bespricht, erklärt die erstern für „güterlose Freye,“ denen dann auch die „freyen Hintersassen“ mit abgeleitetem Grundbesitz beygeordnet wurden, die letztern für „freye Grundeigenthümer.“ Ich selber habe (Rechtsgeschichte von Zürich 1. 5. 28. ff.) die primi als Edle, die minofledi als einfache Gemeinfreye mit kleinem Grundeigenthum oder ohne solches, und die medii als eine Mittelstufe erklärt, welche sich durch Vasallennexus und erhöhte Kriegsehre über die Masse der einfachen Freyen emporgeschwungen haben, und so an die spätere Unterscheidung des Schwabensspiegels erinnert zwischen den Semperfreyen (sendbar Freyen), den Mittelfreyen und den freyen Landsassen.

In dem Alamannischen Formelbuch nun werden diese drey Klassen mehrere Male und in einem Zusammenhang erwähnt, welcher über die Bedeutung derselben Licht verbreitet.

Die Urkunde 9 enthält die Formel einer schiedsrichterlichen Ausscheidung, welche durch königliche Sendboten auf einem Landtage geleitet wird, um die verschiedenen Ansprüche auf eine Waldung zu reguliren. Dieselbe erinnert merkwürdiger Weise genau an den spätern historisch so bedeutend gewordenen Streit, zwischen den freyen Markgenossen der Gemeinde Schwyz und dem Kloster Einsiedeln über die Benutzung der gemeinen Weiden. Als die eine Partey erscheint ein Kloster mit seiner „*familia*“ Hofgenossenschaft, welchem von einem Könige die Waldung der Umgegend vergabt worden ist. Als Gegenpartey werden die „*pagenses*“ auch „*cives*“ erwähnt, welche sich nach eigenem Rechte „*per suam auctoritatem*“ für befugt halten, in der Waldung Brennholz zu holen, Bauholz zu schlagen und ihr Vieh zu weiden. Unzweifelhaft werden in solcher Weise Grundbesitzer, denn nur diese haben Vieh und brauchen Bauholz, und noch bestimmter freye Grundeigenthümer bezeichnet, denn nur diese können „nach eigenem Recht“ Genuß an den unvertheilten Waldungen haben, und jede bloß precaire von angeblichen Eigenthümern des Waldes (loci dominis) abgeleitete Benutzung als ihrem Rechte zuwider behaupten. Sie erscheinen auch als selbständige Partey auf dem Landtage und werden im vollen Sinne *cives* genannt. Sie sind somit freye Bauern auf Eigen und echte Genossen auch des Gaudings.

Von ihnen werden nun die *proceres vel mediocres* unterschieden, welche von den königlichen Sendboten aus den benachbarten Gauen zusammen berufen werden, z. B. 10 aus einem Gau, 7 aus einem andern, 6 aus einem dritten, um eine Ausscheidung der Waldung vorzunehmen und den Streit der Parteyen zu schlichten. Die Auseinandersetzung wird auch in Zukunft unter die Garantie des Grafen oder Vicegrafen und der übrigen *proceres* gestellt. Diese ragen offenbar über die Gemeinfreyen empor, sie sind die angeseheneren Männer der Grafschaften, die Centgrafen, die Vasallen, die Schöffen vornehmlich. Sie sind, wie kaum zu bezweifeln, und auch von dem Herausgeber bereits angedeutet worden ist, die Mittelfreyen (medii), und jene freyen Bauern die einfachen Freyen, (minofledi).

In der Formel 21. geschieht einer dreyfachen Eintheilung wieder Erwähnung. Wenn nämlich ein neuer Abt erwählt worden sey, so: „aliqui de *primis*, alii de *mediis*, quidam etiam de *extremis* ad nostram (Regis) praesentiam ipsum electum adducant, ut *per eos ceterorum omnium voluntates addiscens*, eum illis abbatem praeficiam.“ Unter den *primi* mögen Edle, unter den *medii* Beamtete und Vasallen des Klosters, unter den *extremi* Glieder

der Hausgenossenschaft (familia), vermuthlich aber vorzugsweise freye Gotteshausleute zu verstehen seyn.

In dem Briefe eines Mönches (No. 39.) an seine vornehmen Klosterschüler werden diese „*Primores*“ genannt, und ihrer „*celsitudo*“ die „*vilitas*“ des Mönches gegenüber gestellt. Er versichert ihre „*strenuitas*,“ daß er ihren Ruhm nicht beneide, und obwohl sie ihn gering schätzen, nicht aufhören werde, sich für sie zu bemühen. Diese Primores sind offenbar junge Edle, wie sie auch Karl der Große bey seinem Schulbesuche in der Abtey St. Gallen anspricht: „Vos *nobiles*, vos *primorum* filii.“ (*Pertz* Monum. II. 731.)

In Nummer 26 ist wieder eine Formel aufgenommen, nach welcher die königlichen Güter von den „populares possessiones“ auszuscheiden sind. Die Auseinandersetzung geschieht auf einem *conventus procerum*, über welchen letzteren Ausdruck das Wort *principum* geschrieben ist. Die Ersten von beyden Parteyen, für den Fiscus die „*missi regis et seniores ejus servi*,“ seine bevollmächtigten Boten und die angesehensten Ministerialen, für die „*populares*“ oder „*pagenses*,“ die wieder als freye Bauern klar bezeichnet sind, die „*nobiliores*“ et *natu provectiores*“ die angesehenern und ältern Männer, geben Auskunft. Die größere Zahl besteht auch hier aus Gemeinfreyen, über sie ragen die *proceres* hervor, worunter in diesem Zusammenhang vielleicht außer den Mittelfreyen auch die anwesenden Edeln zu verstehen sind. Das Resultat dieser Stellen ist somit Anerkennung der dreyfachen Gliederung bey den Alamannen und zwar in dem Sinne, daß 1) die Primi die Edeln sind, 2) die proceres, oder mediocres, eine (durch politische Stellung oder Vasallennexus) erhöhte Klasse von Freyen, Mittelfreye, und 3) die einfachen Freyen, mit oder ohne Grundeigenthum die dritte zahlreichste Klasse der eigentlichen Volksgenossen bilden.

Ueber das Institut der Precarei erhalten wir wieder beachtenswerthe nähere Aufschlüsse aus diesen Formeln. Regelmäßig sind zwey wohl zu unterscheidende Rechtsgeschäfte mit einander verbunden: 1) die Abtretung des Grundeigenthums an ein Kloster und der Vorbehalt theils der Precarei theils eines Rückkaufsrechtes zu Gunsten des vergabenden Eigenthümers und seiner Erben, 2) die Ueberlassung der Precarei von Seite des Klosters an diese Personen und die Anerkennung ihres Rechtes, das Eigenthum wieder an sich zu bringen. Das erstere Geschäft wird vor dem Grafending vollzogen und steht unter dem Schutze des Landrechts, das letztere beruht auf der Verleihung des Klosters und seines Vogtes, und kann daher nur einen hofrechtlichen Schutz finden. Für das erstere wird die „carta traditionis“ für das letztere die zum Theil gleichlautende „carta precaria“ ausgestellt.

Das Recht des Uebergangs der Precarei und das Recht auf Rückerwerb des Eigenthums wird keineswegs bloß für den vergabenden Eigenthümer selbst, sondern auch für seine Erben und zwar nicht bloß für Descendenten, sondern auch für Seitenverwandte aber wenigstens in diesen Formeln nur für benannte Verwandte vorbehalten. Der landrechtliche Schutz für den Rückerwerb erlischt somit in den folgenden Generationen.

Von der Art sind die Nummern 1. und 2, die sich entsprechen, jene als carta traditionis, diese als carta precaria. In der erstern wird der Graf genannt, in dessen Ding die Auflassung vorgenommen wurde, in dieser der Vogt des Klosters. In der ersteren überträgt der Eigenthümer „quiquid proprietatis hodierna die visus sum habere in pago illo,“ aber mit folgendem Vorbehalte: „ea videlicet ratione, ut ego easdem res *ad me recipiens* tempus vitae meae *sub censu* VI denariorum *possideam*, et si quando voluero, *redimendi licentiam habeam* cum solidis XII. Si autem ego non redimero, *filius meus* ille vel *filius fratris mei* ille vel *filius sororis* ille *sub censu* unius solidi, *sub redemptione vero* V. librarum res praefatas *possideat*, vel sub eodem censu et sub eadem redemptione possideat. Man sieht hier das Bestreben der Klöster, den Zins und die Rückkaufssumme zu vergrößern, wenn der vergabende Eigenthümer selber nicht mehr lebt. Si vero a nulla supradictarum persona res praedictae fuerint redemptae, tunc post obitum illorum ad monasterium redeant prae-

fatum sine ullius contradictione *perpetualiter* possidendae. Aehnlich verhalten sich die Nummern 14. und 15. Der Vorbehalt geht aber in diesen nur auf den Genuß der Precarei, ohne Rückerwerb. Dagegen soll das „*beneficium*“ auch der Ehefrau des Vergabers zu Gute kommen, und überdem durch Hinzufügung einer Stube vergrößert werden, welche schon bisher dem Kloster gehört hätte: „et insuper unam hobam *ex rebus ipsius monasterii* in supradicta villa in beneficium suscipiamus similiter tempus vitae nostrae meae scilicet et *conjugis meae* a nobis sub usufructuario possidendam.

Ferner die Nummern 24. und 25. In diesen wird nicht bloß das eigentliche Grundeigenthum des Vergabenden sondern auch der damit verbundene Antheil an dem Gesammteigenthum erwähnt: „loca cum omnibus ad ipsas pertinentibus, id est mancipiis, jumentis, pecoribus, volucribus, aedificiis, curtilibus et hobis possessis, agris, pratis, silvis, marchis, aquis aquarumque decursibus, *nemoribus propriis et usibus saltuum communium.* Das Auslösungsrecht ist in diesen Formeln sehr ausgedehnt: Ea tamen ratione, ut si deo miserante sanus in patria fuerit regressus (der Vergaber wird durch eine gefährliche Reise oder Heerfahrt zu der Vergabung veranlaßt), easdem res *sub censu unius denarii possideat*, *redemtione sibi sub IIII concessa denariorum* (somit ein bloßer Scheinpreis), quandocunque voluerit; quod si ille domi vel in exercitu defunctus vel interfectus fuerit, tunc *mater* ejus tertiam partem earundem rerum usque ad diem exitus sui possideat, et censum inde ad praefatum monasterium II. denar. persolvat, reliquas autem duas partes quondam *uxor illius cum parvulo filio vel filia* ejus dies vitae suae possideant et tantidem census ad ipsum monasterium reddant, et si matri ipsius superstites facti fuerint, et ipsam porcionem ad se recipiant et IIII denari ad monasterium reddant; quod si idem *orphanus ejus ad virilem pervenerit aetatem et legitime duxerit uxorem*, vel ita: quod si eadem *orphana ejus ad nubilem pervenerit aetatem et legitimo viro nupserit*, *licentiam habeat sub uno solido redimendi;* si autem ille vel illa ante obierit, *fratres* ipsius eo pacto easdem possessiones redimere debeant; si ipsi orphano ejus dum adhuc viveret omnem humanitatem et dilectionem exhibuerunt, et *uterque eorum* una libra argenti *redimant.* Porro si alter eorum ita eum hodio (odio) habuerit, *ut publice possit deprehendi*, tunc *alter duabus libris solus redimat*, praevaricatori illi *nulla secum* in eisdem rebus *communione concessa* Denique si ambo exosum eum habuerunt et deprimere conati sunt, tunc *neutri* eorum, ut pote irreligiosis et impiis, *eum heretitandi facultas ulla concedatur* (diese aus der Person des zurückgelassenen Kindes des Vergabers beginnende eventuelle Enterbung seiner Brüder ist sehr merkwürdig): sed *filius patrui mei* intra sex annos duarum librarum precio *redimendi licentiam* a rectoribus monasterii suscipiat. Si vero nec ille in praescripti temporis spacio redimerit, tunc *filii sororis meae* cum supradicta pecunia infra alios sex annos *redimere licentiam* habeant. (Auffallend ist es, daß die Söhne der Schwester, obwohl zur väterlichen Parentel des Vergabers gehörig, erst nach dem Sohne des väterlichen Oheims, welcher zur großväterlichen Parentel gehört, zur Succession in das Gut kommen; es erklärt sich das wohl aus der Zurücksetzung der Weiber hinter den Männern in der Beerbung der Liegenschaften. Nach der Urkunde No. 397 bey Neugart gehen die Söhne der Schwester des Vergabenden den Söhnen des mütterlichen Oheims vor, eine Bestimmung, welche mit unserm Formular darum nicht im Widerspruch steht, weil die letzteren Muttermagen sind, während die Söhne des väterlichen Oheims Vatermagen sind, jene aber nach alamannischem Erbrechte, wie ich in meiner Zürcherischen Rechtsgeschichte nachgewiesen habe, von diesen ausgeschlossen werden.)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Die Geschichte Taberistans und der Serbedare nach Chondemir. Persisch und Deutsch von Dr. Bernhard Dorn. St. Petersburg 1850. 182 S. 4to.

Taberistan ist das zweyte Land, dessen genauere Erforschung wir den Fortschritten der orientalischen Münzkunde verdanken. Als die erste und wichtigste Entdeckung der orientalischen Numismatik rechnen wir, wie billig, die Wiederauffindung des bactrischen Königreiches und die Herstellung einer ganzen Reihenfolge dort herrschender Dynastien und Könige. Die Geschichte des bactrischen und indoscythischen Königreiches kann bis jetzt fast nur ausschließlich aus numismatischen Denkmälern geschrieben werden, mit der Geschichte Taberistans ist es allerdings so schlimm nicht bestellt, wer weiß aber, wie lange es noch gedauert haben würde, bis man der Geschichte eines so abliegenden und dem Anscheine nach so unwichtigen Landes seine Aufmerksamkeit zugewandt hätte, wenn nicht die Eigenthümlichkeiten taberistanensischer Münzen Sprachforscher und Numismatiker zur Beachtung aufgefordert hätten. Die Geschichte Taberistans ist aber so unwichtig nicht, und sie kann uns den Weg zeigen, auf dem — wenigstens nach Ansicht des Ref. — die Geschichte Persiens allein mit Erfolg betrieben werden kann.

Die Geschichte der Forschungen über Taberistan ist nun in Kurzem folgende: Bis zum Jahre 1843 war, einige wenige zufällige Notizen abgerechnet, die Geschichte dieses Landes ganz unbekannt. In diesem Jahre gab Herr Etatsrath Olshausen zu Kiel eine Schrift heraus über die Pehlevilegenden auf den Münzen der letzten Sasaniden, der ältesten Chalifen und der Ispehbeds von Taberistan. Unter dem Titel Ispehbeds (d. i. Herzoge) werden die einheimischen Fürstenfamilien Taberistans verstanden. Durch die genannte Schrift wurden nun allerdings die Namen mehrerer dieser Herrscher bekannt, wer aber Ferchân, Churschid etc. gewesen, und wann sie regiert haben, darüber geben natürlich die Münzen keine näheren Aufschlüsse; die Notizen der arabischen Historiker reichten auch nicht hin, um die Sache näher zu erforschen. Weitere Aufschlüsse suchten nun zu geben, und zwar angeregt durch die numismatischen Forschungen, Al. Krafft aus Ibn-al-Athîr, Mordtmann nach dem türkischen Auszuge der Geschichte Tabaris und zuletzt Ref. selbst aus einer Specialgeschichte Taberistans von Muhammed Abul Hassan ben Isfendiar, aus welcher sich derselbe während seines Aufenthaltes in London einige Auszüge gemacht hatte. Diese Auszüge hatten den Zweck darzuthun, wie überraschend lange sich der Parsismus noch in Taberistan gehalten hat, selbst nachdem die Macht der Chalifen schon überall fest begründet war, nämlich bis tief in das dritte Jahrhundert der Hidschra. In dieser Hinsicht sind die Mittheilungen des Ref. bis jetzt noch die vollständigsten, doch dürfen wir wohl vom Hrn. Verf. der vorliegenden Schrift auch über diesen Gegenstand ausführlichere Nachrichten erwarten, da sich derselbe mit einer ausführlichen Arbeit über Taberistan beschäftigt, wovon das vorliegende Werk nur ein Vorläufer ist. Dieses giebt nämlich Text und Uebersetzung des Abschnittes, den Chondemir in seinem Geschichtswerke: Habîb ussier (Freund der Lebens-

beschreibungen) den Angelegenheiten Taberistans gewidmet hat.

Es kann nun kein Zweifel darüber seyn, daß die vorliegenden Berichte Chondemîr's, — welche dieser wiederum aus Sehîr-eddîn's taberistanensischer Geschichte geschöpft hat — die ausführlichsten sind, welche bis jetzt bekannt geworden sind. In der Voraussetzung jedoch, daß Chondemir stets nach Sehir-eddin berichtet, so glaubt sich Ref. zu der Annahme berechtigt, daß der glaubwürdigste Berichterstatter, wenigstens für den älteren Theil der Geschichte Taberistan's Muhammed Abul-hassan-ben Isfendiâr ist. Aus der Vergleichung beyder Berichte scheint dem Ref. nämlich hervorzugehen, daß Sehîr-eddin oder seine Quellen Manches absichtlich verschweigen oder anders reden, was den Moslemen nicht zur Ehre gereicht; die ungeschmückte Darstellung moslemischer Niederlagen, welche Muhammed berichtet, der doch auch ein Muselmann war, sprechen gewiß zu dessen Gunsten, die folgenden Berichte werden diese Behauptung näher motiviren helfen.

Beyde Geschichtschreiber — Muhammed sowohl als Sehîr-eddîn — führen die Geschichte Taberistans bis in die Zeit der Sâsâniden zurück. Von einer Dynastie der Dschenefschâhe, die Sehîr-eddîn mit Ardeschîr-Bâbegân beginnen läßt (pp. 5. 68.), wissen beyde nur den Namen anzuführen. Auch was sich sonst noch von der Geschichte taberistanensischer Fürstengeschlechter unter den Sâsâniden findet, scheint durchaus mythisch zu seyn, und bloß den Zweck zu haben, diese Dynastien mit dem persischen Königshause in Verbindung zu bringen. Doch darf man, da beyde Erzähler über den Gegenstand vollkommen einstimmig sind, es wohl als die constante Tradition betrachten, daß Kejus der Bruder Nuschirvâns und die Nachkommen eines persischen Ministers, Sukhra, unter den Sâsâniden das Land beherrscht haben. Erst gegen das Ende der Sasanidendynastie finden wir Berichte, welche größeren historischen Glauben verdienen. Während unter der Regierung des letzten Sasaniden, Jesdegirt, das arabische Heer schon an den Thoren Persiens stand, erhob ein Häuptling aus Ghilân, der den Beynamen Gâubâre führte, Ansprüche auf die Herrschaft von Taberistan. Es liegt am Tage, wie wenig in dieser kritischen Zeit der König von Persien Lust haben konnte, sich in einen Streit wegen einer so entfernten Provinz einzulassen, der nur dazu dienen konnte, seine Macht zu zersplittern, und dessen glücklichster Ausgang keinenfalls in Vergleich zu der Gefahr stand, die er bringen konnte. Auf Grund einer Verwandtschaft mit dem persischen Königshause, welche Gâubâre geltend machte, wurde demselben die Provinz Taberistan zuerkannt, und er wurde nun Stammvater einer bedeutenden Dynastie; der einzigen, welche wirklich einen großen Theil Taberistans besaß; die Besitzthümer der übrigen scheinen viel kleiner gewesen zu seyn. Diese Dynastie nannte sich nun nach ihrem Stammvater die der Gaubâriden, oder, nach dem Sohne Gaubâres: die Dabwaihiden. Sehr passend vergleicht Hr. D. p. 138 zu Gaubâre das altpersische Gaubruwa, *Γωβρύης*. Die Dauer dieser Dynastie ist keine sehr lange, nach Muhammed 119, nach unserem Verf. nur 114 Jahre, und sie hat es wohl nur der Unzugänglichkeit Taberistans zuzuschreiben, daß sie so lange gedauert hat, denn ihre Gründung fällt gerade in die Blüthezeit des Islam. Der größte Fürst aus dieser Dynastie war Ferchân, oder, wie er hier genannt wird, Farruchân (den ersteren Namen halte ich für richtiger), der nicht bloß im Inneren des Landes Glück und Wohlstand verbreitete, sondern auch einen Einfall eines Feldherrn des Chalifen mit Glück zurückschlug. Bey dieser Begebenheit findet sich die erste bedeutende Abweichung zwischen den beyden Erzählern. Nach Muhammed mußte der moslemische Feldherr, Jesîd, ein Lösegeld von 300,000 Dirhems bezahlen, um freyen Abzug zu erlangen, nach Chondemir muß Ferchân trotz der verzweifelten Lage, in der sich Jesîd befand, noch Lösegeld bezahlen, nach dem türkischen Tabari, der vollkommen mit Chondemir übereinstimmt, 100,000 Dirhems, nach dem letztern sogar 700,000. Die Lage der Sache, so wie der Umstand, daß Jesîd später wegen der Nichteinlieferung der angeblich gemachten Beute zur Verantwortung gezogen ward, machen es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Muhammed's Bericht der richtige, und die ganze Nachricht von der Beute und

der Contribution, die Ferchân bezahlt haben soll, eine reine Erdichtung sey, erfunden, um des Geständnisses einer Niederlage moslemischer Waffen überhoben zu seyn. (Man vergl. übrigens meine ausf. Notizen aus Muhammed abu-l-Isfendiar in der Zeitschr.: der deutschen morgenländischen Gesellschaft IV. p. 65 ff.). Ganz derselbe Fall tritt ein bey der Erzählung von der Eroberung Taberistans durch die Moslemen und der Befreyung Churschîd's, des letzten Ispehbeds aus der Familie der Gaubâriden. Nach Muhammed fiel das Land durch die Treulosigkeit und Habsucht des Chalifen Manssur, der Taberistan trotz der Unterwürfigkeit Churschîds, hinterlistiger Weise mit Truppen anfüllte und eroberte, nach Chondemir (p. 8. 72.) scheint mehr Grund vorhanden gewesen zu seyn. Ebenso geht Chondemir über die Unabhängigkeit, welche sich die Bewohner Taberistans später wieder zu erwerben wußten, sehr flüchtig hinweg, erwähnt die Ermordung aller Muselmänner gar nicht, ebenso wenig die lange Dauer der Parsenreligion daselbst, nach seinen Angaben müßte man schließen, das Land sey lange moslemisch gewesen. Wir finden aber bey Muhammed die bestimmte Angabe, daß die Ispehbede erst im Jahre 250. d. H. zum Islam übertraten und nach den persischen Namen, die noch später in der Geschichte Taberistans bey Chondemir vorkommen, sollte man fast schließen, daß andere Familien noch länger der parsischen Religion treu geblieben seyen. Aus diesen Gründen schiene es dem Ref. sehr wünschenswerth, wenn Hr. D. bey seinem größeren Werke über Taberistan das Geschichtswerk Muhammeds für die ältere Geschichte möglichst berücksichtigen möchte.

Dagegen ist Chondemir für jetzt die einzige Quelle über die Nebenlinien taberistanensischer Herrscher. Zunächst wendet sich Chondemir zur Geschichte der Bâdusepaniden. Diese leiten ihren Ursprung gleichfalls auf Gaubâre oder vielmehr dessen zweyten Sohn Bâdusepân zurück, während die erste Linie, die Gaubâriden κατ᾽ἐξοχήν, auf dessen älteren Sohn Dabwaih zurückgeht. Von ihnen sagt Chondemir, daß ihre Linie ohne Unterbrechung fortgehe, vom Jahre 40 der Hedschra bis 881. (pp. 10. 73.). Unser Verf. nennt, außer dem Stammvater der Dynastie, Bâdusepân, noch die folgenden Herrscher

1) Churzâd (خورزاد) er regierte dreyßig Jahre, 2) Bâdusepân II. ben Churzâd, 40 J., 3) Vendâumîd 32 J., 4) Abd-ullah-ben Vendâ-umîd. 34 J. Die Regierungsdauer aller dieser Fürsten ist eine sehr lange und es ist nicht unmöglich, daß die Namen einzelner Fürsten ausgelassen, ihre Regierungszeit aber den anderen beygelegt worden sey. Abdullah scheint der erste Ispehbed dieser Linie zu seyn, der sich zum Islam bekehrte, da vor ihm Niemand einen moslemischen Namen führt. Er gewinnt dadurch einige Bedeutung, daß unter seiner Mitwirkung die Regierung von den Statthaltern der Chalifen an die sogenannten Saide (s. unten) übergieng. Er starb indeß während der Kämpfe, die durch diesen Regierungswechsel veranlaßt wurden, und ihm folgte sein Sohn, 5) Afridûn ben Karen ben Suhrâb ben Nahor ben Bâdusepân, der jedoch auch bald starb und seinen Sohn 6) Bâdusepân III. zum Nachfolger hatte. Die Regierung dieses Fürsten soll 18 Jahre gedauert haben, doch deutet unser Verf. an, daß dieß nicht ganz sicher sey (pp. 13. 79.).

(Schluß folgt.)

Alamannische Formeln und Briefe aus dem neunten Jahrhundert.

(Schluß.)

Es scheint mir außer Zweifel, daß das Recht des Rückkaufes in diesen Geschäften nicht bloß in obligatorischem Sinne dem Kloster gegenüber gemeint war, sondern, daß es als ein Bestandtheil der in dem Gauding vorgenommenen Eigenthumsabtretung auch einen dinglichen Schutz erhielt. Hätte das Kloster, was freylich nicht leicht vorkam, das Grundstück wieder veräußert, so hätten die Erben des Vergabers gegen die Veräußerung selbst begründete Einsprache machen können.

Die Sorgfalt übrigens, mit welcher derley Vorbehalte in den Formularbüchern vorgesehen und beachtet wurden, trägt mit dazu bey, es erklärlich zu machen, daß in jener Zeit so viele Vergabungen an Klöster gemacht wurden.

In den Alamannischen Urkunden, die wir ken=
n, wird der Verhältnisse der gemeinen Mark
r selten oder nur durch kurze Hinweisung erwähnt.
i diesen Formeln finden sich dagegen auch in dieser
eziehung interessante Ausführungen: So vorerst in
oben schon berücksichtigten Nummer 9. Ein
eil der Waldung wird dem Kloster zu Eigen
esprochen, so daß derselben Niemand „nisi ex
missо rectorum“ irgendwie nutzen darf. Der
rige Theil dagegen bleibt als unvertheilter Boden
Gesammteigenthum, ihr daher dem gemeinen
brauche sowohl der Gaugenossen (pagenses) als
Hausgenossenschaft des Klosters, (familia sancti
us), welche wohl zu der nämlichen Mark gehört,
gegeben. Sie dürfen daselbst Brennholz und Bau=
holen, die Eicheln zur Schweinemast benutzen
ihr Vieh weiden lassen, (usum habeant cedendi
na et materies saginamque porcorum vel pastum
orum). Der Förster des Klosters soll übrigens
Markgenossen warnen, daß sie nicht durch un=
ßigen Gebrauch sich und dem Kloster zum Scha=
die Waldung ruiniren, und wenn dieselben je=
n nicht folgen wollen als einem Beamten des
sters, sich an den Grafen oder dessen Vikar wen=
, damit dieser mit den übrigen proceres durch
Autorität sie zur Ordnung anhalte. Die Ge=
tsbarkeit ist somit die öffentliche des Gau= oder
ıtdings.

Ebenso die Nummer 26. Nach dieser Formel
d die Gränze zwischen dem königlichen Fiscus
den Gaugenossen (populares) auf einem Land=
e bestimmt. In der Waldung des Fiscus dürfen
e weder jagen noch Holz holen, insofern ihnen
hes nicht bittweise („praecario“) verstattet wird.
der davon ausgeschiedenen Waldung der Volks=
ossen sind dagegen „*omnia omnibus communia*
lignis cedendis et sagina porcorum et pastu
orum:“ es wäre denn daß einzelne Bürger ihr
ndereigenthum an einzelnen Stücken der ge=
nen Mark nachzuweisen vermöchten: „nisi forsi-
aliquis civium vel manu consitum vel semine
persum, aut etiam in suo agro sua permissione
cretum et ad ultimum a patre suo sibi nemus
ıune vel aliquam silviculam habeat *propriam, cum suis coheredibus communem.*“ Merkwürdig
auch die „Carta Dotis“ in No. 16. Der Aus=
steller der Urkunde heirathet die Tochter eines Edeln,
welche ihr Vater mit Zustimmung seiner Verwand=
ten und Freunde verlobt. Der Bräutigam bestellt
seiner zukünftigen Frau zur Dos einen Hof mit 100
Jucharten Ackerland, 100 Jucharten Wiesen, 150
Jucharten eigene Waldung (de silva *proprii mei* juris), und dem Recht an der gemeinen Waldung
(u.) Weide (*communem pascuam communesque silvarum usus*), mit einer Mühl und ihren Schleußen,
60 Hörige (mancipia), ein Kutschenpferd sammt
Wagen und ein begleitendes Reitpferd, 20 Stücke
Kühe mit einem Ochsen, aus der Stuterey 30
Pferde mit einem Hengst, 120 Schafe, 80 Ziegen
nebst Wächterhunden, 90 Stück Schweine, Gänse,
Enten und Hühner zur Genüge, 7 Pfauen, Tauben
und Geräthschaften genug. Das Alles übergibt er
ihr in dem Sinne, daß wenn er sie auf ihr bey=
derseitiges Leben zur Genossin erhält („ut si eam
in conjugium utrorumque vitae comitem — so ist
wohl zu lesen statt vita comite, wie die Handschr. hat,
accepero) „haec omnia *cum ceteris rebus meis mecum pariter habeat et possideat et augmentare studeat*: (die eheliche Genossenschaft in Besitz und
Genuß der äußerlich ungezweyten innerlich verschiede=
nen Gütermassen zu gemeinem Haushalt, der Grund=
gedanke des deutschen Güterrechts des Ehegatten wird
hier klar ausgesprochen) — si autem ego quocum-
que casu praereptus fuero, sive filii ex nobis
nascantur aut non, supradictas eas „absque con-
tradictione ullius proximorum aut vicinorum meo-
rum *diebus vitae sua possideat* (also zu Leibdings=
recht) et inde pro me annuam memoriam in an-
niversario die depositionis meae faciat; nisi forte
ex consensu et digno pretio accepto easdem res
cognatis meis redimendas concedere velit.“

Diese Auszüge mögen genügen, um die Art
und den Werth dieser Formeln näher zu bezeichnen.
Die Ausgabe ist ebenso sorgfältig bearbeitet als
stattlich ausgestattet, wie das auch von den übri=
gen Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft be=
kannt ist.

Dr. Bluntschli.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Dr. G. Levy, Die Choleraheilung mit salpetersaurem Silber. Breslau 1849.

Dr. R. Krebel, Geschichte und chronologische Uebersicht der Gesammtliteratur des Scorbuts. St. Petersburg 1849.

Th. Hahn, die Cholera und ihre Behandlung mit kaltem Wasser. Rostock 1849.

Dr. E. Crisp, Von den Krankheiten und Verletzungen der Blutgefäße. Eine mit dem Jackson'schen Preis im Jahre 1844 gekrönte Preisschrift. Berlin 1849.

Dr. A. Mayer, Ueber die Unzuläßigkeit der Spinal-Irritation als besondere Krankheit. Mainz 1849.

J. Annesley, Researches into the cause, nature and treatment of the diseases of India and of warm climates generally. Lond. 1841.

Dr. J. Bergson, Das krampfhafte Asthma der Erwachsenen. Gekrönte Preisschrift. Nordhausen 1850.

G. v. Gaal, Physikalische Diagnostik und deren Anwendung in der Medizin. 2. Aufl. Wien 1849.

C. Chisholm, A manual of the climate and diseases of tropical countries. Lond. 1822.

Dr. W. Schütz, Vergleichende statistische Uebersicht der in Berlin in den vier Epidemien 1831, 1832, 1837 und 1848 vorgekommenen Cholerafälle. Berlin 1849.

M. Langenbeck, Klinische Beyträge aus dem Gebiete der Chirurgie und Ophthalmologie. Götting. 1849.

Dr. C. G. Burger, Handbuch der chirurgischen Verbandlehre. Stuttg. 1849.

J. F. Sobernheim, Handbuch der praktischen Arzneymittellehre. II. oder specieller Theil. 6. verb. Aufl. von Dr. M. Lessing. Lief. 1. 2. Berlin 1849.

G. Rüsch, Das Bad Pfäfers. St. Gallen 1849.

Dr. F. W. v. Möller, Das k. Soolbad Oeynhausen bey Neusalzwerk in seinen medizinischen Wirkungen dargestellt. Berlin 1849.

Dr. Fr. S. Hügel, Beschreibung sämmtlicher Kinderheilanstalten in Europa. Wien 1849.

Dr. C. Graff, Der Mosel-Wein gegenüber der pestilentiellen Cholera. Bonn 1849.

Dr. R. Buchheim, Beyträge zur Arzneymittellehre. Heft 1. Leipzig 1849.

Dr. J. Dietl, Der Aderlaß in der Lungenentzündung. Wien 1849.

J. T. Löschke, Ueber das Turnen Geisteskranker. Leipzig 1849.

A. Duflos, Anweisung zur Prüfung chemischer Arzneymittel. Breslau 1849.

Dr. K. Ch. Anton, Vollständiges pathologisch geordnetes Handbuch der bewährtesten Heilformeln für äußere Krankheiten mit Einschluß der Augen-, Ohren- und Zahnkrankheiten. Leipzig 1849.

Dr. F. W. Scanzoni, Lehrbuch der Geburtshilfe. Bd. 1. Wien 1849.

Dr. W. Lindes, Praktische Anleitnng zu den wichtigsten gerichtlich-chemischen und sanitätspolizeylichen Untersuchungen. Berlin 1849.

Dr. K. Snetiwy, Die Körperverletzungen in gerichtlich-medizinischer Beziehung. Linz 1849.

F. A. Leyh, Handbuch der Anatomie der Hausthiere. Lief. 1. 2. Stuttg. 1849.

Gaii institutionum commentarii quatuor. Tertium recogn. E. Boecking. Bonn 1849.

Dr. A. Brinz, Die Lehre von der Compensation. Leipzig 1849.

A. D. Brinkmann, Darstellung der rechtlichen Grundsätze der Litigiosität. Kiel 1849.

J. A. Exner, Zusammenstellung der im Königreiche Sachsen erlassenen Gesetze und Verordnungen. Pirna 1849.

F. Fr. v. Sommaruga, Die Grundzüge der Gerichtsverfassung für die Länder der österreich. Monarchie. Wien 1849.

A. Daviel, Traité de la législation et de la pratique des cours d'eau. 3. édit. T. 1 — 3. Paris 1845.

J. Fr. Taulier, Théorie raisonnée du code civil. T. VII. Par. 1848.

C. B. M. Toullier, Le droit civil français suivant l'ordre du code Continué et complété par J. B. Duvergier. Vol. VII. p. 1. 2. Par. 1849.

Diario da camara dos Senhores deputados de nação Portugueza. Primera legislatura do anno de 1826, 1827, 1828. Vol. 1. 2. Lisboa 1827 — 1828.

Dr. F. G. v. Bunge, Einleitung in die liv-, esth- und curländ. Rechtsgeschichte und Geschichte der Rechtsquellen. Reval 1849.

J. D. H. Temme, Grundzüge eines deutschen Strafverfahrens. Arnsberg 1849.

Dr. O. Schwab, Strafgesetzgebung für das Königreich Württemberg vom 1. März 1849 nebst den Abänderungen desselben durch das Gesetz vom 13. Aug. 1849. Stuttg. 1849.

M. Damianitsch, Handbuch der Strafgesetze für die k. k. österreich. Armee. Wien 1849.

F. Hélie, Traité de l'instruction criminelle ou théorie du code d'instruction criminelle. Vol. 3. Paris 1848.

Dr. R. Gneist, Die Bildung der Geschwornengerichte in Deutschland. Berlin 1849.

Ph. Löwe, Die Verfassungen der Staaten Europa's und der nordamerikanischen Freistaaten. 2. verm. Aufl. Berlin 1850.

Verfassung des Freistaates Hamburg nebst den dazugehörenden organischen Gesetzen. Hamb. 1849.

M. Duncker, Zur Geschichte der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt. Berlin 1849.

K. Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche. Leipzig 1849.

J. G. Droysen, Die Verhandlungen des Verfassungs-Ausschusses der deutschen Nationalversammlung. Th. 1. Leipzig 1849.

W. v. Merckel, Aphorismen zur Verfassung. Berlin 1849.

H. Duncker, Der deutsche Bundesstaat und die Preuß. Politik. Berlin 1849.

A. Duckwitz, Zur Revision des Verfassungs-Entwurfs vom 26. Mai 1849. Bremen 1849.

G. M. Moltke, Bemerkungen über den Krieg der Herzogthümer Schleswig-Holstein mit der Krone Dänemark. Hamburg 1849.

L. Szalay, Diplomatische Actenstücke zur Beleuchtung der ungarischen Gesandtschaft in Deutschland. Zürich 1849.

H. Hammond, The miscellaneous theological works. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

H. Ph. C. Henke, Opuscula academica. Lips. 1802.

M. M. L. de Wette, Eine Idee über das Studium der Theologie. Leipzig 1849.

W. P. Strickland, History of the American Bible Society from its organisation to the present time. New-York 1849.

G. Th. Staunton, An inquiry into the proper mode of rendering the word „God" in the chinese language. Lond. 1849.

Biblia Hebraica ad optimas editiones imprimis Everardi van der Hooght accurate recensa et expressa cur. . . . C. G. Theile. Leipz. 1849.

Ἔσθήρ. Duplicem libri textum ad optimos codices emendavit et cum selecta lectionis varietate edidit O. F. Fritzsche. Turici 1848.

Dr. R. Drechsler, Der Prophet Jesaia. Uebersetzt und erklärt. Th. 1. 2. 1 Hälfte. Stuttg. 1849.

Dr. R. Stier, Jesaias nicht Pseudo-Jesaias. Auslegung seiner Weissagung Kapitel 40 — 66. Nebst Einlegung wider die Pseudo-Kritik. Lief. 1. Barmen 1850.

Dr. C. P. Caspari, Ueber den syrisch-ephraimit. Krieg unter Jotham und Ahas. Leipzig 1849.

L. Montet, Des livres du Pseudo-Denys l'aréopagite. Par. 1848.

J. Hus, Briefe (geschrieben zu Konstanz 1414—1415). Nach dem böhmischen Urtext herausg. und mit Anmerkungen versehen von F. B. Mikowec. Leipzig 1849.

Francisci Assisiatis opera omnia. Editio novissima cur. J. J. von der Burg. Cöln 1849.

L. Reinke, Die Weissagung Jacobs über das zukünftige glückliche Loos des Stammes Juda und deren großen Nachkommen Schilo. Münster 1849.

Dr. E. W. Hengstenberg, Die Offenbarung des heil. Johannes. Bd. 1. Berlin 1849.

D. Harting, Quaestionem de Marcione, Lucani evangelii, ut fertur, adulteratore collatis Hahnii, Ritschelii aliorumque sententiis Traj. ad Rh. 1849.

J. Beck, Erklärung des Briefes an die Hebräer. Aus dem Nachlasse von Stengel. Karlsruhe 1849.

Dr. J. L. S. Lutz, Biblische Hermeneutik. Nach dessen Tode herausg. von A. Lutz. Pforzheim 1849.

P. E. Müllensiefen, Revelation progressive touchant la nature de la tres sainte trinité. Tubing. 1849.

J. Müller, Die christliche Lehre von der Sünde. 3. verm. Aufl. Th. 1. 2. Breslau 1849.

E. J. Kimmel, Monumenta fidei ecclesiae cath. orientalis. Jenae 1850.

A. Ebrard, Das Verhältniß der reformirten Dogmatik zum Determinismus. Zürich 1849.

Dr. F. X. Dieringer, Lehrbuch der katholischen Dogmatik. 2. Aufl. Abth. 1. Mainz 1850.

N. J. Laforet, Dissertation historico-dogmatica de methodo theologiae. Lovanii 1849.

Ueber die Bedeutung der luther. Kirche und ihr Verhältniß zur allgemeinen Kirche und zum Staate. (Von Göschel.) Berlin 1849.

M. Wangenmüller, Meine Erlebnisse bey den Deutschkatholiken und Eintritt in die evangelische Kirche. Frankf. 1849.

Dr. K. Martin, Lehrbuch der katholischen Moral. Mainz 1849.

Dr. H. Merz, Armuth und Christenthum. Stuttgart 1849.

Fr. Wulff's, Schriftlicher Nachlaß. Hamb. 1849.

J. Schneider, Commentar zu dem evangelischen Kirchenpräludienbuch. Bearbeitet und herausg. von Dr. F. W. Schütze. Leipzig 1849.

— —, Evangelisches Kirchenpräludienbuch. Dresden 1849.

Hierurgia anglicana or documents and extracts illustrative of the church in England. Lond. 1849.

K. Ch. Becker, Ueber die Kirchenagende der evangel. lutherischen Gemeinde. Frankf. 1848.

A. Braem, Ueber die Weise des Gottesdienstes nach biblischen Grundsätzen. Düsseldorf 1849.

Dr. J. Fr. Naue, Ueber den sogenannten quantitirenden rhythmischen Choral. Halle 1849.

Lateinische und griechische Messen aus dem 2 — 6. Jahrhundert zum erstenmal herausgegeben von F. J. Mone. Frankf. 1849.

J. Fr. Allioli, Ueber die inneren Motive der Kanonischen Horen und ihren Zusammenhang. 2. verm. Aufl. Augsb. 1848.

R. Willis, The architectural history of the church of the holy sepulchre. Lond. 1849.

Dr. A. Ritschl, Die Entstehung der altkathol. Kirche. Bonn 1849.

M. de Mont-Rond, Missions d'Amérique, d'Océanie et d'Afrique. Lille 1846.

— —, Missions du Levant, d'Asie et de la Chine. Lille 1846.

Dr. H. Heppe, Die Restauration des Katholicismus in Fulda, auf dem Eichsfelde und in Würzburg. Marburg 1849.

L. Frossard, Les Vaudois de Provence. Par. 1848.

Dr. G. A. Fricke, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Th. 1. Leipzig 1849.

Dr. E. H. F. Guericke, Handbuch der Kirchengeschichte. 7. verb. Aufl. Bd. 3. Neuere Kirchengeschichte. Berlin 1850.

Guettée, Histoire de l'église de France. Vol. 3. 4. Par. 1849.

J. L. Jacobi, Lehrbuch der Kirchengeschichte. Th. 1. Berlin 1849.

Marcelli Africa christiana. Vol. 1 — 3. Brixiae 1816 — 1817.

Verhandlungen der zweyten Versammlung des katholischen Vereines Deutschlands zu Breslau im Mai 1849. Breslau 1849.

Dr. Beda Dudik, Geschichte des Benediktiner-Stiftes Raygern im Markgrafthum Mähren. Bd. 1. Von der Gründung des Stiftes bis zum Ende der Hussitenstürme. 1048 — 1449. Brünn 1849.

K. E. Verhoeff, Das Cartularium Werthinense. Geschichte der Stiftung der ehemaligen Benediktiner-Abtey in Werden an der Ruhr, im 8. und 9. Jahrhundert. Münster 1849.

K. Gützlaff's chinesische Berichte von der Mitte des Jahres 1841 bis zum Schluß des Jahres 1846. Cassel 1850.

M. Göbel, Geschichte des christlichen Lebens in der rhein-westphälisch-evangelischen Kirche. Bd. 1. (bis 1609) die Reformationszeit oder die Kirchen unter dem Kreuz. Koblenz 1849.

L. Ennen, Geschichte der Reformation im Bereiche der alten Erzdiöcese Cöln. Cöln 1849.

K. Burtorf, Die Reformationschronik des Karthäusers Georg. Basel 1849.

Akten der vom 5 — 17. September 1849 in Schwerin stattgehabten kirchlichen Conferenz. Schwerin 1849.

B. Bähring, Thomas von Kempen, der Prediger der Nachfolge Christi. Berlin 1849.

Dr. Th. Pachmann, Lehrbuch des Kirchenrechts. Bd. 1. Olmütz 1849.

G. de Champeaux, Le droit civil ecclésiastique français ancien et moderne. Vol. 1. 2. Paris 1850.

B. Schmitz, Der Pfarrconcurs und die Synodal-Examinatoren nach dem Concil von Trient bis auf unsere Zeit. Düsseldorf 1849.

E. H. Merz, Das Kirchengut. Dresden 1849.

Denkschrift der katholischen Bischöfe in Preußen über die Verfassungsurkunde für den preußischen Staat vom 5. Dez. 1848. Berlin 1849.

Dr. Buß, Die Gemeinsamkeit der Rechte und der Interessen des Katholizismus in Frankreich und Deutschland. Th. 2. Schafhausen 1850.

Zweytes Quartal. April — Juni.

Ed. Edwards, A statistical view of the principal public libraries of Europe and America. 3. edit. Lond. 1849.

Catalogue méthodique des manuscrits de la bibliothèque de la ville et de l'université de Gand, par J. de Sains-Genois. I Cahier. Histoire et sciences auxiliaires. Gand 1849.

Dr. H. Gelzer, Die neuere deutsche Nationalliteratur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. 2. Aufl. Th. 2. Leipzig 1849.

Congrès scientifique de France. 15. Session, tenue à Tours en Septembre 1847. Vol. 1. 2. Tours 1848.

G. L. Craik, Sketches of the history of literature and learning in England from the Norman conquest to the accession of Elizabeth. Vol. 3 — 6. Lond. 1845.

J. H. Wichern, Material zur Ansammlung von Volksbibliotheken. Hamburg 1849.

Verhandlungen über die Reorganisation der höheren Schulen. Berlin, den 16. April — 14. Mai 1849. Berlin 1849.

Th. Powell, The living authors of England. New-York 1849.

H. Hettner, Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Göthe und Schiller. Braunschweig 1850.

Report from the select committee on public libraries. Lond. 1849.

Alb. Cetta, Dell' unità e libertà d'insegnamento in Italia. Torino 1849.

J. J. Noordziek, Het geschilstuk betrekkelijk de uitvinding der boekdrukkunst geschiedkundig uiteengezet. Haag. 1848.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. 15. Année. Bruxelles 1849.

— — historique pour l'année 1850, publié par la société de l'histoire de France. Par. 1849.

Verslag van het verhandelde in de algemeene vergadering van het provinciaal Utrechtsch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, voor het Jaar 1847 — 1848.

Verhandlungen und Mittheilungen der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Böhmen. Bd. 1. Prag 1849.

Notiser ur Sällskapets pro fauna et flora Fennica förhandlingar. Forsta Häftet. Helsingfors 1848.

Die wichtigsten Momente aus der Geschichte der ersten Jahrhunderte der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Zürich 1848.

Verhandelingen van het provinciaal Utrechtsch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Deel 1 — 9. Utrecht 1781 — 1801.

Nieuwe — — Deel 1 — 10. Utrecht 1822 — 1836.

D. Jac. Calero y Moreira, Mercurio Peruano de historia, literatura y noticias publicas que da à luz la sociedad academica de Amantes de Liona. Vol. 1 — 12. Liona 1791 — 95.

Bijdragen tot de Dierkunde. Uitgegeven door het genootschap natura artis megistra te Amsterdam. Aflevering I. Amsterd. 1848.

L. Feuerbach, sämmtliche Werke. Th. 7. Das Wesen des Christenthums. Leipzig 1850.

M. A de Lamartine, Oeuvres. Edition in 8. publiée par l'auteur. Vol. 1 — 14. Paris 1849 — 1850.

Dr. A. L. Busch, Verzeichniß sämmtlicher Werke, Abhandlungen, Aufsätze und Bemerkungen von F. W. Bessel. Königsberg 1849.

Juan Inez de la Cruz, Fama y obras posthumas. Vol. 1 — 3. Madrid 1714 — 1723.

Prose Fiorentine raccolte dallo Smarrito acad. della Crusca. T. 1 — 5. Venezia 1735.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1850.

(Schluß.)

Brunet (Gust.), Quelques mots au sujet des difficultés que présente la catalogographie. — Bull. du Bibl. Sér. IX. No. 16.

Beke, Mémoire sur les langues de l'Abyssinie. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Juin.

Wailly (Nat. de), Addition au mémoirs sur les tablettes de cire conservées aus trésor des Chartes. — Bibl. de l'École des Chart. 1850 Mai — Juin.

The lyrical dramas of Aeschylus translated into english verse. By J. S. Blackie. Lond. 1850. — Edinb. Rev. 1850 July.

Dialogue entre Takin et Tadichy, ou preuves de la divinité de Chiven, extrait du Candon, un des dix-huit Pouranous indiens. — Univ. cath. 1850 Juin.

Note sur un plan de Société de géographie attribué à Buache. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Juin.

Fresnel, Mémoire sur le Waday. (2. suite.) — Ebendaselbst.

Note sur un nouveau voyage de M. Lottin de Laval. — Ebendas.

Expédition scientifique de la Morée, ordonnée par le Gouvernement français; architecture, sculptures etc. recueillies et dessinées par Ab. Blouet et ses collaborateurs. T. 1 — 3. Par. 1831 — 38. fol. — Journ. des Sav. 1850 Juillet.

Melly, L'archéologie nationale en Autriche. — Annal. archéol. T. X. Livr. 3.

Squier, Antiquités de l'Amérique centrale. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Juin.

Notice sur un petit monument antique. (Buste d'Hercule jeune.) — Messager des sciences histor. de Belg. 1850. Livr. 1.

Germer Durant, Découvertes et travaux archéologiques à Nimes et dans le Gard pendant les années 1848 et 1849. — Revue archéol. Année VII. Livr. 4.

Letronne, Observations sur le style elliptique des inscriptions dédicatoires. — Ebendas.

Niniveh and its remains. — Dublin Rev. 1850 June.

Notice sur les découvertes archéologiques faites à Champlieu, canton de Crépy (Oise.) — Revue archéol. Année VII. Livr. 4.

Mohammed-Bey, Lettre à M. Langlois sur la légende arabe d'une monnaie bilingue d'Héthum, roi chrétien d'Arménie. — Ebendas.

Merivale (Ch.), History of the Romans under the Empire. 2 vols. Lond. 1850. — Edinb. Review 1850 July.

Merimée, The history of Peter de Cruel. From the French, with notes. Lond. 1850. — Ebendas.

Bouillé (René de), Histoire des Ducs de Guise. Vol. 1. Paris 1849. — Blackwood's Magaz. 1850 July.

Delisle (L.), Des revenus publics en Normandie au XII. siècle. — Bibl. de l'École des Chart. 1850 Mai — Juin.

Kervyn de Volkaersbeke (Ph.), Joyeuse entrée de l'empereur Maximilien I. à Gand en 1508. — Messag. des scienc. histor. de Belg. 1850 Livr. 1.

Ring (M. de), Essai historique sur Jean le Victorieux, duc de Brabant. (Suite.) — Ebendaſ.

Saint-Genois (Jules de), Origine de l'hospice de St. Catherine à Gand. — Ebendaſ.

Guizot on the english Revolution of 1640 — 1688. Edinb. Rev. 1850 July.

— —, Discours sur l'histoire de la Révolution d'Angleterre. — Dublin Rev. 1850. June. Revue de Brux. T. IX. Livr. 7 — 10.

Horner (Leon.), Observations on the discovery, by Prof. Lepsius, of sculptured marks on roks in the Nile Valley in Nubia; indicating that, within the historical period, the river had flowed at a higher level than has been known in modern times. — Edinb. new philos. Jour. 1850 July.

Discovery of the great lake „Ngami" of South Africa — Ebendaſ.

Caussin de Perceval (A. P.), Essai sur l'histoire des Arabes etc. — Journ. des Sav. 1850 Juillet.

Fontette (F. de), Vie de saint Wilfrid, évêque d'York, aux VII. et VIII. siècles. P. I. — Correspond. T. XXVI. Livr. 7.

Sir Robert Peel. — Ebendaſ.

Mitchell (Will.), A brief memoir of the late Walter Folger, of Nantucket. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 May.

Coquand (H.), Biographical notice of Leopold Pilla, the Geologist. — Edinb. new philos. Journ. 1850 July.

Notice sur la vie et les écrits de M. Emile Vincens. — Journ. des Économ. 1850 Juillet.

Notice nécrologique sur le comte Hilarion Petitti de Roreto. — Ebendaſ.

Chateaubriand, Mémoires d'outre tombe. T. 5—9. Par. 1849. — Blackwood's Mag. 1850 July.

Göthe's festival. (Jubelfeier 1849.) — Edinb. Rev. 1850 July.

Leonardo da Vinci. — Westminster and foreign quart. Rev. 1850 July.

Combe (George), The life and correspondence of Andrew Combe; Edinb. and Lond. 1850. — Ebendaſ.

Donkin (W. F.), On the geometrical interpretation of quaternions. — Philos. Mag. Vol. 36. Suppl.

Sloane (G.), On the connexion of Pope Gerbert with the geometry of Boethius. — Ebendaſ.

Cayley (A.), On the triadic arrangements of seven and fifteen things. — Ebendaſ.

Kirkwood (Dan.), On a new analogy in the periods of rotation of the primary planets. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 May. Edinb. new philos. Journ. 1850 July.

Fallows (F.), Results of observations made at the Cape of Good Hope in the years 1829 — 31. — Ebendaſ.

Report of the Astronomer royal, to the board of visitors; read at the annual visitation of the Royal Observatory, Greenwich, 1850, June 1. — Journ. des Savants 1850 Juillet.

Bertin (A.), Note sur les images multiples d'un objet placé entre deux miroirs plans inclinés l'un sur l'autre. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Juillet.

Jamin (J.), Mémoire sur la réflexion à la surface des corps transparents. — Ebendaſ.

Biot, Mémoire sur l'état moléculaire de l'acide tartrique qui à été mis en fusion par la chaleur, avec ou sans perte d'eau. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Mai 1850. — Ebendaſ.

Lefroy (J. H.), On the application of photography to the self-registration of magnetical and meteorological instruments. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 May.

Blake (Eli W.), Influence of the known laws of motion on the expansion of elastic fluids. — Ebendaſelbſt.

La Provostaye and P. Desains, On the rotation of the plane of polarization of heat by magnetism. — Ebendaſelbſt.

Hunt (E. B.), On the interpretation of Mariotte's law. — Ebendaſ.

Fletcher Miller (John), Synopsis of meteorological observations made at the observatory Whitehaven, Cumberland, in the year 1849. — Edinb. new philos. Journ. 1850 July.

Adie (John), Description of the Marine Telescope. — Ebendaſ.

— —, Experimental investigations to discover the cause of the change which takes place in the standard points of thermometers. — Ebendaſelbſt.

Reuben Phillips, On the electricities of steam. — Philos. Mag. Vol. 36. Suppl.

Andrews (Thom.), Report on the heat of combination. — Ebendaſ.

Tyndall (John) and H. Knoblauch, Second me-

moir on the magneto-optic properties of crystals and the relation of magnetism and diamagnetism to molecular arrangement. — Ebendaſ. July.

Buys Ballot, On the great importance of deviations from the mean state of the atmosphere for the science of meteorology. -- Ebendaſ.

Thomson (Will.), On some remarkable effects of lightning observed in a farmhouse near Moniemail, near Cupar-Fife. — Ebendaſ.

Gerhardt (Charl.), On the chemical equivalents and notation of Laurent and Gerhardt. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 May.

Girard Ch.), On the so-called biogen liquid. — Ebendaſ.

Hofmann (A. W.), Recherches sur les bases organiques volatiles. 3. Mém. Action des chlorure, bromure et iodure de cyanogène sur l'aniline. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Juillet.

Quatrefages (A. de), Etudes sur les types inférieurs de l'embranchement des Annélés. — Mémoires sur la famille des Polyophthalmiens. — Annal. des scienc. nat. (Zool.) 1850. Janv.

— —, Mémoire sur les organes des sens des Annélides. — Ebendaſ.

— —, Mémoire sur le système nerveux des Annélides. (Extrait.) — Ebendaſ.

Deville (E.), Considérations sur les avantages de la naturalisation en France de l'Alpaga. — Ebendaſelbſt.

Milne Edwards et Jules Haime, Recherches sur les Polypiers. Cinquième mémoire. Monographie des Oculinides. — Ebendaſ.

Walker (Franc.), Descriptions of Aphides. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 July.

Gosse (Phil. H.), Description of Asplanchna priodonta, an animal of the class Rotifera. — Ebendaſ.

Jones (Rupert), Description of the Entomostraca of the Pleistocene beds of Newbury. Copford, Clacton and Grays. — Ebendaſ.

Clark (Will.), Observations on the Lacunae. — Ebendaſ.

Agassiz (L.), The natural relations between animals and the elements in which they live. — Amer. Journ. of sc. and arts 1850 May.

— —, Geographical distribution of animals. — Edinb. new philos. Journ. 1850 July.

On the Salmon tribe (Salmonidae); their classification, geographical distribution. — Ebendaſ.

Ducrotay de Blainville (H. M.), Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fossiles. (Cont.) — Journ. des Sav. 1850 Juillet.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisés. II. Partie. — Revue et Magaz. de Zool. 1850 Juin.

Lafresnaye, Sur la nidification de quelques espèces d'oiseaux de la famille ou sous-famille des Tisserins. (Ploceinae). — Ebendaſ.

Laferté-Sénectère, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Bocandé dans la Guinée portugaise, avec la description sommaire des espèces nouvelles. — Ebendaſ.

Clos, Du collet dans les plantes, et de la nature de quelques tubercules. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1850 Janvier.

Jaubert et Spach, Conspectus generis Nitraria. — Ebendaſ.

Naudin (Car.), Melastomaceарum quae in Musaeo Parisiensi continentur monographicae descriptionis tentamen. (Suite.) — Ebendaſ.

Weddell (H. A.), Additions à la Flore de l'Amérique du Sud. — Ebendaſ.

Ball (John), Outlines of a monograph of the genus Leontodon. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 July.

Miers (John), On Scopolia, Anisodus and Mandragora. — Ebendaſelbſt.

Brongniart, On the chronological exposition of the periods of vegetation and the different Floras which have succeded each other on the Earth's surface. — Edinb. new philos. Journ. 1850 July.

Dana (James D.), Historical account of the volcanic eruptions on Hawaii. — American Journ. of sc. and arts 1850 May.

— —, Note on heteronomic isomorphism. — Ebendaſ.

— —, On some minerals recently investigated by M. Hermann. — Ebendaſ.

Hogg (John), On the geography and geology of the peninsula of Mount Sinai and the adjacent countries. — Edinb. new philos. Journ. 1850 July.

Dana (Jam. D.), The completed Coral Island. — Ebendaſelbſt.

Agassiz, Glacial theory of the erratics and drift of the new and old worlds. — Ebendaſ.

Davy, Brief sketch of the geology of the West Indies. — Ebendaſ.

On the differences between progressive, embryonic and prophetic types in the succession of organized beings through the whole range of geological times. — Ebendaſ.

Bryce (James), Notices of a late visit to the parallel roads of Lochaber. — Philos. Mag. 1850 July.

Chaudruc de Crazannes, Notice sur quelques poids de villes du Midi de la France. — Revue archéol. Année VII. Livr. 4.

Minutes of the Committee of Council on education for 1848 — 50. — Edinb. Rev. 1850 July.

Lettres à S. A. R. le Duc règnant de Saxe-Cobourg et Gotha sur la théorie de probabilité appliquée aux sciences morales et politiques. — Ebendaſ.

Planche (Gust.), Poètes et romanciers modernes de la France. LIII. Béranger. — Revue des deux Mondes 1850 T. II. Livr. 5.

Ampère (J. J.), Littérature Hollandaise. Du roman historique en Hollande. — Ebendaſ.

Schiller's Wallenstein. Translated by S. T. Coleridge. Lond. 1850. — Westminst. and foreign quart. Review 1850 July.

Didron, Carrelages historiés. — Annal. archéol. T. X. Livr. 2.

Texier, Origine de la peinture sur verre. Système inconnu de vitraux romans. — Ebendaſ.

Darcel (Alfred), Serrurerie du XIII. siècle. — Ebendaſelbſt.

Girardot, Orfévrerie du Moyen Age. Trésor de la Sainte-Chapelle de Bourges. — Ebendaſ.

Didron, Une grille du treizième siècle. — Ebendaſelbſt. Livr. 3.

La Borde, Inventaire des tableaux, joyaux, meubles etc. de Marguerite d'Autriche. — Revue Archéol. Année VII. Livr. 1. 2.

Sabatier, Notions sur l'iconographie sacrée en Russie. — Ebendaſ. Livr. 3.

Snéguireff, Lettre à M. le Comte Alexis Ouvaroff sur l'iconographie sacrée en Russie. — Ebendaſ. Livr. 4.

Clément (Fel.), L'harmonie au XIII. siècle et la musique religieuse en Europe. — Annal. archéol. T. X. Livr. 2.

Maury (A.), Compte-rendu de l'exposition faite à l'institut de ses travaux sur la musique ancienne. — Revue archéol. Année VII. Livr. 1.

Nisard (T.), Études sur les anciennes notations musicales de l'Europe. — Ebendaſ. Livr. 3.

Philosophie du droit. Rapport du droit avec l'état économique. (3. art.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1850 Mai.

Valmy (E. de), De la force du droit et du droit de la force. — Correspond. T. XXVI. Livr. 5.

Moreau Christophe, Du droit à l'oisiveté et de l'organisation du travail servile dans les républiques grecques et romaines. — Journ. des Écon. 1850 Juillet.

Pepin-Lehalleur (E.), Les clubs, la Constitution et l'ordre publique. — Revue de droit franç. et étranger. 1850 Juin.

Benech, Le droit de propriété et Jean-Jacques Rousseau. — Revue de législation et de jurisprud. 1850 Juin.

Sacase, De la folie dans ses rapports avec la capacité civile. — Ebendaſ.

Gerbet, Des rapports du rationalisme avec le communisme. — Univ. cathol. 1850 Avril — Juin.

Bonnetty, Exposé des systèmes politiques contemporains, avec notes critiques prouvant leur insuffisance. — Ebendaſ. Mai.

Bastiat (Fréd.), Harmonies économiques. — Journ. des Économistes 1850 Juin.

Prostitution. — Westminst. and foreign. quart. Rev. 1850 July.

Savigny, Istoria del gius romano nel medio evo, ridotta in compendio da P. Capei. Siena 1848. Archiv. stor. ital. Append. No. 24.

History of the inquisition. Lond. 1850. — Dublin Rev. 1850 June.

The coptic church. — Ebendaſ.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Die Geschichte Taberistans und der Serbedare nach Chondemir.

(Schluß.)

Sein Sohn war 7) Schehriâr ben Bâdusepân, während seiner Regierung wurden die Samaniden Beherrscher Taberistans und Schehriâr huldigte ihnen. Sein Nachfolger war 8) Harusindan ben Tida ben Schirsad, nach unserem Verfasser zwar der Sohn Schehriârs, nach den eben angegebenen Namen ist dieß aber schwer zu glauben. Harusindan wurde noch bey Lebzeiten gezwungen, seine Herrschaft an den 9) Schehriar ben Dschemschid abzutreten und fiel in einer Schlacht gegen den sogenannten kleinen Daï. Dem Schahriar aber folgte sein Sohn 10) Abul-fazl-Muhammed ben Schehriâr. So weit führt unser Verf. die Geschichte der Bâdusepâniden herab, welche übrigens weit weniger Interesse hat als die der Dabweihiden. Von dem Augenblicke an, als unser Verf. anfängt, die Geschichte dieser Dynastie ausführlicher zu behandeln, steht dieselbe auch schon unter fremder Botmässigkeit; nähere Angaben über ihr Verhältniß zu der alten Parsenreligion fehlen gänzlich.

Eine andere Reihe taberistanensischer Herrscher ist die der Bâvendiden, welche auch die Bergkönige genannt werden, weil sie ihren Sitz in den Gebirgen Masenderans hatten. Sie theilen sich in drey Linien, von diesen dreyen hat aber nur die erste einigen Werth, weil sie die älteste ist, und das Interesse der taberistanensischen Geschichte eben darin besteht, daß sie uns Blicke in die Kämpfe des untergehenden Parsismus mit dem Islam thun läßt. Leider ist aber die Geschichte dieser Dynastie hier so kurz gefaßt, daß wir über diese Kämpfe, aus denen Ref. in seinen Nachrichten über Taberistan mehrere Einzelnheiten mitgetheilt hat, etwas Näheres durchaus nicht erfahren. Hoffentlich wird Hrn. Dorn's größeres Werk einige nähere Aufschlüsse bringen. — Es leiten sich die Bâvendiden von Bâv, dem Enkel des Kejus ab, über den gleichfalls Ref. in seiner oben erwähnten Abhandlung (a. a. O. p. 63. 64.) schon das Nöthige beygebracht hat. Die Reihe der Bâvendiden ist gleichfalls eine fortlaufende, da es niemals gelang, diese Bergfürsten aus ihren schwer zugänglichen Gebirgen gänzlich zu vertreiben. Bâv regierte fünfzehn Jahre lang glücklich, dann aber wurde er von einem gewissen Valasch durch einen Steinwurf getödet, worauf sich Valasch der Regierung bemächtigte. Bâv's minderjähriger Sohn, Surchab, flüchtete mit seiner Mutter und wurde von einem Gärtner verborgen gehalten. Nach fünf Jahren gelang es den Valasch wieder zu vertreiben, und den Surchab auf den Thron zu setzen. Er regierte dreyßig Jahre und hinterließ seinem Sohne Mihrmerdan die Herrschaft. Dieser soll den Thron vierzig Jahre lang besessen haben, nach ihm wurde sein Sohn Surchâb ben Mihrmerdan Gebieter. Berühmt wurde der Sohn Surchâbs, der Schirvîn ben Surchâb ben Mihrmerdân genannt wird, durch sein Bündniß mit dem Berghäuptlinge Vendâd Hormuz und durch seine Theilnahme an der Vertreibung der Muselmanen. Doch hierüber, sowie über die Regierung Masiars ist unser Verf. nur zu kurz hinweggegangen. Hinsichtlich der zweyten Linie der Bâvendiden mag die Bemerkung genügen, daß die Zahl der Herrscher auf acht, die Dauer der

Herrschaft aber auf hundert und vierzig Jahre angegeben wird. Der erste der Herrscher nannte sich Husam eddaula Schehriar ben Karen ben Surchab ben Schehriar ben Dara und trat im J. 466 der Hedschra auf, der letzte: Schems el muluk Rustem ben Schah Ardeschir starb im J. 606 d. H. (= 1209 n. Chr.). Die dritte Linie der Bergkönige endlich begann im Jahre 635. d. H. (= 1237) und die Dauer ihrer Herrschaft 115 Jahre nämlich bis zum Jahre 750 d. H. (= 1349). Noch eine Nebenlinie der Ispehbeds, die von Rustemdar, übergehen wir als zu unwichtig für die allgemeine Geschichte.

Man muß aber nun nicht glauben, daß alle diese verschiedenen Linien die alleinigen Besitzer von Taberistan gewesen seyen. Vielmehr war fast seit der ganzen Zeit, als die Araber Herren von Persien geworden waren, die Aufmerksamkeit der Chalifen auf Taberistan gerichtet, und nur die Entfernung und Unzugänglichkeit des Landes verhinderte sie, ihre Herrschaft dauernd zu befestigen. Doch stand das Land wenigstens nominell unter der Herrschaft der Chalifen, sie hatten ihre Statthalter daselbst, doch hieng eben das Ansehen dieser Statthalter sehr von der Macht der Chalifen und der Stärke der moslemischen Heere in der Nähe Taberistans ab. Da wir wissen, daß der Parsismus sich in Taberistan länger hielt als irgendwo, so werden wir wohl kaum irren, wenn wir annehmen, daß die einheimischen Dynastien sich eben deßwegen so lange und ununterbrochen erhielten, weil sie der zoroastrischen Religion zugethan waren. Wie sehr in Taberistan das nationale, reinpersische Element sich geltend gemacht haben muß, selbst später noch, als schon der Islam dort überwiegend war, sieht man aus der Seltenheit der moslemischen Namen und den vielen reinpersischen, die in allen diesen Dynastien, selbst noch in sehr später Zeit fortwährend vorkommen. — Die Geschichte der Statthalter des Chalifen in Taberistan ist nun in Kürze folgende: Von Raubzügen einzelner Mosleme wurde Taberistan schon weit früher heimgesucht, als es der Chalifenherrschaft dauernd unterworfen wurde. Der erste Zug wurde im Jahre 30 d. H. unternommen (cf. p. 75. Anm. 1.) und endigte mit der Auferlegung einer Contribution von 100,000 Goldstücken. Ein zweyter Zug fällt in das Chalifat Alis, welcher von Maskala ben Hubaira el Schaibâni geführt wurde, um einen abgefallenen Stamm zu züchtigen, der sich mit den in Taberistan lebenden Christen verbunden hatte. Auch dieser Zug gelang vollkommen und Maskala kehrte mit Beute beladen zurück. Maskala hatte durch diesen Zug die Zugänge des Landes so gut kennen gelernt, daß er unter dem Chalifate des Muawia einen neuen Zug dahin unternahm; dieser jedoch fiel unglücklich aus, Maskala wurde getödet und in dem Dorfe Tscheharsu begraben. Wie ein anderer Zug unter Jesîd-ben-Muhallib ausfiel, haben wir schon oben angedeutet; Jesîd mußte froh seyn, gegen ein Lösegeld abziehen zu dürfen, diese Wahrheit leuchtet selbst durch den abweichenden Bericht Chondemirs (cf. p. 76. Anm.) deutlich genug hindurch. Dem unglücklichen Ausgange der beyden letztgenannten Züge ist es zuzuschreiben, daß Taberistan viele Jahre hindurch von moslemischen Raubzügen verschont ward, und auch die endliche Eroberung des Landes unter dem Chalifate Mansurs gelang nur durch eine List, worin alle die Historiker übereinstimmen, wenn auch der Hergang selbst etwas verschiedenartig erzählt wird. Erobert wurde das Land von Omar ben Ala, der erste Statthalter wird Abul Chasib genannt. Er ließ sich in der Stadt Sâri nieder, und bewog die dortigen Einwohner den Islam anzunehmen. Nach Abul Chasib übernahm ein gewisser Chusaima die Statthalterschaft, starb aber bereits nach zwey Jahren; ihm folgte Abul-Abbâs, der aber bereits im nächsten Jahre wieder abgesetzt ward. Rauh ben Hatim ben Kabisa ben Muhallib trat an seine Stelle, aber nach einjähriger Bedrückung der Unterthanen nahm Chalid ben Barmek seinen Platz ein, der vier Jahre blieb, um dem Eroberer des Landes, Omar ben Ala, der sich nach der Eroberung an den Hof der Chalifen begeben hatte, Platz zu machen. Omar ben Ala blieb Statthalter Taberistans bis zum Tode des Chalifen Mansur, bey dessen Nachfolger Mahdi wurde er verleumdet und abberufen, an seine Stelle kam Zeid ben Dâlidsch, der drey Jahre blieb. Nach ihm verwaltete wieder Omar ben Ala das Land aber nur ein Jahr lang. Hiemit endigt die Liste der Statthalter der Chalifen bey Chondemir; aus der Geschichte des Muhammed Abul Hassan

ben Isfendiar wissen wir, daß auf Omar ein gewisser Jahja ben Michnak und auf diesen Abdul-hamid folgte, unter welchem letzteren eine große Verschwörung der Taberistanenser zu Stande kam, welche die Muselmanen für längere Zeit gänzlich aus Taberistan vertrieb, und eine einheimische antimoslemische Herrschaft dort aufrichtete. Mit der Abnahme der Chalifenmacht veränderte sich auch die Stellung Taberistans zu dem Reiche derselben; es tauchten dort wie überall in den entfernteren Gegenden unabhängige Dynastien auf. So kam Taberistan unter die Herrschaft der Saide, auf deren nähere Verhältnisse wir jedoch hier nicht eingehen wollen, da sie für die Geschichte nur ein sehr geringes Interesse haben. Die späteren mächtigeren Dynastien in Persien hatten alle ihren Schwerpunkt viel näher an den Gränzen Taberistans als das Chalifat, und übten daher zum Theil wie z. B. die Samaniden einen Einfluß aus, wie ihn die Chalifen selbst in ihrer glänzendsten Periode nicht zu erlangen vermochten.

Wir haben bey den Nachrichten von den Statthaltern der Chalifen deßwegen so lange verweilt, weil sie besonders in numismatischer Hinsicht sehr wichtig sind, und auf ihre Reihenfolge viel ankommt. Es wird aber nun Zeit seyn, noch einen Blick auf den letzten Theil des vorliegenden Werkes zu werfen, über den wir aber ganz kurz seyn können, da derselbe bey Weitem nicht die Wichtigkeit des ersten Theiles hat. Er behandelt die Geschichte der Serbedäre, einer moslemischen Dynastie in Sebsewar, die im Jahre 1337 n. Chr. beginnt und 1381 wieder verschwindet. In den Anmerkungen zur Uebersetzung von Chondemir's persischem Text, hat Hr. D. verschiedene Materialien aus anderen Schriftstellern gegeben, welche denselben Gegenstand behandeln.

Es bleibt dem Hrn. Herausgeber des vorliegenden Textes das bleibende Verdienst, der Erste gewesen zu seyn, der umfassende Materialien zur Geschichte Taberistans geliefert hat. Welch' eine Lücke durch diese Arbeit ausgefüllt sey, werden besonders diejenigen Gelehrten zu schätzen wissen, welche sich mit älterer arabischer und persischer Münzkunde beschäftigen. Aber auch für die Geschichte des Orients im weiteren Sinne ist diese Specialgeschichte von großer Wichtigkeit, weil sie uns einen Blick in die Verhältnisse Persiens in den ersten Jahrhunderten des Islams thun läßt und uns die letzten schwachen Versuche des sinkenden Parsismus zeigt, dem mit Macht vordringenden Islam zu widerstehen — alles Ereignisse, von denen die islamische Universalgeschichte nichts weiß, weil diese theilweisen Erhebungen doch zu unbedeutend waren, um den Bestand der Herrschaft der Chalifen wesentlich zu gefährden. Ref. kann daher nicht umhin aufzufordern, daß man doch ja die Specialgeschichten der einzelnen Länder des Chalifenreiches bald bekannt machen möge, da sie gewiß eine reichere Ausbeute liefern werden als die Universalgeschichten; daß auch eine genauere Durchforschung der einzelnen Specialgeschichten Taberistans noch manches Interessante an den Tag bringen wird, bezweifeln wir nicht, und sehen daher mit Ungeduld dem größeren Werke Hrn. Dorns über Taberistan entgegen, da er mehr als irgend ein anderer Gelehrter im Stande ist, genügende Aufschlüsse zu geben.

Fr. Spiegel.

Ueber die arabische Dichtkunst und das Verhältniss des Islam zum Christenthum. Eine im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehaltene Vorlesung von Dr. Fr. Dieterici. Berlin 1850. 29 S. 8.

Hr. Dr. Dieterici hat sich bereits durch seine Schrift „Mutanabbi und Seifeddaula“ als ein Forscher auf dem Gebiete der arabischen Literaturgeschichte angekündigt, und er tritt hier mit einer neuen Gabe vor das Publicum, und zwar vor das größere, so weit es sich für den Orient interessirt. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine einzige Vorlesung über einen so weitschichtigen Gegenstand, wie arabische Dichtkunst, den Gegenstand bey weitem nicht erschöpfen, sondern nur in höchst flüchtigen Umrissen zeichnen kann, und es fragt sich dann bloß, ob die aufgestellten Gesichtspunkte die richtigen, und ob die Darstellung eine anziehende ist. Hinsichtlich der aufgestellten Gesichtspunkte stimmt Ref., wenn auch nicht immer, doch in den meisten

Fällen mit Hrn. D. überein. Hr. D. bemerkt sehr richtig, wie bey der eigenthümlichen Beschaffenheit des Landes der Araber als Mensch und als Dichter gerade ein solcher werden mußte, wie er geworden ist; bey dem Mangel an staatlicher Ordnung, bey der Unmöglichkeit, in der Wüste Ackerbau zu treiben, konnte es der Araber nicht zu einem seßhaften Leben, mithin auch nicht zu einem hohen Grade von Cultur und Civilisation bringen; daher schreibt sich sein unstätes Umherschweifen, der hohe Werth, den er seinen Rossen und Kamelen beylegt, sie sind ihm die unentbehrlichsten, mithin auch die theuersten Gefährten. Aus dem Leben des Arabers erklärt sich das Heilighalten des Gastrechts; die Natur des Landes machte es zur heiligen Pflicht, den müden Wanderer, wenn er auch unbekannt war, gastlich aufzunehmen und nicht hülflos verschmachten zu lassen. Hieraus ergiebt sich nun der Charakter der arabischen Poesie. Preis des Stammes, zu dem ein Araber gehört, Liebe und Rachsucht, Lob seiner Pferde und Kamele, so wie der selbst ausgeführten Thaten, sind der Kreis, in dem sich die arabischen Gedichte beständig bewegen, und ihre Naturwüchsigkeit und die hohe Leidenschaftlichkeit derselben ist es, was uns sie in so hohem Grade interessant macht. In späterer Zeit, als es Muhammed gelungen war, die inwohnende Kraft seines Volkes in einem Brennpunkte zu sammeln, als seine Nachfolger auf den Trümmern des persischen Reiches eine Weltherrschaft aufgerichtet hatten, verbreitete sich die arabische Sprache auch in die üppigen Chalifenstädte am Euphrat und Tigris, und an den Sitzen und Sammelplätzen des arabischen Luxus und arabischer Gelehrsamkeit wurde arabisch gedichtet. Aber der Charakter des eigentlichen arabischen Gesanges war dahin; trotzdem, daß auch diese späteren arabischen Dichter die früheren Formen beybehalten, so merkt man doch ihren Gedichten sehr wohl an, daß sie auf einem Divane in Basra und nicht in der Wüste gemacht worden sind. Hiemit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß auch spätere Gedichte noch Treffliches enthalten können, aber sie charakterisiren nicht mehr die ganze Nation, sondern nur das einzelne Genie, das sich stets unter allen Verhältnissen seine Bahnen bricht. Ein zweyter Punkt, den Hr. D. in der vorliegenden Abhandlung bespricht, ist das Verhältniß des Christenthums zum Islam. Es ist dieß natürlich ein Gegenstand, der sich noch weniger in einer Vorlesung erschöpfen läßt, als die arabische Dichtkunst, um so weniger kann dieser Vergleich jetzt genügend geführt werden, als das Material noch nicht vollständig genug vorliegt; auf der anderen Seite kann nicht geläugnet werden, daß eine gründliche Untersuchung dieses Gegenstandes zu den belehrendsten und dankenswerthesten Aufgaben gehört. Man muß natürlich im Islam zwey Theile unterscheiden, die beyde gesondert betrachtet werden müssen, das Wesen der islamischen Religion, wie Muhammed und seine Nachfolger sie sich dachten, und die spätere muhammedanische Theologie. Nicht einmal die erstere steht ganz auf arabischer Grundlage; wir wissen, daß Muhammed Judenthum und Christenthum benutzte, so viel es ihm taugte, daß er aber dabey den Geschmack seines Volkes zu treffen wußte, hat der Erfolg gelehrt. Anders ist es mit der späteren Theologie; für wissenschaftliche Arbeiten auf diesem Gebiete gab Arabien selbstverständlich gar keinen Anhalt, die muhammedanische Theologie wurde nicht nur auf persischer Grundlage, sondern am Anfange von Persern selbst aufgeführt. Es liegt am Tage, wie wichtig umfassende Arbeiten über diese Gegenstände für Cultur- und Religionsgeschichte werden müssen, und da sich die Orientalisten der Jetztzeit mehr und mehr von den schönen Wissenschaften ab- und den ernsten Wissenschaften des Orients zuwenden, so sehen wir darin eine Bürgschaft, daß diese Frage bald gründlich gelöst werden wird. — Schließlich können wir es nur billigen, daß Hr. D. die Proben arabischer Poesie, welche er hier und da anführt, immer aus Rückert's klassischen Uebersetzungen entnimmt. Bey einem Vortrage für ein nicht sprachgelehrtes Publikum hängt von der ansprechenden Uebersetzung einzelner Stellen oft der ganze Eindruck ab, den die Vorlesung macht.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Anmerkungen zur Ilias (Buch I. II. 1—483. III.) nebst einigen Excursen. Ein Hülfsbuch für das Verständniß des Dichters überhaupt, von Dr. C. Friedrich Nägelsbach, Prof. der Philologie zu Erlangen. Zweyte neuausgearbeitete Auflage. Nürnberg. Verlag von Conrad Geiger. 1850.

Herr Professor Nägelsbach liefert uns hier die zweyte Auflage seiner Anmerkungen über die ersten Bücher der Iliade, die schon in der ersten Bearbeitung sich eines verdienten Beyfalls erfreut haben und in dieser zweyten ausführlicheren und noch genaueren sich noch eines größern erfreuen werden. In der Vorrede bezeichnet er die Grundsätze näher, die ihn bey der Bearbeitung, besonders dieser zweyten Auflage, geleitet haben. Das Buch soll nicht bloß die zunächst behandelten Bücher erklären, sondern überhaupt das Verständniß des Dichters einleiten. Er ist demnach vor Allem bedacht, den Sprachgebrauch sowohl bey einzelnen Worten als bey Redensarten genau zu erläutern, vermeidet aber gewöhnlich in die controversen Punkte der Interpolation einzugehen, doch hat er auch davon mehreres berücksichtigt, und Vieles für das unmittelbare Verständniß weniger Nöthige in kleinerer Schrift den eigentlichen Anmerkungen unterstellt, damit der Anfänger, den er in den Dichter einführt, an dieser Zugabe vorüber, ohne Aufenthalt zu den folgenden Anmerkungen und zu ihrem Inhalte gelangen kann, der ihm näher liegt; die früheren Excurse sind darum, soweit sie nicht in den Anmerkungen verarbeitet werden konnten, nicht wieder aufgenommen, dagegen vier neue beygegeben: 1. Nachträge über die Partikellehre, 2. ein Wort über ἐπί mit dem Genitiv nach Verbis der Bewegung; 3. über die Formen der relativen Absichts-Sätze bey Homer; 4. über die Liedertheorie nach den Ansichten von Hoffmann, Curtius und Köchly. Wir werden darauf später zurückkommen. Den Schluß machen zwey sorgfältige Register über Worte und Sachen, die das Buch behandelt, und einige Seiten mit Nachträgen.

Man wird in dem, was der Verfasser weggelassen und was er gegeben hat, leicht den erfahrnen Schulmann erkennen, der gegenüber seinen Lehrlingen weiß, quid valeant humeri, quid ferre recusent, und der, weit entfernt, sie mit Erörterungen von Dingen zu behelligen, deren Kenntniß man bey ihnen voraussetzen darf oder deren Erwägung auf ein anderes Feld zu verschieben ist, sie auf das ihnen Wesentliche, das Verständniß des Einzelnen hinleitet und auch nicht vergißt, den Blick auf das Ganze und seinen Zusammenhang zu lenken. „Mein Bestreben“, sagt er S. 9 „ging lediglich dahin, die bey aller Einfalt gleichwohl unendlich kunstreiche Gliederung des Gedichtes, sodann im Einzelnen die poetischen Motive der Handlungen hervorzuheben, über welche man nicht flüchtig hinweggehen darf.“ Es wird also, um den Verfasser richtig zu beurtheilen, vor allen Dingen nöthig seyn, in das Auge zu fassen, was er nicht gewollt hat. Die Etymologie d. i. tiefergehende Erforschung der Worte und ihrer Formen liegt seinen Zwecken fern, dazu was auf Orthographie und auf Schwankung des rhyth-

taktisch oder engverbundenen Sätze und ihres Unterschiedes von der attischen Syntaxis der eigentliche Schlüssel zur Lösung der tiefer liegenden Schwierigkeiten der homerischen Rede gefunden werde. Auch die Lehren von der Zusammensetzung der Ilias aus ursprünglich von einander unabhängigen Gesängen oder Theilen von Rhapsodien lehnt er ab, oder erkennt ihnen nur eine untergeordnete Berechtigung zu. Indeß hat er doch für nöthig geachtet, in seinen Nachweisungen des Zusammenhanges des Einzelnen, wie er S. 9 bemerkt, so viel als nöthig auf die Lachmann'sche Liedertheorie einzugehen, von deren Richtigkeit er sich besonders hinsichtlich der ersten drey Bücher nicht überzeugen könne. „Ich weiß", fährt er fort, „daß man meinen Standpunkt vielfältig beschränkt finden und mir den Vorwurf machen wird, daß ich dem Fortschritte der homerischen Forschungen nicht gefolgt sey; aber ich will mir lieber diesen Tadel gefallen lassen, als mich selbst einer assentatio bezichtigen müssen."

Der Verfaßer stellt sich also gegenüber der beyden wichtigsten Fragen der homerischen Exegese *meist* auf den negativen Standpunkt. Für die studierende Jugend und die pädagogischen Zwecke ist es gewiß sehr heilsam, vor allen Dingen den Zusammenhang und die innere Uebereinstimmung des ganzen Epos, soweit sie vorliegt und nicht hineingetragen werden muß, hervorzuheben und alle Fragen in Bezug auf ursprüngliche Beschaffenheit und Zusammenfügung des Ganzen möglichst fern zu halten oder nur leise zu berühren oder den später Gereiften und eigener Erwägung anheim zu geben. Die Jugend will und soll sich zunächst an dem Dichter auch als an einer großen Persönlichkeit erfreuen, erwärmen und begeistern.

Um sein Verfahren näher zu bezeichnen, wird es hinreichen, die ersten 50 Verse mit Bezug auf seine Bemerkungen durchzugehen.

V. 1. ist *μῆνιν*, dessen Hauptbegriff keineswegs an sich selbst klar ist und dessen Sinn die ganze Handlung einleitet, vom Verfasser übergangen, und *θεά* nicht auf eine bestimmte Muse, etwa Kalliope, bezogen, sondern als allgemeiner Begriff gelassen worden, was zu billigen ist, auch mit Be-

zug auf *Od. χ, 347 αὐτοδίδακτος δ' εἰμί· θεὸς δέ μοι ἐν φρεσὶν οἵμας παντοιὰς ἐνέφυσεν.*

V. 2. Ueber *οὐλομένην* wird bemerkt, es stehe wie *Od. κ, 394; λ 555; ρ. 287.* „Das Participium ist Adjectivum, meist mit transitiver Bedeutung geworden; passivisch für perditus, unselig, steht es nur *Od. σ, 273: νὺξ δ'ἔσται, ὅτε δὴ στυγερὸς γάμος ἀντιβολήσει οὐλομένης ἐμέθεν, τῆς τε Ζεὺς ὄλβον ἀπηύρα* (Freytag)". Ferner wird mit Nitzsch zu Od. *δ*, 92 angenommen, daß es nicht bloß objectiv die schädliche Kraft oder Wirkung als Eigenschaft bezeichne, sondern immer mit einem *ἦθος* d. h. zu einem Gefühlsausdruck gebraucht werde, ein gefühltes Urtheil ausspreche. Wir wünschten, es wäre von dergleichen nicht ganz klarer Erwägung und dem gefühlten Urtheile abgesehen, dagegen *γένεσις* und Bedeutung dieser epischen Form bestimmter nachgewiesen. Ueber *ὀλέσαι*, verderben, zu Grunde richten, kann *ὀλέσθαι* nur verderben oder zu Grunde gehen bedeuten und *ὀλόμενος* nur zu Grunde gegangen, perditus, sind; eine Bedeutung, die sich in infaustus, miser erweicht, und so steht es auch in der angeführten Stelle *Od. σ*, 273, wo keine Spur von Selbstanklage vorliegt, und der Sinn von *οὐλομένης* durch die folgenden Worte *τῆς τε Ζεὺς ὄλβον ἀπηύρα* deutlich genug angegeben wird. Es ist perdita, misera oder miseranda. Außerdem steht es in 3 Stellen der Ilias und in 9 der Odyssee, und in sämmtlichen mit scheinbar activer Bedeutung, perdens, perniciosa, wie in der vorliegenden. Eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* kann hier nicht füglich angenommen werden, und das Wort war offenbar ursprünglich sensu pendente im Gebrauch, wie unser Verderben, welches vi activa und media angewendet wird. Bey Ausscheidung der Form schieden sich die Bedeutungen für Activum und Medium, nur in dem alterthümlichen *οὐλόμενος* blieb das *ἀμφίβολον* der Bedeutung zurück. Die Form selbst war ursprünglich offenbar *ὀλόμενος* und wurde später erst gedehnt, als man bemüht war, durch Dehnung der kurzen Vocale, *o* in *ω* und *ε* in *η* und *ει*, und durch Kürzung der langen Rhythmus und Metrum in einen höhern Grad von Uebereinstimmung zu bringen, als dem ältesten Epos zuständig war.

V. 3. *πολλὰς — ἡρώων.* Es wird richtig bemerkt, daß dieser Satz nicht vom vorhergehenden *ἤ* abhängig ist, sondern nach homerischer Weise selbstständig auftritt. — Von *Ἄϊδι* wird *Ἄϊς* als Nominativ angenommen, der wenigstens nicht vorkommt, und behauptet, dieser *Ἄϊς* sey wie Orcus lediglich als Person zu denken. Beyde Begriffe des Ortes und der Person hängen aber hier so nahe zusammen wie bey andern göttlichen Potenzen, und es ist darum nicht gestattet, außer bey ganz offenbarer Beziehung, den einen mit Ausschluß des andern zu denken. — *προϊάπτειν* wird durch fortsenden, entsenden übersetzt und durch V. 195: *πρὸ γὰρ ἦκε θεὰ λευκώλενος Ἥρη*, V. 442: *πρό μ'ἔπεμψεν ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων* erklärt; doch das wäre *ἀποπέμπειν* und beyde Präpositionen *ἀπό* und *πρό* widersprechen sich. Offenbar bewahrt *πρό* vor oder vorwärts, auch hier seinen Begriff, der in protrudere vorwärtsstoßen den hier entsprechenden lateinischen Terminus zu *προϊάπτειν* hat. Ob übrigens *ἰάπτειν* mit *βλάπτειν* einerley sey, wie der Verfasser als offenbar annimmt, gestützt auf *κατὰ χρόα καλὸν ἰάπτει* ist noch sehr die Frage; die Vergleichung von *ἰάλλω*, *βάλλω* läßt nur einen Schluß auf *ἰάπτειν*, *βλάπτειν* zu, und wie nahe die beyden Begriffe des Vorwärtssendens und Eintauchens hier liegen, zeigt auch das lateinische Analogon: Orco demisit und Orco demersit. Daß übrigens *ἰάπτειν* als eintauchen, untertauchen auf die Bedeutung: beschädigen, verletzen, übergehen könne, ist keine Frage und die Begriffe hängen auch hier zusammen, indem das Consequens der Handlungen allein gedacht wird, ohne daß man nöthig hat, *βλάπτειν* beyzuziehen.

V. 4. ist *αὐτοὺς* gegenüber von *ψυχὰς* durch Il. *ψ*, 65 richtig erläutert, und V. 5 *οἰωνοῖσι δὲ πᾶσι* durch Raubvögel aller Art gegeben. Das Auffallende des Begriffes *πᾶσι* war vielleicht in das Auge zu faßen, zumal der zenodotische Text *οἰωνοῖσι δὲ δαῖτα* lieferte und das Prooemium mit *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή* abschloß. Vielleicht war hierin die einfachere und darum ältere Form gegeben, welche, wie so vieles Andere in Homer durch das Bestreben, das Schlichtere voll und bedeutsam

zu machen, durch die nächstfolgenden Verse erweitert wurde.

In diesen 6. 7 ist ἐξ οὗ δὴ τὰ πρῶτα nach dem frühern Vorgange nicht auf Διός τ' ἐτελείετο βουλή sondern auf ἔθηκεν und προΐαψεν bezogen. Auch hier war vielleicht nöthig, zu erinnern, daß ἐξ οὗ von den alten Erklärern nicht nur als zeitlich (χρονικόν), sondern auch als ursächlich (αἰτιολογικόν) gefaßt wurde, zumal sich Gelegenheit bot, mit wenigen Worten zu bemerken, daß diese letztere Beziehung durch τὰ πρῶτα ausgeschloßen wird; indeß bleibt die so weit zurückgreifende ἀναφορά allerdings auffallend und in ihr eine Spur des eigenthümlichen nur zum Theil harten Gepräges, das der erste Theil dieser Rhapsodie, wie in Bezug auf Formen und Rhythmen, so rücksichtlich der Fügung und Verbindung trägt, ein Charakter, durch welchen er schon an sich als das älteste Stück und die constituirende Grundlage der ganzen Iliade wird, die sich aus der Entwicklung der μῆνις und ihren Folgen, wenn auch nicht auf einmal und durch Einen, so doch durch mehrere in längerer Zeitfolge nach demselben Ziele strebenden geist- und kunstverwandten Männer der gleichen Schule und Richtung gestaltet hat.

Der Verfasser hat diese Bedeutung des Proömiums wenigstens in Bezug auf die Grundlage der Iliade vollkommen anerkannt. Er äußert sich darüber: „Aus jenem Grolle folgt Leid und Noth für Alle, der Uebel größtes, der Tod für Viele, ja, was den Tod am schrecklichsten macht, Verlust des Begräbnisses. Dies Alles aber wird in unmittelbare Verbindung gebracht mit der höchsten die Dinge beherrschenden Gewalt, so daß der innige Bezug der Götter- und Menschenwelt, der im ganzen Gedichte überall hervortritt, gleich am Eingang angedeutet wird. Und dieser folgenreiche Groll ist selbst wieder Folge eines einzigen Zwistes zwischen dem mächtigsten und dem tapfersten Fürsten. Mit dieser Angabe ist sogleich im Proömium selbst die Ausführlichkeit der Erzählung dieses Zwistes motivirt. Der Zwist, der einen Groll von solchen Folgen erzeugt, ist keine gewöhnliche Entzweyung, sondern

hat die verhängnißvollste, weitgreifendste Bedeutung, und ist daher der ganzen Vollständigkeit epischer Behandlung werth."

8. Τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι. Es wird bemerkt, daß mittelst τὲ einfach fortgefahren, mittelst ἄρα die Frage unmittelbar an ihre Veranlassung geknüpft werde; „und wer war nun also derjenige Gott der" —? Fragen aber möchte man, wie denn mit τε einfach fortgefahren werden könne, da nach dem gewöhnlichen d. i. attischen Gebrauche ein einfaches Fortfahren durch die Frage dieser Partikel gar nicht bedarf. Es tritt hier die erste leise Spur der Verkennung dieser Partikel hervor, welche sich später des Weitern offenbart. Wir bemerken vorläufig, daß durch sie τίς des unbestimmten Charakters (aliquis) entkleidet und zur Forderung eines bestimmten (quis in der Frage) erhoben wird. Τίς τε außer der Frage wäre unerhört. Wenn ἔριδι ξυνέηκε μάχεσθαι als gleichbedeutend mit εἰς ἔριδα ξυνέηκεν ὥστε μάχεσθαι erklärt wird, so wird diese Construction durch die Stelle, welche sie bestätigen soll, gerade aufgehoben. So ist es Od. σ. 38: ὁ ξεῖνός τε καὶ Ἶρος ἐρίζετον ἀλλήλοιϊν χερσὶ μαχήσασθαι. Denn sie zeigt offenbar, daß, wie in ihr χερσὶ μάχεσθαι zusammengehört, so in der unsrigen ἔριδι μάχεσθαι verbunden werden müsse. Es ist eben eine Art des Streitens, das nach Umständen mit Worten, Hader, Händen und Geschossen geschehen kann. Dazu kann ἐρίζετον in der Stelle der Odyssee gar nicht mit unserem ἔριδι zusammengestellt werden. Es ist: „der Fremdling und Iros hadern miteinander so, daß es zwischen ihnen zum Kampfe mit den Händen, von Worten zu Schlägen kommen wird." In unserer Stelle aber wird das Streiten als schon eingetreten angegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Anmerkungen zur Ilias.

(Fortsetzung.)

Es ist also einfach: quis deus eos commisit, ut verbis contumeliosis inter se certarent. Was in der kleingedruckten Anmerkung beygefügt wird, es verhalte sich ἔριδι ξυνέηκε wie πεδίῳ πέσε, οἴδει ἐρεισθῆναι, κυνέῃ βάλε, gehört als örtliche Bezeichnung nicht zur Sache und wird durch die Bemerkung des Verfassers, daß Oertlichkeiten oder Zuständen so gut etwas zugebracht oder zugeführt werden kann wie Personen, welche fähig sind die Wirkung der auf sie hingehenden Handlung zu empfinden, nicht gerechtfertiget. Denn während in diesen Beyspielen der Begriff des Näherns waltet, wäre dieser in ἔριδι ξυνέηκε durch das Verbum selbst ganz ausgeschlossen, wo es als ein schon Eingetretenes gedacht werden müßte. Wenn endlich über ἄρα bemerkt wird, was folgt: „ἄρα, stammverwandt mit ἄρω, hat oft die Kraft, etwas Neues und Weiteres an das Vorhergehende unmittelbar anzuknüpfen, wobey es auf die örtlichen Verhältnisse der Stellen ankommt, ob sich dieses Neue aus dem Vorhergehenden logisch ergiebt, oder ob letzteres bloß Veranlassung wird, das Neue anzuknüpfen", so ist die Bemerkung zwar richtig, doch wäre der ursprüngliche Begriff von ἄρα näher zu bezeichnen gewesen, damit seine scheinbar verschiedenen Beziehungen auf ihn konnten zurückgeführt werden. Ἀρ ist nicht nur stammverwandt mit ΑΡΩ, sondern es ist die Wurzel selbst, aus der nach Erlöschung des Präsens die Formen ἄρσω, ἄρσαι, ἤρθην, so wie ἄρηρα, ἀρήρειν, ἀρήρεμαι entsprossen sind, und ἄρα ist nichts anders als die Reduplicirung αραρ, die ihr hinteres ρ abgeworfen hat. Der Begriff von ἄρα ist darum der des Sichanfügens. Es ist die reine particula consecutiva und ἄρα nur eine für die Frage berechnete, wenn auch erst nachhomerische, Verstärkung derselben, so wie δή von δέ entsteht, wovon später, womit zugleich sich weitere ungenaue Begriffsbestimmungen heben, welche der Verfasser gelegentlich, einem trügerischen Vorbilde folgend, über δή vorgetragen hat.

10. Ἀνὰ στρατὸν wird das Lager hinauf übersetzt (genauer wäre hinan) dazu bemerkt, λαοὶ seyen bey Homer nie die Völker, sondern stets die Leute, die einzelnen Mannen, was erst noch näher zu erläutern wäre, als es bis jetzo geschehen ist. Mit Leute hat das Wort nichts gemein; und wie könnte λαοὶ mit Mannen parallel stehen, da das Wort im Singular λαός wie im Plural vorkommt, und Niemand λαός als Mann fassen wird?

11. τὸν Χρύσην ist nicht jener im trojischen Sagenkreise bekannter Chryses, sondern der Chryses, und ἀρητῆρα tritt nicht als Prädikat auf gleiche Linie zu τὸν Χρύσην, sondern zu nachträglicher Erläuterung ihm nach, und kann daher des Artikels entbehren. Ueber οὕνεκα in demselben Verse ist nichts bemerkt, obwohl sein Ursprung aus οὗ ἕνεκα nicht ohne Bedeutung für Bildung der Partikel und Verschmelzung der Begriffe ist, aus denen sie erwachsen.

14. στέμματ' ἔχων ἐν χερσὶν ἑκηβόλου Ἀπόλλωνος. Der Verfasser bemerkt nach Wolf: „ἔχων

ist nicht den Participien *λυσόμενος* und *φέρων* coordinirt, sondern dem *ἦλθε-λυσόμενός τε φέρων τε* subordinirt; denn die Tochter loszukaufen und Lösegeld bringend war er mit dem Kranz Apollo's gekommen. Genau entspricht *Od. α*, 310: *ὅφρα-λοεσσάμενός τε τεταρπόμεμός τε-δῶρον ἔχων ἐπὶ νῆα κίῃς.*" Die Bemerkung ist ganz richtig, obwohl nicht von einem Kranz die Rede ist, und *στέμματα* seine Ergänzung in *χρυσέῳ ἀνὰ σκήπτρῳ* hat, was zum folgenden Verse der Verfasser selbst anerkennt. Doch gab sich hier Gelegenheit, durch die richtige Erklärung die andere Lesart *στέμμα τ'* mit wenig Worten abzulehnen, was der Verfasser principiell vermieden hat. Unrichtig aber ist, was er über *χρυσέῳ ἀνὰ σκήπτρῳ* bemerkt. Er sagt: „Wie *ἀνὰ σκῆπτρον* heißen würde: den Stab hinauf, so heißt *ἀνὰ σκήπτρῳ* oben am Stabe." *Ἀνὰ* heißt nirgends oben (*ἄνω, ἐπάνω*). *Ἀνὰ σκήπτρῳ* steht parallel mit *ἀνὰ στρατὸν*. Der Unterschied des Casus wird durch den Begriff der Bewegung herbeygeführt, die in *ἀνὰ στρατὸν* als zum Ziele gelangend (das ganze Lager hinan) gedacht wird, während in *ἀνὰ σκήπτρῳ* ein ruhiges Beysammen oder Aneinander enthalten ist, an dem Stabe; denn *ἀνὰ* ist unser an. Auch wäre es ganz unstatthaft, *ἀνὰ σκήπτρῳ* oben am Stabe zu denken, da die *στέμματα* am Stabe herabhängen.

20. *Παῖδα δ' ἐμοὶ λῦσαί τε φίλην, τά τ' ἄποινα δέχεσθαι.* Die Wendung der Construction „als wäre die Sache auf Gegenüberstellung der Objecte berechnet gewesen", ist richtig bemerkt, wiewohl die zur Erläuterung beygezogenen Stellen der unserigen nicht adäquat sind. Auch fehlt die Angabe des Grundes der in Infinitiven sich ausbreitenden Bitte. Er liegt wie in allen solchen Formen darin, daß aus Besorgniß oder Scheu der Imperativ als zu stark vermieden, und die Rede auf das Demüthige oder Flehende durch das *ἀπαρέμφατον* gewendet wird. Wenn ferner *τά τ' ἄποινα* durch die Worte „dieses Lösegeld hier, auf welches er hinzeigt" erläutert wird, so ist wieder zu bemerken, daß *τά*, der Artikel, als in einer bekannten Sache und zur Bezeichnung des Bekannten gebraucht wird. Es ist das Lösegeld, welches in solchen Fällen gewöhnlich ist. Damit erledigt sich auch die Angabe des Grundes, aus dem Plato Rep. III. p. 393. E. bey der prosaischen Auflösung dieser Stelle des Artikels sich soll enthalten haben. Es geschah nicht, weil er eine *διήγησις* ohne *μίμησις* geben wollte, sondern weil er dem gewöhnlichen Gebrauche seiner Zeit folgte, der in solcher Fügung den Artikel niederschlug.

21. *ἀζόμενοι Διὸς υἱὸν* ist richtig erläutert. Der Priester begehrt Achtung für sich aus Achtung, die man dem Gott schuldet, dem er dient und lieb ist. Ob aber darum dem Bewußtseyn des Priesters von dieser seiner Stellung zum Gotte auch die Kürze und Einfachheit seiner Bitte beyzumessen sey, ist darum nicht entschieden. Die Bitte wird einfach vorgebracht, weil sie einfach ist, mit vorausgehendem Wunsche für die Achäer und mit Nennung des doppelten Motives, des Lösegeldes und der Gottesfurcht, weil ein Weiteres nicht nöthig war.

22. *Ἐπευφήμησαν αἰδεῖσθαι* „d. i. *ἐπευφήμησαν* (sie gaben Beyfall) *κελεύοντες αἰδεῖσθαι*, welches Participium jedoch nur Erläuterung für uns, nicht das grammatische Regens für den Griechen ist." Daß zur Ergänzung der Vorstellung ein Begriff beyzudenken ist, unterliegt keinem Zweifel, doch wäre die Umschreibung durch *ἐπευφημοῦντες ἐκέλευον* oder *παρεκαλοῦντο* auszudrücken, da der beyzudenkende Verbalbegriff zugleich in *ἐπευφήμησαν* enthalten ist. Aehnlich sind die erläuternden Stellen, welche beygebracht werden, sensu praegnanti zu verstehen.

24. Bey 24 u. 25 ist der Localgebrauch von *θυμῷ* bemerkt und wird *ἀφίει* als „eines von den zahlreichen Imperfecten, mit welchen Homer vergangene Handlungen, welche an sich momentan sind, in ihren nachtheiligen Wirkungen darstellt" verstanden. Das Imperfectum bewirkt hier nicht eine diutina repraesentatio des Thuns, sondern bezeichne eine Handlung, die sich, wenn sie auch selbst vorbey ist, doch in ihren Wirkungen lebendig erhalte. Der Verfasser hatte diese Ansicht im 10ten Excurs der ersten Ausgabe entwickelt, aber, wie er anführt, nur theilweise Zustimmung gefunden, und auch diese wohl nicht verdient. Gerade in dem Gewicht der Wirkungen liegt die Berechtigung zur diutina repraesentatio des hier eintretenden Momentes der Handlung. Das länger Dauernde

wird noch durch das Adverbium *κακῶς* gehoben, und ebenso durch das erläuternde *κρατερὸν δ' ἐπὶ μῦθον ἔτελλεν*, worin eben das *κακῶς ἀφιέναι* enthalten war. Gerade hier bricht das Horatianische delirium regum mit ganzer Gewalt hervor, in dessen Folge die Achäer bestraft werden, und die diuturna repraesentatio durch das doppelte Imperfect besteht darum in vollem Rechte.

26. *μή σε — κιχείω* ist noch mehr als Warnung, die bey dieser Gemüthstimmung des erzürnten Königes ihm ferne liegt. Es ist bestimmte Drohung.

28. *μή νύ τοι οὐ χραίσμῃ*. Die Uebersetzung „damit nicht der Fall eintrete, daß dir nichts hilft," hebt durch die weitschichtige Reflexion die Energie der Rede ganz auf, und die alte Vorstellung, als sey vor *μή*, wie in ähnlichen Stellen, ein Verbum timendi zu ergänzen, ist nicht aufzugeben, wie der Verfasser will, sondern festzuhalten. Es ist auch hier Drohung, welche mit einer Art von höhnender Ironie die Form der Besorgniß annimmt, wie vorher in gleicher Weise die der Warnung. — Ueber *νύ* wird bemerkt: „*νύ* charakterisirt die ausgesprochene Vorstellung als eine denkbare, der Vermuthung nahe liegende; siehe zu *α*, 382; *γ*, 164."

In der angeführten Stelle *α*, 382, *οἱ δέ νυ λαοὶ θνῄσκον ἐπασσύτεροι*, wird es durch natürlich, scilicet, videlicet übersetzt und bemerkt, *νύ* drücke, wenn es bey der Angabe von Thatsachen oder Vermuthungen stehe, die zu Tage liegende Denkbarkeit derselben aus; der Gott habe seine Pfeils geschossen, und man könne leicht denken, daß die Mannen hingestorben seyen. Ebenso wird zu Il. *γ*, 164; *οὕνεκά μοι αἰτίη ἐσσί· θεοί νύ μοι αἴτιοί εἰσιν*, bemerkt, *νύ* sey abermal deutlich ein das Urtheil in subjectiver Reflexion und Vorstellung umgestaltendes nimirum, scilicet, und übersetzt „die Götter, denk ich, sind mir schuldig." Das ist denn ein kleiner Theil einer eigenthümlichen Partikellehre, welche die Grundbedeutung jener kleinen Gebilde d. i. die aus ihrem Etymon folgende Kraft nicht achtend oder verschmähend sich in Abstructionen und willkürlichen Postulaten einer Art von sprachlicher Logik verliert, welche die richtige Auffassung des gegebenen Verhältnisses mehr beirrt als erläutert und am wenigsten im Geschmacke junger Leser ist, welchen solche Sprachphilosophie fremd ist. *Νύ* ist aus *νῦν* abgeschwächt, welche Partikel mit unserm nun gleichstimmig und gleicher Bedeutung ist. Es hat darum nun in geschwächter Bedeutung überall denselben Sinn wie *νῦν*, zeigt an jeder Stelle die in dem Vorhergehenden enthaltene oder durch dasselbe bedingte Folge oder Zugehörigkeit an, was allerdings auch durch nimirum und scilicet, am Ende auch durch denk ich geschehen kann, aber in einer für *νὺ* viel zu prägnanten Weise. Daß es aber die Vorstellung als eine denkbare bezeichne, daran ist wohl nicht weiter zu denken.

29. *Πρίν μιν καὶ γῆρας ἔπεισιν*. Die Worte sind als selbstständiger Satz richtig gefaßt. Sie stehen wie Il. *σ*, 283: *οὐδέ ποτ' ἐκπέρσει (πόλιν)· πρίν μιν κύνες ἀργοὶ ἔδονται*, u. a. Doch könnte es als subordinirter Nebensatz nicht heißen *πρίν μιν (ἄν) καὶ γῆρας ἐπίῃ*. Ein *ἄν* zwischen *πρίν μιν* und *καὶ* ist im Homer unerhört. Auch steht Il, *ω*, 551. *οὐδέ μιν ἀνστήσεις· πρὶν καὶ κακὸν ἄλλο πάθῃσθα* der Conjunctiv nicht für das Futurum, wie behauptet wird, sondern ebenso berechtigt wie in der Frage Od. *ε*, 299 *ὤ μοι ἐγὼ δειλός. τί νύ μοι μήκιστα γένηται*. Gerade solche Stellen sind geeignet, die Natur des Conjunctives deutlich zu machen, über die noch so viel Schwankendes in den Lehrbüchern steht, und der Jugend vorgetragen wird. Nachdem der Verfasser v. 30. *ἡμετέρῳ ἐνὶ οἴκῳ* und *ἐν Ἄργεϊ*, dann v. 31. *ἶστὸν ἐποίχεσθαι* und *λέχος ἀντιῶν* besprochen hat, geht er v. 32. bey Erläuterung von *ἀλλ' ἴθι, μή μ' ἐρέθιζε, σαώτερος ὥς κε νέηαι* näher auf die Bestimmung des Conjunctives ein. Er übersetzt die letzten Worte: „auf welche Weise Du wohl gesunder heimkehren wirst," und bemerkt, daß wir dafür sagen, damit Du gesunder, wohlbehaltener heimkehrest. In der weitern Erörterung wird behauptet, ein Satz mit *ὡς ἄν* oder *κεν* und dem Conjunctiv sey ein hypothetischer Nachsatz in relativer Form (dagegen ist an sich nichts zu erinnern); daher wird beygesetzt: „Der Conjunctiv desselben steht anstatt des Futurs; denn dieses Tempus und jener Modus sind ihrem

Wesen nach identisch, indem beyde eine Handlung ausdrücken, die zwar noch nicht wirklich, aber bestimmt ist, in die Wirklichkeit einzutreten. Der hypothetische Vordersatz, auf welchen durch das κὲ oder ἄν des Nachsatzes hingewiesen wird, steckt in ὡς, welches aufgelöst ὅ,τι ποιῶν d. i. ὅ,τι ἐὰν ποιῇς, quod si facies oder feceris, lautet. Auch unser damit ist eigentlich relatives Adverbium und im Grunde nichts anderes, als womit, mit welchem Thun d. i. ὅ,τι ποιῶν." Darüber wäre nun Manches zu sagen. Ist ὡς durch ὅ,τι ποιῶν auflösbar, so kann es kein ἄν oder κὲν bey sich haben, und ὅ,τι ποιῶν ist dem ὅ,τι ἐὰν ποίῃς nicht gleichbedeutend und nicht gleich zu setzen. Die Auflösung von ὡς wenn es relativ gefaßt wird, ist übrigens, wenn man sie zur Erläuterung der Structur für nöthig hält, durch ἐπεὶ ὡς oder ἐπεὶ οὕτως, wie in ähnlichen Fällen bey οἷον oder ὁποῖον, zu vollziehen. Dadurch aber würdr der Optativus herbeygeführt, σαώτερος ὡς κε νέοιο. Dieses und ähnliches Irrthümliche tritt nothwendig ein, wenn man zwar ὡς oder κὲν als Bedingungspartikel faßt, dabey aber übersieht, daß die sententia, in die sie eintritt, eine doppelte seyn kann, eine sententia conditionalis oder Bedingung machende, und eine sententia conditionata d. i. conditioni subjecta. Ferner kann unmöglich, so oft dieses auch behauptet worden, das Futur dem Conjunctiv gleich gesetzt werden. Ein solches quid pro quo ist geradezu unmöglich. Das Futur gibt einfach an, was seyn oder geschehen wird; das Eintreten des Verkündigten ist vom gegenwärtigen Moment nur durch die Zeit geschieden, die bis dahin verläuft. Wird außerdem noch etwas darauf Bezügliches angegeben, so geschieht es durch einen neuen Satz, der mit dem andern durch die entsprechenden Partikeln verbunden wird, aber das Futurum nicht berührt. Er wird kommen, weil, man, im Fall u. s. w. Der Conjunctiv dagegen stellt wie auch sein griechischer Name ausdrückt, das, was er ausspricht, einem andern durch sich selbst unter, ὑποτάττει, sey es einem Willen, einem Entschlusse oder einem Ereignisse, es mag das in ihm Ausgesprochene ein sonst Geschehenes, ein Gegenwärtiges oder ein Bevorstehendes seyn. Sein Gebiet ist also das des eigenen und fremden Willens oder des Wollens und Sollens, und der Fallsetzung. Die Conjunctive ἴωμεν, τί νύ μοι μήχιστα γένηται, und ähnliche, sind darum durch sich selbst berechtigt und an sich ohne Verkehr mit der Zukunft, die in ihnen so gut wie die Gegenwart liegen kann. Auch in unserm Beyspiel, σαώτερος ὡς κε νέηαι, ist νέηαι durch den Willen des Agamennon bedingt. Er will den Priester härter behandeln, wenn er nicht augenblicklich geht, und die particula conditionalis fungirt für den ganzen Satz, der durch ein solches Wollen angedeutet wird, im Fall ihm nicht Folge geleistet wird.

Zur weitern Erläuterung ziehen wir v. 218 bey, ὥς κε θεοῖς ἐπιπείθηται, μάλα τ' ἔκλυον αὐτοῦ. Hier ist nicht einfache Angabe des Gehorchens, sondern die Fallsetzung, daß jemand gehorche, und in κὲ ausgedrückt, daß der Fall wirklich eingetreten oder als eingetreten angenommen werde.

Zugleich giebt die andere Hälfte des Verses Gelegenheit, uns mit dem Verfasser über die oben erwähnte παράταξις wo möglich zu verständigen. Er selbst geht bey Erklärung dieser Verben von der Meynung aus, τὲ bezeichne auch hier die gegenseitige innige Bezüglichkeit des Haupt- oder Nebensatzes oder drücke das Verhältniß aus, daß in welchem Maße das Eine, in demselben auch das Andere stattfinde, so daß τὲ hier mit ingleichen, auch übersetzt werden könne. Man sieht hier das Bestreben, der mißverstandenen kleinen Partikel dadurch beyzukommen, daß man ihr eine Bedeutung beylegt oder anheftet, welche die vorliegende Stelle eben zu begehren scheint, die sie aber nicht hat und nicht haben kann, wie ingleichen (τοιούτῳ τρόπῳ) und auch (καὶ) haben. Unserem Satze selbst aber ist mit der attischen Syntax in keiner Weise beyzukommen. Denn wer sagt wohl, welcher den Göttern gehorcht, und sie hören auf ihn, oder pflegen auf ihn zu hören? Dagegen liegt das Parataktische beyder Sätze ganz offen vor.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Dafz Hildebrandslied heraufzgegeben von Al. Vollmer und K. Hofmann. Leipzig, 1850. Verlag von Gustav Mayer. 22 S. gr. 8.

Dieß kleine, von der Verlagshandlung geheftet, ohne Schmutz- und Schutztitel, obschon mit besondrem Widmungsblatte in die Welt geschickte Schriftchen, dessen Titel hier urkundlich genau wiedergegeben wird, um daran zugleich die Rechtschreibung der societas leonina zu erkennen (auch Heinrich Leo nämlich schreibt dafz, efz, aufz u. f. w.), regt die Frage um eines der wichtigsten, aber auch nach Lachmann's Behandlung im Jahre 1833 in einzelnen Theilen immer noch spröden Denkmäler unsrer ältesten Dichtkunst lebhaft wieder auf. Jeder Beytrag zur erweiterten und befestigten Erklärung des täglich wichtiger werdenden, wozu das 1830 erschienene schöne Facsimile von W. Grimm erst eigentlich den Grund legte, nimmt, wenn er ein wirklicher Beytrag genannt werden kann, unsern Dank in Anspruch, und selbst Dr. Wilbrandt's 1846 vermeintlich gefundenes, wie er selbst (S. 21) es nennt, „überraschendes, ja erschreckendes“ Gesetz des Versbaues, wonach jeder Vers zwölf Sylben, „keine mehr noch minder,“ zählen (!) müsse, hat nur vermocht, das einmal gewonnene, mit dem Entwicklungsgange unsrer Dichtkunst auf das Genaueste zusammenhängende Gesetz der vier (acht) Hebungen, auch neben der Alliteration, in immer helleres Licht zu setzen. Die beyden neuesten Herausgeber dagegen haben sich in dieser Beziehung ihr Geschäft allzuleicht gemacht, indem Dr. Vollmer seine Rechenschaft ablegenden Bemerkungen S. 20 mit den naiven Worten schließt: „Endlich noch ein wort über den vers. Die neuesten heraufzgeber suchten, jeder auf seine weise, dafz gedicht einem bestimmten versmafze anzupassen. wir stehen von einem solchen versuche ab und ordnen die verse ohne die silben ängstlich abzuzählen oder zu meszen, einfach nach maszgabe der stäbe.“ In welcher unglaublichen Weise bey diesem „Ordnen“ mit Worten und Zeilen, selbst mit den Stabreimen, zugleich ohne alle Ahnung des Versmaßes verfahren worden, werden auf dem Wege unsrer Beurtheilung hinlängliche Beyspiele beweisen.

Nach der Widmung S. 3. 4 bieten uns die vereinten Herausgeber zunächst auf S. 5. 6 den „urkundlichen text,“ darnach auf S. 7. 8 den „berichtigten text;“ beyden folgt auf S. 9. 10 „dafz gedicht in seiner sächsischen gestalt,“ diesem auf S. 11. 12 die neuhochdeutsche „Übersetzung.“ Hienach treten „Bemerkungen“ ein, zunächst in umgekehrter Namenfolge gegen den Titel von Dr. K. Hofmann (S. 13 — 15), dann von Dr. A. Vollmer (S. 15 — 20), der zum Schluße auf S. 21. 22 uns sogar noch „dafz gedicht in gothischer sprache“ zum Nachschmacke darbietet.

Den „urkundlichen text“ bemühten sich die Herausgeber „so genau als efz im drukke möglich ist nach W. Grimm's durchzeichnung“ (S. 13) wiederzugeben [1]). Wir wollen in dieser Beziehung

---

1) Die Handschrift verbindet vielfach, was von einander gehört (soman 40., nubi 28., dirit 28., so

h

tigere wilimih 31. Galt es eben „urkundliche“ Genauigkeit auch im stets hinter einem Facsimile zurückbleibenden Drucke, so hätte ferner auch die Abkürzung heribtes 38 dort nicht in heribrahtes aufgelöst werden dürfen, um so weniger, als sie ungewiß läßt, ob sie für heribrahtes oder heribrantes gemeint gewesen sey, worüber unser Gedicht oder unsre Handschrift eben schwankt.

Sonst sind die Herren Herausgeber so überurkundlich zu Werke gegangen, daß sie uns selbst die ganz und gar nicht zum deutschen Gedichte gehörige lateinische Federprobe ganz unten am Schlußrande mit in den Kauf geben, jedoch falsch gelesen, indem nicht xpi greceu nc tuf. dr latine, sondern wohlerkennbar xpſ grece unc tuf dr̄ latine (auch ohne Punkt nach unctuf) d. i. christus graece, unctus dicitur latine, dasteht. Erschien aber diese Schreibprobe den verbundenen H. so wichtig, so hätten sie doch auch 1) die grade drüber stehende, nur durch einen längeren Querriß im Pergamente unterbrochene Wiederholung derselben Worte, wovon xpſ g ıſ dr̄ latine im Facsimile noch wohl zu erkennen sind, 2) auf Bl. 1. neben Z. 10 — 12. links auch die Randbuchstaben u | & | pq | mit abdrucken lassen müssen [2]). In der Handschrift erscheint übrigens nach dem Worte aodlihho 43. ein im Facsimile nicht abgebildetes p nebst einem Schnirkel (⌒). Daß das Facsimile auch in Z. 48. oben zwischen sih und dero, ebenso über dem h des gleich darauf folgenden hiutu zum Beweise, daß beyde Wörter (was auch die Alliteration verlangt) umgestellt werden sollten, ein zwiefaches = wegließ, weil das Zeichen für jünger gehalten wurde, hatte Lachmann 1833 schon (S. 33) nachgeholt.

I.

Auch die Schriftzüge eines solchen Unicum's, namentlich wo, wie im gegebenen Falle, die Ursprünglichkeit der Mundart in Frage kommt, ver-

---

2) Uebrigens sind alle diese Randbemerkungen in der Handschrift wegen der angewendeten Reagentien neuerdings fast gar nicht mehr zu lesen.

dienen die genaueste Beachtung. Das bereits erwähnte, dreymal rasch hinter einander folgende d des Facsimile's erscheint in der Handschrift nochmals in guckhamun Z. 4. (eher konnte es nicht weiter vorkommen) wieder; noch heute zeigt sich die Spur jenes Querstriches rechts oben am d deutlich. Auch für das öftere Vorkommen des oberen Hakens an p sind Spuren in der Handschrift an pic 37, noch mehr an pestar 33., welches letztere Wort damit in eine Falte des zweyten Blattes fällt, die sich von dem Worte dat 25. oben bis zu pur | tun 53. unten, also senkrecht durch die ganze Seite zieht und in Z. 25 — 31. und 41 — 53. an Erloschenheit (und an noch einem Umstande) der darein und daran fallenden Buchstaben auch im Facsimile sehr wohl verfolgt werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

Anmerkungen zur Ilias.

(Schluß.)

Sie sind nicht relativ verbunden, sondern neben einander gestellt, ὅς ist nicht qui, und kann wegen des Folgenden nicht qui seyn, sondern ὅς ist der, und der erste Satz stellt in der angegebenen Fügung einen Fall auf, dem sich der andere durch die einfache Verbindung von τέ als Folge anschließt. Der gehorche den Göttern, und sie pflegen auf ihn zu hören, wofür die spätere Syntax sagt: wer den Göttern gehorcht, auf den pflegen sie zu hören.

Es ist nicht anders in der Stelle v. 81. 82. auf welche der Verf. hinweiset: εἴ περ γάρ τε χόλον γε καὶ αὐτῆμαρ κατατέψῃ, ἀλλά τε καὶ μετόπισθεν ἔχει κότον, ὄφρα τελέσσῃ, deren Schwierigkeiten der Verfasser mit Hülfe der Partikellehre, die er billiget, auf eigenthümliche Weise, aber vergeblich zu lösen sucht. Erstlich soll εἴ περ, wenn noch so sehr, wenn immerhin, ἀλλὰ aber dafür, dagegen bedeuten, wo man fragen kann, wie das Noch so sehr und das Dafür in diese Partikeln hineinkommt; zweytens soll man die Partikel τέ als selbstständig anerkennen, da sie weder an γάρ, noch

an ἀλλὰ gebunden ist. Wie aber kommt eine Selbstständigkeit in das Wörtlein, wenn es in ähnlichen Fügungen auch ohne γάρ oder ἀλλὰ steht? Die Partikel verknüpft eben einen Satz an den andern, sie ist darum nicht selbstständig, sondern dienend, und steht sie wie hier in zwei Sätzen nacheinander, so wird dadurch die Verknüpfung nur eine engere, eine correlative. Der vordere Satz soll nicht ohne Beziehung auf den hintern, wie der hintere nicht außer Verhältniß zu dem vordern gedacht werden. Beyde erscheinen als die formell auseinandergelegten Theile einer und derselben Anschauung. Herbeygeführt aber wird die engere Verbindung vermittelst des doppelten τέ, durch die nicht syntaktische sondern paratactische Verknüpfung der Sätze von εἴπερ und ἀλλὰ. Der erste enthält die Fallsetzung, daß etwas geschehe, mit Andeutung des Wunsches in εἴ περ, „wenn doch," der andere mit ἀλλὰ inhibirt mit der der Partikel eigenen Kraft die Folge, welche man aus der ersten Annahme und ihrer Erfüllung herleiten konnte: „wenn doch er den Zorn für den Augenblick" unterdrückt; „aber" d. i. im Fall er es auch thut, so bleibt gleichwohl auch in Zukunft der Groll in seinem Gemüthe bis er ihn vollendet d. i. dasjenige thut, was nämlich dieser ihm eingiebt. Eben weil beyde Sätze nur nebeneinander gestellt waren, aber doch innig verbunden sind, war gut, wenn auch nicht nöthig, ihr correlatives Verhältniß durch Einsetzung des doppelten τέ bestimmter anzudeuten. Uebrigens ist, um das gelegentlich gegen anderweitige Ausführungen des Verfassers zu bemerken, τέ Wurzel von τείνω mit dem Begriff des Einspannens oder Anklammerns, die eigentliche Copula, wie καὶ aus κι erweitert die von κίω mit dem Begriff des Vorwärtsbringens (geh, auch). Es wird nicht nöthig seyn, darüber ausführlicher zu werden nach dem, was in der dritten Ausgabe der homerischen Grammatik über die Durchführung der παράταξις in der homerischen Rede vorgetragen worden ist. Es galt nur, die Unumgänglichkeit derselben dadurch zu erhärten, daß diese neuesten Versuche, die alte und eigenthümliche homerische Redeform auf die attische Kapelle zu bringen, als illusorisch bezeichnet worden.

Wir glauben durch die bisher vorgetragenen Bemerkungen den Charakter der sehr schätzbaren Arbeit

des Hrn. Verfassers, das, was sie leistet, und was sie zu wünschen übrig läßt, sattsam bezeichnet zu haben.

Die neuen Excurse verbreiten sich zunächst über τὲ und δὴ. Jenes wird mit Hartung aus dem Demonstrativum τεῖ oder τῇ als abgeschwächt angenommen und soll in Folge davon so und nach Umständen auch und ingleichen bedeuten. Indeß würde eine Abschwächung von τῇ wohl τὶ geliefert haben, und selbst, wenn sie richtig wäre, gäbe es keine Möglichkeit, aus dem Demonstrativ auf die Bedeutung von auch und ingleichen zu kommen, Wörter, deren willkürliche Anwendung in die Stellen, welche τὲ haben, noch oben drein ein wahres ἄνω κάτω bringen würden. Mit diesen Mitteln wird also der oben wiederholt angedeuteten Lehre von Ursprung und Bedeutung dieser Partikel nicht zu begegnen seyn.

Von δὴ wird bemerkt, Hartung habe ihre determinative Natur entdeckt, und da sey klar geworden, daß sie nicht eine versichernde bestätigende, sondern eine abschließende und eben dadurch ausschließende, sodann eine logisch abschließende oder im eigentlichen Sinne schließende Partikel sey. Wir haben oben bemerkt, daß δὴ nur ein verstärktes δὲ sey. So ist μὴν ein verstärktes μὲν, und beyde δὴ und μὴν sind die Wurzel oder, wenn man will, imperative Formen von δέω und μένω so gut wie ἰδὲ, wo es copulirt imperative Form von ἰδεῖν, und καὶ, aus κι erweitert, die gleiche Form von κίω ist. Das süddeutsche halt als Imperativ von halten, und dem μὲν entsprechend, kann noch zur weitern Erläuterung dienen. Hat aber δὴ, als Verstärkung von δὲ, zufolge seines Etymon bindende Kraft, so ist darin das Versichernde und Bestätigende, das Verpflichtende mitenthalten. Ferner wird τοὶ auf den Dativ dir zurückgeführt, was jedenfalls controvers ist, und in der griechischen Rede ohne ἀνάλογον wäre. Auch liegt die Zurückführung auf τῷ und das veraltete τῳς näher und genügt für den Gebrauch.

Der zweyte Excurs über ἐπὶ mit dem Genitiv der Bewegung setzt, wie der Verf. schon früher gethan, in ἐπί die Bezeichnung des Punktes, von welchem aus die Bewegung geht, und erläutert seine Annahme durch den hebräischen Gebrauch. Der dritte über die Form der relativen Absichtssätze bey Homer ruht auf der unhaltbaren Annahme einer Identität des Futurs und Conjunctives, da in dem Futurum, selbst im unabhängigen, ein Sollen stecken soll. Doch dieses ist nicht darin, sondern wird hineingetragen, und das Euripideische Fragment ἄρξουσιν ἄλλοι, τήνδ' ἐγὼ σώσω πόλιν, kann nicht übersetzt werden: „herrschen sollen andere," sondern die Bedeutung des Futurs bleibt, „andere werden herrschen, ich aber werde diese Stadt retten", was uns eine ganz andere und in sich sehr berechtigte Anschauungsweise gibt, die syntaktisch gefaßt auf ein während andere herrschen werden, werde ich die Stadt schützen hinausläuft.

Der vierte Excurs behandelt die Liedertheorie nach den Ansichten von Hoffmann, Curtius und Köchly. Gegen die von Lachmann mit wissenschaftlicher Schärfe durchgeführte Lehre von der Zusammensetzung der drey ersten Rhapsodien aus mehreren ursprünglich von einander unabhängigen Liedern hat der Verfasser in verschiedenen Anmerkungen die Ansicht geltend zu machen gesucht, daß diese drey Bücher in der Gestalt, wie sie vorliegen, als ein Ganzes zu begreifen seyen, und stellt im Excurs mehreres darauf Bezügliche gegen die genannten Gelehrten nicht ohne Scharfsinn und zum Theil mit Glück zusammen, ohne daß dadurch die Hauptsache der Entscheidung näher gebracht wird.

Daß in der Form, wie die drey Gesänge vorliegen, sie ein Ganzes bilden, sogar ein nach Umständen und in der Hauptsache wohlgeordnetes und großartiges Ganze, ist für uns unzweifelhaft. Wie sie aber ein solches geworden, und ungeachtet der Verbindung verschiedener Stücke seyn können, ist eine andere Frage, auf die wir vielleicht später mit Bezug auf die hier vorliegende Arbeit zurückkommen.

Fr. Thiersch.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Daſz Hildebrandslied.

(Fortsetzung.)

Der Haken des **f** in dem berüchtigten **f**abnū 53. ist im Facsimile vom **f** etwas zu weit rechts entrückt worden und hat darum auch nach Jenes Erscheinen noch irre geleitet; der dahinter erscheinende Punkt ist in der Handschrift jetzt noch ungewisser geworden. Außer der in wabnū wegen Beengtheit des Raumes und Randes hervortretenden Abkürzung, die sich auch in stoptū 52. wiederholt, und außer der Verschlingung & in hera& und d& 18. und feh&a 22. kommt Abkürzung nur noch in dem schon angeführten heribtef 35. vor, das nach den kurz vorhergehenden hiltibra*n*t und heribra*n*tes 34. wohl auch nur in heribra*n*tes, nicht heribra*h*tes aufgelöst werden darf, obgleich 35. jenem abgekürzten heribtef hiltibra*h*t vorhergeht und der rechts unten vom h stehende Punkt schwerlich dem h gelten kann; während 28. in hadubra*h*t der obere Strich des h, wenigstens im Facsimile, angeschabt erscheint, um ein n daraus zu machen. Sichrer noch findet dieß in der Handschrift wirklich bey hiltibra*h*t in Z. 2. statt, wo am zweyten h oben bestimmt geschabt worden ist, um den Längenstrich zu durchbrechen, was weiter an einem rechts oben neben jenem sich befindenden Punkte, so wie an einem links unten noch mehr als im Facsimile angedeuteten Ansatze des n zu erkennen ist. Vielleicht lag in der Urschrift (wenn eine solche anzunehmen ist) überall eine gleiche Abkürzung vor, wie sie auch später bey solchen zusammengesetzten Namen in Handschriften gebräuchlich ist, woraus dann 25. hiltibra*h*t, 5. 11. hadubra*h*t hiltibra*n*tes sunu, 2. 14. hadubra*n*t hervorschwankte. Vielleicht beruht auf ursprünglich vorgelegener Abkürzung auch das verschriebene gistuontu*m*, wofür die Handschrift nicht etwa gistuontun. zeigt.

Verschreibungen und Aenderungen, wie in dem besprochenen hregilo, wilimih, scal treten noch weiter zu Tage; in der schon besprochenen Z. 28. wurde, im umgekehrten Verhältnisse zu jenem hadubraht und hiltibraht 2., in i*h* offenbar das h aus einem n gemacht, so daß unter ih ein in oder wahrscheinlicher ni, als das halb vorgegriffene nu derselben Zeile lag. In dem gleich auf dieß richtige nu folgenden huldi wollte der Schreiber zuerst hu*d*i schreiben; das zeigt das l des Facsimile's, noch mehr die Handschrift.

Manche Züge hat das Facsimile zu stark ausgeprägt: so in ir*m*ingot 24., wo man sonst versucht werden könnte, am mittleren Striche des m ein angefangenes r, als hätte der Schreiber irr — im Sinne gehabt, zu sehen. Eben so ist in hadubrant 14. der Haken links am n zu stark gezeichnet; gleichmäßig nach habbe 24. und wurtun 53. der Punkt, während die Punkte nach minef 19., skihit 38. in der Handschrift wieder kräftiger und klarer erscheinen und auch nach frotoro 7., gileitof 26., funo 38. entschieden, nicht ganz so klar nach fater 14. Punkte stehen; Spur davon auch nach fatarungo 3., hier sogar mit einem feinen Striche, wie nach gudhamun 4. im Facsimile. In Z. 15. findet sich am h in gih ueit rechts in der Mitte noch ein kleiner Strich nach rechts aufwärts

(—), in huitte 52. ein solcher unten vor dem e, was in Betreff der Hebungen nicht unwichtig scheint. In folche 8. stehen unter dem h zwey Punkte (in folchef 22. nicht); über dem verschriebenen l in hregilo steht noch ein Punkt. In detrihhe 18. sieht die Anlehnung des t an r aus, als hätte ein o darunter gelegen, wie es in deotrichhe zu Tage tritt. Dètrihhe aber (und dèt) dürfte in Bezug auf ursprüngliche Mundart unsers Gedichtes von Gewicht seyn, obgleich das letztre (d&) Verfrühung zu seyn und, selbst sehr erloschen, in der Handschrift auch durchgestrichen zu seyn scheint. Ueber dem t in stuontum 19. befindet sich in der Handschrift noch ein dicker Strich von derselben Tinte, der aber nicht mehr durch die Spuren des erloschenen & in jenem d& hinaufreicht. — Eine weitere Verfrühung tritt wohl in min 11. (stait mir) kurz vor al irmindeot zu Tage. mi$\mathfrak{p}$ in jenem mi$\mathfrak{n}$ d. h. etwa ein angelsächsisches $\mathfrak{p}$ statt des n zu vermuthen, verbietet der klare, feste, senkrechte Strich des n rechts in der Handschrift. Dennoch kann die Aehnlichkeit der beyden Buchstaben in der Vorlage (n und $\mathfrak{p}$) gewirkt haben (freylich steht 9. 33. mi, doch mir 40., wie dir 28. 30. 44. 47.); vielleicht wirkte solch $\mathfrak{p}$ auch in rihtun und garetun 3., obgleich in letzterem der untere Haken des r. im Facsimile etwas zu stark angegeben und umgebogen ist, während im ersten r in ummet tiri 20. die Umbiegung in der Handschrift fast noch kräftiger erscheint, so daß Wackernagel dadurch wohl noch mehr für sein ummet tiuri bestärkt werden könnte. In fatereref 19. wirkte vielleicht die Aehnlichkeit zwischen einem angelsächsisch-sächsischen $\mathfrak{r}$, und $\mathfrak{r}^{v}$; man vergleiche nur das r von arundi in Schmeller's erstem Facsimile zum Heliand, Z. 7 [3]). In ufere 12. ist vielleicht aus jenem selben Grunde die mangelnde Alliteration auf f zu suchen.

3) Aehnlich giebt bekanntlich, wahrscheinlich wegen Naheliegens der gothischen K und R, das gothische Kalenderbruchstück frithareikeikeis statt des einfachen frithareikeis (oder frithareikis).

Die Handschrift des Hildebrandsliedes zeigt ferner die in sippan 26. und sagef 9. anlautenden s fester ausgeprägt als im Facsimile; eben so ist das n in gimeinun 48. bestimmter von i getrennt; das Facsimile würde mehr nöthigen, an sich nicht uneben, gimeⁿⁿun anzunehmen. Das zweyte i in dirit 28. ist gleichfalls deutlicher in der Handschrift; eben so das offene cc in ubar 4., obschon es im Ganzen schwächer erscheint als im Facsimile. Der Flecken in feh&a 22. ist im Facsimile gleichfalls zu stark angegeben, eben so vor banun 41., wo derselbe übrigens schon von seeritun 40. an bis hau$\mathfrak{f}$an 42. durchreicht. Das & hinter hera 18. ist jetzt noch mehr erloschen, als das F. zeigt. In Z. 52. steht chludun etwas näher zu bort; he$^{v}\mathfrak{f}$un 52. hat in der Handschrift die im Facsimile hervortretende Spur eines am $\hat{p}$ erscheinenden u (hevuun) nicht; dagegen erscheint am f in fortof 32. rechts oben ein kleines Häkchen f^{v}ortof. Das wichtige, bisher w. ttu gelesene, Wort (Z. 24.) bietet nach Vorlage dreyer unabhängig von einander gefertigten Facsimile's weder Raum für ein zweytes t, noch, wenn man jenes gegen die Thatsache der Schrift festhalten wollte, für ein i oder a oder sonst etwas. Das beginnende $\mathfrak{p}$, breiter und größer gehalten als jedes andre der Handschrift (vielleicht weil es die Rede Hildebrand's anhebt), rückt unmittelbar an den vor dem wirklichen t stehenden Schriftzug (e?? i? a?) und erst dadurch wird der noch weiter rechts, als im Facsimile stattfindet, gerückte Haken als zum $\mathfrak{p}$ gehörig begründet und dieses somit als Anlaut $\mathfrak{f}$ bestätigt. Wie man aber auch über jenen zwischen $\hat{p}$ und t stehenden Zug urtheilen möge, sicher ist, daß die beyden nach dem t folgenden senkrechten Schriftzüge, die im Facsimile fast getrennt erscheinen, in der Handschriften unten auf das bestimmteste verbunden sind. Mit dem länger hinabgehenden zweyten Striche vergleicht sich u in prut 17. und i in hættj 13., mitj 53., muottj 49. —

Alle diese Dinge können klein und bedeutungslos erscheinen und doch hängt, wie nach einer mittelalterlichen Sage, Neapel an einem Ey, so an ihnen, als der Grundlage, oft der Aufbau des ganzen Ver-

ſtändniſſes. Daß das geübteſte Auge ſelbſt über unmittelbarſter Beſchäftigung und Beſchauung ſolcher Schriftdenkmäler wie umflort werden kann [4]), zeigt das bereits beſprochene wilimih 31., das ſelbſt in der Vorrede zum Facſimile noch als wilihu (h) genommen wurde (vergl. Gramm. III, 771.), wogegen die wiedergegebenen Züge, mehr noch die Handſchrift gleich hätten wahren ſollen. Lachmann erkannte aus dem Facſimile das Richtige (S. 27.), während *mitj* 53., was Schmeller zum Heliand (II, 78) als *mitj* auffaßte und die neueſten Herausgeber nicht abermals als :nitj hätten drucken laſſen ſollen, ſich damals noch entzog (S. 35, 18, 38.), gleich wabnum, das als wambnum ſelbſt 1839 noch in Wackernagel's Leſebuche forterbte und erſt im Wörterbuche dazu der Vollmerſchen Lesart wich, wie es Schmeller (nach S. 78. 125) ſchon 1840 resp. 1830 erkannt hatte.

W. Grimm hat in der Vorrede zum Facſimile und in den Götting. Anzeigen 1830 St. 48. die Behauptung aufgeſtellt, daß die oberſten 8 Zeilen des zweyten Blattes unſres Gedichtes (Z. 25 — 32. des Facſimile) bis zum vorletzten Worte inwit von einer andern Hand geſchrieben ſeyen, und dafür geltend gemacht, daß auf Bl. I. und wieder nach Z. 32. auf Bl. II. gima*h*alta und fun*o*, innerhalb jener Z. 25 — 32. dagegen gim*a*lta und fun*u* geſchrieben werde; hier ferner *p*uortun, dort wortum, dort wilihuh, hier waniu ih 23, gisihu ih. 35. Von dieſen hervorgehobenen Worten fällt jedoch, wie wir ſahen, wilihuh an ſich fort (hat doch der vermeinte zweyte Schreiber auch gib*u* 28., wie heittu 14.); ſodann ſteht weder die Schreibung ſu — noch das n im geltend gemachten *p*uortun 31. ſo vereinzelt da, indem die Verbindung ſu — auch mehrfach auf Bl. I. erſcheint und zu jenem dine*m* uuortu*n* auf Bl. I. neben föhe*m* auortu*m* 8, chönne*m* mannu*m* 23, de*m* ſciltí*m* 51 (auch hruſti*m* 36, afki*m* 50), auch gut ſächſiſch heriu*n* tuë*m* 2, æno*n* muoti*n* 1. und auf Bl. II. ſcarpê*n* ſcûri*m* 50. und, nach ſtôptū 51. zu ſchließen, vielleicht auch wâpnu*n* 53. auftritt. Aber auch funu 29. erſcheint ſchon auf Bl. I. in Z. 3. 6. 12., während funo erſt Z. 34. 35. des II. Bl. (vergl. êniger*u* 41. zu dero 5.) [5]). Von allen jenen Beweisſtellen für die Hand eines zweyten Schreibers bliebe demnach nur das einmalige gimâlta neben dreymaligem gimahalta 6. 11. 35. (und birahanen 45.) ſtehen, man müßte denn bou*g*a 27. gegenüber rau*b*a 45., hau*w*an 42. und ta*o*c 44. geltend machen wollen, oder dinc (neben chuning), wan*t* 26., uun*t*ane 26., ga*p* 25. (neben lib!), ſippan 26., *p*iſt (neben *b*iſt!), gi*t*an 27., *t*ruhtin 28., wogegen aber da*t* 25., i*t* 28. und ab heuane 25. entſchieden widerſprechen, ſo wie oberdeutſche Auslaute unverändert durch das ganze Gedicht laufen. Beyde vermeinte Schreiber gebrauchen auch die Miſchung von -braht und -brant in den Eigennamen völlig gleich. Schon Lachmann, obgleich er die überraſchende Entdeckung Grimm's aufnahm, fügte doch das Bedenken hinzu: „Wie die beyden Schreiber dabey verfuhren, iſt wohl ſchwer zu ſagen [6])." Ich meines Theils möchte den Schriftgeſchwornen ſehen, der in den Worten gerû ſcal man 29., ummet ſpâher 30., ſperû ſerpan 31. 32. pp. eine andre Hand nachzuweiſen wagte. Miſchung kleinerer und größerer Schriftzüge bietet uns auch manche andre Zeile der Handſchrift und namentlich das ganze zweyte viel verengtere Blatt dar (vergl. Z. 33. 51. ꝛc.), und die vorzugsweiſe

4) „Wer ähnliche Denkmäler bearbeitet, wird die Erfahrung machen, daß einige Dunkelheiten ſich zuweilen erleichtern, nachdem man den Text eine Zeit lang ruhen gelaſſen und hernach wieder friſchen Auges betrachtet." Grimm. Altd. W. I, 324.

5) Dieß Alles bemerkte übrigens ſchon Dr. Wilbrandt (S. 13).

6) Noch ſchwerer freylich ſind Dr. Wilbrandt's zwey ſich folgende Abſchreiber zu reimen oder zu ſcheiden; einer iſt ihm ein „niederdeutſchelnder fränkiſcher Bearbeiter, der das Sächſiſche (z. B. in ſuaſat) verunreinigte;" ringa ohne h beurkundet ihm den Copiſten, bihrahanen mit h den Bearbeiter u. ſ. w.

verkümmerten Wörter dat 25., ſant 26., ſo imo 27., nubi 28., mit 29., dir 30., ſuor|tun 31., die alle ziemlich ſenkrecht unter einander ſtehen, haben ſämmtlich im Facſimile etwas von ihrer urkundlichen Breite eingebüßt, weil ſie in jene bereits geltend gemachte, ſenkrecht durch das ganze Blatt gehende Falte hineinfallen: in imo 27. z. B. ſteht das i in der Handſchrift nicht ſo nahe zum m. In dem thatſächlichen Engerwerden der Schrift gleich in den erſten Zeilen des zweyten Blattes kann ich keine andre Erſcheinung ſehen, als die Sorge des mit Bl. I. ziemlich verſchwenderiſch umgegangenen einen Schreibers, für ſein Lied am Ende nicht auszureichen, wie er denn auch, trotz fortgeſetztem engeren Schreiben, auch nach Z. 32. (gegen Bl. I. gehalten), zu unſerm Leidweſen wirklich nicht ausreichte. Das letzte Wort der Seite, jenes ſabnū, zeigt, wie er wenigſtens das zur Alliterationszeile (ge|wigan miti |wâpnum) gehörige Wort herüberzuziehen noch bemüht war. Die Handſchrift, darin das unſchätzbare Bruchſtück auf erſter und letzter frey gebliebener Schutzſeite derſelben aufbewahrt wurde, umfaßt bekanntlich 9 Lagen, deren 1 — 5. und 7. 8. aus vier, 6. und 9. aus fünf Doppelblättern beſtehen; dem ſonſtigen Texte geht nichts ab. Möglich, daß der Schreiber unſers Gedichtes ein Beyblättchen einſt zufügte, da nicht anzunehmen iſt, daß ihm der Schluß des Liedes, welcher den Wendepunkt des Ganzen, die ſchmerzliche und wiederverſöhnende Löſung, enthielt, nicht bekannt geweſen, oder nicht vorgelegen haben ſollte.

Die Annahme derer, welche mündliche Ueberlieferung oder auch Aufſchreiben aus dem Gedächtniſſe (gar nach dem Vorſagen?) geltend gemacht haben, verrede ich in ſo fern nicht, als der Schreiber auch beym Abſchreiben ſelber des Liedes mächtig geweſen ſeyn mag; manche Umſtände aber laſſen doch vorzugsweiſe auf ein Ab- und zugleich auf ein Ueberſchreiben aus einer Mundart in die andre ſchließen, wobey ſich dann nur einfach früge, aus welcher in welche? Daß ſich Ober- und Niederdeutſch, etwa „Fränkiſch und Sächſiſch“ hier räthſelhaft miſchen (ob zu „thüringiſcher“ Mundart?), liegt in jeder Zeile, jedem Worte zu Tage. Aber war giſtuont 7. und giſtuontum 19. urſprünglicher oder giſtôntun 21. und giſtônt 51.? Eben ſo dètrihhe 18. oder detrihhe 18. oder deotrichhe 21. und theotrichhe? Und deutet in letztrem Worte das th, vereint mit dem drey(vier)maligen t auf ſächſiſche Vorlage, wozu ſich ſeggen 1. (genüber ſages 9., ſagetun 12. 33.) geſellt? Was iſt das Urſprüngliche in den wunderbaren Miſchungen *gud*-hamun 4., gudea 47. und *ch*ud 10. 23., fe*hſtic* 39., fu*aſat*, *ch*ind 41. 42., *ch*ind in *ch*uninc riche 10., *ch*eiſuring*u* 27., *ch*uning *gap* 27. neben li*b* 24., *p*iſt 32. neben *b*iſt 30., prût neben *b*ûre 17., harmlîcco 52. neben aodlî*hh*o 42., welî*hh*es 9., *th*eotri*hh*e 15., *d*eotrîch*h*e 21. und dètrî*hh*e 18., endlich rîch*e* 10. 37.; folche 8. 22. (folc 40.); nicht minder rec*ch*eo 37., dem dabey das ſächſiſche *w* fehlt.

Wie erklärt ſich ferner das ſächſiſche und urſprüngliche helidôs 4. (dem L. in Z. 3 sunufaturungôs nachbildete) dicht neben dem „fränkiſchen“ ringâ 5. (und bougâ 27, raubâ 45), dem wieder das h fehlt, wie dem wer 8., welihher 9., we (r) dar 48, während es in bi*h*rahanen 45. und gi*h*ueit 15. fälſchlich hinzugefügt erſcheint? Sollte vielleicht bih rahanen (ſo ſteht geſchrieben, wie gih ueit) auf eine Vorlage, die Aehnliches zeigte wie das angelſächſiſche big in bighýdig, bigleofa, bigvord, bigviſt, bigſtandan u. ſ. w. hindeuten? [7]) Unſer Lied gewährt ſonſt *gi*-ſi*h*u ih 35, während in den Fragment. theotisc. (Wien, 1841) I, 3. ga*h*ſahhun geleſen wird.

(Fortſetzung folgt).

7) Das *h* in bi*h*rahanen könnte aus ſeinem zweyten verfrüht, oder auch aus dem in der voraus gehenden Zeile nahe ſtehenden *h*rusti verirrt ſeyn.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Daſz Hildebrandslied.

(Fortsetzung).

Im vorgenannten werdar 48. fällt zugleich das oberdeutsche r auf (Gramm. II, 795. III, 260), das auch in erdo 49. neben zweymaligem eddo 8. 42. wiederkehrt. — Wer erklärt ferner die bunte Mischung der Selbstlauter in môtti 48. neben muotti 45., muotin 1.; gôten 36., frôte 7. 13., chônnem 23. und das entschieden sächsische ôdre 10. neben cnuosles 9. (und fuortos 32.)? friunt 19., hiutu 48., liuti 12. 46. neben deot 11., deotrichhe 21. 15. (u. dêtrihhe 18.!), sceotantero 40., iu 24. neben eo 20, 22, 40? staimbort 52. 53. neben cheisuringu 27., gileitos 26., gi(h)ueit 15., gimeinun 48., heittu 14. und neben uuêt 10., bedero 49., tuêm 2., ênic 45., ęnigeru 41., ęnan 9., ænon 1.? [8]) Auch das Schwanken des reinen þ (26mal nebst jenen zweyen Malen für hv —; vgl. hauþan 42., heþun 52.) in þu (2mal), uu (5mal: vgl. uualtan 49. neben þaltant 38.) und u (heuane 25.; dazu huitte 52., fuert 4. 42., suasat 41., tuem 2.) kommt hier in Betracht, so wie das Vorkommen des þ überhaupt in Verbindung mit jenem d, welche für (angel)sächsische Schriftvorlage in die Schranken treten. Wir erinnern hiebey an das weiter oben über ƿ und ſ Gesagte. Ik tritt sechsmal auf (14., 23., 28., 35., 39., 45.), ik nur zweymal (1., 9.); aber sein k, verbunden mit skihit 38. und besonders mit askim 50. (vgl. reccheo) 37., neben sc — 50., 51., 52., 40., 41., dürfte auch wohl an sächsische Vorlage erinnern.

8) Die doppelte Schreibung in chônnem 23., lêttun 50., urhêttun 1., môtti 48. und muotti 49. (gegen muo|tin 1. 2.), huitte 52., haetti 14., heittu 14., harmlîcco 52., aoddâhho 43. ꝛc.) eben so in der Kürze seggen 1., habbê 24. (neben habês 15. 36.), sitten 17., luttil 16. 53., sippan 26., ummettirri 20 (neben ummet spâher 30.) kommt auch in Betracht.

II.

Nach dieser nochmaligen Besprechung der äußeren Schriftbeschaffenheit unsers Liedes, wozu die uns vorliegende Doppelarbeit wenigstens negativ aufforderte, indem sie auch darauf, zu ihrer eigenen Einbuße, gar keine billige Rücksicht genommen, wenden wir uns zu ihrer Textbegründung, so wie Wort- und Sacherklärung, nicht minder der Stabherstellung, welche sich die vereinten H. nach jenem Eingangs (Sp. 458) mitgetheilten Versmaßbekenntnisse vorzugsweise zur Aufgabe gestellt zu haben scheinen.

Grundgesetz für jede Erklärung solcher altdeutschen Sprachdenkmäler, von denen wir obenein nur eine Handschrift (dazu in so räthselhafter Spracherscheinung) besitzen, bleibt ohne Zweifel, einmal so wenig wie möglich am vorliegenden Texte zu rütteln und zu verrücken, sodann die Erklärung des Einzelnen wie des Ganzen innerhalb des Gebietes zu suchen, das uns die übrige deutsche Dichtkunst erschließt. In jenem ersteren Sinne dürfte die Prüfung der Handschrift, wie wir sie eben erneut vorgenommen haben, im Allgemeinen

das Ergebniß bieten, daß der Schreiber, im Einzelnen zwar flüchtig (vgl. sih = dero = hiutu hregilo 48.) scal 41., hevfun 52., min...., irmin 11., hiltcu 5., hrumen 49., .iro. 4. u. s. w.), sich doch im Ganzen keine wesentlichen Umstellungen größerer Wortverbindungen oder Lücken und Verwirrungen des innern Fortschrittes im Gedichte (etwa aus Gedächtnißfehlern) habe zu Schulden kommen lassen, ausgenommen vielleicht die Worte quad hiltibrant 44., welche L. daher schon ausstieß, und unti deotrîchhe darbâ gistôntun 21., die allen Auslegern außer Wackernagel Wiederholung aus 18. (sîd dètrîhhe darbâ gistuontun) zu seyn schienen, während Jener sie sich durch Aenderung des ummett - irri 20. in ummet - tiuri (vgl. oben Sp. 467) zu sinnretten suchte. Der kleine Zusatz ur lante 39., der wider das Versmaß anstreitet und wohl nur zur Erklärung von wallôta hinzugefügt wurde, wird durch der neuesten Herausgeber Auslegung nicht gerettet, wogegen das gleichfalls Beanstandete mit sus sippan man 25., 26. sich, als sinnnothwendig, wohl wird halten lassen.

Daß die neuesten Herausgeber auf diesem Gebiete der Ehrfurcht vor überlieferten Schriftzügen und Sprachklängen überaus willkürlich mit Stellung einzelner Worte, ganzer Sätze, ja Abschnitte umgegangen sind, werden einzelne Beyspiele sogleich näher belegen. Was die zweyte Hälfte unsers eben aufgestellten Grundsatzes, die Einstellung unsers Gedichtes in den Kreis und Kranz deutscher Dichtung überhaupt, betrifft, so hat inzwischen erweiterte Forschung in der altsächsischen und namentlich angelsächsischen wie nordischen Dichtkunst uns die Ueberzeugung von der frischesten und unmittelbarsten Zugehörigkeit unsers Gedichtes zu dem allen deutschen Völkern gemeinsamen Ringe „sinnlicher und sittlicher Anschauungen“ (J. Grimm zu Andr. und Elena, S. XXXVIII) erfreulich bestätigt und gestärkt. Von Ausdrücken, wie ibu dir din ellen taoc 44., der sich jüngst im Angelsächsischen wörtlich wiedergefunden hat: ibu (oder thonne) his ellen deah, sagt Grimm (a. a. O. S. XLII.), daß er kaum ein merkwürdigeres Beyspiel des beharrlichen, gemeinsamen Festhaltens an uralter überlieferter Weise wüßte. Aber auch andere Ausdrücke unsers Liedes, nicht nur irmingot, irmindeot, raub (agf. välreap), chône (agf. gârcêne man), rahanen (nord. râna), cheisuring (agf. câsering) u. s. w., finden sich wieder: barn unwahsan 17. (agf. bearn unveaxen, eafora unveaxen), arbeolaosa 17. (Kind wart her faterlôs im Ludwigsliede); scarpên scûrim 50 (Heliand 156, 21. scarpon scûrun; vgl. agf. scûrum heárd, scûrheárd, îsen-scur ꝛc.), wuntanê bougâ 36. (agf. vundene beágas, vgl. Hel 16., 24. wundan gold = vunden gold Cädm. 116. 124, 30. Beov. 2387. 6262.), scolidante 20. (Hel. 89., 10.), ti banin uuerđan (Hel. 19., 17., 158., 20. afrs. to bona makja), uuelaga nû uualtant god (Hel. 135, 16. uuela oder uuola ualdand god; vgl. uuola craftig god 153.), ik gihôrta dhat seggen (agf. secgan hyrde) u. s. w. Hieher fällt nicht minder der wohlthuende Gleichgebrauch der Partikeln sô 32., 40., dat 25., 28., doh 43., 46., dar 39., die Nachstellung des se 3. und her 15., 23., 26., welches letztere das Ludwigslied besonders reich verwendet.

Diese Auffassung oder Einfassung unsers Liedes, verbunden mit dem gleichlaufenden Ergebnisse über Versmaß wie Alliteration, haben unsere neuesten Herausgeber schwer verletzt. Wer nur irgend, wenn auch keine Ader, so doch etwas Ahnung von Achtung vor Dichtkunst hat, wird das frische, wohlbegründete Bild: dô lèttun se ærist askim scrîtan 40. (Hildebrand und Hadubrand waren nach 3 5. zu Rosse), wie man scrîtan auch deuten mag, nun und nimmer in dô rætun se ærist askim strîtan abschwächen [9]). Abgesehen davon,

9) Wunder, daß sie mit demselben Mittelchen nicht auch breton 42. (das wohl nur brêtôn, agf. breótan seyn kann; weil agf. brèttan wohl auch brettôn in unserm Liede herbeygeführt haben würde) in brëcôn verwandelt haben, wofür das ahd. brëchôn (affligere), das gothische brakja oder braki (lucta: Eph. 6, 12.), das agf. brëcan (ofar bâđveg) für scipan (navigare trans mare)

daß die angenommene Bedeutung des untergeſchobenen rætun („begannen“) auch noch bewieſen werden müßte, ſo nahmen die H. zwey gewaltſame Aenderungen des hier klaren und auch in Hinſicht der Alliteration kein Bedenken tragenden Textes vor [10]), um ein ſolch mattes Echo eines vollen Urklanges herbeyzurufen. Schon Lachmann (S. 33), ausführlicher noch J. Grimm (Gramm IV, 640. 643.) hatte hinlänglich aus der alt- und mittelhochdeutſchen, ſo wie angelſächſiſchen Dichtkunſt jenen Sprachgebrauch (ſcrîtan, gân, ſtrîchan, bleapan, fleogan, fliota pp.) von Pferden (hros, mearas), von Schiffen, von Pfeilen u. ſ. w. erörtert, auf welchem Gebrauche ja ſelbſt noch unſre neueſten Ausdrücke rennen (d. i. rannjan, laufen machen) und anſprengen (d. i. ſprangjan, ſpringen machen) ꝛc. beruhen. Zwar hat Grimm (IV, 709.) dieſe Auslegung zurückgenommen und auf das gothiſche ſkreitan (ſcindere), disſkreitan gewieſen. Aber gôten 36., liuti 12. 46., liutu 48. laſſen doch auch das oberdeutſche ſcrîtan neben ſcôlidante 33. feſthalten; und konnten ſchon Pfeile ſcûras bereiten (lêton fordh fleogan flâna ſcûras: Judith 137., 661.), um wie viel mehr die eſchenen Lanzen. —

In Z. 26. unſers Liedes iſt den H. weiter zu ſtark oder unglaublich, daß die wuntanê bougâ nur von Einem cheiſuringû oder Drachmen gemacht ſeyn ſollten (S. 14.) und leſen ſie deßhalb cheiſuringum. Schade daß nicht auf gut Baſkiſch etwa eine Dual- oder Tri(vi)alform zu Gebote ſtand, um noch lothgerechter angeben zu können, aus wie vielen biſandingen jeder einzelne boug (bôg, beâh) gefertigt (gitân) worden ſey.

Die Poeſie ſcheint die H. überhaupt zu beläſtigen. Auch an dem klaren ſtônt 51. nahmen ſie Anſtand und Aergerniß und zwängen mit Wilbrandt (S. 127.) gewaltſam ſtôntun heraus oder hinein, als wenn das hier doch auch fehlende ſe oder ſie (vgl. 52. 4.) nicht auch das Fehlen von it rechtfertigte, das Z. 28. aus ganz andern Gründen nicht fehlen darf. Eben ſo iſt den H. in Z. 73. de ær hina warun das letzte Wort ein Stein des Anſtoßes, und muß dafür das viel mattere fuarun herbey, das nach fôrtos 32. doch wohl fôrun geworden ſeyn würde. — Aber gleich von vorn herein im Liede zerſtören die H. eine der bedeutſamſten Sprachformen und inneren Beziehungen des Gedichtes (auch als Kunſtwerkes), indem ſie Z. 3. ſunufatarungô in ſunu anti fatar ango verwandeln, wobey ſie, auf dieſes ango („ſorgſam“) nicht wenig ſich zu Gute thuend [11]), gar nicht merken, daß ſie durch anti alles Versmaß zerſtören, und Dr. Vollmer noch erſt beweiſen ſoll, daß man ſunufatarung „bisʒher allem wortbildungsgeſeze zum troze“ für ein Wort genommen habe, während L. nur nach tuem einen Punkt ſetzte und ſunufatarungôs geleſen wiſſen wollte, Schmeller dagegen (Hel. II, 107.) ſunufatarungô für den von heriun abhängigen Genitiv nahm.

Wie in Z. 50. lêttun ſich zu rætun bequemen mußte, ſo wird in Z. 18. heræt [12]) oftar hina d& ſid detrihhe darba giſtontum (Lachmann's

---

treffliche Folie dargereicht haben würde. Vgl. agſ. bânhûs gebræc (corpus ei fregit); doch auch billum abreótan und ſogar bille gebeáten.

10) Scritan ſcheint ſogar einen Vorklang der nachfolgenden Alliteration (ſcarpên ſcurim ..... ſciltim) zu bieten, den man auch im gleich folgenden ſtônt 51. (zum folgenden ſtôptun ..... ſtaimbort —), nicht minder in wurtun 53. (zu giwigan mitj wâpnun), vielleicht auch in Z. 31 wird zugeben müſſen.

11) Daſſelbe that gewiß zu ſeiner Zeit auch W. Mohr (das Lied von Hiltibraht und Hadubrand. Marburg, 1836. 8.) auf ſeine Deutung von ſunufater-ungo als unz, ſo wie von far durch Platz, Ort, Stelle, ringa durch Kampf, muot durch Wort (franzöſ. mot und ſanſkr. mutſch, tönen) wittu durch gieb, verleih, ſtaimb-ort u. ſ. w. u. ſ. w.

12) In dem gegen ſeinen Ausgang neuerdings immer mehr erlöſchenden hera& fehlt ein r; man müßte denn hier, gegen das öftere her der Handſchrift, he leſen wollen.

kühne Parentheſe, Wackernagel's Streichung von det ſind bekannt) weit kühner in arbeo laoſa her *læt aftar ſina deot* verwandelt und damit das in Z. 19. dichteriſch friſche her furlæt in lante ꝛc. nochmals glücklich verwäſſert uns aufgetiſcht. Noch glücklicher iſt Z. 23. ni wâniu ih iu lîb habbê geheilt worden, indem dafür äußerlich gewaltſam verrenkt, innerlich nichts gebeſſert, ni wâniu inan lîb habbê*n* geleſen wird. Der Alliteration iſt dadurch natürlich auch nicht im Geringſten aufgeholfen worden, die auch in Z. 12. (wovon nachher) keine Beſſerung erfahren hat. Ni wâniu inan lîb habbên raubt dem wâniu ſein ih (vgl. 35.), dem ni ſein iu, denn man wird doch wohl ni (wâniu ih) iu lîb habbê zu leſen oder zu deuten haben. Die Zeile iſt dem Liede übrigens nothwendig; ihre Alliteration (nicht ſo ihr Vermaß) ließe ſich leichter feſtſtellen, wenn man ni gi | *l*oubiu ih iu | lîb habbê läſe, wobey nur ſtets iu ſtatt des häufiger gebrauchten eo. 21. 40. und neo 25. auffällt. Schwerlich wird man, wozu das Loch der Handſchrift ſonſt das Recht gäbe, ni wâniu, ib' iu lîb habbê leſen wollen, nach dem altſächſiſchen if für ibu, welches letztre unſer Gedicht 9. 44. 45. gebraucht. Auf keinen Fall darf man zu | wâniu das die folgende Stabzeile beginnende | w. tij ziehen. Die vorher verſuchte Klammer aber dürfte wenigſtens nicht ſo bedenklich ſeyn, als die des Dr. Vollmer in den Worten piſt alſô gialtet man 32., wo derſelbe das letzte Wort für puto, *δοκῶ* (piſt alſô gialtêt, man, ſô . . . .) nehmen will. —

Was die Alliteration betrifft, ſo ſind die H. auch ihr zu Lieb' (und zu Leide) mit dem „urkundlichen texte" auf das Gewaltſamſte, ja Wildeſte umgeſprungen, während hier vielleicht, grade im Zuſammenhange mit ihren keckſten Umſtellungen ganzer Sätze mehrfach, leichter oder tiefer zu heilen geweſen wäre. Ufere liuti 12. bleibt gänzlich unbeſprochen; | chud was er | chônnêm mannum 23, wo L. nach was er ein Glied (allêm? managêm??) vermißt, ward gleichfalls nicht geheilt, ſondern blieb grade ſo verkürzt, wie die vorausgehende Zeile (her was eo folches at ente, imo was eo feheta ti leop) lang, nur daß die H. hier feheta in fehta, wie 47. das gute uuel in uuela veränderten. Dagegen brechen dem gleich ſchönen Anfange der Z. 10. | chud iſt mir al irmindeot, der zugleich auf das vorausgehende | chind in chuninerîche ſchön ſtabreimt, die Herausgeber, weil ſie chind (warum nicht reiner alliterirend chnapo oder chneht?) aus Z. 10. gewaltſam zu cnuosles (oder wie ſie „berichtigen" chnuosles) verſetzen, die ſchöne Spitze; ſie ſtellen (ähnlich wie Dr. Wilbrandt S. 51.) um in | chuninerîche iſt mir | chund al irmindeot: ſo „ordnen ſie die verſe, ohne die ſilben ängſtlich abzuzählen oder zu meſzen, einfach nach maſzgabe der ſtäbe" (S. 20.). Cnuoſlef, in der Handſchrift ſo klar wie im Facſimile, iſt einer der trefflichſten Kenningar, und verlangt darum Rettung. In | fireo in | folche, das ſelbſt ein ſchönes wiederkehrendes Bild iſt und deſſen Ausſtoß doch wieder einen neuen Stabreim (oder zwey) zu cnuosles nöthig machen würde, kann die Störung oder der Fehler nicht geſucht werden; es muß daher wohl zwiſchen | fireo in | folche und eddo Ausfall angenommen werden, der die Alliteration zu jenen Worten und eben ſo zu cnuosles berührt. Ich führte vorhin knêht ꝛc. an; Heliand 17, 2. alliterirt Ik gifihiu that gi ſind ediligiburdiun | cu*n*nies fon | cnôsle gôdun; das Angelſächſiſche bietet auch cneorîm. Wollte man cnuosles verwandeln, ſo würde Wiederholung von folches oder die Zuſammenſetzung folccnuosles (oder *ferh*cnuosles?) matt ſeyn, | fireo in | felde (oder foldu) eddo welihhes ‖ folches nicht viel friſcher. Beſſer würde uns ſchon das longobardiſche fara dienen. —

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Dafs Hildebrandslied.

(Fortsetzung.)

Ungewarnt durch Lachmann's Wink, daß in Z. 1. ur|hèttun nicht auf gi|hôrta stabreimen könne (woran Dr. Wilbrandt S. 30. zweifelt), haben die neuesten Herausgeber dieß dennoch gethan, haben sich dadurch aber natürlich „einfach nach maszgabe der stäbe“ genöthigt gesehen, die Alliteration von vorn herein vorwärts zu wälzen und umzuwerfen. L. schreitet, indem er ik gihôrta dhat seggen auf sich beruhen läßt und zuerst dat sih |urhèttun |ænon muotin alliterirt, mit der Alliteration auf das Ungestörteste bis Z. 6. fort, wo er erst heribrantes sunu, als die Alliteration von her uuas |hèrôro man auf das vorausgehende | hiltibraht gimahalta störend und weil jene Kennzeichnung Hildebrand's hier noch ganz unangebracht ist, heraus wirft. Wie anders verfahren die neuesten Herausgeber! Zuerst treten sie sesquipedal mit der Langzeile Ik gi|hôrta dhat seggen, dhat sih ur|hèttun ænon muotin; sodann, da sie in Z. 5. 6. |hiltibraht gimahalta |heribrantes sunu alliteriren, werfen sie (etwa aus Pietät vor dem Dastehenden?) das Folgende her uuas heroro man ferahes frotoro frisch um (h. uu. |frôtôro m., | ferahes hèrôro), und nun wälzt sich die Lawine der Alliteration unaufhaltsam weiter auf her |frâgèn gistuont ‖fôhèm uuortum, hwer sin |fater wâri ‖ fireo in | folche, so daß sie hier mit einem Male in der zweyten Stabzeile zu zwey Alliterationen gelangen. Durch diese Umwälzung werden sie dann weiter zu jener vorher besprochenen Versetznng von chind aus Z. 10. zu cnuosles in 9., somit aber nochmals weiter zu jener Verrenkung von Z. 10. u. 11. getrieben.

Eine noch größere Umstellung, die mit der Deutung des Sinnzusammenhanges oder der Handlung im Liede zusammenhängt, erlauben sich die H., indem sie (als durch Wiederholung von uuela in Z. 35. u. 37. scheinbar berechtigt) Z. 37 — 46. vor Z. 35 — 37. rücken, wodurch hrustim in Z. 36., das die Alliteration stört, als aus dem dann sehr nahe rückenden hrusti der Z. 44. wiederholt erscheinen könnte. Die H. ändern aber jenes nicht, und doch lag hier die Heilung vielleicht näher. Da nämlich in Z. 37. 38. | welaga nû ‖ waltant got auf *w*ela alliterirt wird (vgl. Hel. 93, 3.), so könnte man in Z. 36. nach Z. 53. | wela gisihu ih in dinem | wâpnum ändern oder, wenn man hier die Alliteration auf gi|sihu ih vorzöge; nach Z. 3. in dinem | *f*arvim. In beyden Fällen würde wenigstens den Anforderungen des Vermaßes besser Genüge geleistet, als durch das gewaltsame Einkeilen der Worte quad |hadubrant, um auf |hrustim zu stabreimen; wobey, abgesehen wieder von irgend welcher Anforderung des Versmaßes, nicht bedacht worden ist, daß solche sinnerläuternden und erleichternden Zwischenwürfe (quad . . . .) nie alliteriren, wie Z. 24: 25. 38. 46. hinlänglich lehren, während sie in Z. 5: 6. 11: 12. 28: 29. 35. ihre Bedeutung und Kraft haben. Noch schlimmer aber ist von jenem halben falschen Mittel in Z. 28. Gebrauch gemacht worden, wo unerhört verschlungen „berichtigt“ wird dat ih quad, dir, | hadubrant, nû bî

| huldi gibu [13]), während hier | huldi auf | huneo trehtin den höfudstafr abgiebt. Natürlich müssen die H. dann auch wieder weitere Stabverschiebung (|truhtin auf gi|tân ꝛc.) vornehmen. Wer solche Verrenkungen zu wagen Muth hat, muß kein angelsächsisches Gedicht, nicht mal den altsächsischen Heliand gelesen haben.

Zu den Zeilen 25. 26. dat du neo danahalt [mit sus sippan man] dinc ni gileitôs hielt L., indem er die eingeklammerten Worte ausschied, die Alliteration |dat du neo |danahalt auf ‖dinc ni gileitôs fest; die neuesten Herausgeber kehren das Ding um, indem sie, auf sus sippan man die Alliteration suchend, |sacha für dinc aufstellen. Das klingt ganz schön, insofern sacha (ags. säcce), gleich dinc, Streit, Kampf, Schlacht heißen kann; aber erstlich wird dadurch, daß das allerdings nothwendig erscheinende und so schön an in sus hèremo man 24. anklingende mit sus sippan man gewissermaßen gerettet wird, jenes dat du neo danahalt in Betreff der Alliteration (und des Versmaßes nebenbey) wieder verwaist; dann aber ist in der ganzen Stelle von dinc oder sacha, d. h. von Streit und Kampf noch gar nicht die Rede. Hier dürfte sich aus der einseitig festgehaltenen Bedeutung von dinc ein Irrthum fortgeerbt haben, der der ganzen Auffassung vom Gedankenfortschritte des Gedichtes Abbruch thut. Vergegenwärtigen wir uns deßhalb Handlung und Fortgang desselben.

III.

Der Dichter (ik) führt in Z. 1 — 5. so geschickt wie einfach, mit gebräuchlicher epischer Eingangsformel, in medias res: „Ich hörte erzählen, daß sich einst beym oder zum Zusammenstoße Hildebrand und Hadubrand herausforderten; zwischen Beyder Schaaren [der Dichter fügt gleich fein verständigend hinzu: des Vaters und des Sohnes] richteten sie [auf der Fahrt entwappnet, unfyrved einherziehend?] ihre Gewänder, schütteten ihre Panzerhemden [welche die foumære zuvor getragen?] darüber und gürteten über diese ihre Schwerter, da sie sich zum Kampfe von den Rossen aus anschickten.“ Nehmen wir die Lesung sunufatarungôs (mit vorausgehendem Punkte) an [14]), so sind es die beyden Heere oder Geleitsschaaren (der beyden Helden), welche sich rüsteten. Das hat aber nur Sinn, wenn man übersetzte „sie hatten sich gerüstet,“ als zu großem Unternehmen (hiltjû) ausgezogen (ritun), vielleicht zum großen Weltkampfe (tô dero hiltjû), so daß alle bey der Begegnung bereits geharnischt, mit geschlossenen Helmen einherreitend gedacht werden müssen, was das ganze folgende Verfahren von Vater und Sohn besser erklären würde. Der Vater, wissen wir und wußten besser noch die Zeitgenossen des Liedes, kehrte vom langjährigen Umherirren heim und begegnet nun, nicht fern mehr von seiner Heimath oder Burg, dem Sohne, der zugleich seine eigentliche erste Heerfahrt zu unternehmen scheint. Der Vater erkennt ihn nicht gleich, der Sohn aber kennt den Vater gar nicht, und hält ihn sicher für todt. Nach Sitte der gerüstet sich Begegnenden ergreift Hildebrand, als der ältere und erfahrnere (her was hèrôro man, ferahes frôtôro . . .: man wird begreifen, daß nach der leisen und schönen Vorandeutung in sunufatarungo hier schon der Beysatz heribrantes sunu noch ganz ungehörig ist und wohl nur dem Schreiber zur Last fällt) die Anfrage um Herkunft und Geschlecht: wer sein Vater sey, oder sonst Verwandter, denn aller Welt Genealogie sey ihm bekannt.

Da erwiedert Hadubrand (der Sohn) ganz ruhig und bereitwillig: „Unsre Leute daheim, alte und weise, die eher von hinnen giengen, sagten

---

13) Das ist mehr noch als Wilbrandt's |gêrû seal man, quad he, |gebôno andfâhan und selbst Sunu mîn, wel, quad he, sihu dînon hrustim und Argôsto sî thoh, quad he, ôstarliudio.

14) Stutzte der „fränkische“ Schreiber hier vor dem s der Endung? Aber warum behielt er es dann unmittelbar vorher in helidôs bey? Bekam er erst bey ringâ Muth, oberdeutsch zu decliniren und auch das h wegzulassen? Auf letzteres wirkte wohl das vorausgehende r (ubar ringa).

mir, daß Hildebrand mein Vater hieß, ich heiße Hadubrand. Jener zog vor langer Frist gen Osten, fliehend vor Otachers Haß mit Dietrich und viele Helden mit ihnen. Damals ließ er im Lande die junge Frau, das [die?] unerwachsene Kind [mich?], und erbelos. So ritt er ostwärts. Seit aber Dietrich meines Vaters [durch den Tod desselben nämlich] beraubt wurde, ward er ein freudloser Mann; denn dem Otacher war er übergehässig, weil er [der Vater] der tapferste der Helden war, immer an der Spitze der Schaaren, immer kampflustig, drum allen kühnen Helden bekannt (namcuƺ); aber nun, glaube ich, ist er lange todt.

Als dieß Hildebrand vernahm [daß der Sohn ihm gegenüberstehe, den er fast gar nicht gekannt, wie Jener ihn nicht], da rief er aus „Herr Gott vom Himmel droben! wahrlich noch nie hast du mit so nahe dir verwandtem Manne“ — nun übersetzten Alle bisher — „Kampf gehabt.“ Dem widerstreitet aber das Vorausgehende und Nachfolgende durchaus; denn rasch windet sich der freudig Bewegte vom Arme Goldringe (nicht Einen nur!), wie sie aus den Goldmünzen der (griechischen) Kaiser gefertigt wurden (cheisuringû gitân), die ihm aber der Hunnenkönig (thi kining Ethela thi Hunera king afrs., Ätla vold Hunum agf.) gegeben, und spricht, indem er sie darreicht: „Wahrlich, das reiche ich dir auf der Spitze der Lanze mit Huld (auf huldi ruht absichtlich die Alliteration) und friedlichem, freudigem Sinne dar [denn ich bin der, der dir so nahe gesippt ist, wie kein Andrer und wie du von deinem Vater sagtest].“

Da nun braust der Sohn auf und spricht: „Allerdings soll man [nach Ritterbrauche] Gabe mit dem Gere [oder hatte der Vater die geba bi huldi auch bi handû dargeboten? dann aber paßte nicht sperû werpan], aber nur Spitze gegen Spitze empfangen [d. h. im Kampfe]. Du bist gar zu schlau, du alter Hunn, denn daß du das bist, sehe ich nun diesen deinen Gaben [vielleicht auch der Kleidung] an; mit Worten willst du mich ködern und dann mit deinem Speere treffen. So alt du bist, so langlebig giengst du mit Lug und Trug um. Denn das sagten mir Seefahrende, die von

Osten her (westar) über das Mittelmeer zurückkamen, sicher, daß ihn [den du mir vorheuchelst] der Krieg hinwegraffte; ja Hildebrand, Heribrand's Sohn [hier schlägt diese Bezeichnung trefflich ein], mein Vater, ist todt.

Da erwiedert Hildebrand, wirklich Heribrand's Sohn, nochmals mild, um Unheil abzuwenden: „Wohl sehe ich an deinen Waffen und Gewändern, daß du daheim noch einen guten Herrn und Gabenspender habest und daß du noch bisher nicht in die Welt und das Elend hinaus kamst (wreccheo ni wurti) und darum noch nicht nach besserer Rüstung [im Zweykampfe] zu streben hast. Aber [so jammert er nun ächt episch auf] wehe, ewiger Gott! Hier droht das Schrecklichste (wêwurt skihit)! Dreyßig Sommer und Winter bin ich in der Welt und im Elende umgeirrt [fern von der Heimat, der ich jetzt wieder nahe: ur lante setzt der Schreiber hinzu], immer war ich in der Schaar der Kämpfenden und nie hat mich der Tod erfaßt; nun soll mich hier [so nahe beym Wiedersehn!] das eigne theure Kind mit dem Schwerte erschlagen oder mit der Streitart zerschmettern, oder gar ich ihm zum Mörder werden! Leicht [sich zu ihm wendend], wenn du dazu die Kraft hast, kannst und wirst du an so ehrenfestem und greisem Manne [wie ich dein Vater] Rüstung, und wenn du dazu Recht hast, Beute gewinnen. Der aber sey nun der Feigste der Ostleute [du nanntest mich einen der Hunnen, die ich selbst verachte, oder die hinter mir im Anzuge sind], der dir nun weiter Kampf, Zweykampf, versage, da dich dessen so sehr gelüstet. So sehe nun dieß unselige Zusammentreffen zu, wer von uns beyden heute der Beute sich rühmen oder dieser beyden Rüstungen Herr werden möge.“

Nun sprengten beyde mit Eschengeren gegen einander, zu scharfen Schauern, daß es (bald) in den Schilden stand. Drauf stoben die schrotenden Streitärte und Schwerter zusammen, hieben heftig die lichten Schilde, bis ihnen die Lindborde klein wurden, gewuchtet (?) von den Wehren. — —

Der Kampf zwischen Vater und Sohn, der unselige, der unvermeidliche ist losgebraust: nach Rit-

tergebrauch, wie er Jahrhunderte lang fortwährte und in allen handschriftlichen Fechtbüchern fortlebte, zuerst mit den Lanzen zu Rosse, dann (zu Roß, aber auch zu Fuß) mit den Schwertern, oder auch Streitärten (das fiuchta mith egge and mith orde, cum gladio vel cum lancea: l. fris. 38, 17.): damit aber grade, in der höchsten Wende des Gedichtes, bricht die Handschrift leider ab. Wie schön würde die schmerzliche Erkennung nach der Verwundung des Vaters (zum Tode?), die Wehklage der daheim gebliebenen Mutter ꝛc. hervorgetreten seyn! —

IV.

Wir kehren nach dieser Vergegenwärtigung des Inhaltes, die uns zugleich zur Grundlage für das Folgende dient, zu jenen Zeilen 25. 26., von denen wir ausgiengen, zurück |dat du neo |danahalt . . . . . |dinc ni gileitôs. Soll der nach eben geschlossener Darlegung des Gedankenganges gewiß nothwendig erscheinende Satz mit fus fippan [fippemo?] man gerettet, so muß freylich, wie schon gesagt, *πρόσω καὶ ὀπίσω* geschaut werden, d. h. zu |danahalt eine andre, in dinc dagegen eine Alliteration auf |fippan gesucht werden. Behalten wir dagegen |dinc zu |danahalt bey, was die Bedeutung von dinc auch nach unsrer Liedauslegung wohl erlaubte (Zusammenkunft, conventus), dann muß der Satz mit fus |fippan man versetzt und ihm alsdann ein ganzer Nachsatz gewonnen werden. Ich vermuthe in dinc (und hier wäre ein trefflicher Anhalt für Annahme des Niederschreibens nach dem Gehöre, gegründet auf Naheliegen der Aussprache von th und f) ein finc versteckt, ein im Angelsächsischen und Altsächsischen frisch und bedeutsam fortlebendes Wort, das der „fränkische“ Schreiber vielleicht gar nicht mehr verstand [15]) und durch dinc (statt ding) ersetzte. Sinc ist Schatz, Schmuck (thesaurus, divitiae, monilia, monetae), fince hrêmig ist opibus clarus, fince bereáfod ist opibus privatus, praedatus. Die vuntanê bougâ oder vundene beágas heißen im Angelsächsischen auch locene beágas (d. i. annuli clausi) und fincgim locen (Elena 265.) die Gabe des milden, freygebigen Herrn, hläfordes gifu, d. i. fô imo fe der chuning gap, der daher beáhgifa (altf. bôggêbo), fincgifa, fincesbrytt, altf. mâthmgiba, agf. auch goldgifa, goldvina heißt, weil er (agf.) frato geaf oder frätve and fätgold. Wer aber wec, lîp, jugent, fwert leiten fagte, kann auch finc gileitan gefagt haben, oder man müßte ſtatt gileitôs lesen giteiltôs (gidêlidôs); gileitôs hat in der Handschrift rechts vom l einen eigenthümlichen Fleck. — Wollte man übrigens dinc retten und finc dazu annehmen (als vielleicht in zwey sich folgenden Zeilen gestanden), so müßte man etwa lesen

|Dat du neo |danahalt |dinc ni gileitôs,
mit fus |fippan man |finc ni giteiltos

oder (als Apposition zu dinc) finc bilochan. —

In Z. 30. alliteriren |ort widar |orte du bist dir, ‖alter hun, und weiter ummet- |spâher ‖spenis mih mit dînen wortun. L. vermuthet hinter spenis abermals eine Lücke und verbindet mit dînen |wortun mit dem folgenden |wili mih dînû sperû ‖werpan. Nähme man dagegen |spenis mih mit wortun zusammen, so rückte die hinter spenis mih gesuchte Lücke weiter vor zu |wili mih . . . . dînû sperû |werpan und wir hätten mit Umstellung von werpan vielleicht zu ergänzen |wili mih |werpan dînem ‖wâpnum oder besser werû [perû aus sperû], wobey dinû freylich gleich dînem 36., mînes 19., ûsere 12. (agf. sînû 42.) in die Hebung fiele; oder man lese dînes |wâpnes eggiu(n).

(Schluß folgt.)

15) Graff führt (III, 468.) nur den Flußnamen Sincfala auf.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Dafz Hildebrandslied.

(Schluß.)

Das eben angeklungene ûſere (liuti in Z. 12.) leitet auf die auch in dieſer Zeile fehlende Alliteration. Weiter oben wurde auf die Möglichkeit hingedeutet, daß dieſelbe in dem r von ûſere zu ſuchen ſeyn möchte, wenn wir dahinter ein angelſächſiſches ꝛ oder vielmehr ꝛ annähmen, ſo daß wir, geſtützt auf *l* oder noch beſſer auf li, ûſê *ſel*- oder ſe*lil*iuti läſen, eine Zuſammenſetzung, die durch das Angel- und Altſächſiſche wohl gerechtfertigt wäre: unſre Saalgenoſſen daheim (hême 36. im ſelihûs). Oder man müßte etwa *sêo*liuti oder |ſudharliuti, oder ſudharlîdante vorziehen, das vielleicht auch in Z. 1. des Gedichtes die Alliteration zu |ſeggên ergänzte, wenn nicht |ſêolîdante aus 33. oder gi|ſidhun oder auch, auf gi|hôrta alliterirend, |hadhulîdante, |holmulîdante oder |helidhôs, oder endlich — gar nicht, ſo daß jener Eingang Ik gihôrta dhat ſeggên als Vorſpiel oder praeludium ganz außer dem Liede und ſomit auch außer der Alliteration fallend zu betrachten wäre. Warum ſollte auch auf dem ſauber geſchriebenen Blatt I. gleich der Anfang lückenhaft ſeyn? —

Die eben geſchehene Heranziehung von ſêolîdante läßt uns auch auf dieſe Z. 33. noch blicken, wo die H. auch wieder arg gehaust haben. Die ſchönen und einfachen Worte dat |ſagetun mi |ſêolîdante — |weſtar ubar |wentil—ſêo, dat man |wîc furnam verdrehen ſie gewaltthätig in dat man |wîc furnam ôſtana ubar |wentilſêo, als wenn (des Versmaßes wieder zu geſchweigen) das übel auf- und angebrachte ôſtana neben ubar (als jenſeits!) nicht die Alliteration ſo gut wie weſtar auf ſich reißen müßte, und als wenn nach dem „urkundlichen texte“ nicht der ſchöne Sinn vorläge „das ſagten mir Seefahrende, die weſtwärts, von Oſten her (ôſtana), über das Mittelmeer wieder heim [zu uns, vielleicht über Raben oder Ravenna nach Bern oder Verona!] kamen.“ Hadubrand aber hatte von ihnen nicht nur gehört, daß man wîc furnam (ſey es vernahm oder vornahm, ſondern daß — ihn (den Vater, für den der alte hun ſich eben vor ſeinen Augen und Ohren ausgegeben), dat inan wîc furnam, d. i. hinraffte, für welche Auslegung Schmeller's (Hel. II. 132.), von J. Grimm in der Mythol. S. 184. angenommen, wohl die Worte in Beovulf vîg ealle fornam und noch mehr ſiddan he under ſegne ſinc ealgode, välreaf verede, hine vyrdh fornam (d. i. raffte ihn das Schickſal hin) maßgebend ſeyn dürften. Erſt dann gewinnen auch die gleich nachfolgenden Wiederholungs- oder Bekräftigungs- und Erläuterungsworte tôt iſt hiltibrant, heribrantes ſuno in jeder Beziehung rechtes Leben. —

Vor Z. 35. vermuthete L. abermals eine Lücke; die neueſten H. halfen ſich, ſahen wir, durch Heraufnahme von Z. 37 — 45. (46.) vor 35 — 37. Nach obiger Inhaltsdarlegung bedarf es beyder Annahmen nicht mehr. Auch in Z. 46. vermuthete L. eine Lücke, wegen des in die fortgeſetzte Rede Hildebrand's zwiſchengeworfenen quad hiltibrant; doch

falls ein sinnlicher ausgeprägter Begriff an, von dem L. (S. 33.) nur sagte: „Gifestan können wir nicht mehr belegen und deßhalb auch wohl nicht ganz genau deuten; es ist eben kein Wunder, wenn uns das oft begegnet, da so wenig zusammenhangende Schriften erhalten sind.“ Wie anders klingt dagegen Dr. Vollmer's Rechtfertigung des von ihm geschaffenen, oben zu Z. 32. bereits angeführten man, puto, *δοκῶ*: „sonst kömmt man in diesem sinne zwar nicht vor, aber — auch môti (occursus), daſz niemand beanstandet, erscheint nur in unserm gedichte“ [16]).

Schlimmer übrigens, als jenen hinaufgerückten Zeilen geht es in den gleich darauf folgenden Z. 47. 48. den Worten gude*a* gimein*u*n; beyde müssen ihre Selbstlaute (a u) tauschen (gude*u* gimein*a*n) und niusê ein n annehmen (niusê*n*), damit der poetische Sinn herauskomme „daſz gemeine kriegsrecht versuche der kampf.“ Den Nominativ möchten wir zwar auch in de môtti sehen, in gudea gimeinun dagegen nicht den Accusativ, sondern den Genitiv, als Apposition zu es und wîges. Man hat in dem vermeinten *w. ttu* 24. einen bestimmten Gott (zu irmingot) gesucht; warum hier nicht de môtti personifiziren? niusê de Môtti: tentet Bellona (Valkyria) oder fortuna uter (nostrum) hodie praedâ glorietur sive fungatur! Niusên (altſ. niusian, agſ. neosian, altn. niosna, ahd. niusjan) würde wohl, wie das agſ. hâmes nëosan, immer den Genitiv verlangen; das gothische *bi*niuhsjan hat Gal. 2. den Accusativus bey sich. Im „Ordnen“ der betreffenden Worte bey den H. ist die Stellung von muotti wieder gänzlich unbegründet; hiutu aber, obgleich in der Handschrift besonders festgehalten, doch vielleicht ganz zu entheben, so daß die beyden richtigeren Alliterationen |hregilo und |hruomen reiner hervorträten. Das *h* für hruoman, hrômjan kann übrigens nicht mehr beanstandet werden: altſ. hrômeg, agſ. hrêmig, hrêman, hream, ahd. hrômag, hruom, hruomjan, wiliHruomo (voti compos) u. ſ. w. stehen da-

16) Beyläufig doch; z. B. im agſ. handge*moets* u. ſ. w.

für ein; hrôthjan und hrôpjan (hruofan) treten hinzu. —

Z. 50. 51. dô lèttun se æriſt aſckim ſcrîtan etc. haben wir bereits beſprochen. Die Zuſammenfaſſung von ſtaimbort-chludun (worin m wenigſtens für die Verbindurg ſtain-bort ſpricht) zu einem Decompoſitum, bey dem die H. übrigens den Mangel des Bindevocals duldeten, den ſie S. 15. in giſunfader vermißten [17]), iſt weder der neueſten Herausgeber, noch Dr. Wilbrandt's Verdienſt; ob jene aber, indem ſie mit dem Letztgenannten d in b verwandeln und ſtaimbort-chlubum durch Steinſchildſpalter deuten, glücklich umgiengen, was Lachmann 1833 S. 40. ſagte? J. Grimm hat (ebendaſ.) zu ſtaimbort das nordiſche ſteina (mit Steinfarben malen) gehalten, ſo daß ſtaimbort die gemalten Schilde (Tacit. Germ. 6.), die hildebord, vigbord, bordveal wären. Näher liegt, an die ſtân-äx oder ſtân-bil (die bil unſrer Z. 42.) zu denken und entweder gradezu ſtaim |bil . . . . . bort chludun zu vermuthen, denn die Streitart (die hildebil oder gudbil), die der Vater Z. 42. ausdrücklich neben dem ſuert nennt, dürfte im Kampfe (im bilgefeht) ſelbſt nicht fehlen; oder in jenem Decompoſitum gehörte zunächſt doch bort chludun zuſammen und ſtain ſollte die Einwirkung der stainbil andeuten, wie die bortâ oder bordôs mit der ſtaimbilliu geſpaltet oder durchbrochen wurden. Oder es muß in ſtaimbort noch ein andrer Sinn geſucht werden, wodurch die dreymalige Häufung von Schildbenennungen (bortâ, ſcilti, lintûn) auch gehoben würde. Sind nun aber die ſtaimbort chludun die ſpaltenden Helden, oder — wohl dichteriſcher — die Schwerter, die nach den Geren (und Streitärten?) nun gezogen werden, ähnlich wie es im Angelſ. heißt heovan headholinde hamoralâfam, d. i. mit den Schwertern? —

Bey der letzten Zeile 53. angelangt, gönnen wir Dr. Vollmer gern die Freude am Funde von wâpnûn (ſ. oben), können aber nicht ſo einverſtanden ſeyn mit ſeinem Komma nach wurtun; es handelt ſich darum, ob luttilo Adjectivum oder Adverbium ſey; giwigan aber iſt jedenfalls wohl entweder zu wurtun ſelbſt zu ziehen, oder Appoſition zu luttilo, und bildet mit wâpnun die erſte Hälfte des Stabreimpaares. Mit dieſer letzten Zeile wären wir am Schluße der Muſterung, wenn wir nicht noch eine Verpflichtung in Betreff des ſchwierigſten Wortes in unſerm Gedichte, des vorher wieder genannten, früher bereits beſprochenen *w. ty* der Z. 24. fühlten, das leider Dintenfleck und Erloſchenheit drückt. Dr. Vollmer deutet es nach früher angenommener Breite (w. ttu) S. 17. durch wêtiu, d. i. weizu, váitja, ich laſſe wiſſen, rufe zum Zeugen. Für ſo viele Buchſtaben iſt aber (ſ. oben) nicht Raum in der Handſchrift und das folgende dat (25.) bedarf keines ſolchen vorausgehenden Zeitwortes, ſondern beginnt (im Altſächſiſchen ꝛc.) ſeinen Satz und Gedanken lebhaft ſelber; ſeine gleiche Wiederholung in der nahen Z. 28. ſpricht ſchon dafür. An tu für du iſt aber gar nicht zu denken; auch nach t hat unſer Gedicht ſtets d (dat *du* 25., 36., 37., mah*t du* 43.). Mehrmals trat mir ſ*at* vor Augen, was dem altſ. hvat entſpräche, dem ſo oft und lebhaft gebrauchten, Sätze anhebenden, dem auch that gern folgt (wie auch dem uuela: Hel. 93, 3.); nur daß jenem auch gern ein Pronomen (ik, thu, gi) und wenigſtens eine Verbalformel mit quad . . . . folgt. Vgl. Hel. 105, 19. 136, 12. ꝛc. Doch iſt kaum auch für jenes ſich, wie geſagt, öfter vor's Auge drängende a neben dem breiten ſ und vor dem wirklichen t gehöriger Raum, und ob wir zuletzt ij oder u (ſ. oben) zu leſen haben, und wie zu deuten, dafür ſoll der rechte Räthſellöſer noch vor die Sphinx treten. Wie etwa, wenn wir in den beyden Schlußzügen ein fragendes u, dem gothiſchen gleich, fänden, wie

17) Vgl. êk-hlevagiſtim in Nr. 77 — 79. dieſer Gelehrten Anzeigen.

mi de ôdre uuêt (ebendaſ. II, 55. 107. 86. und Muſpilli, 1832 S. 32. 33.) von anders wo her. Wie die letztangeführten Worte übrigens vor Erſcheinen des Facſimile 1830 die Ausleger (als ik mideo drê uuêt u. ſ. w.) gequält haben und gequält worden ſind, iſt bekannt. —

Muß zum Schluße dieſer Beſprechung noch ein zuſammenfaſſendes Urtheil gefällt werden, ſo dürfte ſich's am Sicherſten in den anſchaulichen Vergleich der beyden „ſächſiſchen“ Bearbeitungen oder Umſchreibungen des Liedes kleiden, wie ſie die neueſten Herausgeber S. 9 — 10. und Dr. Wilbrandt S. 136 — 138. geliefert haben. Da kommt das Lied bey Dr. Vollmer ꝛc. freylich noch gnädig fort gegenüber Dr. Wilbrandt's „kritiſchem Kürzen und Strecken der poetiſchen Glieder“ (S. 21.). Aber was iſt durch Dr. Vollmer's „ordnen der verſe ohne die ſilben ängſtlich abzuzählen oder zu meſzen“ (S. 20.) Beſſeres gewonnen? Dort ein ſcheinmetriſches Prokuſtosbette, auf das Alles gezwängt wird, was zu kurz oder zu lang erſcheint; hier eine Umſtellungswillkür ohne alles innere und äußere Maß. In beyden Fällen wurde des Gedicht, um einen ſchon oben beygebrachten Ausdruck Dr. Wilbrandt's, als des Liedes vorletzten Umſchreibers, anzuwenden, nur verunreinigt, und auf dieſem Kreuz- und Querwege droht der gehobene ſine endlich ganz zu verſinken oder zu verſumpfen.

H. F. Maßmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Rector commilitonibus certamina eruditionis praepositis praemiis in annum MDCCCL indicit. Epicedion Drusi cum commentariis Mauricii Hauptii. Lipsiae typis Staritzii, typogr. acad. 4to, 40.

Selten ist die Kritik der dem Alterthum irrig beygelegten Werke mit so viel Umsicht und Evidenz gehandhabt worden als in diesem Programm, welches einem gepriesenen Poem, der sogenannten consolatio ad Liviam Augustam gilt. Joseph Scaliger glaubte bloß auf die Citation eines epischen Gedichtes hin, das C. Pedo verfaßt hatte (unter dem Titel de navigatione Germanici per Oceanum septentrionalem) und von welchem Seneca in den Suasoria I, 11 mehrere Verse mittheilt, auch dieses dieselbe Familie betreffende epicedion jenem Dichter, den er aber mit einer starken Verwechslung C. Pedo Albinovanus nennt (als sey er identisch mit dem Secretär des Tiberius Celsus Albinovanus Hor. Ep. I, 8.) zuschreiben zu dürfen. Seine große Autorität rettete der Elegie bis zur Erscheinung von vorliegender Dissertation den Schein von Classicität, welchen die vielen schönen und wohlklingenden Phrasen hervorzubringen geeignet sind.

Nicht alle gelehrten Leser folgten übrigens der Bestimmung des Verfassers, die Scaliger angegeben hatte, manche sahen darin eine Schöpfung Ovids und ließen sich nicht durch die Behauptung desselben irre machen, **nihil hoc carmine dissimilius Ovidii** esse. Das war eben so grundlos wie die Annahme jenes Autors; nur vorsätzliche Verblendung konnte ihn über den ganz Nasonischen Klang vieler Verse und Halbverse in Zweifel lassen.

Wenn aber entweder Ovid die Elegie dichtete oder ein Zeitgenosse von ihm, so muß man gestehen, daß die Wiederholung eigener oder die Benutzung fremder Verse hier auf eine wahrhaft unverschämte Art angewandt worden ist. Man sehe nur: **vs. 120** ist aus Ovid. Trist. I, 3, 42; **singultu medios impediente sonos 226** aus Ov. Am. III, 6, **86 vix capit adjectas alveus altus aquas, 281** aus Tib. I, 3, 94 **quam primum croceis roscida portet aquis, 360** wieder aus Ov. Trist. II, 4, **25 casurum triplex vaticinatur opus.** Etwas kleinere Stücke in **3, 39, 46, 86, 110, 132, 241, 250, 265, 318, 329, 425, 433, 459, 471** rühren aus Met. V, 118, Fast. V, 459, Fast. I, 299, Trist. IV, 2, 34, Am. III, 12, 2, Her. II, 28, Am. III, 4, 40, Am. I, 8, 50, Her. II, 63, A. A. I, 538, Met. XI, 62, Met. XIII, 181, Met. XII, 593, Fast. VI, 91, Her. I, 111 her, und diesen von Haupt gesammelten Reminiscenzen p. 20 sqq. fügen wir noch hinzu 54 aus Tib. I, 5, 58, 266 aus Prop. IV, 7, 2, 284 aus Ov. Pont. I, 8, 42; 303 aus Tr. I, 5, 25, 315 aus Pont. II, 1, 39, 317 aus Met. IV, 139, 332 aus A. A. I, 214, welche Haupt wohl nicht entgangen sind, aber minder bedeutend als die obigen erschienen seyn mögen.

Die Masse dieser in den kleinen Raum von 235 Distichen gehäuften Beyspiele schneidet wohl den

Einwand ab, daß ja Repetitionen mitunter bey Dichtern vorkommen. Das ist im Verlauf größerer Werke immer nur eine Seltenheit, hier, kann man sagen, ist das Plagium Regel. Werden aber auch die Worte nicht überall vollständig copirt, so bleibt der Plagiator wenigstens insofern sich gleich, als er Situationen überträgt, und dabey die markirtesten Ausdrücke des Originals beybehält; hier tritt die Geistlosigkeit seines Verfahrens und die Armuth an Erfindung noch mehr an den Tag. Er ruft der Livia fast dieselben Worte zu, womit Ovid die Elegie nach Tibull's Tod apostrophirt Am. III, 9, 3; er bedauert ihre vergebliche Tugend, wie Tibull die seiner Delia I, 3, 23; er macht sie zur Thisbe, wenn sie mit Drusus in einem Grab ruhen will: quod licet, hoc certe tumulo ponemur in uno, vgl. Met. IV, 166; aber auch für die Schwiegertochter Antonia muß das babylonische Paar herhalten: par bene compositum (vgl. hier A. A. II, 384) juvenum fortissimus alter; Met. IV, 55 die verba novissima, der concessus amor (dort certus amor IV, 156) kehren hier wieder. Mit dem Scheiterhaufen des Drusus werden (264) auch die viscera matris bestattet; so wollte Ovid das Werk, an dem sein Herz hieng, die Metamorphosen, ehe er Rom verließ, den Flammen übergeben: sic ergo non meritos, mecum peritura libellos imposui rapidis viscera nostra rogis, Tr. I, 79. Ueber menschliche Schwächen und Fehler ist Livia so erhaben, als die großen Astronomen, von welchen der Dichter sagt Fast. I, 299: credibile est illos pariter vitiisque locisque altius humanis exeruisse caput; daraus macht unser Poet (45) quid tenuisse animum contra sua saecula rectum (sc. profuit), altius et vitiis exeruisse caput, wo dann für das altius die zum Verständniß nöthige Beziehung auf loca fehlt. Den Germanen wird (272) ein schlimmes Ende prophezeit, wie A. A. I, 178 den Parthern; der Dichter freut sich auf den Tag, wo die Landstraßen mit den nackten Leichnamen der Germanen bedeckt seyn werden: hunc Aurora diem spectacula tanta ferentem quam primum croceis rosida portet aquis; in der That, eine hübsche Application Tibulls I, 3, 94, der mit denselben Worten von der Rückkehr zu seiner Geliebten spricht! Das wiederholte ubi es der Livia 122 sqq. rührt aus der Klage des Dädalus um den Ikarus her' A. A. II, 94.

Es ist ferner ein bedauerliches Zeichen poetischer Impotenz, wenn derselbe Gedanke nur mit schwacher Variation immer wieder aufgetischt wird. Daß Livia jetzt nicht mehr uter? fragen könne, wenn von ihren Söhnen die Rede war, wird vielmal eingeschärft; gleich zu Anfang heißt es: mater modo dicta Neronum, jam tibi dimidium nominis hujus abest (I, 2), dann in 4: unum, qui dicat, jam tibi mater, habes, deßgleichen 5 nec tua te pietas distendit (dieß ein kaum anständiger Ausdruck) amore duorum, endlich 6: nec posito filnomine dicis, uter? Dasselbe besagt der sehr schlecht stylisirte Vers: heu, par illud ubi est totidemt virtutibus aequum (vgl. auch 290), und die überaus läppische durch zwey Disticha fortgeschleppte Antithese, deren Lächerlichkeit die dabey benützten Figuren der Paromoeosen und Homoeoteleuta noch sehr verstärken, 121 sqq.:

nate, brevis fructus duplicis sors altera partus
gloria confectae, nate, parentis, ubi es?
sed neque jam duplicis nec jam sors altera partus,
gloriae confectae nunc quoque matris, ubi es?

ferner in derselben Rede 145 jam pars mihi rapta Neronum, 147, jamne meus non est, nec me facit ille parentem, 149, nec cum victorem referetur adesse Neronem, dicere jam potero, major an alter adest? und 151 jus matris habemus ab uno. Die Lamentationen der Mutter (140) spricht die Gemahlin nach (309), die Sueven und Sigambern werden zusammen im Eingang (17) und in der Anrede (311) erwähnt.

Wie man glauben kann, der Verfasser habe ein so schlechtes Gedächtniß gehabt, daß er sich nicht mehr erinnerte, dieselbe Sache schon einmal, oder schon mehrmal erwähnt zu haben, ebenso wird man zu dieser Annahme durch die ganz entgegengesetzte Bemerkung gedrängt, daß er die grellsten Widersprüche gegen früher geäußerte Gedanken zuläßt.

So hält der Schluß von 345 der Livia vor, sie müsse eine ihrer erhabenen Stellung entsprechende Mäßigung beobachten, nach der 40 geschehenen Aufforderung indignas, Livia, solve comas, und in der trostreichen Predigt, die er ihr zu Ende des Gedichtes hält, sagt derselbe Mann zur Beruhigung 393 sqq.: adde quod est absens functus, nec cernere nati semineces oculos sustinuere tibi, qui dolor et menti lentissimus influit aegre, der 93 bedauert hatte, daß miseranda parens suprema nec oscula fixit, frigida nec movit membra tremente sinu. Der alten Mutter soll ihr Tiberius so lange erhalten bleiben, bis er selbst Greis wird: comprecor illi ipsi conspicere senex — et vivat nato cum sene mater anus (vgl. dagen Trist. II, 166), der Schatten des Drusus aber, welcher zuletzt erscheint, wünscht nur seinen Feinden ein langes Greisenalter: hostibus eveniat longa senecta meis (450). Der Gedanke, daß ihn seine vielen Verdienste zum alten Mann machten: acta senem faciunt: haec numeranda tibi (448) war auch schon 286 da: in patriam meritis occubuitque senex. In ähnlicher Weise vergißt er 341, daß seine Rede an Drusus Wittwe (von 299 an) gerichtet war, und apostrophirt die optima mater. Umgekehrt wird dem Leser zu viel Gedächtniß zugemuthet, wenn nach dem zwölf Verse langen Ausfall auf die Germanen der Vers. ohne im mindesten anzudeuten, daß er den Faden wieder aufnehme, und gerade als stünde nichts dazwischen, fortfährt 283 adice Ledaeos concordia sidera, fratres etc.

Ueberhaupt fehlt es nicht an Lächerlichkeiten jeder Art. Bey dem Einzug des Leichenconductes in Rom wagen die Götter nicht die Augen aufzuschlagen: dique latent templis neque iniqua ad funera vultus praebent — pudet ora colentum aspicere invidiae quam meruere metu. (187 — 189), ein Mann, der für seinen armen Sohn (pro paupere nato!) Gelübde gethan hat, steht davon ab: suspiciam in nullos irrita vota deos? Livia non illos pro Druso Livia movit, nos erimus magno maxima cura (dieß aus Tr. IV, 3, 17) Iovi? Die Regentin selbst hat 130 erklärt: jam dubito magnos an rear esse deos. Die Götter werden also von Livia, wie von jenem Plebejer abgesetzt, sie können aber doch wieder zu Ehren kommen, wenn sie sich bemühen, das Geschehene gut zu machen: deus excusare priora dum volet, a Druso caetera laeta dabit (415 sq.). Livia wird unter andern Complimenten genannt femina digna illis, quos aurea condidit aetas, was kaum etwas anderes heißen kann, als „jener würdig, die mit dem goldenen Zeitalter hingeschieden sind.“ Vergeblich sträubt sich Burmann dagegen und schimpft den Gorallus aus, der dieselbe Erklärung gibt — itane vero? tam δυσφημως (sic!) poeta compararet Liviam sepultis? Allerdings. Die aurea aetas kann die Menschen nicht erschaffen, aus welchen sie besteht; die von Burmann beygebrachten vermeinten Parallelen sind durchaus verschieden, z. B. tantae molis erat Romanum condere gentem (V. Aen. I, 33). Der des lateinischen Ausdrucks nicht ganz mächtige Autor wollte freylich etwas Anderes sagen. Ferner ist nicht zu begreifen, warum Tiberius die Leiche des Drusus an sich zu reißen sucht, so daß ihm Mars zurufen muß — nec juvenis supremos destrue honores (249). Dieser Flußgott weint dabey so heftig, daß das hohe Bette dieß Thränenwasser nicht fassen kann, und kömmt auf einem mit Rossen bespannten Wagen gegen alles Costüm angefahren (229). Die tiefbetrübte Mutter würde dem ins Gesicht gelacht haben, der im Stande war, ihrem Drusus nachzurufen nec genetrice tua secundior ulla parentum, tot bona per partus quae dedit una duos (81), sie wäre wohl erstaunt gewesen, daß der Mann von ihrer Keuschheit zu behaupten wagte — ultima sit laudes inter ut illa tuas (44), und hätte sich wenig geschmeichelt gefühlt durch den Lobspruch nec nocuisse ulli et fortunam habuisse nocendi (47) oder gar, daß man ihr ein Verdienst daraus machte, sich nicht auf dem campus und forum herumgetrieben zu haben: nec vires errasse tuas campoque foroque! Was soll man endlich von Drusus denken, der nach aller Selbsterhebung 447 — 457 bedauert, daß sein Tod eine publica causa, d. h. die Besiegung Germaniens habe?

Da der Verfasser unter den Ovidianischen Werken vorzüglich die Tristia, hie und da auch die

Epp. ex Ponto, fleißig benutzt hat — denn daß umgekehrt Ovid der Compilator war, wird nach dem Obigen Niemand behaupten — ergibt sich einstweilen so viel: Die Bestimmung dieser Elegie kann nicht die gewesen seyn, die Livia über den Verlust ihres Sohnes zu trösten. Wäre sie wirklich an Livia gerichtet gewesen, so hätte die Fiction, daß dieselbe ihr Daseyn durch Hungertod enden wollte, und den vereinten Bitten des Augustus und Tiberius es kaum gelungen sey, von diesem Entschluß sie abzubringen, nicht vorgebracht werden dürfen, eben weil, wie Seneca Consolat. ad Marciam c. 3, 4 ausführlich berichtet, Livia nicht von fern daran dachte, überdieß Tiberius in den ersten Monaten nach dem Tod des Bruders mit seiner Mutter nicht zusammen war, vgl. Tac. Ann. III, 5, Sueton. Claud. 1.

Eine fernere Spur späterer Abfassung sind die Reminiscenzen aus dem Brief der Sappho, welcher unter den Heroiden steht, (XX) vgl. dort 82, 106, 154 mit den Versen hier 240, 204, 106. Dieser Pseudoovid hat aber dem Lucanus Pharsal. VI, 640 die furialis Erichtho abgeborgt (XX, 139); unser Autor muß also jünger als beyde seyn.

Sodann sind für ihn Seneca ad Polybium 20, 2 und Statius Silv. V, 5, 60 Vorbilder gewesen in 361 — 364 und den Worten des Eingangs vs. 7: quisquam leges audet tibi dicere flendi; Statius sagt l. c. qui dicere legem fletibus aut fines audet censere dolendi, und Seneca: mundo quidam minantur interitum et hoc universum — dies aliquis dissipabit et in confusionem veterem tenebrasque demerget. eat nunc aliquis et singulas comploret animas — eat aliquis et fata tantum aliquando nefas ausura sibi non pepercisse conqueratur. Das übersetzt der consolator mit Benutzung eines ganzen Verses aus Tr. II, 426 auf folgende Weise in seine poetische Sprache: ecce necem intentam coelo terraque fretoque casurumque triplex vaticinantur opus. i nunc et rebus tanta impendente ruina in te solam oculos et tua damna refer.

Endlich ist die Uebereinstimmung der Verse 371, 372 Fortuna arbitriis tempus dispensat iniquis: illa rapit juvenes. sustinet illa senes mit der bey Burm. Anth. Lat. I, 556 oder bey Wernsdorf Lat. min. II, 386 im Zusammenhang nachzulesenden des Caelius Firmianus Synopsius haec aufert juvenes et retinet senes, injusto arbitrio tempora dividens zu groß, als daß sie für ein Spiel des Zufalls gelten könnte, und dieser Dichter lebte im vierten oder fünften Säculum.

Von diesen Nachahmungen abgesehen, darf man sich wundern, daß gelehrte Männer, wie Micyllus, Heinsius, Burmann, die dem Product eine sehr specielle Aufmerksamkeit widmeten, nicht an den vielen ganz unlateinischen Ausdrücken Anstoß nahmen. Der Art sind 93 functus für defunctus, 47 fortunam habere nocendi für facultatem h. n., 75 nomina tua levantur, was heißen soll nomen tuum vocatur, 220 vox . collibus icta, eine lächerliche Verkehrung des colles icti voce, 232 tot verba = haec verba, ja gar 339 tot annos = tam paucos annos; vollends Barbarismen wie questus sonantur für q. sonant in 108 und 275 ferocum statt ferocium. Eben so wenig hat die durch den ganzen Weltkreis stürmende und blitzende Fortuna, welche (373) blind mit blinden Pferden triumphirt, Jemanden irre gemacht, so toll auch diese Vorstellung ist. Zwar hat auch in einer von Barth Adversaria XL, 18 edirten Elegie Fortuna Rosse. Barth wollte das Gedicht in einem codex der Epp. ex Ponto gefunden haben, den er zu Köln ankaufte. Dieser ist indeß seitdem nicht mehr zum Vorschein gekommen. Sonst weiß das Alterthum so wenig von einer kutschirenden Glücksgöttin als von einem wagenlenkenden Flußgott; aber epicedii scriptor videtur equos valde amasse, wie Haupt witzig bemerkt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Quaestiones Homericae. Scripsit Car. Aug. Jul. Hoffmann Gymnasii Cellensis Rector. Clausthaliae. Redemit Adolphus Schweiger. MDCCCXLVII et MDCCCXLVIII. Vol. I. XL, 168. Vol. II. XII, 256. 8.

Schon die Dedication dieses lehrreichen Buches „Memoriae Friderici Augusti Wolfii“ weist auf den Standpunkt hin, welchen der Verfasser darin genommen hat. Vorerst betrachtet er es als ausgemachte Sache, daß die älteste griechische Epik sich noch nicht auf den Gebrauch der Schrift stützte, dann daß der Stoff desselben Mythen waren, die Lieder selbst aber einfacher und nicht über ganze Sagenkreise sich erstreckten. Der Art könnten, vermuthet derselbe, ohne auf Welckers Darstellung im epischen Cyclus I, 288 sqq. Rücksicht zu nehmen, die Vorträge des Phemius und Demodokus gewesen seyn: eigentliche Volkslieder, daher auch Achilles (Il. ι 189, 524) Klea andron singen konnte; sie waren kurz und summarisch; für ein gutes Gedächtniß mochte es keine zu schwierige Aufgabe seyn, ihrer viele zu umfassen. Wie die Kunst zunahm, verlor sie an Popularität; die Poesie, vorher dem Mythus dienstbar, unterwarf sich jetzt diesen und gestaltete ihn nach ihren Gesetzen. Die Homerischen Epen gehören der zweiten, kunstreichern Epoche an. Der Homer, welchen der Verfasser sich denkt, ist der Dichter der ganzen Ilias, der ganzen Odyssee, wenn auch nicht in der überlieferten Form, doch ihrer Anlage nach. Die ältern Poeme konnte er nicht, wie sie waren, seinen Werken einverleiben, er mußte sie ganz umgestalten; nur die Sagen selbst und einzelne Formeln werden von dorther herübergenommen stellenweise hier Anwendung gefunden haben.

Indem Homers Schöpfung andern Sängern mitgetheilt von diesen an verschiedenen Orten dem hörlustigen Volk vorgetragen wurde, war es nicht zu vermeiden, daß sie vielfältige Abänderungen und besonders starke Zusätze erfuhren. Rec. pflichtet gern dem bei, was p. XIV bemerkt wird: **hac ratione vel id potuit fieri, ut et antiquissimorum carminum quaedam partes ad recentioris poesis indolem totae novarentur et singula conficerentur carmina, quae antiquam fabulae conformationem minime respicerent. Constat apud Germanos ita accidisse.**

In der Zeit, da die Blüthe der Epik vorüber war, erhielt diese ein mehr historisches Interesse; man dachte nun daran, die bey den Ahnen beliebten Gesänge unversehrt zu erhalten und vor Entstellungen zu sichern; unter Pisistratus wurde der Text des Homer wahrscheinlich zuerst vollständig aufgezeichnet; vorher mögen größere Parthien abgesondert umgelaufen seyn.

Was sich nach und nach an den Homerischen Urbau ansetzte, ist entweder absichtlich mit diesem verschmolzen oder es hängt loser damit zusammen und rührt aus einer Epoche her, wo der ursprüngliche Zusammenhang schon verdunkelt war. Bey solchem Nachdichten ging entweder ein älterer Bestandtheil verloren, oder er wurde neben dem neuern erhalten. Auch können schon Zeitgenossen Homers mit ihm in Behandlung desselben Gegenstandes ge-

wetteifert haben und ihre Producte seinem Werk beygefügt worden seyn.

Wie ist nun zu untersuchen, welche Stücke älter, welche jünger sind? Nach G. Hermanns Vorgang bestimmt Hoffmann fünf Punkte, worauf die Forschung gerichtet seyn soll: 1) ob Einheit der Anlage; 2) ob Uebereinstimmung in Styl und der Charakterzeichnung; 3) ob eine gewisse Consequenz in den mythischen, historischen und geographischen Angaben zu erkennen ist, oder das Gegentheil; 4) ob die Sprache keine wesentlichen Unterschiede darbietet; endlich 5) ob der Versbau sich gleich bleibt. Die Beurtheilung des ersten Punktes ist ästhetischer Art und kömmt schwer über mancherley Principienkämpfe hinaus. Die des zweyten beruht auf scharfer Beobachtung stylistischer Differenzen, welche aber auch absichtlich seyn oder scheinen können. Hinsichtlich des dritten Punktes ist, nach des Verfassers Ansicht, eher zu sichern Resultaten über die Heimath der einzelnen Dichter und die Culturstufe des griechischen Stammes, unter welchem sie lebten, zu gelangen. Die Wichtigkeit des vierten Punktes bedarf keines Nachweises. Den fünften hält H. für den entscheidendsten und betrachtet die hier zu gewinnenden Ergebnisse als Grundlage der übrigen „qua quidem neglecta nec de universa dialecti Homericae natura, nec de dicendi narrandique ratione constare potest," denn: patet singulorum poetarum paene nullam rem tam esse propriam, quam est versuum forma. Das gestehen wir für Lyriker und Dramatiker mit voller Ueberzeugung zu; ob in dem Bereich des einfachen Hexameters so eclatante Unterschiede aufgezeigt werden können, ist sehr die Frage; unsere Bedenken darüber sind in vorliegender Anzeige ausgesprochen, der wir gern die Anerkennung vorausschicken, daß abgesehen vom eigentlichen Zweck dieser Quaestiones, aus den metrischen Differenzen die Epochen der Homerischen Epik zu bestimmen, ihr Verfasser durch genaue Erforschung des Verses die Metrik des Epos wesentlich gefördert und überhaupt zu gründlicherem Studium Homers sehr dankenswerthe Beyträge geliefert habe.

Jedes der beyden Vol. enthält drey Abhandlungen. Diese sind I. de caesuris et numeris versus Homerici. II. de hiatu. III. de syllabis finalibus brevibus, quibus in producendis ab usu poetarum reliquorum fere recedere videtur Homerus. IV. de digamma ante vocales literas initiali. V. quaeritur, quomodo statuendum sit de locis Iliadis in quibus neglectum esse digamma videatur. VI. de varia carminum Iliacorum aetate colliguntur nonnulla ex quaestionibus superioribus.

Die Lehre von den Cäsuren erweitert Hoffmann und hellt sie auf durch Berücksichtigung der enclitischen Wörter, so wie derer, welche im engen Anschließen an das vorausgehende Wort ihnen zu vergleichen sind, wie μὲν, δὲ, γὰρ; ferner der proclitischen, worunter besonders καὶ zu beachten ist, welches seiner Unselbständigkeit wegen vor vokalischanlautenden Wörtern eigentlich nie lang bleiben darf. Jene Wirkung der Encliticen wird nur durch Elision, welche sie mit dem folgenden Wort enger anknüpft, wieder aufgehoben, mit Ausnahme etwa von τε, wie *A* 128. Die schon von Kircher nachgewiesene Theilung des Hexameters in drey Glieder, von denen das mittlere zwischen Hauptcäsur und den adoniacus fällt, wendet der Vf. auf den Homerischen Vers an, und bestimmt darnach die Brauchbarkeit der Cäsuren. Am wenigsten kömmt die zu Ende des dritten Fußes vor, weil der Hexameter dadurch gleichsam halbirt wurde. In der Ilias ist *O* 18 das einzige Beyspiel, wo die Ausnahme von der Regel absichtlich gemacht zu seyn scheint. Sonst findet sich kein Vers der Art. Weil diese Cäsur an sich fehlerhaft war, durften auch keine zweysylbigen encliticae auf die Thesis des dritten Fußes fallen, keine einsylbigen wie πω hier lang bleiben, oder wie μὲν durch Position zur Länge werden. Selbst eine stärkere Interpunktion nach dem dritten Fuß, wie *Γ* 185, *I* 134 ist an dieser Stelle wenigstens mißfällig und darum eine sehr seltene Erscheinung. Die Cäsur im vierten Trochäus setzt dem dritten Glied noch eine Kürze zu Anfang zu. Sie macht den Eindruck unangenehmer Hastigkeit, wenn nicht die vorausgehende semiquinaria oder semisep-tenaria, oder die folgenden, nämlich die bukolische oder die seminovenaria durch ihre Interpunktion überwiegen, auch mildert diesen Effekt das Eintreten

einer proclitica in der Theſis des vierten Fußes, wie *A* 443, oder eines apoſtrophirten bisyllabum. Alles das iſt nicht der Fall in *Y* 587, 760, *A* 686, 698. Volle Interpunktion trifft mit dieſer Cäſur nirgends bey Homer zuſammen.

Unter den Einſchnitten macht der Verf. die Unterſcheidung, daß ſie entweder versum firmant, oder debilitant, oder molliorem efficiunt. Zu den erſten rechnet er die caesura semiternaria, semiseptenaria, seminovenaria, alſo die meiſten männlichen; zu den debilitantes die beyden oben beſprochenen, zu denen, welche versum molliorem efficiunt, die übrigen außer der im dritten Trochäus und der bukoliſchen, denn dieſe nebſt der semiquinaria ſind die Hauptcäſuren, alle andern Nebencäſuren. Durch den Einſchnitt erhält jedes Hemiſtich einen daktyliſchen Charakter (vgl. *A* 44), oder einen choriambiſchen (wie *A* 440), oder einen anapäſtiſchen (vgl. *Y* 777) oder einen amphibrachiſchen (vgl. *Φ* 235). Wo Spondeen im Verſe vorherrſchen, wird er ebenfalls, je nachdem Cäſur oder Diacraſe angewandt iſt, entweder daktyliſchen oder anapäſtiſchen Effekt haben. In der Miſchung der Cäſuren und Verstheile liegt die Schönheit des Homeriſchen Verſes, welche mehr gefühlt als demonſtrirt werden kann, denn ſehr richtig bemerkt H. am Schluß ſeiner wohlgerathenen Analyſe der maleriſchen Stelle *Φ* 233 — 250 „hac in re fieri vix potest, quin, qui omnia verbis accurate velit describere, argutari videatur saepissime. Ita enim comparatae sunt res et metrica et musica, ut sensibus bene percipiantur atque animo deinde sentiantur, at verborum effugiant acumen et dilabi videantur, ubi propius accessimus.“ Es iſt die flatternde Libelle Göthe's.

In der zweyten Quaestio hat der Verf. für den Hiatus eine neue Terminologie aufgeſtellt: wo die lange vokaliſch-auslautende Endſylbe vor einem Anfangsvokal nicht corripirt wird, ſieht er bloß eine Production; nur bey kurzen Endſylben bedient er ſich jener Bezeichnung. Zuerſt iſt von der Production die Rede, welche in arsi bekanntlich viel häufiger erſcheint als in thesi. Beſchränken wir uns auf die letztere. Hier unterſcheidet die Abhandlung noch nomina, particulae, verba. Von den Nominalendungen ſind die ſtärkſten *η*, *φ*, *ου*, *οι*, die Beyſpiele für jedes werden vollſtändig aufgezählt — ſchwächer ſind *η*, *ω*, *ευ*, *ει*, wie die ſeltnern Productionsfälle zeigen. Unter den Partikeln bleibt *εὐ* und *ἦ* immer lang, auch *ἦ* mit Ausnahme von *K* 451, *Π* 515, *Φ* 113, 576, *Y* 724, *εἰ* außer *Z* 367, ferner iſt *μὴ* nicht verkürzt *Σ* 193, *Φ* 536. Von den Verbalendungen erfährt *εἰ* keine Correption in *A* 554, *M* 46, *P* 663, *Φ* 362, 575; *ει* contractum *Γ* 388, *E* 899, *Z* 46, *ει* (nicht contrahirt) *Ξ* 240, *Ω* 52; *ᾳ̃* *Ξ* 199, *Φ* 459, *αι* *E* 685. Die meiſten dieſer thetiſchen Productionen fallen auf den erſten und vierten Fuß, denn dieſe Theſen ſind die ſtärkern, viele auch auf den zweyten, auf den dritten nur *Γ* 87 (wiederholt in *H* 388), *X* 286, *Ω* 122 und wo *ἦ* an dieſe Stelle kömmt, *Θ* 514, *K* 505, *Σ* 511, *X* 135, 152, *Ψ* 382, *Ω* 769.

Den eigentlichen Hiatus begünſtigt entweder der Charakter des Endvokals, welcher die Eliſion nicht zuläßt, wie z. B. *τί*, *περί* etc. oder die Stelle im Vers. Außer den beyden Hauptcäſuren im dritten Fuß und der bukoliſchen wird hier noch die Theſis des erſten Fußes als die dem Hiat günſtigſte bezeichnet. Der Anfang des Verſes hat auch die Production öfters zugelaſſen als die zweyte, dritte und fünfte ſpondeiſche Theſis. Die Hiate nun, welche in dem zweyten und fünften Fuß — von dem im dritten kann gar nicht die Rede ſeyn — zu ſtehen kommen, gelten dem Verf. als hiatus illiciti.

Die Verlängerung kurzer conſonantiſch auslautender Sylben (Qu. III.) iſt entweder nur ſcheinbar, indem die erſt ſpäter feſtgeſtellte Quantität zu Homers Zeit noch ſchwankte, wie in *πρίν*, *Z* 81, al. *ἔρις*, *A* 440, *βλοσυρῶπις* *A* 36, *πάϊς* *X* 492, (überhaupt ſcheinen die auf *ις*, *ιδος* das *ι* eher lang gehabt zu haben, als die auf *ις*, *ιτος*; *ις*, *ιθος*) oder ſie wird im erſten Glied des Verſes durch die caesura semiquinaria hervorgebracht, ſeltner durch die semiternaria, wenn die *κατὰ τρίτον τροχαῖον* folgt, denn vor der semiquinaria tritt ſie nur in vier Stellen der Ilias ein *Γ* 40, *E* 499,

Π 269, *Ω* 193 *). Im zweyten Glied des Verses ist die Verlängerung in der semiseptenaria ziemlich häufig, nur wo diese Cäsur fehlt, erschien die Production in der seminovenaria erträglich. Bloß *Σ* 288 und *Φ* 23 machen Ausnahme.

(Fortsetzung folgt.)

Epicedion Drusi cum commentariis Mauricii Hauptii.

(Schluß.)

Solche Verstöße deuten fürwahr nicht auf die klassische Epoche der römischen Literatur, ja nicht einmal auf einen Vertreter der cadens Latinitas, sondern auf die Zeit, da man die Alten mit enthusiastischem Eifer und hingerissen durch unbestimmte Eindrücke sowohl las als nachbildete, oft ohne die feinern Gesetze des poetischen Styls zu kennen oder auch nur ein Gefühl dafür zu haben — sie verrathen einen Verfasser aus dem fünfzehnten Jahrhundert, über dessen letztes Drittel keine der Handschriften des epicedion hinausgeht. Der Autor konnte daher auch noch die ähnlichen Machwerke benutzen, welche Henoch Asculanus in Dänemark um 1450 gefunden hatte und die in den ersten Ausgaben Virgils beygefügt sind. Aus ihnen rührt vs. 39 Caesaris illud opus her, und was jener Poet dem Maecenas nachrühmt in der Elegie auf ihn: omnia cum posses tanto tam carus amico, te sensit nemo velle nocere tamen, was ein ganz passendes und verständiges Urtheil ist, hat unser Mann abentheuerlich genug auf die Livia übertragen, 47: nec nocuisse ulli et fortunam habuisse nocendi nec quemquam nervos extimuisse tuos, nec vires erasse tuas campoque foro. Für beyde ist mittelbar und unmittelbar Quelle Seneca's 114. Brief, wo er sagt: pepercit gladio, sanguine abstinuit, nec ulla alia re quid posset quam licentia ostendit; aus demselben sind auch die Verse über Maecenas Art sich zu kleiden geflossen.

Der Verfasser des epicedion Drusi ist nicht unbewandert in der Geschichtr der Augusteischen Zeit; das Historische bey ihm kann man meistens aus Dio Cassius, der den gelehrten Italienern des 15. Jahrhunderts bekannt war, aus Seneca, Suetonius und Servius nachweisen. Gegen den usus verstoßen die fasces fracti (177) bey dem Leichenzug des Drusus, es mußte versi corrigirt werden, wenn man mit einem Alten zu thun hätte, so aber genügt es, darin eine poetische Licenz zu sehen, welche, wie das Meiste, auf Nachahmung beruht; Haupt vergleicht Ov. Am. III, 9, 7 sq. ecce puer Veneris fert eversamque pharetram et fractos arcus et sine luce facem.

Wir dürfen selbst einem poeta laureatus des 15. Saeculums, geschweige denn seinen Bewunderern Heinsius und Burmann ꝛc. verübeln, wenn sie die strengen Regeln des Ovidianischen Verses nicht kannten, auf die wir selbst erst neulich von Lachmann aufmerksam gemacht worden sind, z. B. daß ein jambisches Wort in den Elegien von Ovid nie elidirt ward, und die Production der kurzen consonantisch auslautenden Endsylbe nur vor einem griechischen Wort oder in der nämlichen Hauptcäsur vor et und aut vorkömmt, endlich der Schluß auf ein monosyllabum nirgends in einem ante relegationem geschriebenen Pentameter zu finden ist. Fehler dagegen siehe 375, 163, 122, 124, 426. Lachmann hat diese interessanten Entdeckungen in dem Berliner Lectionskatalog für den Sommercurs 1848 mitgetheilt.

Kayser.

*) In der Odyssee gehört dazu *δ* 566, *κ* 353, 493, *ν* 343 (den Hoffmann freylich als spurius betrachtet I, 71), *ο* 100, und in der seminovenaria ist nach der semiseptenaria Production eingetreten in Od. *ε* 415, *ϑ* 355, *τ* 449. Aber die Regel behält doch ihre Geltung.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Quaestiones Homericae.

(Fortsetzung.)

Als scheinbar muß auch die Verlängerung eines kurzen Endvokals angesehen werden, wenn das folgende Wort ursprünglich mit zwey Consonanten anfing, wozu selbst *μέγαρον* und *μέγας* gezählt werden (vergl. I, 155 sqq.). Auch hier ist der Gebrauch mitunter schwankend, vergl. *A* 258, *H* 117, *Ω* 358. Schwach war umgekehrt der in manchen Wörtern noch ausgeschriebene erste Consonant, wie in *Σκάμανδρος* und *σκέπαρνον*; in ähnlicher Weise hat man es zu erklären, wenn *Ζέλεια* und *Ζάκυνθος* keine Position machen; wozu auch die Abweichung der Orthographie von *Ζάγκλη* auf Münzen, die *Λάγκλη* haben, zugezogen werden kann.

Andrerseits hat der Vokal die Kraft vor einfachen Consonanten in jeder Stelle Production hervorzubringen. Die härteste vor Consonanten ist die, wo eine enclitica folgt, durch welche die Cäsur aufgehoben wird, wie in *A* 45, *Γ* 240, *Π* 228, *Ψ* 240. Andere Beyspiele siehe I, 163. Eine Stufenleiter der Productionen hat der Verf. in II, 156 aufgestellt, unter welchen der höchste Grad die kurze vokalisch-auslautende Endsylbe im Hiat ist, wie *Θ* 556, *O* 275, *Π* 373.

In der vierten Quaestio wird das Digamma behandelt, und als weicher Hauchconsonant, der mit j, s, h, w verwandt ist, betrachtet. H. nimmt an, daß in der ältesten Sprache auch der Laut j existirte und *ζάθεος* aus *διάθεος*, *Ζεὺς* aus *Διεὺς* (dreyund zweysilbig gesprochen) entstand. Was ursprünglich noch ein s hatte, ging später in h über, wie das Latein zeigt, wo die Urform sich getreuer erhalten hat; vgl. sex, septem, super. Außerdem verwandelte sich das Digamma in den verwandten Sprachen in w, seltner in b, oder gar m, wie Mars und Mann aus *Ἄρης* und *ἀνὴρ* hervorgingen *). Im Griechischen selbst wurde daraus nicht ein härterer Laut, *Ϝέντο* z. B. nicht *γέντο*, denn das *γ* ist hier bloß Schreibfehler, sondern nur zu einem Vokal konnte dieser vokalisirende Consonant sich abschwächen, wie zu *υ* und insbesondere zu *ε*. Vgl. *ταλαύρινος*, *ἴσος*, *ἕδνα*, *ἐείκοσι*, *ἐέλπομαι*, *ἐέλδομαι*, *ἐέργω*; es kam nicht nach dem Anfangsvokal zu stehen, sonst wären die Contractionen *εἶο*, *εἰλίσσω*, *εἰαρινὸς* nicht möglich gewesen. Sicheres Zeichen von der Existenz des Digamma ist es, wenn auf eine Stelle, die keinen Hiat zuläßt, wie die zweyte Kürze des dritten und fünften Fußes ein scheinbar vokalisch-anlautendes Wort folgt, ferner die Production von *καὶ*, welches vor einem Consonanten immer corripirt wird, die Beybehaltung von sonst immer elidirten Sylben, vergl. II, 19, 28. Jambisch anhebende Wörter begünstigen die Neigung, eine vorhergehende vokalisch auslautende Sylbe zu elidiren; unterbleibt dieß, so darf man den Schluß

*) *Ἄρης* und *ἀνὴρ* sind freylich bey Homer bereits ohne Digamma, produciren aber, da eine Contraction (*εα* in *ᾱ*) vorausgegangen ist, den Anfangsvokal, während *ἄναξ* das Digamma nicht verlor und kurz blieb.

auf das Digamma als sicher ansehen. Dergleichen sind ἄναξ, ἀραιὸς, ἔκηλος, ἑκών, ἔθειρα, ἔοικα, εἴκελος, daher nur ἐπιείκελος bey Homer üblich ist.

Als leichtester Consonant war das Digamma in arsi zur Production tauglicher als in thesi. In der dritten Thesis wird die Verlängerung nur vor οἷ, z. B. *E* 695 gefunden, sonst nur noch vor Wörtern, die zum Stamme *Fιδ* gehören, vergl. *P* 142, *Υ* 215. Sonst bleiben vor dem Digamma consonantisch ausgehende Sylben oft ohne Position, wodurch es aber nicht aufgehoben wird, wie man sonst gemeint hat; wohl aber hört es durch die Elision auf.

Was wird nun von den Parthien der Homerischen Poesie, namentlich der Ilias zu halten seyn, wo das Digamma vernachläßigt ist? Hier ist sehr zu bedauern, daß die Alexandriner davon gar keine oder eine sehr geringe Kenntniß gehabt zu haben scheinen. In den Exemplaren, welche sie benutzten, war es verschwunden. Welche Vorstellungen sie sich vom Umfang der Licenzen, des Hiatus, der Correption und Production gebildet hatten, ist ebenfalls dunkel geblieben. Warum lesen z. B. *N* 107 Zenodot und Aristophanes *νῦν δὲ ἑκάς*, Aristarch aber *νῦν δ' ἔκαθεν*? Kannten jene das Digamma, warum sollte Aristarch Nichts davon wissen? Wußte er etwas davon, warum tilgte er es durch den Apostroph? Wollte er den Hiatus hier beseitigen, weßhalb ließ er ihn an unzähligen andern Stellen stehen? Dieß ist nun aber einer von den vielen Fällen, wo man ganz leicht jenem alterthümlichen Laut sein Recht angedeihen lassen kann, indem man hier zur Zenodoteischen Lesart zurückkehrt. Varianten helfen auch *P* 54, *I* 510 (*ἐῤῥέζεν* für *ἔρδεσκεν*), *O* 114 (*δὲ προσηύδα* für *δ' ἔπος ηὔδα*) aus. Anderswo bedarf es keiner solchen Stütze; wer wird sich nach Handschriften umsehen, um *χρυσοῦ καὶ εἴκοσι* statt *χρυσοῖο* (*A* 25) *πᾶσιν δὲ ἀνάσσειν* für *πάντεσσι δ' ἀνάσσειν* (*A* 288) *λαοῖς τοι Ἰλίῳ* für *λαοῖσι τ. I.* (*Z* 281) *ἐθέλῃ εἰπόντος* für *ἐθέλῃσ' εἰπόντος* lesen zu dürfen? Ferner wird es nicht für Vermessenheit gelten, wenn bedeutungslose Partikeln und andere Wörtchen ausgemerzt werden, und *Ξ* 383, *ἐπεὶ ἔσσαντο A* 101, *ὁ βῆ Ἴσον* (nach Zenodot) *Π* 169 *ἐν δὲ ἑκάστῃ*, *Z* 474 *αὐτὰρ ὃ ὃν*, *X* 216 *νῶϊ ἔολπα* an die Stelle von *ἐπεὶ ῥ' ἔ.*, *βῆ ῥ' Ἴσον*, *ἐν δ' ἄρ' ἑκάστῃ* u. s. w. tritt. Solche Differenzen konnten leicht sich einschleichen, war einmal durch Erlöschen des Digamma dafür Raum geschaffen. Diese und andere gewiß sehr annehmliche Correcturen hat Hoffmann in der fünften Abhandlung p. 76 — 116 vorgeschlagen. Freylich entsteht, da die Anzahl der nicht so leicht zu emendirenden Verse, worin das Digamma verletzt ist, die Frage, ob nicht schon in das Zeitalter des Homer selbst, und um so mehr in das der Homeriden der schwankende Gebrauch des Digamma zurückreicht? Glaubt ja der Verf. selbst, daß bereits Homer Formeln beybehielt, die aus frühern Gedichten einer stärker digammirenden Zeit herrührten. Wenn man daher die Anwendung des Lautes da wahrscheinlich finden wird, wo die Correctur sich von selbst macht, wird dagegen große Vorsicht anzuempfehlen seyn, wenn dem Digamma irgend ein Opfer gebracht werden soll. So sträubt sich z. B. unser Gefühl gegen den Vorschlag *Ψ* 392 *ἵππειόν οἱ ἔαξε* asyndetisch zu lesen statt *ἵ. δέ οἱ ἦξε*, und *Ψ* 107 möchte *καί τε ἕκαστ' ἐπέτελλε* gegen den Homerischen Sprachgebrauch verstoßen; wir würden ferner in *X* 15 lieber eine Schmälerung des Digamma bey den Homeriden zugeben, als dem Verf. folgend ändern *ἔβλαψας Ἑκάεργε — ἐνθάδε με τρέψας*. Ist aber eine solche Freyheit dem Dichter einmal zugestanden, dann mögen ihm auch die verbleiben, welche sonst nach der Norm älterer Gesänge nicht geduldet werden dürften, vergl. *X* 61, 407, 450. Wie schon bemerkt worden ist, geht der Verf. hauptsächlich auf metrische Differenzen aus und zieht andere Momente nur gelegentlich zu. Da nun aber die spätern Epiker in dem Grund stärker nachahmen, als ihnen eine größere Masse von Gesängen zu Gebote stand, ist die Folgerung aus der metrischen Form ihrer Producte mißlich. Wir können namentlich Alles, was sie entweder ad verbum oder doch nur mit geringer Abänderung entlehnt haben, gar nicht in Rechnung bringen; nur das Eigene gilt. Auch da ist nicht zu übersehen, daß sie häufig nach Analogien verfahren; anderswo kamen sie frey-

lich auf die ihnen gewohnteren Formen zurück, vielleicht ohne es selbst immer gewahr zu werden. So zählt z. B. *H* 371 nicht, weil aus *Σ* 299 übertragen; in einem und demselben Vers, *H* 345 ist ἀγορὴ γένετ' aus *Σ* 246 und ἐν πόλει ἄκρῃ aus *Z* 317 genommen, darein mußte sich nun Ἰλίου wohl oder übel fügen. In *Θ* ist 305 aus *Θ* 194; 131 aus *Φ* 295; 446 aus *A* 333; in 406 rührt ἄν ῥ' ἠρὶ πατρὶ aus dem ähnlich lautenden *E* 362 ἄν Διὶ πατρὶ her. Ebenso ist *K* 450 aus *π* 11, *K* 384, 405 aus *α* 169, *K* 68 aus *B* 181 herübergenommen, daher konnte sich der Poet die Erlaubniß, auch andere Hiate vor ἕκαστος, wie 166 und 432 anzubringen, ableiten. Daß ihm οἵ nach οὔτις gestellt Position macht (129), ist noch kein Beweis, daß er die besondere Kraft des Digamma in diesem Wort kannte, eher abstrahirte er sich eine Licenz aus *O* 115; gewiß dachte er 215 nicht daran, in ἕκαστος jenen Laut zu respektiren. Der Verf. will 215 — 217 ausstoßen. Doch dieß Ausmerzen des Ungereimten könnte zuletzt der ganzen Rhapsodie ein trauriges Ende bereiten. Auch in Betreff der vorausgehenden Verse 211 — 213 ist H. unschlüßig, und äußert auf derselben pagina zwey verschiedene Ansichten, zuerst vertheidigt, dann verurtheilt er sie (II, 125). Von dem wahren Bestand der Sache nimmt er beyläufig Notiz p. 127, indem er sagt „concedo, si aliter statuere non licet, hos hiatus receptos esse posse ex ipsis carminibus Homericis antiquioribus — attamen si potest fieri, patet aliter statuendum esse." Diese Bedingung eben ist es, die Rec. durchaus in Abrede stellen zu müssen glaubt. In gleicher Weise wie 215 — 217 ist dem Verf. *K* 425 anstößig, und er sieht sich veranlaßt 423 — 431 zu streichen, statt dieselbe Hand zu erkennen, von der die Aufzählung in *B* 840 — 864 herrührt. Ebenso vergeblich ist der Obelos in *K* 387, 388. Die Doloneia soll zu gleicher Zeit mit *Ψ* und zwar in ipsa Graecia verfaßt seyn. Doch hat der Dichter von *Ψ* immer noch viel mehr Originalität. Das Copiren früherer Stücke gibt H. wenigstens in *O* 390 — 414 zu, welche Verse mit dem Schluß von *A* und dem Eingang von *M* und *Ξ*, dem Schiffskatalog und den Büchern *H*, *Θ*, *K* unseres Erachtens denselben Verfasser verrathen. Das τόφρ' ἦστό τε καὶ τὸν ἔτερπε λόγοις könnte als unvereinbar mit *A* 648, 653 dagegen zu sprechen scheinen, aber einem Interpolator darf man schon so viel Gedankenlosigkeit zutrauen, wenn er nicht etwa selbst auf die Unachtsamkeit der Zuhörer rechnete. In der That stimmt auch H. gerade für diese Stellen mit uns überein (nur daß wir dem Digamma kein so großes Gewicht beylegen können), wenn er p. 136 sagt „sequitur non solum versu 403 recte legi τίς δ' οἶδ', sed etiam, quae in extrema parte libri *λ* inveniuntur neglecti digammi vestigia, ab eodem homine esse effecta; qui hanc in librum *o* intulit interpolationem. Was jenes betrifft, so beweist es gewiß nichts, wenn *A* 710 μάλα εἰδότε steht, nach Analogie des bekannten σάφα εἰδώς, oder 741 φάρμακα ἤδη wie *β* 16 μυρία ἤδη und 745 ἐπεὶ ἴδον wie *X* 22 ὅπως ἴδον, und ist auch 706 τε ἄστυ nicht buchstäblich anderswo aufzuzeigen, so werden ähnliche Phrasen doch immer vorgelegen haben. Also werden wir *A* 792 und *O* 403 τίς δ' οἶδ' unangetastet lassen, nicht so *Π* 860, wo τίς οἶδ' ganz an seinem Platze ist. Der dem Digamma entfremdete Nachahmer ist auch *Ξ* 151 nicht zu verkennen, wo die Wiederholung aus *B* 451, 452 in diesem Zusammenhang die Elision vor ἑκάστῳ nöthig machte; durch die vorgeschlagene Emendation μέγα δὲ σθένος ὦρσεν ἑκάστῳ würde nur das Verfahren des Interpolator unkenntlich werden. So können wir nicht beystimmen, wenn *H* 364, 391 das ἔτ' vor οἴκοθεν wegfallen soll. In *Θ* 526 konnte leichter noch als mit εὔχομ' ἐλπόμενος durch ἔλπομαι εὐχόμενος geholfen werden, Zenodots Lesart, welche dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn scheint, aber es ist nicht einmal nöthig.

So wenig als die Vernachlässigung des Digamma, können andere metrische Fehler für sich allein das spätere Zeitalter einer Homerischen Rhapsodie beweisen. Ueberhaupt läuft man bey dieser Methode Gefahr, Spätlinge, wenn zufällig keine Licenzen darin vorkommen, zu ächten Homericis zu machen und umgekehrt gute Poesie, in die aber eine Ketzerey gegen den alten usus weiß Gott wie gerathen ist, zu unterst zu setzen, wie es hier dem

Schluß von *A* (457 — 544) ergeht, vgl. p. 250. Wäre das gänzliche Ausbleiben härterer Productionen ein zureichendes Argument für die Priorität eines Gesangs, dann würde *H* und *K* gut fahren. Merkwürdigerweise hat auch *I*, gewiß jünger als *A* — *Z*, und als *A*, *II*, *P* gar keine Production einer von Natur kurzen Sylbe und *Σ* 356 — 617 wenigstens keine härtere. Die Verse *Θ* 190, *K* 129, *A* 792, *O* 403, wo die consonantisch-auslautende kurze Sylbe mit dem folgenden *οἱ* Position macht, müßten nach derselben Norm älter seyn als *Z* 90, und gleicher Zeit, wie *Z* 157, wo diese Position wieder eintritt, angehören. Dürfte aber *Z* 90 nicht mittelst der kürzern Form *ὅ* geholfen werden? Das könnte eher gehen, als wenn *Z* 289 Hoffmann *ἔνθ' ἔσαν οἱ πέπλοι παμποίκιλα ἔργα γυναικῶν*, wogegen der von ihm selbst citirte Herod. II, 116 und Od. *o* 105 streitet, corrigiren will. Vielleicht hilft zu dem ursprünglichen und, wie Herodot zeigt, frühe verwischten Text die angegebene Parallelstelle aus der Odyssee, wenn wir schreiben: *πέπλοι παμποίκιλοι, οὓς χάμον αὐτῇ Σιδόνιαι.* Ebenfalls unstatthaft ist die p. 171 vorgetragene Folgerung: wer *πω* in *λ* 52 und ibid. 112, 160 *καὶ* in arsi anbrachte, muß auch *H* 433, *Σ* 39—49, *Ψ* 1 verfaßt haben. Warum gerade dasselbe Individuum? Reicht es nicht hin, solche Fehler im Allgemeinen einer spätern Zeit zuzuschreiben, wofern nicht theilweise Corruption sie verschuldete? Uebrigens muß zwischen einer stellenweisen Interpolation älterer Lieder und einer mangelhaften Technik neuerer Poeten wohl unterschieden werden. In dem Sinn würde man statt die Dichter von *B* 813 und *A* 237 zu identificiren, dort das *ἤτοι* vor *ἄνδρες* lieber stehen lassen, hier die lästige Production von *ἤτοι* durch die Vorstellung *ἤτοι τῶν αὐτῶν* heben. Der Verf. verkennt keineswegs das Bedenkliche solcher Resultate, vgl. p. 165, wo er bemerkt „hoc difficillimum est judicium, in quo eo facilius falli possumus, quo magis pendet non ex singulis productionibus sed ex aliis argumentis, quae, ut est harum quaestionum ratio, non omnia in promtu sunt.“ Gut ist auch die Observation, daß gerade in *Σ* 243 sqq., *H* 313 sqq., *Θ* 489 sqq. (von hier an statuirt H. die spätere Abfassung des Buches *Θ*) trojanische Volksversammlungen dargestellt werden (wir fügen *B* 786 — 810 hinzu); d. h. an den noch aus andern Gründen verdächtigen Stellen. Die Folgerung auf Gleichzeitigkeit ist zwar voreilig, *Σ* 243 — 314 ist für die übrigen *ἀγοραί* das Vorbild und 314 — 355 gehört dem Dichter der Patrokleia, nicht dem der Achilleïs; aber die drey andern müssen einem und demselben Interpolator zugeschrieben werden, überall zeigt er dasselbe summarische Verfahren und die gleiche Geschicklichkeit, mit Plagiaten ganze Reden zusammen zu stoppeln. Ferner stimmen wir mit dem Verfasser darin nicht überein, daß *K* und *I* 1 — 182 demselben Dichter gehören sollen, *I* 77 und die Erwähnung der Wächter in *I* 66 wie *K* 180 reicht nicht hin, diese Identität zu erhärten, da in *K* recht gut auf *I* Rücksicht genommen werden konnte.

Die vorherrschende Beachtung des Metrischen hat mehreremale verschuldet, daß dem Zusammenhang der epischen Erzählung die nöthige Aufmerksamkeit nicht zu Theil wurde. So meint Hoffmann z. B. *I* 35, wo eine harte Production *ἀπὸ εἰπών* vorkömmt, dürfe ohne Nachtheil wegbleiben. Aber in der damit im Voraus bezeichneten Rede Achills tritt doch die *ἀπόῤῥησις μήνιδος* bedeutend hervor und die Aufforderung zum Kampf zurück; daher wird man jenen Vers auch nicht missen können, jedenfalls zugestehen müssen, daß er mit bestimmter Absicht vom Dichter hier angebracht ist. Dem Styl des Dichters der letzten sechs Gesänge (Achilleis) ist auch der Schluß von *I* (399 sqq.) so angemessen, daß er wegen des einen vs. 421 nicht gestrichen werden darf, auch trägt H. selbst Bedenken (pag. 100) mit *T* 421 eine Umstellung vorzunehmen. Ebenso ist es nicht rathsam, den Eingang von *Ψ* abzukürzen (vgl. II, 167), denn ließe man 29 — 31 aus, oder 8, 9, so fehlte den Versen 37 sqq. die unentbehrliche Rückbeziehung.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Quaestiones Homericae.

(Schluß.)

Deßgleichen würde der Charakter des Epikers, der in *T*, *Φ*, *X*, *Ω* ausführliche Episoden anbringt, durch Abkürzung der Rede des Aeneas *Ψ* 200 — 258, wovon nur die zwölf ersten Verse bleiben sollen (vgl. II, 161), verläugnet. Anlaß geben dazu die starken Productionen in vs. 242 und 255; das Digamma wird durch ein Asyndeton ἔπτῳ εἰσάμενος wieder hergestellt, wir werden aber lieber auf jenes als auf die Partikel verzichten. Harte Verlängerungen finden sich nun auch in den folgenden Büchern: *Φ* 23, 283, 329, 352, 474, 507, *X* 236, 306, 307, um einstweilen von *Ψ*, *Ω* zu schweigen. Man sollte denken, die ziemlich große Anzahl solcher Fälle müsse die Wirkung haben, daß sie sich gegenseitig stützten. Statt dessen sucht H. einen Vers nach dem andern zu beseitigen, oder die Parthie, in welcher er vorkommt, zu verdächtigen. Um *Φ* 283 streichen zu können, muß er auch den unschuldigen Vers 282 ausstoßen. Ist aber 283 ächt, so wird auch 329, wo ἀτοέρσῃ wiederkehrt, sich behaupten dürfen. Ferner wird *Φ* 22, ähnlich dem *Σ* 288 aus der spätern Abfassung dieses Theils erklärt, und eine ältere Parthie 228 — 384, eine spätere 1 — 33, 214 — 227 und eine noch jüngere 34 — 211 statuirt, die jene beyden verschmelzen sollte. Nehmen wir dagegen an, Lykaon sey wirklich nicht nach Troja hin, sondern auf das dem griechischen Lager zugewandte Ufer des Skamander geflohen, so bedürfen wir keiner solchen Vertheilung der Rhapsodie. In *X* wird die Tilgung von 236, 237 schwerlich Beyfall finden, so wenig als die Beschneidung der Rede Hektors, woraus H. 301 — 303 streicht. Andere Ausstellungen sind ästhetischer Art: *X* 45 — 55 werden der Interpolation zugeschrieben, aber sie sind von demselben Geist eingegeben, der dem Achilles die Worte *Φ* 184 — 199 in den Mund legte. *X* 100 sqq. gehört „ad recentiorem partem libri *Σ*“. Natürlich, es ist derselbe Dichter. Eben daraus erklärt sich die Uebereinstimmung von *Σ* 288 mit *X* 12 ganz befriedigend. Aber *I* 375 denkt sich H. aus *X* 317 entstanden, als wenn die Priorität letzterer Stelle erwiesen wäre (II, 242). *X* 385 — 390 dürfen nimmermehr wegbleiben, da sich 391 auf keine Weise an 384 anschließt. Doch soll die Rede anfangs auf 378 — 380, 391 — 394 sich beschränkt haben. Ueberhaupt glaubt H. (II, 167) admodum breviter narravisse poetam antiquissimum. Das ist vielleicht wahr in Betreff der Urilias, nicht glaublich aber von vorliegender Achilleïs, welche durch alle Kürzungen doch in der Hauptsache nicht zu verändern ist. Anstatt also eine Ueberarbeitung von *Φ* und *X* durch den Verfasser von *Ψ* anzunehmen, werden wir vorziehen, den Dichter von *Ψ* vom angeblich ältern nicht zu unterscheiden. Warum wollten wir nicht zugeben, daß Letzterem das Digamma von ἰτέαι bereits unbekannt war (*Φ* 350), so wie *Ψ* 846 das ἡ δέ Ϝ' ἑλισσομένη auf einer ähnlichen Unkunde oder Ungewohntheit beruhte. So wird es auch *Ω* 572 rathsamer seyn, *Πηλείδης δ' οἴκοιο* stehen zu lassen, als mit H. *Πηλ. δὲ δόμοιο* zu corrigiren. In *Ψ* gewahrt übrigens H. die mei-

sten Spuren jüngerer Abfassung und will dieß Buch mit manchen Theilen des Katalogs, mit *H*, *K*, *M* und *Σ* 243 — 355 auf gleiche Linie stellen. Darum aber, weil Eumelus nur in *B* und *Ψ* erscheint, sind die beyden Rhapsodien noch nicht als gleichzeitig erwiesen, *B* kann ja aus *Ψ* geschöpft haben; wie in *Ψ* Leonteus und Polypoetes aus *M* 129 übertragen seyn mögen. Deßgleichen beweist das nichts, wenn Asteropaeus in *B* 848, *Π* 290 mit Stillschweigen übergangen wird, aber *M* 102, *P* 217, *Ψ* 560 sein Name vorkömmt. Muß seiner jedesmal gedacht werden, so oft von Paeonen die Rede ist? In *Ω* vermuthet der Vf. soll der Theil, welcher die eigentlichen *λύτρα* enthält (468 — 676), älter seyn, als was vorhergeht und folgt, weil da keine ärgern Productionen vorkommen, wie in 7, 154, 193, 285 (aus *o* 149), 771. Dabey ist aber 470 und 544 übersehen; oder gehören diese Fälle nicht in dieselbe Rubrik, weil sie in die caes. semiseptenaria fällt? Der Effect der Production in der semiternaria dürfte doch wohl nicht viel härter seyn, als der in der semiseptenaria.

Hinsichtlich der Patrokleia stimmt Ref. gern bey, wenn (II, 227) zwischen *A* und *P* eine große Aehnlichkeit entdeckt wird und letzteres für jünger als *A* und älter als *Ξ* erklärt, endlich *Π* in frühere Zeit als *M* gesetzt wird; vgl. *M* 438 mit *Π* 557. Weniger kann man dem Vf. folgen, wenn er aus der Production von *λίσσομαι* in *Φ* 368 sofort schließt, daß der Theil 228 — 384 älter sey als der Eingang von *Π*, wo vor *λίσσομαι* in vs. 46 jene Verlängerung nicht statt hat; und aus der mißfälligen Cäsur in *P* 719 zu der Annahme gelangt, daß der Schluß dieses Buchs interpolirt sey. Besondern Anstoß gibt ihm außerdem die Verletzung des Digamma in *Π* 522, 523 *οὐδ' ᾧ παιδὶ* und *σύπερ μοι ἄναξ*, daher die ganze Erzählung von Glaukus Wunde wegfallen soll (509 — 531). Aber das darf nicht befremden, wenn der sterbende Sarpedon die leichte Blessure des Freundes nicht achtet, wo er ihn auffordert, für seinen Leichnam zu kämpfen. Einfacher wird mit *οὐ* für *οὐδ'* und *με* statt *μοι* geholfen werden können.

Den Charakter der Trichomachie — so nennen wir der Kürze wegen die Rhaspodien *M* bis *O* — hat Hoffmann gut geschildert in den Worten II, 232 „apparet ejusmodi fuisse hujus poetae ingenium, quod luxuriaret in describendis rebus minoribus, quas summa cum elegantia exornat, veluti initium libri *N* et praeclarissimam illam comparationem *M* 278 et quae leguntur *Ξ* 384—400, at minus aptum fuisse hunc poetam ad efficiendum clarum et concisum narrationis progressum. Pertinent ejus carmina ad id genus, quod eximia singularum partium maxime minorum, pulchritudine et vi magis lectores delectat, quam aequabili et modesto totius narrationis habitu et tenore.“ Den Eingang von *N* nennt er ineptissimus; nur die Absicht, eine glänzende Beschreibung anzubringen, konnte den Homeriden bestimmen, daß er den Poseidon von dem Troja so nahen Samothrace erst nach Aegne in Achaia wandern läßt, um dann, nicht einmal bis Troja selbst, die kurze Strecke zu Wagen zurücklegen zu können. Dasselbe Streben nach glänzenden Effecten tritt vielmal in den übrigen Rhapsodien dieser Parthie hervor, die daher einiger metrischer Besonderheiten halber nicht abzutrennen sind. Rec. wenigstens glaubt nicht, daß auf das Ausbleiben des Hiatus in thesi durch das ganze Buch *N* hin, während die Fälle *Ξ* 199 und 240; *O* 23 und 146 ziemlich nahe zusammentreten, etwas zu geben sey; eben so wenig möchte er aus dem Fehlen des hiatus illicitus in *M* und *O*, wogegen er *N* 22, *Ξ* 183, 285 erscheint, irgend eine Folgerung ziehen, oder aus den stellenweise mangelnden, dann wieder hervortretenden härtern Productionen, *M* 288 (welcher zu vergleichen *Ξ* 320), *Ξ* 492, *O* 275, 478. Das *καὶ* mit Länge im Hiatus kann *M* 320 durch die Annahme, daß *ἑς* bisweilen digammirt war (vgl. *ι* 538) gerechtfertigt und *O* 290 durch Gerhards Emendation *καί ἑ σάωσε* berichtigt werden, deßgleichen *ἦ τοι M* 141, setzt man nur *τείως* für *εἵως* keinen weitern Anstoß geben. Nur für Zufall gilt uns ferner, daß, wie in *Z* 118 — 236, 312 —529, *H* 1—312, so in *N* keine der eben angeführten Härten zum Vorschein kommen, und *Ξ* 153 — 353 einige hiatus illicitos hat, wie die von H. für ächt gehaltenen Theile in *Γ*, *Δ*, *E*. Freylich der Verf. baut sich daraus einen bündigen Syllogismus auf (II, 224): „Da *Ξ* 153 — 353 mit

Γ, *Δ*, *E* (in rebus metricis) übereinstimmt, *N* aber mit den ältern Stücken in *Z* und *H*, letztere ferner jünger sind als *Γ*, *Δ*, *E*, so wird auch *N* jünger seyn als *Ξ* 153 — 353.“ Das lautet, wie der Schluß eines mathematischen Beweises, und man müßte sich das Resultat gefallen lassen, wäre nur etwas auf die Prämissen zu geben! Uebrigens werden die Stücke *N* 1 — 38, *Ξ* 1 — 152 und 354 — 522 einem Verfasser zugeschrieben. Aber der Interpolator in *Ξ* 1 — 152 ist von der poetischen Kraft und Fülle, welche die beyden anderen Parcellen zeigen, unendlich weit entfernt. Auch zu der Abtrennung von *M* 1 — 430 können wir nicht stimmen. H. will daraus einen Beleg gewinnen, daß Leonteus und Polypoetes nicht weiter in der Teichomachie vorkommen, so wie Sarpedon und Glaukus, als wenn der Dichter die Verpflichtung hätte, dieselben Personen immer wieder auf den Schauplatz zu bringen. Mit dem Autor von *Ψ* hat der von *M* keine weitere Aehnlichkeit, als das schon berührte Wiederkehren der genannten Helden Leonteus und Polypoetes (vgl. *Ψ* 836), es wäre sehr gewagt, hieraus eine Identität zu folgern. Um *Ξ* 153 — 353 mit den ältern Theilen von *Φ* zusammenbringen zu können, wünscht sich H. nur einige hiatus illicitos herbey. Also besteht sonst kein charakteristischer Unterschied?

Dem eben angeführten Syllogismus, wornach *N* = *Z*, *H*; *Γ*, *Δ E* = *Ξ*, widerspricht, wenn wir nicht sehr irren, die Bemerkung II, 206: **recentiores esse has partes Iliadis (*Γ*, *Δ*, *E*) quam libros *A*, *N* all. demonstrari videtur iis productionibus, quas — attulimus, licet duriores non sint.** H. durfte dieß Urtheil nicht stehen lassen, welches auch durch die conclusio pag. 253 widerlegt ist.

Das ältere Lied nun soll in *Γ* — *E* bestehen aus *Γ* 1 — 145, 245 — 461, *Δ* 1 — 222, *E* 1 — 448. Warum wird dazu nicht auch *B* 1 — 484 gerechnet, welcher Theil sich metrisch gar nicht unterscheidet? Die Teichoskopie fällt als offenbar spätes Einschiebsel mit Recht weg, nicht so die ἐπιπώλησις, in welcher nur Weniges, wie die Erwähnung des Menestheus mit seinen Athenern von irgend einem Cekropiden eingeschaltet seyn mag, das Uebrige aber keinem Verdacht unterliegt. Einzelnheiten, wie die harte Production in *Δ* 321, die Diärese im dritten Fuß *Δ* 384 können nichts entscheiden. Das Uebergehen der gewöhnlichen Ankündigung vor der folgenden Rede in *Δ* 303, wie *M* 342 (anderer Art ist *Ψ* 855) mag beabsichtigt seyn und beweist weder etwas gegen die bezeichneten Stellen noch für gleichen Verfasser. Ueber die Verurtheilung von *Δ* 456 — 544 sprachen wir schon oben, hier ist z. B. 508 κατιδών nicht schlimmer als *Δ* 294 ὑπείξομαι und man wird sich in Betreff der hier vorkommenden Verstöße gegen das Digamma bey dem II, 202 ertheilten Trost beruhigen dürfen: quin pauci versus recentiore tempore in omnes libros vel antiquissimos illati sint, nemo dubitat. Weit entfernt ist unsere Ansicht von der des Verf. auch über den Schluß von *E* 449 — 909. Hier ist *E* 887 wie *Δ* 321 und die sogenannten harten Productionen in 576, 745 fallen auf die Hauptcäsur (die semiquinaria). Den ältern Theilen von *Γ* — *E* will er diesen nicht zurechnen, weil der hiatus illicitus fehle (außer 748, wenn man ἐπεμαίετο ἵππους liest). Allerdings hat deren *E* 1 — 448 vier, nämlich 90, 118, 182, 310, aber *Γ* 1 — 120, 245 — 461 nur einen: 87, *Δ* 1 — 222 nur zwey: 75, 158; was ist also auf das Eintreten oder Ausbleiben dieses Merkmals zu geben? Als spätere Episode betracht Rec. nur 627 — 699, welche freylich viel geringer ist als die in *Z* 119 — 236. Die Behauptung aber „multa in posteriore parte libri *E* facta esse ad similitudinem libri *P*“ wird wohl umgekehrt richtig seyn; der Dichter der Patrokleia hat die ältesten Bücher *A* — *Z* sich sehr zu Nutze gemacht. Deßgleichen erkennen wir als Ableitungen des Aeltern vom Jüngern die von *E* 720 aus *Θ* 385, von *Z* 252 aus *Γ* 124 der offenbar spätern Teichoskopie (II, 212) von *O* 437 aus *Θ* 266 (II, 232).

Auch *O* 561 — 565 ist eher Wiederholung als *E* 529 — 565. Sicher ist die Entlehnung von *O* 692 aus *B* 260, *O* 271 aus *Γ* 24, *O* 263 aus *Z* 506. Die Zahl dieser Repetitionen kann aber sehr stark vermehrt werden. In *I* 34 hat sich der Dichter auf *Δ* 365 zurückbezogen, daß aber auch *I* 77 auf *Θ* 560 Bezug habe, (II, 215) wird man nicht erweisen können. H. will *I*, 1 — 182 abtrennen und einem Spätern zuschreiben. Die Prämisse, worauf er sich stützt, daß die ἐπιπώλησις neuere Dichtung sey, konnten wir oben nicht anerkennen; auch daß Nestor, der sich hier etwas breit macht, zu Ende der Rhapsodie schweigt, darf Niemanden Wunder nehmen, er konnte an letzterer Stelle nur ein unnützes Bedauern ausdrücken. Und soll die Rede des Agamemnon 122 — 157 etwa auch der spätern Redaction beyzulegen seyn, die die ältere in 246 — 299 wiederholt? Das glaubt selbst der Verf. nicht; bloß 134 wird wegen der schlechten Cäsur mit Interpunktion dem Interpolator zugeschoben. Damit ist doch wohl die Identität auch der vorausgehenden Parthie eingestanden. Metrische Fehler, welche sich zum Erweis des jüngern Ursprungs verwenden ließen, giebt es hier keine — **recentioris aetatis non insunt certa vestigia** — demungeachtet wird erklärt: **patet tamen posse quidem vel hanc partem Iliadis referri ad auctorem libri Ψ** (pag. 175: **quasi patriam duriorum productionum**), **ad quam retulimus quasdam partes librorum *Γ*, *Δ*, *E*, *Z*, *H*, *Θ***. Wie wir sahen, geschah das Alles ohne zureichende Gründe, welche denn auch hier wieder fehlen.

In der **conclusio** p. 253 sind *A*, *P*, *Φ*, *X* einer ältern Zeit als *B*, *Γ*, *Δ*, *E*, *Θ* 1 — 488, *Ξ* zugewiesen; denn in jenen kömmt der **hiatus illicitus** nur einmal vor (*P* 392), in diesen aber öfter, während in den übrigen Punkten, wie Cäsur und Production keine Verschiedenheit angegeben werden konnte. Merkwürdigerweise hat der Verf. auch die Hymnen an Aphrodite und Demeter in den Kreis dieser Untersuchungen gezogen und er glaubt, die Abwesenheit von Positionshärten und des **hiatus illicitus** könne den erstern zum Coaetan von *I* 182 sqq. machen. Wo eine Vernachläßigung des Digamma stattfindet, wie 164 (nach **Il. Σ 401**), oder die Production der **enclitica** vor dem folgenden Vokal, wie 226, wird der Vers obelisirt und namentlich 224 — 248 für eine starke Interpolation erklärt. Daß bey Homer Tithonus nicht zur Cicade zusammenschrumpft, beweist natürlich nichts gegen diese Stelle, sondern eher könnte man daraus auf spätere Abfassung des Hymnus schließen.

In dem an Demeter ist die Zahl der ihres Digamma beraubten Wörter nicht gering; demungeachtet soll 414 — 432 deßhalb gestrichen werden, weil das Digamma dort nicht beachtet ist, außerdem, wegen des **character Hesiodeus** und weil **illam raptus narrationem Ceres non desideraverat**. Da eine Lücke vorhergeht, wissen wir leider nicht, welche Fragen Demeter an ihre Tochter richtete, jedenfalls wäre, wenn H. Recht hätte, das ὡς ἐρεείνεις sehr einfältig. Gewiß scheint dieses Werk, so viel des Schönen es auch enthält, doch einen zu fremdartigen Charakter an sich zu tragen, als daß es selbst mit *Ψ* und den damit verglichenen Rhapsodien in eine Reihe treten könnte, und wir werden auch hierin bis auf Weiteres den **Quaestiones** gegenüber ein skeptisches Verhalten beobachten müssen.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Dr. Franz Pfeiffer: Das Habsburg-Oesterreichische Urbarbuch. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des Literarischen Vereins. 1850.

Das Urbarbuch, welches König Albrecht über die Rechte des Hauses Habsburg-Oesterreich im Elsaß, im Aargau, Thurgau, Zürichgau, Saulgau durch den Protonotar Meister Burkhard von Frikke zu Anfang des XIV. Jahrhunderts aufzeichnen ließ, ist in neuerer Zeit vorzüglich durch die Untersuchungen des Professor J. E. Kopp in Luzern bekannt geworden. Zum ersten Mal erhalten wir nun hier den sorgfältig aus den vorhandenen Stücken der Reinschrift, welche in dem Stein zu Baden bis 1415 verwahrt worden, dann aber in den Besitz der Eidgenossen gelangt und zum Theil unter diese vertheilt, zum Theil auch später an Oesterreich wieder zurückgegeben worden ist, und aus Abschriften des Urbars bearbeiteten Text desselben in kritischer Ausgabe. Das Urbar selbst ist in deutscher Sprache verfaßt. Demselben waren ursprünglich einzelne gewöhnlich lateinisch geschriebene Notizen zu Grunde gelegt, von denen der Anhang einige Proben mittheilt. Der königliche Schreiber hatte aber auch an Ort und Stelle bey den Betheiligten die erforderlichen Erkundigungen eingezogen. Die Darstellung der Rechte der Herrschaft ist durchweg klar, präcis und nicht selten durch Bemerkungen gewürzt, welche über den Erwerb und die Begründung derselben, zuweilen auch über die damaligen Zustände Auskunft geben. Dem Text sind theils Varianten, theils in Noten geographische Nachweisungen beygefügt. In nachfolgenden Anmerkungen sind über schwierige Ausdrücke und Verhältnisse, die in dem Urbar vorkommen, Erläuterungen gegeben. Ein vollständiges Register zählt die Orts- und Personennamen auf. Die Ausstattung des Buches ist ausgezeichnet und der Sorgfalt würdig, welche auf die Arbeit verwendet worden ist.

Die meisten Rechte des Hauses Habsburg-Oesterreich in diesen Gegenden, welche in dem Urbar verzeichnet werden, sind aus der Vogteyherrschaft desselben entsprungen. Als Pflichtige werden daher häufig freye Leute genannt und insbesondere auch Freye, welche auf eigenen Gütern wohnen. Das Urbar enthält überhaupt eine Menge Belege dafür, daß die freyen Bauern auch im XIV. Jahrhundert viel zahlreicher gewesen sind, als eine neuere Doctrin, die in den Bauern des Mittelalters vorzugsweise Hörige zu sehen gewöhnt ist, anzunehmen pflegt. Die Vogteyherrschaft selbst ist wohl zu großem Theil aus ursprünglicher Gau- und Zentgerichtsbarkeit der Grafen entstanden; zum Theile aber beruht sie auf der Kastvogtey über die mit den Rechten der Immunität ausgestatteten Höfe und Güter der Klöster; zum Theil ist sie durch Ankauf neu erworben.

Beachtenswerth ist das Urbar auch für die Geschichte der Geschlechtsnamen. Im XIII. Jahrhunderte sind dieselben sogar in den deutschen Städten noch nicht allgemein verbreitet. Erst in dieser Zeit setzen sie sich in denselben nach und nach fest und werden üblich. In dem Urbar werden nun

Uolins Sohn und nicht Geſchlechtsname), Appo *der Arzât (?)*, Dietheln *der Weber*, Mehtilt *die Webrîn*, die *Hûserîn*; S. 276 ff.: Eberhart *der Spiser*, Heinrîch *Krumbhâr*, der *Hirtze*, der *Haller*, Heinrîch *Wernher*, der *Koler*; S. 279: *Spervogel*, *Bûman*, Bentz *der Heiden*, Bentz *Löchli*, der alte *Lohli*, Bentz *der Weibel (?)*, der *Wagener*, Cuonrat *Merlî*, Berchtolt *Hesse*, Cuonrât der *Vriunde*, Irmen *Hekkîn*, Heinrîch *Stüeflîn*, Cuonrat *Arnolt*, Cuonrât *Vâser*, Eberhart *Müntzer*, Cuonrat *Eberlîn*, neben: Heinrîch des *Pfaffen sun*, *Heinrîchs sun* von *Wîler*; S. 283: der *Müller (?)*, der *Rînsmit*, die *Sûterîn*, die *Scherrerîn*, Heinrîch der *Barer*; S. 295: der *Brîser*, der *Schütze*, der *Hager*, der *Spreger*, Cuonrât *Vingerhuot*, der *Suntheimer*, der *Halder*, der *Stanger*, Cuonrât der *Dekker*, der *Staheler*, Bentz *Bônstengel*, Walther *Deke*.

Aus den Anmerkungen heben wir nur noch Einiges hervor. In dem Urbar werden ſehr häufig *Schuopposen* erwähnt, und auch anderwärts kommt der Ausdruck scoposa, schuoppôze, schuppis in alamanniſchen und ſchwäbiſchen Urkunden und Offnungen zur Bezeichnung gewiſſer Güter häufig vor. Der Herausgeber weist nun durch mehrere Belegſtellen nach, daß die Schuoppos in der Regel ein Grundſtück bezeichne, welches einer Drittels- oder Viertelshube gleichkomme, je nachdem die Hube (der mansus) zu 30 oder 40 zu Jucharten gerechnet worden ſey, ſomit als ein Gut von etwa 10, zuweilen auch 12 Jucharten. Den Zinsfuß, welcher zur Zeit des Urbars in dieſen Gegenden galt, beſtimmt der Herausgeber (s. v. „gelten“) für das Elſaß zu 8 Proc., für Schwaben zu 8 — 12 Proc., für die Schweiz meiſtens zu 10 Proc. Auf die feine Mark Silbers rechnet er (s. v. „pfenning“) für das Ende des XIII. und den Anfang des XIV. Jahrhunderts in dieſen Gegenden ungefähr $2\frac{1}{2}$ Pfund oder 50 Schilling = 600 Pfenningen. Jene zu 16 Loth feines Silbers nach heutigem Geldwerth in runder Summe zu 25 fl. (eigentlich $24\frac{2}{5}$ fl.) angenommen, war damals das Pfund 10 fl., der Schilling 30 kr., der Pfenning $2\frac{1}{2}$ kr. werth: ein Verhältniß, mit welchem das engliſche Pfund

Sterling und der englische Schilling und Pfenning noch ziemlich übereinstimmt.

Von damaligen Preisen der Lebensmittel werden unter andern erwähnt, der Napf Anken ($7\frac{1}{2}$ Pfund Butter) 20 Pfenning (= 50 kr.), das Fuder Heu zu 1 Schilling (= 30 kr.), der Mütt Haber zu 18 Pfenning (das Malter 6 Schilling = 3 fl.), das Malter Kernen zu Rüedlinger Maß zu 3, zu Meinger, Sulger und Veringer Maß zu 6 Schilling, eine Kuh zu 12 — 15 Schilling, einmal zu 21 Schilling, ein Lachs zu 6 Schilling, ein Lamm zu 18 Pfenning, das Pfund Pfeffer zu 1 Pfund 3 Schilling (= $12\frac{1}{2}$ fl.), ein Rind zu 12 Schilling, das Malter Roggen Rüedlinger Maß zu 2, Meinger, Sulger und Veringer Maß zu 4 Schilling, ein Vierteil Salz zu 3 Schilling, ein Schaf zu 18 Pfenning bis $3\frac{1}{2}$ Schilling, ein Schwein zu $2\frac{1}{2}$ Schilling bis 2 Pfund, die Elle graues Tuch zu 1 Schilling, die Elle Leinentuches zu 3 Pfenning, das Malter Vesen Rüedlinger Maß zu 3 Schilling, Veringer zu 5 Schilling, Meinger und Sulger Maß zu 6 Schilling, ein Frischling zu 18 Pfenning bis 3 Schilling, ein Widder zu 4 Schilling, ein Ziger zu 3 Schilling bis 10 Schilling, das tausend Ziegel zu 6 Schilling.

Dr. Bluntschli.

Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Auf Anordnung der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft herausgegeben von Theodor v. Mohr. 1. Band. 1848 — 4850.

Die Archive der Schweiz sind bekannter Maßen reich an ältern Urkunden. Es gilt das nicht bloß von der romanischen Schweiz, in welcher der Zusammenhang der alten römischen Provinzialbildung mit der mittelalterlichen Bildung durch die Sprache und die Religion fortdauernd erhalten geblieben ist, sondern auch von der deutschen Schweiz, welche schon sehr frühe in den Klöstern und Stiftern einzelne Sammel- und Lichtpunkte der alten religiösen und wissenschaftlichen Cultur empfing. Jene Archive sind aber zahlreich, und wenn sie auch in neuerer Zeit weniger ängstlich als in den letzten Jahrhunderten den Forschern verschlossen werden, so ist deren Benutzung doch noch immer schwierig genug. Durch die Bearbeitung und Herausgabe von Regesten wird nun eine der Hauptschwierigkeiten, welche der bisherigen Ausbeutung der reichen urkundlichen Schätze, die so in den Archiven zerstreut liegen, beseitigt: und es ist ein anerkennenswerthes Verdienst der in neuerer Zeit vorzüglich durch Joh. Casp. Zellweger ins Leben gerufenen schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft, daß sie sich die Herausgabe solcher Regesten angelegen seyn läßt. Der Anfang wird gemacht mit Regesten aus der deutschen ursprünglich alamannischen Schweiz.

Das erste Heft des ersten Bandes, welches noch 1848 erschienen ist, enthält die Regesten der Benediktiner-Abtey Einsiedeln, bearbeitet von dem Pater Gall Morel. Das in einem hohen und einsamen Bergthal des Landes Schwyz gelegene Kloster hatte während seines langen fast tausendjährigen Bestandes auch mancherley Anfechtung und Unglück erlebt, welche auch dem Archive desselben Schaden brachten: so im Jahr 1190 den Ueberfall durch die Grafen von Rapperswil, die Feuersbrunst von 1226, die Erstürmung und Plünderung durch die von uralter Zeit her mit dem Kloster über die Ausdehnung der gegenseitigen Gerechtsame streitenden Schwyzer im Jahr 1313, den Brand von 1467 und den von 1577, die Verlassung des Klosters in den Zeiten der Reformation. Gerade von den ältesten Urkunden gingen so viele Stücke zu Grunde. Ein Theil derselben ist noch überliefert durch die Abschriftensammlung, welche der Abt Burkard von Weißenburg (1419 — 1439) besorgen ließ. Auch von diesen geben die Regesten Nachricht. Im XVII. Jahrhundert ließ der Abt Placidus Reimann sogar eine Sammlung Einsiedler Urkunden durch den Druck bekannt machen. Von diesen „Documenta Archivii Einsidlensis," die seit 1665 herauskamen, erschienen 5 Foliobände, ohne daß das

Werk vollendet wurde. Diese Sammlung ist übrigens nur in seltenen Exemplaren außerhalb Einsiedelns zu finden.

Bey der Bearbeitung achtete der gelehrte Herausgeber dieser Regesten vorzüglich auf das historische, mehr als auf das bloße juristische Interesse der ausgezogenen Urkunden. Das Verzeichniß reicht, bis zum Jahr 1526 und enthält 1261 Nummern. In das X. Jahrhundert gehören 22, in das XI. 10, in das XII. 15, in das XIII. 98 Urkunden. Die ersten in deutscher Sprache verfaßten Urkunden sind aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts, bis zu dessen Schluße die lateinische Sprache noch immer die für Urkunden gewöhnliche blieb.

Das zweyte Heft der schweizerischen Regesten (erschienen 1849) enthält die Urkunden der altbernerischen Klöster und kirchlichen Stifte. Nach Aufhebung dieser Klöster in der Reformation wurden die Archive derselben in der Hauptstadt concentrirt, so weit ihr Inhalt der damaligen Zeit überhaupt der Aufbewahrung noch würdig schien, und die Urkunden nicht zerstört oder verschleppt worden waren. Bearbeitet sind diese Regesten von dem auch um die schweizerische Rechtsgeschichte verdienten Lehen-Commissär Friedrich Stettler, welcher dem Lehens-Archiv des Kantons Bern, wohin jene Archive gebracht wurden, während mehrerer Jahre vorstand. Die Herausgabe dieser Regesten war sein letztes wissenschaftliches Werk. Er starb in dem Jahre ihrer Bekanntmachung 15. Hornung 1849.

Dahin gehören: 1) die Regesten des St. Vincenzenstifts zu Bern, welches 1484 von Papst Innocenz VIII. an die Stelle des frühern, damals aufgehobenen Deutsch-Ordenshauses zu Bern gegründet wurde, in 57 Nummern Urkunden von 1484 — 1529 enthaltend.

2) Die Regesten des Klosters Rüeggisberg im Ufgau, welches 1076 von dem Edeln Lüthold von Rümlingen Gott und seinen heiligen Aposteln Peter und Paul zu Ehren gestiftet und der Abtey zu Clugny nachgebildet wurde. Dieselben enthalten 60 Nummern von 1076 — 1565.

3) Die Regesten des Chorherrenstiftes Amsoldingen. Ob dasselbe schon im Jahr 933 gegründet worden, wie frühere Chronisten annehmen, ist sehr zweifelhaft. Die Chorherren hielten eine gelehrte Schule. Die vorhandenen Urkunden, 68 an der Zahl, fallen in die Zeit von 1271 bis 1507. Einige der ältesten werden großentheils wörtlich mitgetheilt, unter diesen die Statuten von 1310.

4) Die Regesten des Priorates auf der Insel mitten im See (St. Petersinsel im Bieler See). Schon in der Zeit der Römerherrschaft soll daselbst eine geistliche Stiftung bestanden haben. Später wurde dieselbe zu einer Abtey des Cluniacensersordens umgewandelt, und im Jahr 1484 dem Chorherrnstifte zu Bern einverleibt. Es werden 28 Nummern von 1242 bis 1507 mitgetheilt.

5) Die Regesten der Propstey Därstetten, Augustinerordens. 53 Nummern von 1233 bis 1486.

6) Die Regesten des Frauenklosters zu Frauenkappelen, Augustinerordens. 108 Nummern von 1240 bis 1487.

7) Die Regesten des Klosters zu Interlaken, und zwar A) des Männerklosters Augustinerordens, in 626 Nummern von 1133 bis 1532, darunter mehrere Kaiserurkunden. Ins XII. Jahrhundert gehören 6, ins XIII. sogar 148 Urkunden; bis zum Jahr 1320 fast ausschließlich in lateinischer, von da an in deutscher Sprache. B) Des Frauenklosters. 51 Nummern von 1266 bis 1486.

8) Regesten des Männerhauses Buchsee, Johanniterordens. 214 Nummern von 1180 bis 1529. 72 davon gehören noch ins XIII. Jahrhundert.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

S. Bernardi Opera omnia. Curante C. F. Th. Schneider. T. I. De consideratione Libri V. Berolini apud Carolum Wiegandt. MDCCCL. S. VIII. u. 126. 8.

Die Schriften des heiligen Bernhard, der durch den Ruf seiner Frömmigkeit und Weisheit, durch den Zauber seiner Beredsamkeit und durch bewunderungswürdige Freymüthigkeit als Kämpfer für Wahrheit und Recht und für Zucht und Ordnung in sturmbewegter Zeit einen so überwiegenden Einfluß auf Kirchen- und Staatsangelegenheiten behauptete, daß er von Päbsten, Kaisern, Königen, Fürsten und Städten als Rathgeber und Schiedsrichter beygezogen ward, verdienen als die Frucht tiefer Einsicht und reifer Erfahrung besonders in unsern Tagen, wo die gährende Unzufriedenheit und der Geist der Zwietracht in ähnlicher Weise, wie damals, in Staat und Kirche durch die furchtbarsten Ausbrüche sich äußern, der größten Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden.

Die in dem vorliegenden ersten Bändchen der Werke desselben enthaltenen fünf Bücher „über die Betrachtung an Pabst Eugen III.“ sind, wie bekannt, das letzte Erzeugniß Bernhards und die Krone seiner Schriften.

Hocherfreut, daß sein ehemaliger Schüler, Bernhard von Pisa, Abt des Cistercienser Klosters zum heiligen Anastasius in Rom, im Jahre 1145 auf den päbstlichen Stuhl erhoben worden, wollte er seinem Lieblinge väterliche Rathschläge ertheilen, wohl wissend, was für ein schweres Amt er übernommen, zumal bey jenen sturmvollen Zeiten.

Schon in dem ersten Briefe, welchen er an seinen Eugen, auf die Nachricht, daß er zum Pabst gewählt worden, schrieb, ließ er merken, was ihm ganz besonders am Herzen liege.

„Mein Sohn Bernhard,“ sagt er, „wurde durch eine höchst freudige, und, wie wir hoffen, heilbringende Erhebung zu meinem Vater Eugenius befördert. Es ist nun übrig, daß, nachdem diese Aenderung mit dir Statt gefunden, auch die Braut deines Herrn selbst, die dir anvertraut ward, zum Besseren umgewandelt und nunmehr keineswegs Sarai, sondern fortan Sara genannt werde. Bedenke, was ich meyne; denn der Herr wird dir Einsicht verleihen. Wenn du ein Freund des Bräutigams bist, so sage nicht, seine Geliebte ist meine Fürstin, sondern die Fürstin; eigne dir nichts an ihr zu, außer daß du für sie, wenn es seyn muß, auch dein Leben zu opfern schuldig bist; wenn Christus dich gesendet hat, so mögest du nicht glauben, du seyest gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen. So wird sie nun nicht als Magd, sondern frey und reizend erscheinen und durch dich zu den ersehnten Umarmungen des herrlichen Bräutigams gelangen. Durch wen andern sonst soll die ihr gebührende Freyheit gehofft werden, wenn auch du, was fern sey, in der Erbschaft Christi das Deinige suchest, der du auch vorher schon gelernt hattest, ich sage nicht, auf das Deinige zu verzichten, sondern nicht einmal der Deinige zu seyn? Wenn ich auch den Vaternamen abgelegt habe, so habe ich doch nicht die Furcht, doch nicht die Angst, kurz nicht die Liebe, nicht das Vaterherz abgelegt. Ich betrachte die Stufe und fürchte den Fall; ich betrachte den Gipfel der Würde und sehe unten des Abgrunds Tiefe. Ich erwäge die hohe Auszeichnung und schaudere vor der nahen Gefahr zurück, ge-

mäß Dem, was geschrieben steht: „Der Mensch sah es nicht ein, als er in Ehren stand.“

Weiterhin spricht er:

„Eine höhere Stelle ward dir zu Theil, aber keine sicherere; eine erhabnere, aber keine ruhigere. Furchtbar fürwahr, furchtbar ist jene Stelle. Die Stelle, sage ich, auf der du stehst, ist heiliges Land; es ist die Stelle des Petrus, die Stelle des Fürsten der Apostel, wo seine Füsse gestanden. Es ist die Stelle desjenigen, den der Herr als Herrn seines Hauses und als Fürsten seines ganzen Besitzthums eingesetzt hat. Wenn du von dem Wege des Herrn abweichest, so liegt er an der nämlichen Stelle begraben, damit er gegen dich zeuge. Mit Recht wurde die Kirche einem solchen Hirten, einem solchen Pflegevater anvertraut, als sie noch zart, als sie noch in der Wiege war, auf daß sie, durch seine Lehre gebildet und durch sein Beyspiel erzogen, alles Irdische zu Boden träte; denn er hatte seine Hände rein von jedem Geschenke erhalten; er sagte mit reinem Herzen und guten Bewußtseyn: „Silber und Gold habe ich nicht.“ Dieß bis jetzt.“

Ferner äußert er:

„Wer wird mir geben, daß ich, ehe ich sterbe, die Kirche Gottes sehe, wie sie in alten Zeiten war, als die Apostel ihre Netze zum Fang auswarfen, nicht zum Fang des Silbers und Goldes, sondern zum Fang der Seelen? Wie sehr wünsche ich, daß du den Ausspruch desjenigen erbest, dessen Sitz du erhalten hast! „Dein Geld,“ sagt er, „möge mit dir zu Grunde gehen!“ O Donnerstimme, o Stimme der Hoheit und Tugend, vor deren Schrecken Alle, welche Sion hassen, betäubt werden und sich rückwärts wenden sollten! Dieß erwartet mit Sehnsucht und wünscht durchaus von euch eure Mutter; dieß verlangen die Söhne deiner Mutter, die Kleinen mit den Größern; darnach seufzen sie, daß jede Pflanzung, welche der himmlische Vater nicht gepflanzt hat, durch deine Hände ausgerissen werde. Denn dazu bist du über Völker und Reiche gesetzt, daß du ausrottest, niederreißest, bauest und pflanzest. Viele sprachen, als sie dieses Wort vernommen, bey sich: „Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt.“ Viele sprechen in ihrem Herzen: „Blumen zeigten sich auf unserm Erdreich; die Zeit des Schneidens ist gekommen, wo die unfruchtbaren Reiser werden weggeschnitten werden, damit die besseren reichlichere Frucht tragen.“

Was Bernhard hier kurz angedeutet, führte er in der Schrift über die Betrachtung weiter aus.

Fürchtend, sein Liebling möchte durch die Last täglicher, höchst widriger und fremdartiger Geschäfte mit der Zeit und aus Gewohnheit für das höhere geistige Leben ganz abgestumpft und sein Herz verhärtet werden, gibt er ihm in dem ersten Buche den Rath, sich der Processe und Streitigkeiten der Habsüchtigen und Ehrgeizigen zu entledigen, ein einfaches, summarisches Verfahren einzuführen, und keinem schamlosen Frevler Gehör zu geben, sondern ihm die Geißel zu zeigen, Wittwen hingegen und Armen und Dem, der das Recht nicht bezahlen kann, Zutritt zu verstatten. Auch möge er die Gerichtsferien verlängern.

In dem zweyten Buche wird eine Rechtfertigung des unglücklichen Ausgangs des von Eugen gewünschten, von Bernhard gepredigten und mit allem Eifer betriebenen Kreuzzuges vorausgeschickt. Dann äußert er sich darüber, was er unter der Betrachtung verstanden wissen wolle. Eugen möge betrachten, sagt er, wer er ist. Er sey nicht, um zu herrschen, sondern um auszureuten, zu der hohen Stelle erhoben worden. Er ist Pabst oder höchster Priester, der Fürst der Bischöfe, der Erbe der Apostel, an Macht Petrus, an Salbung Christus. Ihm seyen die Schlüssel übergeben, ihm die Schafe anvertraut worden. Er möge betrachten, was er ist. Er sey als Mensch geboren worden, und sey noch, was er war. Er bedenke die menschliche Hinfälligkeit. Ferner möge er betrachten, wie er seyn soll, und dieß ganz besonders. Er behaupte die Mitte zwischen Stolz und Erniedrigung. Sicher ist die Mittelstelle. Die Mitte ist der Sitz des Maaßes und Maaß ist Tugend. Er prüfe sich sorgfältig; er sey nicht übermüthig im Glücke, nicht verzagt im Unglücke. Er hüte sich vor Müssiggang, vor Possen und eitlem Gerede. Er sehe nicht auf das Ansehen der Person und meide den Fehler der Leichtgläubigkeit.

In dem dritten Buche handelt er von dem, was unter ihm ist. Unter ihm stehe, sagt er, der ganze Erdkreis. Seine Herrschaft aber sey eine geistliche, keine weltliche. „Kein Gift,“ ruft er ihm warnend zu, „kein Schwert fürchte ich mehr für dich, als die Herrschsucht.“ Dann geht er auf die Bekehrung

der Heiden und auf die Bekämpfung der Häretiker über. Scharf tadelt er die unersättliche Habsucht des römischen Clerus und das Unwesen der Appellationen, Privilegien und Exemptionen, welches immer mehr einriß, und dringt sodann auf strenge kirchliche Ordnung und Zucht.

In dem vierten Buche wird des Pabstes Umgebung: Clerus, Volk und Hausgenossen, geschildert. Ganz vortrefflich charakterisirt der Verf. das Römervolk, welches heut zu Tage noch eben so ist, wie es damals gewesen.

„Was soll ich," schreibt Bernhard, „von dem Volke sagen? Es ist das Römervolk. Kürzer und bezeichnender konnte ich mich nicht ausdrücken; doch muß ich sagen, was ich von deinen Parochianen denke. Was ist der Welt so bekannt, als die Frechheit und der Hochmuth der Römer? Ein Volk, nicht gewohnt des Friedens, nur des Aufruhrs gewohnt; ein wildes und bis jetzt unlenksames Volk, des Gehorsams unkundig, außer wenn es nicht zu widerstehen vermag. Wen wirst du mir zeigen," heißt es weiter unten, „aus der ganzen großen Stadt, der dich als Pabst erkennt, ohne daß ihn Gewinn oder die Hoffnung auf Gewinn leitet? Sie werden am allermeisten herrschen wollen, wenn sie Unterwürfigkeit gelobt haben. Sie verpflichten sich zur Treue, um Denen, welche ihnen trauen, leichter zu schaden. Daher wirst du keine Berathung halten können, von der sie sich wollen abhalten lassen; du wirst kein Geheimniß haben, in das sie sich nicht mischen. Zögert der Thürhüter, wenn einer von ihnen vor der Thüre steht, nur im Geringsten, so will ich nicht an seinem Platze seyn. Vor allem sind sie weise, um Böses zu stiften; Gutes zu stiften aber verstehen sie nicht; sie, verhaßt der Erde und dem Himmel, haben Hand an beyde gelegt; ruchlos gegen Gott, verwegen gegen das Heilige; zwieträchtig unter einander, eifersüchtig gegen ihre Nachbarn, unfreundlich gegen Auswärtige; sie, die Niemand lieben, liebt Niemand; und während sie von Allen gefürchtet zu werden suchen, müssen sie Alle fürchten. Sie sind es, welche nicht gehorchen können, zu gebieten aber nicht verstehen; treulos gegen die Obern, unerträglich den Niedern. Sie, schamlos im Fordern, frech im Abschlagen. Sie, zudringlich, um zu empfangen; unruhig, bis sie empfangen; undankbar, sobald sie empfangen haben. Sie wissen groß zu reden, während sie Kleines vollbringen. Sie sind ungemein reich an Versprechungen, und höchst sparsam im Halten; die liebkosendsten Schmeichler und die bissigsten Verkleinerer; die einfältigsten Heuchler und die boshaftesten Verräther."

Hierauf mit Strenge den päbstlichen Prunk, die Geldspenden bey feyerlichen Aufzügen und die verkehrten Ansichten der Hofleute von dem Pabstthume rügend, räth er seinem Eugen, in der Wahl der Cardinäle mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, sie aus dem ganzen Erdkreise zu nehmen, und nur die Würdigsten und Bewährtesten; „nicht Die, welche wollen, noch Die, welche rennen, sondern Die, welche zögern und sich weigern. Diese möge er sogar zwingen und drängen, daß sie eintreten." Ebenso empfiehlt er ihm, die gewissenhaftesten und uneigennützigsten Männer zu Legaten zu ernennen.

Von da geht er auf den Haushalt des Pabstes über. Er ermahnt ihn, sich nicht mit dem Niedrigsten zu befassen, sondern die ökonomischen Angelegenheiten einem Andern anzuvertrauen, damit er, mit dem Höchsten beschäftigt, nicht von seinem hohen Berufe abgezogen werde. Zuletzt gibt er ihm zu bedenken, daß er das Bild der Gerechtigkeit seyn soll, der Spiegel der Heiligkeit, das Muster der Frömmigkeit, der Schützer der Wahrheit, der Vertheidiger des Glaubens, der Lehrer der Völker, der Führer der Christen ꝛc.

In dem fünften Buche erhebt er sich zur Betrachtung Gottes und der göttlichen Dinge, also zur eigentlichen Contemplation.

Dieß der Inhalt dieser hochwichtigen, zu allen Zeiten bewunderten und von mehreren berühmten Päbsten *) in großen Ehren gehaltenen Schrift.

Eine neue, nach dem jetzigen Stande der Philologie und Kritik bearbeitete Handausgabe der sämmtlichen ächten Werke des h. Bernhard wäre demnach sehr zu wünschen. Die vorliegende aber entspricht

*) S. das Specimen S. Bernardi librorum de Consideratione in dem von Mabillon auf Befehl des Pabstes Clemens XI. zu Paris 1701. 8. besorgten einzelnen Abdrucke dieser Schrift (vgl. Histoire littéraire de la Congrégat. de Saint-Maur. p. 259.), welchen wir in der Folge als die dritte Mabillonische Ausgabe bezeichnen.

dieſen Anforderungen nicht im Geringſten. Denn Herr Schneider ſcheint lediglich von dem theologiſchen Standpunkte ausgegangen zu ſeyn, in der Meynung, daß der Text nach der Bearbeitung Mabillons keiner beſonderen Nachhülfe mehr bedürfe, indem er in der Vorrede bemerkt, er habe ſich in ſeiner Ausgabe, die er auf Neanders Rath unternommen, überhaupt an die zweyte Mabilloniſche vom Jahre 1690. gehalten, weil ihm keine handſchriftlichen Hülfsmittel zu Gebote ſtanden. Doch ſollte es uns ſehr wundern, wenn ſich nicht in der einen und andern der größern Bibliotheken Norddeutſchlands oder in Schleſien, der Heimat des Herausgebers, einige Codd. zu Bernhards Werken finden ſollen, da der Ciſtercienſer oder Bernhardiner Orden in ganz Deutſchland ſich ausgebreitet hatte. Wenn er aber auch keine Handſchriften benutzen konnte, ſo hätte er doch die älteſten, im 15. Jahrhundert erſchienenen Ausgaben, z. B. die ohne Ort und Jahr (von Ant. Sorg zu Augsburg) in kl. Fol. gedruckte und die ebenfalls ohne Ort und Jahr, nach Placid. Braun (Notit. hist. — litter. de libris ab artis typogr. inventione etc. impressis p. 67. nr. 89.) von Ulr. Zell; nach Hain (Repert. biblogr. p. 377. nr. 2920.) von Therhoernen zu Cöln in dem nämlichen Formate beſorgte, welche Mabillon nicht kannte, zu Rathe ziehen ſollen, ebenſo die Gerhard-Voſſiſche (Rom, 1594. 4.), und er würde ſich bald überzeugt haben, daß ſie vortreffliche Lesarten geben, ſo daß er den Text vielfältig hätte verbeſſern können; denn die von ihm zu Grunde gelegte zweyte, obgleich am meiſten geſchätzte Mabilloniſche Ausgabe leidet an mancherley bedeutenden Textgebrechen.

(Fortſetzung folgt).

Die Regeſten der Archive in der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft.

(Schluß.)

In dem dritten Hefte (von 1850) ſind enthalten:

1) Die Regeſten der Ciſtercienſer Abtey Cappel im Canton Zürich, welche von dem Edeln von Eſchenbach geſtiftet wurde, einem vormals begüterten Dynaſtengeſchlechte, welches ſpäter durch ſeine Betheiligung bey der Ermordung des Königs Albrecht einen traurigen Ruf erwarb und dem Untergange Preis gegeben ward. Die Urkunden dieſes durch wiſſenſchaftliche Thätigkeit ausgezeichneten Kloſters ſind wohl erhalten geblieben. Die Regeſten derſelben wurden in 371 Nummern von dem Zürcheriſchen Staatsarchivar Gerold Meyer von Knonau, der ſich überhaupt um die Bekanntmachung ſchweizeriſcher Urkunden ſchon ſehr viele Verdienſte erworben, bearbeitet. Bis zum Jahre 1300 finden ſich nicht weniger als 146 Nummern, von da bis 1400 wieder 128 Nummern. Die erſte iſt von 1185, die letzte von 1527. Jene enthält die kirchliche Genehmigung der Stiftung, dieſe die Uebergabe des Kloſters an den Zürcheriſchen Rath in der Reformationszeit.

2) Die Regeſten der Stadt Raperswil am Zürchersee, herausgegeben von X. Rikenmann, einem Mitgliede der geſchichtforſchenden Geſellſchaft. Sie enthalten 107 Nummern von 1229 bis 1525.

3) Die Regeſten der Landſchaft Schanfigg im Canton Graubünden, bearbeitet von Conradin v. Mohr. Die ſchluchtenreiche, wilde Landſchaft Schanfigg (in alten Urkunden Scanevicum), gehört, obwohl die Ortsnamen rhätiſch lauten, doch zu dem deutſch redenden Theile Graubündens, und bildet zwey kleine Gerichte des Zehngerichtenbundes. Einige der dort vorhandenen Urkunden ſind ſehr alt; die älteſte iſt von 861, von Kaiſer Lothar, worin ſchon ein Kirchlein in Schanfigg erwähnt wird. In der zweyten, einer päpſtlichen Gregors V. von 998 wird ſchon der Klöſter Pfäfers und S. Luzi gedacht, deren letzteres damals noch dem erſtern untergeordnet war. Dann folgen Urkunden von 1157 und 1160, und 7 Nummern aus dem XIII. Jahrhundert. Im Ganzen werden 100 Nummern mitgetheilt, die letzte von 1749.

Bluntſchli.

In dem dritten Hefte (von 1850) ſind enthalten:

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

S. Bernardi Opera omnia.

(Fortsetzung.)

Dahin rechnen wir besonders die häufigen, aus älteren Ausgaben in die nachfolgenden übergetragenen Interpolationen und die nicht seltene Vertauschung der kräftigeren und fließenderen Wortstellung mit einer matten und schwerfälligen, ein Umstand, welcher bey einem wegen des honigsüssen Flusses seiner Rede so berühmten Schriftsteller vorzügliche Berücksichtigung verdient; ferner einige arge Druckversehen und Auslassungen von mehreren Wörtern, welche auch in die folgenden Ausgaben übergegangen sind.

Um dem Herausgeber zu zeigen, daß es vor allem nothwendig gewesen wäre, einen tüchtigen kritischen Apparat anzulegen, um etwas Ersprießliches leisten zu können, wollen wir die wichtigeren Stellen, welche der Verbesserung bedürfen, einer genauen Prüfung unterwerfen.

Prolog. p. 1. 4 — 5. dum certatim illi contraria imperare contendunt maiestas, atque amor. Hier sollte das Komma vor maiestas stehen. So interpungiren ganz richtig sechs Handschriften und die ältesten Ausgaben. Im Folgenden schreiben dreyzehn Münchner Codd. und der Augsburger *) nebst der Cölner, der Sorgischen und der Vossischen Ausgabe: Sed intervenit *dignatio tua* (st. *tua dignatio*)

P. 2. 4 — 5. Amavi pauperem, amabo pauperum et divitum patrem. Man schreibe nach neun Münchner Handschriften und der Augsburger *et* paup. et divit. p., wofür auch die zwey ältesten Ausgaben stimmen. Unten lesen alle Münchner Handschriften nebst der Augsburger, und der Cölner, der Sorgischen und der Vossischen Ausgabe: **Monebo *proinde te*** f. **monebo *te proinde*** nach Bernhards Sprachgebrauch; denn er liebt es, proinde jedesmal demjenigen Worte, auf welchem der Nachdruck liegt, nachzusetzen. So I. 5. §. 6. S. 10. Z. 4. v. u.: Memento proinde. II. 3. §. 6. S. 27. Z. 15.: A te proinde incipiat tua consideratio. II. 9. §. 18. S. 40. Z. 8. v. u. Tolle proinde u. s. w. Vgl. III. 1. §. 3. z. A. III. 3. §. 13. S. 59, 6. v. u. IV. 6. §. 18. S. 87, 20. u. anderwärts. Demnach verbessere man

*) Unter den von dem Rec. eingesehenen sechszehn Münchner Handschriften reichen fünf in das XII., andere fünf in das XIII. Jahrhundert hinauf, vier stammen aus dem XIV. Diese sind lauter Codd. membranacei. Die übrigen zwey sind auf Papier geschrieben und in das XV. Jahrhundert zu rechnen. Die ältere der Flores Bernard. (aus dem ehemaligen Kloster Kaisersheim), auf Pergament, gehört dem XIII. Jahrhundert; die jüngere aus Oberalteich, ebenfalls auf Pergament, dem XIV. Jahrhundert an. Die Augsburger Nr. 67., auf Papier, aus dem XV. Jahrhundert, deren Benutzung ich der ausgezeichneten Gefälligkeit des Hrn. Dr. G. E. Mezger, k. Studienrectors und Vorstands der Kreis- und Stadtbibliothek in Augsburg verdanke, steht, obgleich jung, selbst den ältesten und besten der Münchner nicht nach.

I. 8. §. 11. S. 17, 2. ut *una proinde* st. *proinde una* nach der ersten Aldersbacher, nach der Raitenhaslacher und nach der Augsburger Handschrift; die übrigen lesen mit den zwey ältesten Ausgaben una perinde nach einer häufigen Verwechselung des pro und per.

I. 1. §. 1. S. 3, 6.: sciens longius a salute absistere membrum quod obstupuit. Passender und wohlklingender alle Münchner Handschriften nebst der Augsburger und den zwey ältesten Ausgaben: sc. *a salute long. absist.* Unten, wo es heißt: Novi quibus deliciis dulcis quietis tuae non longe antehac fruebare: non potes *his* dissuevisse tam cito, streiche man das unnöthige und übellautende *his*, welches alle von uns eingesehenen Handschriften und die zwey ältesten Ausgaben nebst der Tiraquell'schen und der ersten Mabillon'schen weglassen, obgleich es in dem Codex des Pabstes Nicolaus V. und in andern Vaticanischen steht.

Ebendas. Z. 2. ff. v. u.: Invitus, ni fallor, avelleris a tuae Rachelis amplexibus; et quoties id pati contigerit, toties dolor tuus renovetur necesse est. At quando non contingit? Quoties vis, et incassum? quoties moves, nec promoves? quoties conaris, et non datur ultra? eniteris, et non paris? tentas, et abriperis? Kräftiger die Handschriften quotiens und totiens. Statt eniteris, et non paris? schreibe man mit sechs Münchner Handschriften, der Augsburger und andern von Voß verglichenen, mit welchen auch die zwey ältesten Ausgaben, ferner die Gillotische, Vossische, Tiraquellische und Horstische stimmen: eniteris, et non obtines? parturis, et non paris? Hierauf temptas. Statt des schleppenden sic se habent res tuae lese man nach dem Vorgang fast sämmtlicher Münchner Handschriften nebst der Augsburger, und der Cölner, der Sorgischen und der Vossischen Ausgabe: sic se tuae res habent.

I. 2. §. 2. z. A.: Noli nimis credere affectui tuo qui nunc est. Nachdrucksvoller eilf Münchner Handschriften und die Augsburger nebst der Sorgischen Ausgabe: Nimis noli credere u. s. w.

I. 2. §. 3. S. 5, 18.: et duci certe paulatim quo tu non vis. Alle Münchner Codd. mit Ausnahme eines einzigen, in welchem paulatim fehlt: et certe paul. duc. Ebenso der Augsburger und die zwey ältesten Ausgaben.

I. 2. §. 3. S. 6, 1 — 2.: praeteritorum obliviscens, praesentia negligens, futura non providens. Zwölf Münchner Handschriften, die Augsburger und unsere zwey Codd. der Florr. Bernard. nebst der Cölner, der Sorgischen und der Vossischen Ausgabe: praesentium negligens. Unten lesen wir: et ut *in* brevi cuncta horribilis mali mala complectar, mit Zustimmung aller Münchner Handschriften und der Augsburger, wie auch der Ausgaben vor Horst und Mabillon, welche *in* wegließen, und sogleich darauf *occupationes hae* maledictae s. *hae* occup. mal. So nämlich alle unsere Handschriften mit der Augsburger, und mit der Cölner, der Sorgischen und der Vossischen Ausgabe.

I. 3. §. 4. S. 7, 7. v. u.: Denique impius cum in profundum malorum venerit, contemnit. Besser sämmtliche Münchner Codd. und der Augsburger mit den zwey ältesten Ausgaben: cum venerit in prof. mal. Sodann schreibe man contempnit und streiche Z. 2. v. u. vor Judaeorum das Glossem servitus, welches weder die von uns eingesehenen Handschriften, noch die zwey ältesten Ausgaben anerkennen.

I. 4. §. 5. S. 8, 11 — 10. v. u.: Non est igitur quod de sollertissima Pauli industria et caritate tam libera quam liberali servili conversationi tuae patrocinium sumas. Da eilf Münchner Handschriften nebst der Augsburger (so auch Sorgs Ausgabe) quam liberali nicht haben, so sind diese Worte offenbar ein späterer Zusatz. Unten lassen alle Codd. und die Cölner und die Sorgische Ausgabe bey den Worten: audias potius ipsum (die Augsburger Handschrift bietet ipsum potius) alibi dicentem, das Adverbium alibi weg.

I. 5. §. 6. S. 10, 4 — 5. hat Hr. Schneider das Druckversehen humilitatem durch humanitatem richtig verbessert.

I. 6. §. 7. S. 11, 10 — 9. v. u.: illos constituite ad iudicandum. Die zwey ältesten Ausgaben und alle Münchner Codd. mit Ausnahme ei-

nes einzigen, welcher ad iudicia schreibt, lesen passender ad iudicium, was auch die Augsburger Handschrift bescheinigt und die S. 12. Z. 1. vorkommenden Worte: In quale tu iudicium mox venires, bestätigen.

I. 10. §. 13. S. 20, 10 f.: Quis enim umquam, verbi causa, avarum avarus, immundum immundus, luxuriosum luxuriosus erubuit? Umquam lassen acht Münchner Handschriften und die Augsburger, und die zwey ältesten Ausgaben weg; drey Münchner Codd. aber setzen es ganz unpassend nach verbi causa, woraus nicht undeutlich hervorgeht, daß es ein späterer Zusatz ist. Weit zweckmäßiger schreiben sodann alle Münchner Handschriften avarus avarum, immundus immundum, luxuriosus luxuriosum, mit Ausnahme der ersten Emmeramer, in welcher diese Worte fehlen. Die nämliche bessere Wortstellung befolgen auch die Augsburger Handschrift und die zwey ältesten Ausgaben nebst der Vossischen.

II. 6. §. 11. S. 32, 10 — 11: At si interdictum tenemus, audiamus edictum. Qui maior est vestrum fiat sicut iunior. Nach vestrum setzen eilf Münchner Codd. und der Augsburger, wie auch die zwey ältesten Ausgaben nebst der Vossischen *ait* ein, was nicht zu mißbilligen ist.

II. 6. §. 12. S. 33, 18.: orbem circumierunt. So die Lyoner, Horsts und Mabillons Ausgaben: alle übrigen hingegen und sämmtliche Handschriften circuierunt, entsprechend dem unten V. 4. §. 9. S. 101. Z. 3. v. u. von Bernhard gebrauchten circuire.

II. 6. §. 13. S. 34, 16.; Si haec facis, honorificas ministerium tuum et ministerium te. Kräftiger eilf Münchner Codd. und die Sorgische Ausgabe: si facis haec, und im Folgenden ganz sachgemäß ministrum te. Die Augsburger Handschrift weicht hievon nur darin ab, daß sie zu honorificas am Rande die Glosse vel glorificas gibt.

III. 1. §. 2. a. E.: Ergo et infidelibus debitor es, Judaeis, Graecis et gentilibus. Graecis lassen fast alle Münchner Codd. und der Augsburger, wie auch Sorgs und Tiraquells Ausgaben mit vollem Rechte weg; denn zu den infidelibus sind nur die Juden und Heiden zu zählen; nicht aber die schismatischen Griechen, wie aus §. 4. S. 51. Z. 9. ff. v. u. erhellt, wo es heißt: Ego addo et de pertinacia Graecorum, qui nobiscum sunt, et nobiscum non sunt, *iuncti fide*, pace divisi. Quamquam et in fide ipsa claudicaverint a semitis rectis.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Philosophie von ihren Uranfängen an bis zur Schließung der Philosophenschulen durch Kaiser Justinian. Mit Beygabe der Literatur vom allgemein kulturhistorischen Standpunkte entworfen von Ign. Joh. Hanusch, Olmütz bey Joh. Neugebauer **1850. 643 Seiten 8.**

Herr Hanusch, früher in Olmütz, jetzt, so viel Referent bekannt ist, in Prag Professor der Philosophie, hat sich schon durch mehrere Lehrbücher, die zum Theil in wiederholten Auflagen erschienen sind, als einen verständigen und verständlichen Denker gezeigt, so durch seine „Grundzüge eines Handbuches der Metaphysik," seine „Logik" und „Ethik." An freyerer Darstellung scheint ihn bisher die Censur verhindert zu haben, nach einer Bemerkung in der vorliegenden Geschichte (S. 588 Anmerk. 8) zu schließen. Ob dieß zu bedauern ist, mag dahingestellt bleiben, indem hier nur von der obigen Arbeit die Rede seyn kann. An derselben zieht das schon im Titel betonte Kulturhistorische und Literarische den Blick zunächst auf sich. Der Hr. Verf. zeigt hiebey großen Fleiß und jenes Bestreben, sich von allen Seiten anzueignen und zu verbinden, welches auch seine übrigen philosophischen Schriften charakterisirt, und — wenn man seine Stellung in Oestreich in Anschlag bringen will — auszeichnet. Es ergeben sich aber hiebey zwey Fragen für die Kritik. Hat der Verf. zu viel, oder zu wenig gethan? Wir sind leider im Falle, beyde mit Ja

beantworten zu müssen. Zu viel hat er gethan, indem solche kulturhistorische Beygaben in die Geschichte der Philosophie nicht gehören und man gar nicht einsehen kann, von welchem Nutzen für die Geschichte der Philosophie die Angabe von Büchern wie Berghaus Kulturgeschichte des deutschen Volkes in Bildern, Grimms Grammatik, Haupts Zeitschrift ꝛc. seyn soll. Zu wenig hat aber der Hr. Verf. gethan, indem er Bücher, die im nächsten Zusammenhange mit seinem Gegenstande stehen, nicht erwähnt. Während er z. B. von Reimmann die historia literaria antediluviana citirt, übergeht er Reimmanns Literaturgeschichte der Deutschen, welche sehr viele Philosophen aufführt (S. 29); während er (S. 84) Bülfingers specimen doctrinae veter. Sinarum anführt, übergeht er d. Esquisse d'une histoire de la philosophie chinoise (Paris 1844) von Pauthier; während bey Empedokles Tiedemanns Abhandlung von 1781 angeführt wird (S. 259), ist die Arbeit von Panzerbieter in der Zeitschrift von Bergk und Cäsar Jahrg. 1845 Nr. 111. übergangen; während bey Demokritos (S. 255) Genderi Democritus von 1665 in Erinnerung gebracht wird, sind die Arbeiten von Lafaist (1833), Frank (1836), Ritter (Ersch's Encycl.) nicht angezogen; bey der jüdischen Philosophie ist Munks Arbeit vergessen, Rosenroth mit dem Druckort Solisbach statt Sulzbach angegeben ꝛc.

Solche Auslassungen stören aber hauptsächlich darum, weil der Verf. nicht bloß eine ausgewählte, sondern eine vollständige Literaturangabe beabsichtigt hat.

Außerdem läßt sich nicht verheimlichen, daß die Art, wie der Verf. die Schreibung griechischer Wörter betreibt, sehr störend ist, so sehr er auch durch die in seinem Vaterlande allgemeinere Unkenntniß des Hellenischen entschuldigt ist. Auf S. 367 begegnen uns z. B. *ὑποχειμενον*, *ελευθερια*, *ὀντως*, *ὄν*, *ὡς*, *πῶει* etc., also bald Accentfehler, bald Accentmangel, bald Bezeichnung mit dem Spiritus, bald nicht ꝛc. Es sind dieß nicht lauter Druckfehler, von denen das Buch überhaupt wimmelt, denn der Hr. Verf. schreibt nicht bloß *ειμαρμενη* (S. 261), sondern auch mit lateinischen Buchstaben eimarmene (285) und Nous ꝛc. Unter diesen Umständen wäre es wohl besser gewesen, ganz auf die griechischen Buchstaben zu verzichten.

Ueber den Inhalt selbst wollen wir nicht viel sagen, da er für die mit diesem Fache Vertrauten nichts Neues enthält. Höchstens ließe sich mit seinen Vorgängern rechten, denen er oft zu schnell sich anschließt, wenn er z. B. Schleiermacher durch seine Geschichte der Philosophie berühmt, Buhle und Tiedemann durch die „Geistlosigkeit der damaligen Gelehrsamkeit" am wahren Erfolge verhindert seyn, Fichte den Sohn als Hegelianer, Fischer als Neuschellingianer, Herrmann und Brandiß als „etwas geistreicher" denn Ritter erscheinen läßt ꝛc. Er steht unter dem Einflusse eines zum Theil schon veralteten Geredes. Manche werden die Abhängigkeit dem Verf. etwas höher anrechnen, da man an ein Buch, welches auf 643 Seiten nur so weit kommt, nicht dieselben Anforderungen macht, wie an ein Compendium, welches naturgemäß auf selbstständige Forschungen verzichten muß.

Diese Bemerkungen sind übrigens hier nicht aus Freude an Aufdeckung des Mangelhaften gegeben, sondern bloß um den Verf. auf Manches aufmerksam zu machen, dem nicht Jeder in dem zweyten Bande freundlich begegnen dürfte. Und man kann bemerken, daß gerade ein Mangel, die Hingabe, Folge einer schätzenswerthen Eigenschaft, jener Offenheit für die deutsch-philosophische Bewegung ist, die den Verf. ohne Zweifel befähigt, Ersprießliches in seiner Stellung zu leisten, kurz die ihn im Verhältniß zu manchen seiner Collegen so sehr auszeichnet.

V. P. G.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. October.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

S. Bernardi Opera omnia.

(Fortsetzung).

III. 1. §. 4. S. 51, 12. v. u.: Petrus ad Cornelium, Philippus ad Eunuchum missi sunt: et, si exemplum recentius quaerimus, Augustinus a beato Gregorio destinatus formam fidei tradidit Anglis. So Mabillon, wie es scheint, nach drey Vaticanischen Handschriften (bey Voß S. 77.), mit welchen auch zwey Münchner stimmen. Passender aber dünkt uns destinatus est — tradere, was vier Münchner Codd. und die Cölner und die Venediger Ausgabe nebst den übrigen bieten. Ebenso lesen sieben unserer Handschriften und die Augsburger, wie auch der Sorgische Druck; nur ist in diesen *est* ausgefallen. Destinatur — tradere hat die Tegernseer Handschrift. Ueber die Sache selbst s. Voß.

III. 2. §. 9. z. A.: Fateor me non omnino decredere his. Eilf Münchner Codd. und der Augsburger nebst der Sorgischen Ausgabe schreiben discredere. So Bernhard Br. 158. S. 159. A.: Multi se audivisse nunc perhibent, quibus *discredendum* non est. S. Du Cang. Glossar. med. et infim. Lat. unt. d. W. *decredere*. Etwas unterhalb, wo es heißt: Mirum vero si ita omnes et appellantes iusti et appellati rei vestro examine inventi sint, haben alle von uns eingesehenen Handschriften und die Ausgaben vor Mabillon *sunt*.

III. 3. §. 13. S. 60, 1 — 3.: Argentum reputatum est foenum: Summarii non levatis sarcinis onusti nihilominus repatriant vel inviti. Der Augsburger Cod. gibt deputatum. Statt foenum schreibe man fenum. Hierauf bieten neun Münchner Handschriften und Horsts Ausgg. sagmarii, was auch Mabillon für das Richtigere erklärte, obgleich er mit den Ausgaben vor Horst summarii im Texte stehen ließ. Zwey unserer Handschriften nebst Sorgs Ausgabe lesen saginarii, die Augsburger sagenarii, eine Münchner saumarii, eine andere somarii. S. Du Cang. Gloss. med. et inf. s. v. *sagma, sagmarius, saginarius etc.*

III. 4. §. 15. z. A.: Spiritualis homo ille, qui omne diiudicat, ut ipse a nemine iudicetur u. s. w. Ille homo der Cod. Augustanus. Da der griechische Text bey Paul. 1. Cor. 2, 15. so lautet: *Ὁ δὲ πνευματικὸς ἀναχρίνει μὲν πάντα, αὐτὸς δὲ ὑπ' οὐδενὸς ἀναχρίνεται*, so schreiben wir nach dem Vorgang der Münchner Codd. und des Augsburgers, mit welchen die Ausgaben vor Horst stimmen, omnia für omne; ferner mit einer Münchner Handschrift und der Sorgischen Ausgabe et ipse und mit der letztern diiudicatur. Sieben Münchner Handschriften dagegen nebst der Augsburger und den Ausgaben vor Mabillon lesen ut — diiudicetur. S. 63, 1 — 2. verbessere man: Age, aptemus, si possumus, *haec* tria ipsa (st. tria ipsa). So die meisten Münchner Codd. und der Augsburger und die Sorgische Ausgabe.

III. 5. §. 19. S. 67, 14.: si floreant vineae honestate et sanctimonia sacerdotum; si flores fructus parturiant, obedientiam fidelium populorum. Vor Mabillon las man obedientia, wel-

chianis quod sentio, lesen wir: Nec br. pot., nec expressius; tamen aperire debeo. So schreiben nämlich zehn Münchner Codd. und der Augsburger und damit stimmt auch die Sorgische Ausgabe. Die Kaisersheimer Handschrift gibt: aggrediar tamen aperire.

IV. 2. §. 4. g. E.: Excurrimus usque huc. *Usque* lassen alle Handschriften und die Cölner und Sorgs Ausgabe weg.

IV. 3. §. 8. S. 78, 3.: Unum est, quod te absolvit, si egisti cum populo. Zehn Münchner Codd. und der Augsburger nebst der Sorgischen Ausgabe schreiben richtig: si sic egisti, wie auch unten si sic fecisti steht.

IV. 4. §. 9. S. 78, 12. v. u.: Aut si bonus sis, bonitas tui solius quem fructum afferre potest? So die Ausgaben; alle Handschriften, welche wir eingesehen, ganz sprachgemäß *tua* solius, mit Ausnahme einer einzigen, in welcher *tua* in *tui* umgeändert wurde.

IV. 4. §. 10. S. 80, 3. ff.: De vobis ipsis sume sententiae huius evidens ac familiare exemplum. Quantos quos supplices admisisti, postmodum sustinuisti graves, insolentes, contumaces, rebelles? Zwölf Münchner Handschriften und die Augsburger nebst der Sorgischen Ausgabe lesen sumite und im Folgenden alle Codd. admisistis — sustinuistis, mit Ausnahme des Tegernseers, welcher admisisti — sustinuistis (sic) bietet, und des Raitenhaslachers, welcher, wie der Augsburger und Horsts und Mabillons Ausgaben, für admisisti — sustinuisti stimmt. Admisistis — sustinuistis bewähren auch die übrigen Ausgaben und die Oberalteicher Handschrift der Flores Bernardi. Demnach schreiben wir unbedenklich sumite, admisistis und sustinuistis.

IV. 5. §. 13. z. A.: Dignum reor ad medium venire factum dulcis memoriae Martini nostri. *Reor* nahm Mabillon aus der Venediger und Speyerer Ausgabe, mit welchen die Handschrift des Pabstes Nicolaus V. übereinstimmt, auf. Dafür setzen die Bocardische, die Lyoner, die Gillotische, die Vossische und die Tiraquell'sche Ausgabe, denen Horst

sich anschloß, *nunc;* zwey Münchner Handschriften *venit.* Mit Recht erkennen zwölf Münchner Codd., der Augsburger und zwey Vaticanische nebst der Cölner und der Sorgischen Ausgabe keinen dieser Zusätze an, da man zu dignum in Gedanken nur est zu ergänzen braucht.

Ebendas. Z. 15 — 18.: Nonne alterius saeculi res est, redisse legatum de terra auri sine auro? transiisse per terram argenti, et argentum nescisse? So Horst und Mabillon. Die Sorgische Ausgabe *redisse — transire — nescire.* Trefflich alle Handschriften nebst den übrigen Ausgaben *redisse — transisse — nescisse.* Hierauf zwölf Münchner Handschriften und die Augsburger *insuper donum* (st. *donum insuper)* — illico reiecisse. Die gewöhnliche Wortstellung befolgt nur ein einziger der von uns verglichenen Codd., der Kaisersheimer, welcher zu den schlechtern gehört.

IV. 5. §. 14. S. 84, 11.: utrum bovem cuiuspiam tulerim. So schrieb Mabillon gegen das Ansehen der Handschriften und Ausgaben, welche *cuiusquam* bieten.

IV. 5. §. 15. S. 84, 4. v. u.: Quid me beatius, quidve securius? Zehn Münchner Handschriften und die Augsburger, nebst der Sorgischen, der Venediger und der Speyerer Ausgabe lesen *quid me* securius, welches den Vorzug verdient.

IV. 6. §. 18. S. 88, 8.: quod in aure locutus est. Neun Münchner Codd. und der Augsburger, mit Zustimmung der Sorgischen Ausgabe, richtig in *aurem.* Vgl. Luk. 12, 3. Unten §. 19. Z. 15 — 16. schreibe man st. sane e duobus tutius hoc (so bloß die Schedel'sche Handschrift) nach dem Vorgang der übrigen Handschriften sane *ex* duobus t. h.; ebenso hat die Augsburger und der Sorgische Druck.

IV. 6. §. 22. S. 90, 11. v. u.: Quid hac mediocritate gratius etc.? *Hac* lassen zwölf Münchner Codd. und der Augsburger nebst der Sorgischen Ausgabe weg.

Ebendas. S. 91, 3 — 4.: Super hoc quem forte ab adventantibus petere deprehendes, iudica Giezitam. Zehn Münchner Handschriften und die Augsburger, mit welchen auch Sorgs Ausgabe stimmt, passender *deprehenderis.*

V. 1. §. 2. S. 94. a. E.: et ubi sumus, vallis est lacrymarum. So nach der Gillotischen, Tiraquellischen und Horstischen Ausgabe die Mabillonischen; alle von uns eingesehenen Codd. aber nebst den frühern Ausgaben vallis est, et vallis lacrymarum. Dafür stimmen auch die Florr. Bern. *Et* ist hier in der Bedeutung von *eaque* oder *et quidem* zu fassen. So gebraucht es Bernhard unten Cap. IV. §. 9. z. A.: Praecedimus animo, et ne ipso quidem toto, sed parte, et parte modica nimis, wo in der zweyten und den folgenden Mabillonischen Ausgaben et parte fehlt. Ferner in der Schrift über die Gnade und den freyen Willen Cap. V. §. 15. gegen d. E.: et hoc ex parte, et parte satis modica.

V. 2. §. 4. geg. d. E.: Ego quod prima (näml. consideratio) aptat, secunda adorat, tertia gustat. Statt aptat, welches aus der zweyten Mabillonischen Ausgabe auch in die folgenden überging, verbessere man optat.

V. 3. §. 6. a. E.: Nil supererit ad beatitudinem, cum quae iam certa sunt nobis fide, erunt aeque et nuda. *Fide* ist ein pures Glossem, welches, da die Worte: quae fide iam scimus, gerade vorhergehen, vermuhlich am Rande bemerkt war und von da in den Text geflossen ist. Weder eine Münchner Handschrift, noch die Augsburger erkennt es an; auch fand es Voß, der es zuerst aus dem Cod. des Pabstes Nicolaus V. aufnahm, in drey Vaticanischen Handschriften und in der Columnaschen nicht.

V. 4. §. 7. S. 99, 14.: Sunt et nomina quaedam nota nobis similiter ex auditu. *Nobis,* dessen man füglich entbehren kann, lassen eilf Münchner Codd. und der Augsburger, wie auch Sorgs Ausgabe weg.

V. 5. §. 11. z. A.: Haec omnia contulit illis spiritibus ipse qui condidit illos, unus atque idem summus spiritus, dividens singulis prout voluit. Das Pronomen *illos*, welches aus dem Vorhergehenden sich leicht in Gedanken ergänzen läßt,

findet sich weder in zwölf Münchner Handschriften, noch in der Augsburger, noch in dem Sorgischen Drucke. Demnach streiche man es. Ebenso wenig halten wir summus für ächt (vgl. 1. Cor. 12, 11.), da es dreyzehn Münchner Handschriften, drey Vaticanische, die Columnasche und die Augsburger nicht anerkennen. Statt voluit bieten alle unsere Codd. und der Augsburger, ebenso sechs Ausgaben vult. Ersteres, welches in jenen drey Vaticanischen Handschriften und in der Columnaschen und in der Cölner, der Venediger, der Speyrer und der Bocardischen Ausgabe steht, nahm Mabillon auf. Ref. stimmt jedoch für vult, die Worte dividens singulis prout vult im Allgemeinen nehmend, nicht auf contulit und qui condidit beziehend.

Ebendas. S. 104, 7 — 8.: Dominantur dominationes, sed sub domino dominantur, serviunt pariter. Dafür schreibe man *et* serviunt pariter. So eilf Münchner Handschriften nebst der Augsburger; ferner die Sorgische, Gillotische, Vossische, Tiraquellische und Horstische Ausgabe; zwey Münchner Handschriften hingegen und die Cölner, Venediger, Speyerer, und die Bocardische und Lyoner Ausgabe bieten sed serv. par. Im Folgenden lese man: Quid hoc ad summum, sempiternum, singulare dominium? Diese Lesart bewähren zwölf Münchner Handschriften nebst der Augsburger; überdieß die Cölner und die Sorgische Ausgabe. Die gewöhnliche Lesart *singulareque* dominium erkennt bloß die Kaisersheimer Handschrift an, welcher die Venediger, die Speyerer und die folgenden Ausgaben beystimmen. *Et* singulare dominium gibt der Schedelsche Cod. Aus diesem Schwanken der Handschriften zwischen que und et sieht man nur zu deutlich, daß die Bindepartikel ein späteres Einschiebsel ist.

V. 5. §. 12. S. 105, 16.: Dicimur amare, et Deus: dicimur nosse, et Deus: et multa in hunc modum. Sed Deus amat ut caritas, novit ut veritas, sedet ut aequitas, dominatur ut maiestas, regit ut principium etc. Quae omnia faciunt et angeli, facimus et nos: sed longe inferiori modo, non utique bono quod sumus, sed quod participamus. Vier unserer ältesten Handschriften lesen dicitur amare et deus, dicitur et nósse deus; symmetrischer fünf andere, die Augsburger und eine der von Voß verglichenen dicitur et amare deus, dicitur et nosse deus. Für dicitur stimmen alle Münchner Codd. nebst der Cölner und der Sorgischen Ausgabe; nur in der Stellung der übrigen Worte weichen einige ab. Die gewöhnliche Lesart hat außer vier Vaticanischen Handschriften, ferner der des Pabstes Nicolaus V., der Bessarionischen und der Columnaschen unter den Münchnern bloß die Schedelsche, welche nur zu oft die schlechten Lesarten vertritt. Daß an dieser Stelle nur von Gott, aber noch nicht von den Menschen die Rede seyn könne, ergibt sich deutlich aus den unten vorkommendrn Worten: quae omnia faciunt et angeli, facimus et nos.

V. 7. §. 17. S. 110, 17 — 19.: Non sic unus sol, non sic una luna. Clamat uterque non esse unum sibi; ille motibus, illa et defectibus suis. Man schreibe non esse *se* unum sibi. Se fehlt in der Cölner Ausgabe und in der zweyten, dritten, vierten und fünften *) Mabillonischen. Unten hätte Z. 22. ff. angegeben werden sollen, aus welcher Schrift des Boethius (nicht Boetius) die aus diesem Schriftsteller angeführte Stelle entnommen sey. Sie findet sich nämlich in dem Werkchen de trinitate et unitate p. 1122. ed. Basil. 1570.

(Schluß folgt.)

*) Unter dieser verstehen wir die zu Paris bey den Gebrüdern Gaume 1839. in zwey Großoctav- (vielmehr Quart-) bänden erschienene.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Nouveau dictionnaire français-hollandais-allemand-anglais par une société de gens de lettres. Vol. 1. 2. Bruxelles 1849.

Th. Mommsen, Die unteritalischen Dialekte. Leipzig 1850.

K. A. Hahn, Auswahl aus Ulphilas gothischer Bibelübersetzung. Heidelb. 1849.

K. Oberleitner, Die nordischen Runen. Nach J. G. Liljegren mit Ergänzungen bearbeitet. Wien 1848.

K. A. Kretzschmar, Stenographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Grimma 1850.

Miscellanea philologa et paedagogica. Fasc. 1. Lips. 1849.

Dr. K. Fr. Hermann, Gesammelte Abhandlungen und Beyträge zur klassischen Literatur und Alterthumskunde. Göttingen 1849.

Th. Vallaurius, Historia critica litterarum latinarum. Aug. Taur. 1849.

R. P. A. Dozy, Ouvrages Arabes Commentaire historique sur le poème D'Ibn Abdoun, par Ibn-Badroun. Livr. 4. Leyde 1849.

Haji-Khalfa, Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustapha Ben Abdallah ed. G. Flügel. T. V. Fasc. 1. Lond. 1849.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften Zoroasters, Yaçna, Vispered und Vendidad. Mit Index und Glossar herausg. von Dr. H. Brockhaus. Leipzig 1850.

Géographie D'Aboulféda, traduite de l'Arabe en français et accompagnée de notes et d'éclaircissements par M. Reinaud. T. I. II. p. 1. Par. 1848.

K. Smith, An account of a journey through North-Eastern Texas, undertaken in 1849 for the purposes of Emigration. London 1849.

Mr. Bowdich, Excursions in Madeira and Porta Santo during the autumn of 1823, voyage to Africa. Lond. 1825.

The narrative of Robert Adams, a sailor, who was wrecked on the western coast of Africa in the year 1810, was detained three years in slavery by the Arabs of the great desert and resided several months in the city of Tambuctoo. Lond. 1816.

E. E. Napier, Excursions in Southern Africa, including a history of the Cape Colony. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

W. F. Lynch, Narrative of the united states Expedition to the river Jordan and the dead Sea. New York 1849.

Annuaire pour l'an 1850, publié par le bureau des longitudes. Par. 1849.

B. v. d. Knesebeck, Urkunden und Regesten zur Geschichte des uradelichen Geschlechts der Freyherrn von Uslar-Gleichen, so wie des Leinegaues. Lief. 1. Göttingen 1849.

J. E. von Koch-Sternfeld, Die Dynastie von Hagenau, Mitstifter der Abtey Seitenstätten in Oesterreich. Wien 1849.

— —, Die dynastischen Zweige zu Mosbach und Weng. Wien 1849.

— —, Die Sarchili und Sparsach im Hause Playen-Beilstein. Wien 1849.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica per l'anno 1848. Roma 1848.

J. Whiteside, The vicissitudes of the eternal city, or ancient Rome, whit notes, classical and historical. Lond. 1849.

Dr. Th. Panofka, Von den Namen der Vaſenbilder in Beziehung zu ihren bildlichen Darſtellungen. Berlin 1849.

J. Gailhabaud, Bibliothèque archéologique. Cahiers d'instructions sur l'architecture, la sculpture . . . Par. 1846.

Marchant, Lettres sur la numismatique et l'histoire. Nouv. édition 1849 augm. des fragmens . . Livr. 1. 2. Par. 1849.

J. Lelewel, La numismatique du moyen âge. Vol. 1. 2. Par. 1835.

Cronichette antiche di vari scrittori del buon secolo della lingua Toscana. Firenze 1733.

G. Grote, History of Greece. Vol. 7. 8. Lond. 1850.

P. Pavirani, Storia del regno dei Goti in Italia. T. I. II. Faenza 1846.

A. Delrieu, Le Rhin; légendes, moeurs, traditions, coutumes. Bruxelles 1850.

Ch. Romey, Histoire d'Espagne depuis le premiers temps jusqu'à nos jours. T. VIII. Par. 1848.

Sc. Ammirato, Istorie Fiorentine. Disp. 16 — 26. Firenze 1849.

A. Frizzi, Memorie per la storia di Ferrara. Fasc. 1 — 6. Ferrara 1847.

Atti dei governi provisorio e repubblicano di Roma. Fasc. II. Torino 1849.

C. Denina, Delle rivoluzioni d'Italia. Vol. 1 — 5. Firenze 1820.

de Prony, Description hydrographique et historique des marais Pontins. Avec Atlas. Par. 1822.

Monaldi, Istorie pistolesi ovvero delle cose avvenute in Toscana 'dall' anno 1300 al 1348. Firenze 1733.

A. Guilbert, Histoire des villes de France. Livr. 359 — 368. Par. 1849.

A. Leymarie, Histoire des paysans en France. Vol. 1. 2. Par. 1849.

H. J. Paixhans, Constitution militaire de la France. Par. 1849.

A. Moreau de Jonnès, Statistique de l'agriculture en France. Par. 1849.

L. J. Begin, Etudes sur le service de santé militaire en France, son passé, son présent, son avenir. Par. 1849.

M. Courtépée, Description générale et particulière du Duché de Bourgogne. Vol. 2 — 4. Dijon 1847 — 48.

J. B. Bouillet, Etat de l'Auvergne en 1765. Clermont-Ferrand 1846.

Koch, Mémoires de Massena, avec Atlas. Vol. 3. 4. Par. 1849.

M. de Labouisse-Rochefort, Trente ans de ma vie (de 1795 à 1826) ou mémoires politiques et littéraires. Vol. 1 — 8. Toulouse 1848.

A. Gabourd, Histoire de la révolution et de l'empire. Vol. VI. VII. Consulat. Par. 1849.

L. Blanc, Pages d'histoire de la révolution de Février. Par. 1849.

Almanach national; annuaire de la république 'française pour 1848 — 49 — 1850. Par. 1850.

A comparative display of the different opinions of the most distinguished british writers on the subject of the French revolution. Vol. 1. 2 Lond. 1793.

J. Fr. Boehmer, Regesta imperii inde ab anno 1198 — 1254. Die Regeſten des Kaiſerreichs unter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich VII. und Conrad IV. 1198 — 1254. Neu bearbeitet. Abth. 1. 2. Stuttg. 1847 — 1849.

J. Merkel, De republica Alamannorum. Berol. 1849.

St. Wuk, Karadſchitſch, Käſtlein für die Sprache, Geſchichte, Sitten und Gebräuche der Serben. I. In Serbiſcher Sprache. Berlin 1849.

Dr. A. Fr Riedel, Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. Erſter Haupttheil oder der Urkundenſammlung für die Geſchichte der auswärtigen Verhältniſſe Bd. 7. 8. 9. Berlin 1849.

G. W. v. Raumer, Friedrich Wilhelm des Großen, Kurfürſten von Brandenburg, Kinderjahre. Berlin 1849.

Frz. Elgger, Kampf des Kantons Luzern und ſeiner Bundesgenoſſen gegen den Radikalismus in den Jahren 1845 und 1847. Heft 1. 2. Schaffhauſen 1850.

M. L. Polain, Liège pittoresque ou description historique de cette ville et de ses principaux monuments. Bruxelles 1842.

Isid. van Overloop, Notice historique sur les institutions de bienfaisance et spécialement sur les hopitaux en Belgique. Bruxelles 1849.

J. Francis, Chronicles and characters of the Stock Exchange. Lond. 1849.

Ch. Babington, Mr. Macaulay's character of the clergy in the latter part of the seventeenth century considered. Cambridge 1849.

Report to her majesty's principal secretary of state for the home department on an inquiry into the sanitary condition of the labouring population of Great Britain. Lond. 1842.

R. Montgomery-Martin, The british colonial library. Vol. 1 — 10. Lond. 1844.

Publications of the Camden Society.

Jos. Hunter, Ecclesiastical documents. Lond. 1840.

J. Norden, Speculi Britanniae pars: an historical and chorographical dercription of the county of Essex. Ed. by H. Ellis. Lond. 1840.

W. J. Thomas, Anecdotes and traditions illustrative of early English history and literature. London 1839.

Th. Wright, Alliterative poem on the deposition of King Richard II. Ricardi Maydiston de concordia inter Ric. II. et civitatem London. Lond. 1838.

J. Hunter, The diary of Dr. Thomas Cartwright, Bishop of Chester. Lond. 1843.

G. Roberts, Diary of Walter Yonge, Esq. from 1604 — 1628. Lond. 1848.

Th. Wright, The political songs of England, from the reign of John to that of Edward II. Lond. 1839.

Verney Papers. Notes of proceedings in the long Parliament, temp. Charles I. Ed. by J. Bruce. Lond. 1845.

Chronica Jocelini de Brakelonda; de rebus gestis Samsonis Abbatis monasterii Sancti Edmundi . . cur. J. G. Rokewode. Lond. 1840.

Th. Cr. Croker, Narratives illustrative of the contests in Ireland in 1641 and 1690. Lond. 1841.

J. O. Halliwell, The Thornton Romances. Lond. 1844.

— —, The private diary of Dr. John Dee and the catalogue of his library of Manuscripts. Lond. 1842.

Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Borealium. Vol. 9. 10. 11. Hafniae 1840 — 42.

O. v. Weissenhorst, Studien in die Geschichte des polnischen Volkes. Th. 1. Zürich 1850.

Th. Gordon, History of the greek revolution. 2. edit. Vol. 1. 2. Lond. 1832.

W. H. Bartlett, Walks about the city and environs of Jerusalem. Lond. 1848.

Ch. Wilkes, Western America including California and Oregon with maps of those regions and of the Sacramento Valley. Philadelphia 1849.

M'Lean, Notes of a twenty fife year's service in the Hudson's Bay Territory. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

C. F. Liljevalch, Chinas Handel, Industri och Statsförfattning, jemte underrättelser om Chinesernes folkbildning seder och bruk samt Notiser om Japan Siam . . . Stockholm 1848.

Lauts, Het Eiland Balie en de Balienezen. Amsterd. 1848.

Laws of the general assembly of the commonwealth of Pennsylvania passed at the session of 1849 in the 73 year of independence. Harrisb. 1849.

Ch. J. Ingersoll, Historical sketch of the second war between the united states of America and Great Britain. Philad. 1849.

Forbes, Six months service in the African blockade from April to October 1848. Lond. 1849.

Everest, An account of the measurement of two sections of the meridional Arc of India. With Engravings. Lond. 1847.

W. Cooley, The Negroland of the Arabs. London 1841.

J. J. G. Wilkinson, Em. Swedenborg; a biography. Lond. 1849.

J. Prior, The life of Oliver Goldsmith. Vol. 1. 2. Lond. 1837.

E. Rich, A biographical sketch of Emanuel Swedenborg with an account of his works. Lond. 1849.

A. Mignet, Etudes et portraits politiques. Bruxelles 1849.

J. E. v. Koch-Sternfeld, Forschungen über den Erzbischof Wichmann von Magdeburg und die Abtey Seitenstätten. Wien 1849.

W. Irving, Oliver Goldsmith. A biography. Lond. 1849.

Dr. K. R. Hagenbach, Wilhelm Martin Leberecht de Wette. Leipzig 1850.

E. Frensdorff, Joseph von Radowitz. Eine Charakterschilderung. Leipzig 1850.

Th. H. Dyer, The life of John Calvin. Lond. 1850.

Chr. Bartholmèss, Huet, evêque d'Avranches, ou le scepticisme théologique. Par. 1850.

Ripa, Memoirs of the court of Peking. Lond. 1846.

The life, journals and correspondence of Sam. Pepys. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

A. Lyonnet, Histoire de Mgr. d'Aviau Dubois- de Sanzay. T. 1. 2. Paris 1847.

M. de Labouisse-Rochefort, Lettres biographiques sur François de Maynard, poëte toulousain du XVI. siècle. Toulouse 1846.

F. W. Kölbing, Der Graf von Zinzendorf dargestellt aus seinen Gedichten. Leipzig 1850.

A. Geoffroy, Etude sur les pamphlets politiques et religieux de Milton. Par. 1848.

Ch. Eynard, Vie de Madame de Krudener. Par. 1849.

Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. 18. Publication. Fratris Felicis Fabri Evagatorium in terrae sanctae, Arabiae et Aegypti peregrinationem ed. Hassler. Vol. III. Stuttg. 1849.

P. A. Hansen, Allg. Auflösung eines beliebigen Systemes von linear. Gleichungen . . . Leipzig 1849.

A. F. Möbius, Ueber die Grundformen der Linien der dritten Ordnung. Leipzig 1849.

S. Spitzer, Aufsuchung der reellen und imaginären Wurzeln einer Zahlengleichung höheren Grades. Wien 1849.

Dr. J. A. Grunert, Beyträge zur meteorologischen Optik und zu verwandten Wissenschaften. Th. 1. Heft 1. 2. Leipzig 1849.

Fib. Garassino, Essai de perfectionnement de l'ancienne méthode de traiter la statique analytique. Gènes 1848.

O. D. J. Köhler, Der Bau des sächsischen schles. Bahnhofes in Dresden. Berlin 1849.

C. Fr. Schlegel, Vollständiges Handbuch der Mühlenbaukunst. 3. verb. Aufl. Lief. 1. Gera 1850.

Dr. Boguslawski, On the use of a new micrometer and its application to the determination of the parallax of mars. Lond. 1845.

— —, Report on the comet of 1843. Lond. 1846.

F. Reuter, Der nördliche gestirnte Himmel. Gotha 1850.

Briefe über Alexander von Humbold's Kosmos. Th. 2. Abth. 1. Bearb. von J. Schaller. Leipzig 1850.

A. Seebeck, Ueber die Querschwingungen gespannter und nicht gespannter elastischer Stäbe. Leipzig 1849.

Dr. H. Schlagintweit, Ueber die physikalischen Eigenschaften des Eises. Leipzig 1850.

E. Plantamour, Résumé météorologique de l'année 1847 pour Genève et le Grand St. Bernhard. Genève 1848.

A. T. Kupffer, Resumés des observations météorologiques faites dans l'étendue de l'empire de Russie. I. Cahier. Petersb. 1846.

H. v. Kauffmann, Die Arbeit der Wärme. Kopenhagen 1848.

Ch. Doppler, Versuch einer rein auf mechanische Principien sich stützenden Erklärung der galvano-elektrischen und magnetischen Polaritäts-Erscheinungen. Wien 1849.

Dr. G. Bird, Lectures on electricity and galvanism in their physiological and therapeutical relations. Lond. 1849.

M. Herzog von Leuchtenberg, Ausführliche technisch-chemische Untersuchung des schwarzen Niederschlags, welcher sich an der Anode bildet, bey der Zersetzung des Kupfervitriols in großen Massen durch den galvanischen Strom. Peterhof 1848.

K. Thines-Csetneky, Physikalischer Beytrag zur Chemie. Linz 1849.

P. Barker-Webb et Sabin Berthelot, Histoire naturelle des Isles Canaries. Livr. 72 — 102. Par. 1849.

H. Martin, Philosophie spiritualiste de la nature. Vol. 1. 2. Par. 1849.

G. Rob. Gray, The genera of Birds. Part 48 — 50, completing the work. Lond. 1849.

And. Smith, Illustrations of the zoology of South Africa. Part 26 — 28. Schluß. Lond. 1849.

R. Remak, Untersuchungen über die Entwickelung der Wirbelthiere. Lief. 1. Berlin 1850.

C. F. Naumann, Ueber die cyclocentrische Conchospirale und über das Windungsgesetz von Planorbis corneus. Leipzig 1849.

J. Géné, Beyträge zur Naturgeschichte der Zecken. A. d. Ital. mit Anmerk. von Dr. H. Fischer. Freiburg 1849.

S. Fischer, Abhandlung über die in der Umgebung von St. Petersburg vorkommenden Crustaceen aus der Ordnung der Branchiopoden und Entomostraceen. St. Petersburg 1848.

L. Agassiz and A. Gould, Principles of Zoology touching the structure, developement, distribution and natural arrangement of the races of animals. Part I. Comparative physiology. Lond. 1848.

Dr. H. Stannius, Das peripherische Nervensystem der Fische anatomisch und physiologisch untersucht. Rostock 1849.

Dr. J. Müller und Dr. Fr. H. Troschel, Horae ichthyologicae. Heft 3. Berlin 1849.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1850.

Sagette, La poésie du moyen âge et l'enseignement classique. — Annal. archéolog. T. X. Livr. 4.

Ticknor (G.), History of spanish literature. New-York 1849. — Bibl. sacra 1850 July.

The system of education at the universities of Oxford and Cambridge. — Ebendaſ.

The educational establishments of Calcutta, past and present . — Calcutta Rev. 1850 June.

Taillandier (Saint-René), La littérature en Allemagne depuis les révolutions de 1848. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 3.

Mohl (J.), Rapport sur les travaux du Conseil de la Société asiatique pendant l'année 1849 — 50. — Journ. asiat. 1850 Août.

Woolsey, Review of Champlin's Aeschines. — Bibl. sacra. 1850 July.

Poetae bucolici et didactici ed. Lehrs et Dübner. — Journ. des Savants 1850. Août. Sept.

Mohammed Ben Omar et Wakedi, Conquête de la Mésopotamie et de l'Arménie par les Arabes, trad. de l'arabe en allemand par B. G. Niebuhr, avec additions et éclaircissements par A. D. Mordtmann. Hamb. 1847. — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1850 Août.

Munk (S.), Notice sur Abou'l-Walid Merwan Ibn-Djana'h et sur quelques autres grammairiens hébreux du X. et du XI. siècle, suivie de l'introduction du Kitab al-Luma' d'Ibn-Djana'h, en arabe avec une traduction française. (2 art.) — Journ. asiat. 1850 Juillet.

Defrémery, Fragments de géographes et d'historiens arabes et persans inédits, relatifs aux anciens peuples du Caucase et de la Russie, accompagnés de notes critiques. (3 art.) — Ebendaſ.

Varsy, Anecdote des croisades (en arabe avec la trad. franç.) — Ebendaſ.

Popular literature of Bengal. — Calcutta Rev. 1850 June.

Daussy, Rapport au nom de la commission du concours au prix annuel pour la découverte la plus importante en géographie. — Bulletin de la Soc. de Géogr. 1850 Juillet.

Projet de canal pour les navires entre les deux océans Atlantique et Pacifique. — Ebendaſ. Août.

Prax, Carte de la régence de Tripoli et des principales routes commerciales de l'intérieur de l'Afrique. — Ebendaſ.

Richardson (Jam.), Routes du Sahara. — Ebendaſ.

Haussmann, Voyage en Californie. — Ebendaſ.

Lynch (W. F.), Narrative of the United States Expedition to the river Jordan and the Dead Sea. Lond. 1849. — Calcutta Rev. 1850 June.

Spencer (J. A.), Sketches of travels in Egypt and the Holy Land. Lond. 1850. — Ebendaſ.

Achard (Alex.), Voyage de Paris a San Francisco. La vie en Californie. — Revue des deux Mond. 1850. T. III. Livr. 4.

Reichensperger (Aug.), L'art et l'archéologie en Allemagne. — Annal. archéol. T. X. Livr. 4.

Layard (Austen-Henri), Ninive et ses ruines, avec le récit d'une visite aux chrétiens chaldéens du Kurdistan et aux Yezidis ou adorateurs du diable. 3. éd. Lond. 1849. 2 vols. — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1850 Juillet. Août.

Höfer, Lettre en réponse à un article de M. de Saulcy sur l'authenticité des ruines de Ninive. — Journ. gen. de l'instruct. publ. 1850. No. 9.

Rossignol (J. P.), Des services que peut rendre l'archéologie aux études classiques. (2 art.) — Ebendaſ. No. 20.

Expédition scientifique de la Morée. T. 1—3. — Journ. des Savants 1850 Août. Sept.

Buckman (Jam.), On the structure and arrangement of the tesserae in a roman pavement discovered at Cirencester in August 1849. — Philos. Mag. 1850 Aug.

Köhne, Beiträge zur Geschichte und Archaeologie von Cherronesos in Taurien. — Mém. de la Soc. d'archéol. de St. Pétersb. 1850. Vol. III. Suppl.

Muralt (E. de), Aperçu chronologique des tombeaux des deux côtés du Bosphore Cimmérien. — Ebendaſelbſt. Vol. IV. No. 1.

Flandin (Eug.), Voyage archéologique en Perse. Les palais et les sépultures de Persépolis, l'architecture et la sculpture perses. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 3.

Sabatier, Médailles inédites de Fulvia Plautina, femme de Pescennius Niger et d'Eupator II., roi de Bosphore. — Mémoires de la Soc. imp. d'archéologie de St. Pétersbourg. Vol. IV. No. 1.

— —, Monnaie d'Alexis I. Comnène avec deux contremarques en caractères arabes-cufiques. — Ebendaſ.

Köhne (B. de), Ueber die im Russischen Reiche gefundenen abendländischen Münzen des X., XI. und XII. Jahrhunderts. (2. Art.) — Ebendaſ.

Egger, Cours de littérature grecque, Leç. 16 et 17. L'Orient au temps de la conquête Macédonienne. Histoire, légende, roman d'Alexandre. — Journ. gén. de l'instruct publ. 1850 No. 19.

Benoist (Gust.), De l'organisation municipale en Europe. — Revue de droit français et étranger 1850 Juillet.

Moeurs et usages d'Espagne. (2. art.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1850 Août.

Archivio triennale delle cose d'Italia dall' avvenimento di Pio IX. all' abbandono di Venezia. — L'Italia del popolo. No. 9. 1850 Febbr.

Bordier, Du recueil des chartes mérovingiennes relatives à l'histoire de France. — Revue de législat. et de jurispr. 1850 Juillet — Août.

Texier, Tombeau de l'évêque Gérard (de Limoges), trouvé à Charroux. — Annal. archéol. T. X. Livr. 4.

Ledru Rollin, La décadence d'Angleterre. Par. 1850. T. I. — Blackwood's Magaz. 1850 Aug.

Billings (Rob. Will.) and William Burn, The baronial and ecclesiastical antiquities of Scotland. Edinb. and Lond. 1850. — Ebendaſ.

Lavergne (L. de), Guillaume III. et le roi Louis-Philippe 1688 et 1830. (Guizot, Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. Par. 1850.) — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 2.

Cucheval-Clarigny, L'Angleterre, la société anglaise, les classes laborieuses du royaume-uni. — Ebendaſ. Livr. 6.

Elliot (H. M.), Bibliographical index to the historians of muhammedan India. Calcutta 1849. T. 1 et 4. — Journ. des Sav. 1850 Sept.

The indian liturgy. — Calcutta Rev. 1850 June.

Civis, Letters on Indian affairs from 1842 to 1849 (by Henry Russell). Lond. 1850. — Ebendaſ.

Robbins, Life and character of Theodore Beza. — Bibl. sacra. 1850 July.

Mathieu (Ad.), Nécrologie. Le baron de Reiffenberg. — Bullet. du Bibliophile 1850 No. 17.

La Roquette, Notice nécrologique sur M. Hommaire de Hell, voyageur français, mort en Perse. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1850 Juillet.

Chalambert (V. de), Joseph de Maistre. (fin.) — Correspond. T. XXVI. Livr. 8.

Fontette (E. de), Vie de saint Wilfrid, évêque d'York. — Ebendaſ. Livr. 9.

Molinari (G. de), Sir Robert Peel. — Journ. des Économ. 1850 Août.

Phipps (Edm.), Memoirs of the political and literary life of Robert Plumer Ward, Esq. Lond. 1850. 2 vols. — Blackwood's Mag. 1850 Aug.

Lives of the Lindsays. 3 vols. Lond 1849. — Calcutta Rev. 1850 June.

Julie de Chateaubriand. — Rev. de Brux. T. X. Livr. 14.

Dareste (Rod.), Etude sur François Hotman. — Revue de législat. et de jurispr. 1850 Juillet — Août.

Spottiswoode (Will.), On the geometrical interpretation of quaternions. — Philosoph. Mag. 1850 Aug.

Werner Siemens, Mémoire sur la télégraphie électrique. — Annal. de Chimie et de Phys. 1850 Août.

Biot, Détermination générale des lois des variations du pouvoir rotatoire, dans les systèmes liquides

ternaires, ou un corps doué de ce pouvoir se trouve en présence de deux corps inactifs, qui ne le décomposent pas chimiquement. — Ebendaſelbſt.

Verdet (E.), Note sur les courants induits d'ordre supérieur. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Juin 1850. — Ebendaſ.

Masson (A.), Etudes de photométrie électrique. — Ebendaſ. Sept.

Jamin (J.), Mémoires sur la double réfraction elliptique du quartz. — Ebendaſ.

Person (C. C.), Sur la chaleur latente de fusion de la glace. — Ebendaſ.

Du Bois-Reymond (Em.), Note sur la loi du courant musculaire et sur la modification qu'éprouve cette loi par l'effet de la contraction. — Ebendaſelbſt.

Observations météorologiques du mois de Juillet 1850. — Ebendaſ.

Melloni (Mac.), La thermocrôse ou la coloration calorifique. (2. art.) — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Juillet. Août.

Löwig et Schweitzer, Sur les combinaisons du stibio-éthyle. (2. mém.) — Ebendaſ.

Potter, On the aërometric balance, an instrument for measuring the density of the air in which it is situated. — Philos. Mag. 1850 Aug.

Faraday (Mich.), Experimental researches in electricity. Twenty-third series. — Ebendaſ.

Thomson (W.), The effect of pressure in lowering the freezing-point of water experimentally demonstrated. — Ebendaſ.

Joule (J. P.), On a remarkable appearance of lightning. — Ebendaſ.

Glaisher (Jam.), Remarks on the weather during the quarter ending June 30, 1850. — Ebendaſ.

Boussingault, Recherches sur la quantité d'ammoniaque contenue dans l'urine. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Août.

Millon (E.), Note sur l'acide hypochloreux et sur les chlorures de soufre. — Ebendaſ.

— —, Sur un réactif propre aux composés protéiques. — Ebendaſ.

Hofmann (A. W.), Recherches sur la constitution moléculaire des bases organiques volatiles. — — Ebendaſ. Sept.

Soubeiran, Analyse chimique de l'humus et rôle des engrais dans l'alimentation dss plantes. (Suite et fin.) — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Juillet.

Lefort (J.), Recherches sur le chrome — Ebendaſelbſt.

Lamy, Sur l'existence de l'iode dans les betteraves. — Ebendaſ.

Vogel fils, Sur un nouveau reactif pour reconnaître le sulfate de quinine. — Ebendaſelbſt.

Alvaro Reynoso, Note sur plusieurs nouvelles combinaisons de l'ammoniaque avec les cyanoferrures. — Ebendaſ.

Boudet (Fél.), Observations sur les sulfures d'arsenic, considérés comme dépilatoires. — Ebendaſ. Août.

Malenfant, Sur la quantité d'ammoniaque que renferment les eaux de condensation du gaz d'éclairage. — Ebendaſ.

Dausse aîné, De la dessiccation, de la torréfaction et de la carbonisation de quelques substances végétales. — Ebendaſ.

Gobley, Recherches chimiques sur les oeufs de carpe. (Suite et fin.) — Ebendaſ.

Edwards et Haime, Recherches sur les Polypiers. 5 mém. Monographie des Oculinides. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1850 Févr.

Quatrefages (A. de), Recherches expérimentales sur les Spermatozoïdes des Hermelles et des Tarets. — Ebendaſ.

— —, Expériences sur la fécondation artificielle des oeufs de Hermelle et de Taret. — Ebendaſ.

Salter (Jam.), Description of Lerneonema Bairdii. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Aug.

Clark (Will.), Observations on the animals of the Bullidae. — Ebendaſ.

Spence Bate (C.), Notes on Crustacea. — Ebendaſelbſt.

Dufour (Léon), On the different modes of aquatic respiration in insects. — Ebendaſ.

Walker (Fran.), Descriptions of Aphides. (Cont.) — Ebendaſelbſt.

Orbigny (Alcide d'), Recherches zoologiques sur la marche successive de l'animalisation à la surface du globe, depuis les plus anciens jusqu'à l'époque actuelle. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Jullet.

Gebler (Friedr.), Verzeichniss der im Kolywano-Woskressenskischen Hüttenbezirke Südwest-Sibiriens beobachteten Kaefer. — Bulletin de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XXI. P. 1.

Eversmann (Ed.), Beschreibung einiger neuen Falter Russlands. — Ebendaſ.

— —, Die Bruststelle des Pelopoeus destillatorius, Illig. Dahlb. — Ebendaſ.

Kittary (Mod.), Anatomische Untersuchung der gemeinen und der furchtlosen Solpuga. (Galeodes aranoid. et intrepida.) — Ebendaſ. P. 2.

Chaudoir, Description d'une espèce nouvelle de Cicindèle trouvée en Russie etc. — Ebendaſ.

Eigenbrodt (G. C.), Ueber den Torfbiber. — Ebendaſelbſt.

Blainville (H. M. Ducrotay de), Ostéographie ou description iconographique comparée du squelette et du système dentaire des cinq classes d'animaux vertébrés récents et fossiles, pour servir de base à la zoologie et à la géologie. — Journ. des Savants 1850 Août.

Weddell (H. A.), Addition à la Flore de l'Amérique du Sud. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1850 Févr.

Brongniart (Ad.), Note sur le genre Uropedium. — Ebendaſ.

Allemão (Franc. Freire), Ophthalmoblapton, genre de la Famille des Euphorbiacées. — Ebendaſ.

Fabre (Esprit), Description d'une nouvelle espèce de Spartina, abondante sur une portion du littoral méditerranéen. — Ebendaſ.

Brongniart (Ad.), Chronological exposition of the periods of vegetation and the different Floras which have successively occupied the surface of the Earth. — Annals and Magaz. of natur. hist. 1850 Aug.

Caspary (Rob.), Observations on Furcellaria fastigiata, Huds., and Polyides rotundus, Gmel. — Ebendaſ.

Stchegléew (S.), Notice sur la Saussurea Karelinii. — Bull. de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XXI, P. 1.

Steven, Annotationes botanicae. — Ebendaſ.

Turczaninow, Flora baicalensi-dahurica. — Ebendaſelbſt.

Montagne, De la maladie du safran, connue sous le nom de tacon. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Juillet.

Delesse, Sur le porphyre rouge antique. — Annal. de Chim. et de Phys. 1850 Sept.

Fischer de Waldheim, Notice sur quelques céphalopodes du calcaire de montagne de Kalouga et de Moscou. — Bull. de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XXI. P. 1.

— —, Notice sur quelques fossiles du Gouvernement d'Orel. — Ebendaſ.

Eichwald (E.), Ueber die Saurier des kupferführenden Zechsteins Russlands. — Ebendaſ.

Glasson (Ed.), Ueber die Zersetzung des Spatheisensteins in höherer Temperatur. — Ebendaſ.

Wangenheim, Beiträge und Ergänzungen zu den geolog. Verhältnissen des Orenburgischen Gouvernements und der westlichen Ural-Seite. — Ebendaſelbſt. P. 2.

Schtschurowsky, Geolog. Reise nach dem Altai im J. 1848. — Ebendaſ.

Giwartowsky, Analyse de la Glaucolithe Fischer. — Ebendaſ.

Tracy (V.), Lettres sur l'agriculture. — Journ. des Économ. 1850 Août.

Emerson, Representative men. Lond. 1850. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 4.

Giraud, De l'éducation domestique. — Revue de Brux. T. X. Livr. 13. 14.

Saisset (Em.), Les écoles philosophiques en France depuis la révolution de Février. I. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 4.

Leibnitii animadversiones ad Cartesii principia philosophiae ed. Guhrauer. — Journ. des Sav. 1850 Août. Sept.

Magnin (Charl.), Histoire des Marionettes. II. Les Marionettes au moyen âge, en Italie et en Espagne. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 3.

Girardot, Trésor de la Sainte-Chapelle de Bourges. — Annal. archéol. T. X. Livr. 4.

Planche (Gust.), Peintres et sculpteurs modernes de la France. — Jean Goujon. — Rev. des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 2.

— —, Études sur l'art et la poésie en Italie. IV. Léonard da Vinci. — Ebendaſ. Livr. 5.

Jouve, Essai sur le chant ecclésiastique. Histoire de l'harmonie au moyen âge. — Annal. archéol. T. X. Livr. 4.

Chevalier (Mich.), Études sur les questions politiques et sociales. IV. Des moyens de diminuer la misère. — Revue des deux Mondes 1850. T. III. Livr. 2.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Narrative of an expedition to the shores of the Arctic sea in 1846 and 1847. By John Rae, Hudson Bay Company's Service, Commander of the expedition. London 1850. 247 S. 8. mit 2 Karten.

An Arctic voyage to Baffin's Bay and Lancaster Sound, in search of friends with Sir John Franklin. By Robert Anstruther Goodsir, late President of the Royal medical society of Edinburgh. London 1850. 152 S. klein 8., mit einer Karte.

Die beyden hier zur Anzeige kommenden Reisen können sich zwar nicht mit den früheren großartigen Nordpolar-Expeditionen in Vergleich bringen lassen, bieten jedoch ein mannigfaltiges Interesse dar und dienen zur Erweiterung unserer Kenntnisse von den hochnordischen Regionen. Dieß gilt insbesonders von der durch Rae auf Kosten der Hudsons-Bay-Compagnie ausgeführten Expedition, welcher die Geographie wichtige Entdeckungen verdankt, während Goodsir's Reise die eines Privatmannes ist, der zunächst darauf ausgieng, wo möglich den Kapitän Franklin und dessen Begleitung, unter der sich sein Bruder befand, ausfindig zu machen, der aber bey dieser Gelegenheit auch nicht versäumte, den naturhistorischen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Um zuerst von Rae's Reise zu sprechen, so ist bemerklich zu machen, daß die Hudsonsbay-Compagnie schon im Jahre 1840 die Ausrüstung einer Expedition beabsichtigte, welche die Nordküste von Amerika zwischen dem Castor- und Pollux-Fluße von Dease und Simpson und der Fury- und Hecla-Straße untersuchen sollte, indem damals ziemlich allgemein Boothia für eine Insel gehalten wurde. Diese Expedition sollte durch den geschickten und unternehmenden Reisenden, Thomas Simpson, dessen unermüdliche Anstrengungen in Verbindung mit denen von Dease während der drey vorhergehenden Jahre so viel ausgerichtet hatten, befehligt werden; sein unerwartetes und unglückliches Ende hatte die Ausführung dieses Planes verhindert, und die von der Compagnie ausgehenden arktischen Untersuchungen blieben für einige Zeit unterbrochen. Als sie endlich wieder aufgenommen wurden, übertrug der General-Gouverneur der Compagnie-Besitzungen, Sir Georg Simpson, dem Verfasser der vorliegenden Reise, John Rae, den Befehl über eine Boot-Expedition, welche die arktischen Küstengegenden zwischen dem Westende der Fury- und Hecla-Straße und der östlichen Grenze von Dease und Simpson's Entdeckungen untersuchen sollte. Zu diesem Behufe wurden ihm 2 Segelboote von 22 Fuß Länge und $7\frac{1}{2}$ Fuß Breite mit einer Bemannung von 12 Mann zur Verfügung gestellt. Neben den geographischen Untersuchungen sollten auch die zoologischen, botanischen, geognostischen und physikalischen Verhältnisse nicht außer Acht gelassen werden.

Am 13. Juni 1846 konnte Rae mit seinen Booten die Factorey York verlassen, und gelangte nach mancherley Beschwerlichkeiten am 27. nach Fort Churchill. Außer einer hinreichenden Menge von Schießbedarf, Flinten, Netzen, Stricken und dergl.

wurden hier noch eingenommen 20 Pack Pemmican, jeder zu 90 Pfund, 2 Pack Speck, 25 Pack Mehl, jeder zu einem Centner, 4 Gallonen Alkohol zum Brennen, nebst einem guten Vorrath von Thee, Zucker und Chokolade, dagegen nur 4 Gallonen Branntwein und 2 Gallonen Portwein, da Rae mit den schlimmen Wirkungen geistiger Getränke in kalten Klimaten wohl bekannt war. Dieser Proviant war für eine Reise von 15 oder vielleicht selbst 27 Monaten sehr gering, da er an sich wenig mehr als 4 Monate ausreichen konnte. Der Mannschaft wurden noch zwey Eskimos, Uligbuck und sein Sohn, als Dollmetscher beygegeben.

Bey günstiger Witterung verließ Rae am 5. Juli Churchill, und seine ganze Mannschaft befand sich im besten Wohlseyn. Am 24. erreichte er die Repulse-Bay, und legte sich hier am folgenden Tage vor Anker. Zu seiner Freude traf er an der Küste vier Eskimos, die anfangs sehr erschrocken waren, bald aber sehr zutraulich wurden. Keiner von ihnen hatte je Churchill besucht, aber auch von John Franklin hatten sie weder etwas gesehen, noch gehört. Aus einer Karte, die einer von diesen Eskimos zeichnete, konnte Rae schließen, daß in N.N.W. Richtung das Meer an der Westküste der Halbinsel Melville von seinem dermaligen Standorte nicht mehr als 40 engl. Meilen entfernt seyn konnte, und daß ohngefähr 35 Meilen von dieser Distanz durch tiefe Seen eingenommen wurden, so daß ein Boot nur 5 Meilen über Land zu schleppen wäre. Diese Richtung, selbst wenn die Entfernung noch größer gewesen wäre, beschloß Rae einzuhalten, anstatt seinen Weg herum durch die Fury- und Hecla Straße zu nehmen.

Das eine der beyden Boote mit einem Theil der Mannschaft wurde in der Repulse-Bay zurückgelassen, während Rae mit dem andern Boote und einigen Mann sich anschickte, auf dem Wasserwege, der die Landenge durchschneidet, vermittelst welcher die Halbinsel Melville mit dem Festlande verbunden ist, das jenseitige Meeresufer zu erreichen. Es war dieß ein beschwerliches Unternehmen, denn obwohl eine Reihe kleiner, durch Wasserstraßen verbundener Seen sich bis dahin zieht, so mußte doch öfter ein Theil des Gepäckes getragen und das Schiff mühsam fortgeschleppt werden. Endlich war das Ziel erreicht, aber das nördliche Vorrücken längs der von Dease und Simpson untersuchten Küste wurde bald durch die Eismassen unmöglich gemacht, so daß Rae, nachdem er etwas über Cap Lady Pelly hinausgekommen war, zur Umkehr sich entschließen mußte. Ein Versuch, den er machte, an der Westküste der Halbinsel Melville vorzudringen, konnte gleicher Hindernisse wegen ebenfalls nicht ausgeführt werden; es blieb daher nichts andres übrig, als auf dem vorhin bezeichneten Wege nach der Repulse-Bay zurückzukehren, wo Rae, der denen, die das Boot zu führen hatten, vorausgeeilt war, am 10. August wieder eintraf.

Nachdem diese erste Expedition durch die Eismassen, welche bereits jenen Theil des Meeres angefüllt hatten, verhindert worden war, ihr Ziel zu verfolgen, blieb Rae keine andere Wahl über, als entweder die ganze Untersuchung bis auf den nächsten Frühling und Sommer aufzuschieben oder nochmals zu versuchen, wie weit er sie noch in diesem Herbste verfolgen könnte. Nach reiflicher Ueberlegung entschloß er sich zu Ersterem und zwar aus folgenden Gründen. Aus der Beschaffenheit des Eises und dem Vorherrschen der Nordwinde war es ihm klar geworden, daß er auf eine vollständige Durchführung seiner Aufgabe in diesem Jahre nicht rechnen dürfe, und daß er, wenn auch ein Theil der Küste, entweder längs der Fury- und Hecla-Straße oder längs der weitesten Entdeckungen von Dease und Simpson, noch untersucht werden könnte, selbst dieß schon ihn so lange beschäftigen würde, daß keine Zeit mehr übrig bliebe, um die nöthigen Vorkehrungen für die Ueberwinterung zu treffen. Dadurch wäre er aber genöthigt gewesen, unverrichteter Sache nach Churchill zurückzukehren, denn hätte er auch in der Repulse-Bay bleiben wollen, so lief er mit seiner Mannschaft Gefahr dort umzukommen, weil die Eingebornen ihm keine Lieferung an Lebensmitteln zusagen konnten und seine mitgebrachten Vorräthe, wie schon vorhin bemerklich gemacht wurde, bey weitem nicht ausreichend waren, um ihn und seine Leute den langen Winter durchzubringen. Sie waren daher hinsichtlich ihres Unterhaltes, sowohl an Nahrungs- als an Feuerungsmitteln, hauptsächlich auf

eigne Herbeyschaffung derselben angewiesen, und dazu mußte eine noch günstige Jahreszeit benützt werden. Ueberhaupt befand sich diese Expedition in einer andern Lage als die früheren, welche bisher in diese kalten und waldlosen Regionen unternommen wurden. Die Hülfsquellen des Landes waren Rae ganz unbekannt; es war nicht wahrscheinlich, daß die Rennthiere, auf welche er hauptsächlich rechnen mußte, den ganzen Winter zur Hand wären, da er sich schon in zu großer Entfernung von den Waldungen befand; überdieß hatten jene bereits sich zu ihrer Wanderung nach dem Süden angeschickt. Eben so wenig wäre es möglich gewesen, irgend eine Art von Brennmaterial nach dem ersten Schneefall noch zusammen zu bringen, und auf diesen mußte man sich bereits im September gefaßt machen.

So wurden denn unverzüglich alle Anstalten getroffen, um einen langen und schweren Winter hier überstehen zu können. Vier Mann wurden beordert, Steine zur Errichtung eines Hauses herbeyzuschaffen, Andere waren beschäftigt, Netze auszuwerfen, Rennthiere zu jagen und Brennmaterial zu sammeln. Schon am 2. September war das Haus vollendet; es hatte innen eine Länge von 20 Fuß, eine Breite von 14 Fuß, eine Höhe von $7\frac{1}{2}$, die sich rückwärts bis zu $5\frac{1}{2}$ Fuß erniedrigte. Das Dach wurde aus Rudern und Masten, die als Querbalken dienten, errichtet, und darüber Wachstuch und Elennthier-Felle ausgespannt. Die Wände waren zwey Fuß dick und mit drey kleinen Fenstern versehen. An einem Ende war durch eine Scheidewand von Wachstuch ein besonderer Raum gebildet, der zur Wohnung Rae's und zugleich zur Aufbewahrung des Pemmicans und einiger anderer Vorräthe diente. Diese Niederlassung erhielt den Namen Fort Hope; sie war unter 66° 32′ 16″ nördlicher Breite errichtet.

(Fortsetzung folgt.)

S. Bernardi Opera omnia.

(Schluß.)

V. 8. §. 18. z. A. Nachdem Bernhard über das Bekenntniß der Dreyeinigkeit von dem katholischem Standpunkte aus sich so geäußert: Personarum proprietates non aliud quam personas; ipsasque non aliud quam unum Deum, unam divinam substantiam, unam divinam naturam, unam divinam et summam maiestatem, fides catholica confitetur, heißt es weiter unten: Dicamus itaque, sed non ad praeiudicium unitatis: dicamus unum, sed non ad confusionem trinitatis. Neque enim nomina vacua sunt, nec absque significantia cassae voces. Quaerit quis quomodo illud quod catholicum esse dicimus, possit esse? Sufficiat ei tenere sic esse. Hier haben die Venediger, die Speyerer und die Bocardische Ausgabe *hoc quod catholice esse dicimus;* die Lyoner hingegen und die folgenden insgesammt *illud quod catholicum esse dicimus.* Ebenso las Anfangs die Kaisersheimer Handschrift, welche gar oft etwas ganz Eigenes hat. Doch wurden nachher diese Worte, welche offenbar vom Rande in den Text geflossen sind, gestrichen und dafür hoc gesetzt, was neun Münchner Codd., der Augsburger, zwey der von Mabillon eingesehenen und unsere zwey der Florr. Bern. nebst den zwey ältesten Ausgaben bestätigen, während drey Münchner Handschriften quomodo haec possint esse? bieten. Demnach lesen wir: Quaerit quis quomodo hoc possit esse, sufficiat ei tenere sic esse, indem wir vor quaerit in Gedanken si ergänzen. S. Theod. Schmid z. Horat. Br. I. 6, 29.

V. 9. §. 21. S. 114, 11. v. u.: Nec mirum, si non aeque potis anima sit sua illa vitali, etsi non parum valida, intentione connectere etc. Das schleppende non parum lassen alle Münchner Handschriften, mit Ausnahme der Kaisersheimer, weg; ebenso die Augsburger, die beyden der Florr. und die Cölner, die Sorgische und die Venediger Ausgabe nebst der Speyerer.

öffnet. Um so mehr muß man es beklagen, daß Hr. Schneider ohne alle Vorbereitung und ohne die frühern Editionen zu Rathe gezogen zu haben, an seine Ausgabe ging. Wenigstens hätte man so viel erwarten sollen, daß er die argen Druckfehler der Mabillonischen Ausgabe getilgt haben würde. Dessenungeachtet bemerkt er in der Vorrede: ut editionem exhiberemus emendatissimam, operam navavimus. Daß er Mabillons sächliche Anmerkungen, welche kaum vier Octavblätter gefüllt haben würden und zum Verständnisse des Schriftstellers unentbehrlich sind, als annotationes saepe minutas, wie er sich auszudrücken beliebt, weggelassen habe, läßt sich nicht billigen. Wie konnte er aber sagen: paucas adiecimus, indem er bloß drey, welche er kürzer faßte, beybehielt, aber nirgends eigene hinzufügte?

Im zweyten Bande gedenkt er, Bernhards Briefe, nach der Zeitfolge geordnet, zu liefern. Damit er sie aber nicht ohne eigene Zuthat möge ausgehen lassen, so wollen wir ihn auf die s. l. et a. (Argentorati circ. a. 1474. fol.) erschienene Ausgabe derselben, welche Mabillon nicht kannte, aufmerksam machen, da sie zur Verbesserung des Textes von Wichtigkeit ist, und auf Edm. Martene's Collectio veterum Scriptorum Tom. I. pag. 725. seqq., in welcher sechsunddreyßig neue Briefe vorkommen. Auch ist die von François le Texier mit Massuet's Zusätzen zu Paris 1719. in Großfolio besorgte Mabillonische Ausgabe der sämmtlichen Werke des h. Bernhard, welche mit drey Briefen vermehrt ist, nicht zu übersehen.

Druck und Papier sind gefällig.

J. G. K.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Narrative of an expedition to the shores of the Arctic Sea in 1846 and 1848. An Arctic voyage to Baffin's Bay and Lancaster Sound, in search of friends with Sir John Franklin.

(Fortsetzung.)

Der September war sehr unfreundlich, am 20. waren bereits die Teiche mit einer festen Eislage bedeckt, und am 29. ein großer Theil der Bay zugefroren. Die Jagd war indeß in diesem Monat sehr ergiebig gewesen, denn es wurden 63 Rennthiere, 5 Hasen, 1 Seehund, 172 Rebhühner und 116 Lachse und Forellen eingebracht. Mit den Eskimos hatte man öfters Verkehr, und von ihnen wurden auch etliche Hunde eingehandelt. Zu Anfang Octobers wurde ein Schoppen aus Schnee zur Unterbringung der Vorräthe erbaut, auch 2 Observatorien aus gleichem Material errichtet. Während des Decembers wurden die verschiedenen Bauten vollendet und unter dem Schnee Straßen zu ihnen vom Wohnhause aus angelegt. Wild wurde nun nicht mehr gesehen.

Weihnachten wurde sehr fröhlich zugebracht, obwohl das Wetter sehr stürmisch und kalt war. Ein sehr schöner Tag war der Neujahrstag, der trotz der Kälte von 23 bis 26° ebenfalls mit großem Jubel gefeyert wurde. Zur Verwunderung wurden am 7. Januar die Fährten von einigen Rennthieren gesehen. Der folgende Tag war der kälteste des ganzen Winters, indem das Thermometer — 47° anzeigte. Wenn auch die Kälte nicht gleichförmig in dieser Strenge anhielt, so machten doch heftige Stürme sie um so empfindlicher. Schnee war in ungeheuern Massen gefallen. In große Verlegenheit gerieth Rae dadurch, daß ein Eskimo, der versprochen hatte, 4 Seehundsfelle voll Oel zu liefern, am 7. Februar nur eines brachte, da auf diesen Zuwachs an Brennmaterial und Beleuchtung gerechnet war. Um ersteres zu sparen, hatte Rae mit seinen Leuten während eines Theils des verflossenen Monats täglich nur eine Mahlzeit eingenommen, und sie hatten auch auf das Labsal einer Tasse Thee zu ihrem Abendessen verzichtet. An Oel war ihr Vorrath so zusammengegangen, daß sie gezwungen waren, daran Morgens und Abends zu sparen, indem sie mitunter 14 Stunden im Bette zubrachten, da sie es eben doch nicht behaglich fanden, in einem Hause aufzubleiben, wo weder Licht noch Feuer brannte und die Temperatur einige Grade unter Null betrug. Glücklicher Weise waren alle bey vortrefflicher Gesundheit und in der besten Laune, so daß sie durch die erwähnten Unannehmlichkeiten nicht verdrießlich gemacht wurden, sondern sie ihnen vielmehr als Gegenstand des Scherzes dienten. Bald wurden nun auch ihre Vorräthe wieder vermehrt, indem mehrere Eskimos, als sie sahen, daß sie selbst damit ausreichen konnten, ihnen Wildpret überließen. Zur Ergänzung des Brennmaterials wurde unter dem Schnee Moos und Haidekraut ausgegraben. Am 21. Februar sah man die Spuren von 5 Rennthieren, die nordwärts zogen; ihnen folgten die Wölfe, von denen einige erlegt wurden. Vom An-

fange März wurden täglich Rennthiere gesehen, die auf ihrer Wanderung nach dem Norden begriffen waren. Die Sonne erlangte nun bereits auch eine solche Macht, daß Rae seine Bettdecke, die seit drey Monaten nicht frey von Eis gewesen war, an der Luft vollständig trocknen konnte.

Am 4. April trat Rae in Begleitung von 5 Mann, worunter 2 Eskimos, seine zweyte Entdeckungsreise an. Er führte zwey Schlitten, jeden mit 4 Hunden bespannt, mit sich, worauf das Gepäck und der Proviant geladen war. Die Vorräthe bestanden aus 3 Pack Pemmican, 70 Rennthierzungen, 50 Pfund Mehl, etwas Thee, Chokolade und Zucker, und etwas Alkohol und Oel zum Brennen. Die Reiseroute war dieselbe, welche voriges Jahr mit dem Boote eingehalten worden war. Obwohl der Schnee fest und nicht rauh war, so gieng die Reise doch nicht schnell vor sich, weil die Schlitten zu schwer waren. Zahlreiche Banden von Rennthieren wurden gesehen, welche die Landschaft belebt machten. Schneegestöber und Winde machten oft die Reise sehr beschwerlich; übernachtet wurde in Schneehütten, die in kurzer Zeit aufgerichtet waren. Am 8. wurde die Küste, in einer Entfernung von ohngefähr einer Meile von Point Hargrave, erreicht und dieselbe Richtung wie voriges Jahr beybehalten. Bald befand sich Rae am Cap Lady Pelly, wo er das vorigemal hatte umkehren müssen; dießmal aber konnte die Reise, obwohl das Wetter sehr ungünstig war, weiter nordwärts fortgesetzt werden. Am andern Tage wurde ein Theil des Vorrathes an einem günstigen Orte vergraben, um erst auf dem Rückwege in Verwendung zu kommen. Obwohl die Kälte mitunter sehr empfindlich war, befanden sich doch die Reisenden ganz wohl dabey; nur die Hunde kamen aus Mangel an gehöriger Nahrung immer mehr von Kräften.

Da Rae von einem Eskimo in Erfahrung gebracht hatte, daß man durch Einhaltung eines Landweges in nordwestlicher Richtung die Reise beträchtlich abkürzen könnte, so beschloß er, dieser Weisung zu folgen, und er verließ deßhalb am 12. unter 68° 18′ n. Br. die Küste. Der Landweg führte über ein flaches Land und an einigen kleinen Seen vorbey; das Wetter war meist sehr stürmisch, die Kälte mitunter bis 21°. Am 15. wurden die Küsten der Bay erreicht, von wo aus man eine Inselgruppe erblickte, auf welche Rae über das Eis übersetzte und auf der höchsten sein Nachtlager in einer Schneehütte aufschlug. Von hier aus trat er am andern Tage die weitere Reise nur in Begleitung zweyer seiner Leute an, um wo möglich das südlichste Ende von John Roß's Entdeckungen zu erreichen, was nicht mehr als zwey Tagreisen entfernt seyn konnte. Die zurückbleibende Mannschaft sollte Seehunde erlegen und von Eskimos, wenn ihnen solche zu Gesicht kämen, Vorräthe eintauschen. Die Provision, die Rae mitnahm, langte nothdürftig für vier Tage aus.

Bey einer Kälte von 22° brach Rae am 17. früh um 6 Uhr auf und erreichte mit seinen beyden Begleitern eine Stunde vor Mittag die jenseitige Küste, die hier unter 69° 4′ 12″ in einer hohen Granitecke vorsprang, der er den Namen Cap Berens beylegte. In gleicher Richtung seinen Weg weiter verfolgend, setzte er am andern Nachmittage, während seine Leute mit der Erbauung der Schneehütte beschäftigt waren, denselben allein fort, weil er überzeugt war, daß er nun in kürzester Frist die südlichste Entdeckung von John Roß, die Lord Mayor's Bay, erreichen müßte. Wirklich gelang es ihm auch bald, einen erhöhten Punkt ausfindig zu machen, ganz nahe an der Küste, von dem aus er, so weit das Auge in nordwestlicher Richtung blicken konnte, ein weit ausgedehntes, eisbedecktes, mit unzähligen Inseln übersäetes Meer vor sich liegen sah. Es war dieß in der That die Lord Mayor's Bay, und die Inseln waren die, welchen John Roß den Namen der Sons of the Clergy of the Church of Scotland beygelegt hatte. Rae hatte hiemit sein Ziel erreicht und mit freudigem Herzen brachte er Dem Dank, der seiner Reise bis hieher ein erfolgreiches Ende hatte angedeihen lassen. Das Land, welches sich ihm zunächst ausdehnte, war eine Halbinsel, die nur durch eine ganz schmale Landenge mit dem Festlande zusammen hieng; Rae gab ihr den Namen John Roß's Halbinsel.

Unter großen Beschwerlichkeiten trat er den Rückweg an zu seinen Leuten, die er auf der erwähnten Insel zurückgelassen hatte. Es war diesen nicht gelungen, Thiere zu erlegen oder mit Eingebornen zusammen zu treffen; die Vorräthe waren daher bedeutend geschmolzen und es wäre deßhalb bald große Noth ausgebrochen, wenn nicht zu rechter Zeit ein Trupp wandernder Eskimos gekommen wäre, welchen Proviant abgehandelt werden konnte. Die Untersuchungen wurden nun weiter ostwärts aufgenommen und eine Halbinsel umgangen, der Rae den Namen Simpson's Halbinsel beylegte. Der Einfluß der Sonne wurde jetzt schon sehr merklich, denn am 24. April zeigte das Thermometer den Sonnenstrahlen ausgesetzt + 37°, am 29. gar + 55° und selbst im Schatten + 18°, so daß das Reisen bey Tage sehr lästig wurde. Diese Wärme war aber keine beständige, denn selbst an den gedachten Tagen zeigte das Thermometer in der Frühe der zunächst folgenden — 7 und — 8°. Am 5. Mai endlich gelangte Rae wieder an seinem Ausgangspunkte, dem Fort Hope in der Repulse-Bay an, und hatte hiermit glücklich eine Reise von fast 600 englischen Meilen zurückgelegt, wohl die längste, die bisher zu Fuß längs der arktischen Küsten gemacht worden ist. Seine Leute, die er in dem Standquartiere an der Repulse-Bay zurückgelassen hatte, traf er im besten Befinden an.

Eine neue Entdeckungsreise trat Rae am 13. Mai an, und zwar galt es dießmal der Westküste der Halbinsel Melville, die er in ihrer ganzen Länge bis zur Fury- und Heclastraße verfolgen wollte. Um die Landenge bis zur jenseitigen Küste, wozu er drey Tage brauchen konnte, zu durchschneiden, nahm er Hunde und einen Schlitten mit sich. Als er die Küste erreicht hatte, schickte er diese zurück und behielt nur vier Mann zur Begleitung bey sich, um abermals die Reise zu Fuß zu machen. Er mußte sich daher mit seinen Leuten entschließen, das Gepäck selbst zu tragen, und jeder von diesen wurde mit ohngefähr 70 Pfund beladen, während Rae die Instrumente, Bücher und einige andere Artikel, zusammen im Gewicht von 40 Pfund, übernahm. Man kann es sich denken, daß die Reise dadurch sehr erschwert wurde, wozu nun noch die gewöhnlichen Stürme, das theilweise Aufthauen des Schnees, holperige Wege und knappe Nahrung kam; das Uebernachten geschah wie früher in einer eilig errichteten Schneehütte. Gleichwohl gelang es Rae, der Küste bis fast zu 69½° n. Br. zu folgen, und am 27. das von ihm so benannte Cap Crozier zu erreichen, von wo er, da die Vorräthe fast aufgebraucht waren, zur Rückkehr nothgedrungen sich entschließen mußte. Doch war es ihm vergönnt, daß das Wetter sich auf einige Minuten aufklärte und er noch einen Blick auf die nördliche Forterstreckung der Küste werfen konnte. Dem nördlichsten Punkt davon unter 69° 42′ Breite gab er den Namen Cap Ellice; es konnte dieser nicht weiter als 10 Meilen von der Fury- und Heclastraße entfernt seyn, doch blieb Rae keine Hoffnung über, diesen Punkt zu erreichen; so schwer es ihm auch fiel, er mußte hier umkehren. Am 8. Juni gelangte er wohlbehalten in Fort Hope an.

Das Eis hatte sich dießmal in der Repulse-Bay viel länger festgesetzt als voriges Jahr, so daß Rae dieselbe erst am 12. August mit seinen Booten verlassen konnte, um den Rückweg nach der Heimath zu nehmen. Am 31. kam er in Churchill und am 6. September in der Factorey York an, womit er seine Seereise zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten beendigt hatte. Die Kenntniß der amerikanischen Polarküsten hat durch ihn einen sehr schätzbaren Beytrag gewonnen. Zwey von John Arrowsmith gezeichnete detaillirte Karten geben ein getreues Bild von den umfassenden Entdeckungen, welche in der amerikanischen Polarregion auf Veranstaltung der Hudsonsbay-Compagnie, so wie durch Parry, Roß und Back gemacht wurden.

(Schluß folgt.)

Handbuch der Zoologie von J. van der Hoeven. Nach der zweyten holländischen Ausgabe. Erster Band. (Wirbellose Thiere.) Mit 15 Kupfertafeln. Leipzig bey L. Voß. 821 S. 8.

Die erste Ausgabe dieses Handbuches der Zoologie in holländischer Sprache erschien in den Jahren 1827 — 1833. Obwohl die Sprache, in der es verfaßt war, einer großen Verbreitung desselben außerhalb Holland nicht günstig war, fand es doch eine so beyfällige Aufnahme, daß der Verfasser sich veranlaßt sah, im Jahre 1846 eine neue Ausgabe zu veranstalten. Schon im folgenden Jahre ließ davon die Böttticher'sche Buchhandlung zu Düsseldorf eine von J. Moleschott besorgte deutsche Uebersetzung beginnen; es hatte diese indeß aus uns unbekannten Gründen so wenig Fortgang, daß sie mit der zweyten Lieferung in's Stocken gerieth und seitdem nichts weiter von ihr gehört wurde. Was dieser eben genannten Buchhandlung mißlang, das hat nun einer unserer ausgezeichnetsten Buchhändler, Leopold Voß in Leipzig, durchgeführt, indem er uns bereits den ganzen ersten Band des Handbuches von J. van der Hoeven in einer deutschen, unter des Verfassers Augen von Dr. Franz Schlegel in Leyden bearbeiteten Uebersetzung vorgelegt und hiermit diesem trefflichen Werke eine weite Verbreitung in Deutschland eröffnet hat.

Der Vorzug, den das van der Hoeven'sche Handbuch der Zoologie vor vielen andern derartigen Arbeiten behauptet, liegt hauptsächlich sowohl in der klaren, scharfen, umsichtigen Behandlung des Stoffes, als auch in der glücklichen Einhaltung des rechten Maaßes zwischen allzugroßer Ausdehnung und allzugroßer Kürze. Dabey hat der Verfasser das ganze System der Zoologie selbstständig durchgearbeitet, die Verhältnisse des innern Baues eben so sorgfältig als die des äußern berücksichtigt, und auf die neuere Literatur überall hingewiesen. Auch der mit der Zoologie noch wenig vertraute Leser wird bald gewahr werden, daß der Verfasser durch und durch Meister seines Stoffes ist.

Der erste Theil, der uns zur Zeit allein vorliegt, beschäftigt sich lediglich mit den wirbellosen Thieren. Diese werden in 13 Klassen getheilt, nämlich Infusorien mit 4 Ordnungen, Polypen mit 4 Ordnungen, Quallen mit 3 Ordnungen, Echinodermen mit 2 Ordnungen, Eingeweidewürmer mit 2 Ordnungen, Räderthierchen mit einer einzigen Ordnung, Ringelwürmer mit 3 Ordnungen, Insekten mit 12 Ordnungen, Arachniden mit 8 Ordnungen, Crustaceen mit 10 Ordnungen, Manteltiere (Tunicata) mit 2 Ordnungen, Muscheltiere mit 2 Ordnungen, und Weichthiere (Mollusca) mit 3 Ordnungen (Pteropoda, Gasteropoda und Cephalopoda). — Jeder Klasse ist eine allgemeine Einleitung in deutscher Sprache vorausgeschickt; dann folgt die Dispositio systematica, in welcher die Charakteristik der Klasse, der Ordnungen, der Familien und Gattungen in lateinischer Sprache, die Bemerkungen dazu aber in deutscher Sprache gegeben werden. Die Definitionen sind mit großer Präcision verfaßt, die Kritik ist scharf gehandhabt, und in den Bemerkungen hat der Verfasser eine Menge eigenthümlicher Beobachtungen niedergelegt, so daß sein Handbuch auch den Zoologen vom Fache eine reiche Belehrung gewährt.

Einen besondern Werth erlangt dieses Handbuch noch durch die ihm beygegebenen 15 Kupfertafeln, die theils nach Originalzeichnungen des Verfassers, theils nach andern guten Abbildungen gefertigt sind. Die deutsche Ausgabe erlangt dabey einen großen Vorzug vor der holländischen, daß nämlich ihre Tafeln nicht bloß von einem in diesem Fache höchst geschickten Künstler, H. Bruch, in Kupfer gestochen sind, sondern daß dieser dabey viele Originalzeichnungen des Verfassers vor sich hatte, die Copieen meist unmittelbar nach den großen zoologischen Kupferwerken und zum Theil auch nach der Natur anfertigen konnte. Der Güte der Kupfertafeln entspricht die Güte des Papiers und des Druckes.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Mikroskopisch-anatomische Darstellung der Centralorgane des Nervensystems bey den Batrachiern, mit besonderer Berücksichtigung von Rana esculenta. Von Dr. Alphons Blattmann. Mit einer lithographischen Tafel. Zürich 1850. 95 S. gr. 8.

Die Grundlage einer Physiologie der Centralorgane des Nervensystems muß die feinere Anatomie, eine wohlbegründete Lehre der Strukturverhältnisse, des Faserverlaufes, Ursprunges und Nexus mit den Körnermassen dieser Theile bilden. Dieß ist der Grundgedanke vorliegender Schrift, ein Gedanke, welcher besonders in der jüngsten Zeit sich immer mehr in den Vordergrund gedrängt hat, und alle die Forscher leitete, welche den verwickelten Pfaden der Nervenleitung und des Nervenconsensus nachspürten. Die Forschung concentrirte sich auch dermassen auf diesen Punkt, daß eine früher so beliebte Methode der Vivisectionen, mit ihren freylich oft sehr vieldeutigen Resultaten, fast ganz verlassen wurde. — Auch die Experimente, welche die Natur selbst in pathologischen Fällen anstellt, schienen vielfach irre zu führen, und wurden mit immer ängstlicherer Vorsicht zur Grundlage der Lehre von den Functionen dieser oder jener Parthie des centralen Nervensystems benützt. Unser Verfasser glaubt den Grund, daß trotz der offenkundigen „Unzulänglichkeit dieser Methoden“ einzelne Forscher mit bewunderungswürdiger Ausdauer bey ihr beharrten, darin suchen zu müssen, „daß sie nicht zu hoffen wagten, eine bessere Methode an die Stelle der fehlerhaften setzen zu können.“

Dieses ist Männern von wahrhaft wissenschaftlichem Streben doch etwas zu viel, glaube ich, zugemuthet. Eine als fehlerhaft erkannte Methode muß unter jeder Bedingung aufgegeben werden. Etwas ganz anderes ist es, wenn eine Methode noch Fehlerquellen enthält, welche das Resultat trüben können; dann ist aber noch immer Aussicht, ohne die Methode aufzugeben, dadurch zu richtigen Resultaten zu gelangen, daß man bey Durchführung der Methode die im Wege stehenden Hindernisse und störenden Momente entfernt, was bey manchen und gerade den wichtigsten, allein mit der Methode der Vivisection angestellten, Untersuchungen gelungen ist. Erinnern wir uns nur an die Entdeckung der Function vorderer und hinterer Rückenmarkswurzeln durch Bell, an die Auffindung des Centralorganes für die Respirationsbewegung, für die Pulsationen der Lymphherzen bey dem Frosch durch Volkmann, für die Tastwahrnehmungen durch Weber, an das merkwürdige Gesetz der Hemmung der Herzbewegung durch heftige Erregung der nervi vagi, die Gesetze der Reflexbewegungen ꝛc.: und wir werden nicht über diese Methode undankbar gegen sie den Stab brechen, weil die Quelle sicherer Resultate nicht mehr so reichlich fließt als im Anfang.

Wäre die Methode auch der feinsten, mit den besten Hülfsmitteln ausgerüsteten mikroskopischen Untersuchung je im Stande gewesen, derley Aufschlüsse zu ertheilen? Ja die Anregung bestimmter Fragen,

sprochene Nordpol-Expedition unternommen hatte, und von dem wie von der ganzen Mannschaft nichts mehr gehört wurde, aufzusuchen oder, wenn dieß nicht gelänge, doch selbst in jenem Meere nachzuforschen, ob nicht wenigstens sichere Nachricht über das Schicksal dieser Seefahrer zu erlangen wäre. Freylich hatte Goodsir zu diesem Zwecke kein eignes Schiff zur Verfügung, um nach seinem Gutdünken die Fahrt bestimmen zu können, aber er hatte an Penney, dem Kapitän eines für den Wallfischfang bestimmten Schiffes, einen Mann kennen gelernt, der mit Zuvorkommenheit seinen Wünschen entgegen kam und auch später auf der ganzen Reise das größte Interesse an der Ausfindigmachung der vermißten Freunde bethätigte. Es ist dieß derselbe Penney, dem neuerdings die englische Regierung wegen seiner genauen Kenntniß der Schiffahrt auf dem Eismeere die Aufsuchung der verlornen Expedition aufgetragen hat, und auch dießmal hat sich ihm Goodsir als Begleiter beygesellt. Hier haben wir nur von der ersten Reise zu berichten, hinsichtlich derer wir uns kurz fassen wollen.

Die Abfahrt geschah von Stromneß am 17. März 1849. Schon wenige Tage hernach sollte Goodsir die Schrecknisse des Seelebens erfahren, indem ein plötzlicher Sturm losbrach, der das Verdeck zertrümmerte und zwey Matrosen in den Fluthen begrub. So wie der 53° überschritten war, stellten sich die Sturmvögel (**Procellaria glacialis**) ein, der Wallfänger beständige Begleiter, die von nun auch die Nähe des Schiffes nicht mehr verließen, begierig Alles von dessen Abfällen, was ihnen tauglich war, aufzuschnappen. Am 14. April kamen die ersten Eisberge zu Gesicht, und bald darauf wurde das Cap Farewell umschifft. Es wurden nun alle Vorkehrungen getroffen, um augenblicklich auf Wallfische Jagd machen zu können, denn hier kann ein Versäumniß gleich einen Verlust von 500 bis 800 Pfund Sterling — so viel beträgt der Werth eines einzelnen Thiers — herbeyführen. Der Polarkreis wurde am 23. durchschnitten und zum Erstenmal, seitdem das Cap Wrath sich aus den Augen verloren hatte, kam Land zum Vorschein, Königin Anna's Cap. Hier ist in der Davisstraße eine der besten

Stockfischbänke, die erst neuerlich bekannt wurde und nun während des Sommers von vielen Schiffen, die daselbst durch den Fischfang vortheilhafte Geschäfte machen, besucht wird. Beym Passiren der Bank sah man unzählige Flüge von Enten, namentlich von der Königsente (Anas spectabilis), sie waren aber so scheu, daß nur eine erlegt werden konnte.

Beynahe einen Monat lang wurde vor der Disco-Insel und in der Südost-Bay gekreuzt. Da das Wetter überaus günstig war, so konnte Goodsir den herrlichen Anblick des Meeres und der Eisberge in vollem Maaße genießen. Besonders zog ein solcher Berg von ungeheurer Größe seine Aufmerksamkeit auf sich, der von einem Gewölbe ausgehöhlt war, durch das ein großes Schiff mit vollen Segeln hätte durchfahren können. Er findet nicht Worte genug, die Schönheit dieser Eisinseln zu beschreiben. Viele zeigen Höhlen, in welchen das Eis mit dem prachtvollsten Blau und Grün gefärbt ist, während außen alles fleckenlos weiß ist.

Auf den Wallfisch-Inseln traf man zuerst mit Eingebornen zusammen. Die Eskimos dieser Inseln und längs der ganzen Küste bis hinauf nach Upernavik schildert der Verf. als sehr intelligent. Viele können lesen und einige selbst sehr gut schreiben. Sie sind alle Christen und haben eine große Achtung vor den Missionären, die unter ihnen wohnen. Mehrere haben dänisches Blut in sich und sind nicht wenig stolz darauf. Ich bin ein Halbdäne, ich bin ein Viertelsdäne, sind gewöhnliche Ruhmreden bey ihnen. Die Mischung des skandinavischen und Eskimo-Typus ist sehr sonderbar. Goodsir's Augenmerk zog insbesondere ein solcher Mann auf sich. Er war größer und nicht so dick als der unvermischte Eingeborne, und hatte das flächserne Haar und das blonde Ansehen des Skandinaviers mit großem Backen- und Schnurrbart, der den Eskimos, mit Ausnahme einer dünnen borstigen Schnurre, fast ganz abgeht. Die Eigenthümlichkeit seiner Physiognomie lag aber in den Augen; sie waren durchaus die des Eskimos: groß, rund und glänzend schwarz. Denn, wie der Verf. bemerkt, sind die Augen der Eskimos keineswegs, wie gewöhnlich gesagt wird, klein, sondern groß und entschieden das beste Stück ihres Gesichtes. Die andern Stücke findet er aber so, wie beschrieben, nämlich einen großen Kopf mit schmaler zurückweichender Stirne, starke grobe schwarze Haare, platte Nase, dicke Lippen und ein fast bartloses Kinn.

Während des Monats Mai war das Wetter sehr ungünstig geworden. Einen angenehmen Tag brachte indeß der Verf. in Leisly zu, der dänischen Hauptniederlassung und Sitz des Inspektors der Kolonien. Hier traf er auch den Dr. Rink von Kopenhagen an, der schon zwey Jahre hier zugebracht hatte und noch eines daselbst verbleiben wollte, um die mineralogische Beschaffenheit West-Grönlands zu erforschen. Sowohl von Dänen als Eskimos wurden die Reisenden bestürmt um Mittheilungen von Nachrichten über den Erfolg des schleswig-holsteinischen Krieges.

Mit Anfang Julis war es gelungen, die Nordspitze von der Pond's Bay zu erreichen, also gerade zur rechten Zeit, wo die Wallfänger sich versichert halten, daß, wenn sie zu selbiger in diesem Meerbusen eintreffen, sie auf Wallfische stoßen und somit eine gute Ladung zu gewärtigen haben. Die ganze Mannschaft hielt sich bereit, um bey Erblickung eines solchen Thieres zur Hand zn seyn. Wirklich ertönte auch bald der Ruf: ein Fisch, ein Fisch hinter dem Schiff, eine Mutter und ein Säugling. Auf diesen Ruf waren schnell ein Paar Boote bemannt und hinter dem Thiere her, das aber, sobald es die Gefahr bemerkte, verschwand. Indeß der Harpuner des vordersten Bootes hatte wohl Acht gegeben auf den Weg, den es nahm, und setzte ihm eiligst nach. Nach ohngefähr 20 Minuten stieg das Junge auf, um zu athmen, und die treue Mutter, die dasselbe nicht im Stiche lassen wollte, kam ebenfalls an die Oberfläche hervor. Da traf sie die tödtliche Harpune und vergeblich war nun ihr weiterer Versuch, durch abermaliges Untertauchen sich zu retten. Nach einer halben Stunde mußte sie doch wieder auftauchen, wo ihre Verfolger sie bereits erwarteten und ihr noch mehr Wunden beybrachten. Zwar tauchte sie noch wiederholt unter,

aber auf immer kürzere Zeit, bis sie endlich ermattet an der Oberfläche trieb und verendete. Dieser Fang war sehr bald und leicht beendigt worden, denn in andern Fällen dauert er mehrere Stunden und erfordert große Anstrengungen; doch ist diese Jagd jetzt ungemein dadurch erleichtert worden, daß allgemein die Harpunen aus einem Geschütz geschossen werden, wodurch sie tiefer in das Thier dringen und also dessen Tod schneller herbeyführen.

In kurzer Zeit wurden noch drey andere große Wallfische erlegt, an deren einem, einem Weibchen, Goodsir einige Ausmessungen vornahm, die wir hier mittheilen wollen, um den Lesern eine deutlichere Vorstellung von den kolossalen Verhältnissen eines solchen Ungeheuers zu gewähren.

Länge von der Gabelung des Schwanzes längs des Unterleibs bis zur Spitze des Unterkiefers	65′	0″
Umfang hinter den Finnen	30	0
Breite des Schwanzes von einer Spitze zur andern	24	0
Größte Breite zwischen den Unterkiefern	10	0
Länge des Kopfs, von der Einlenkung des Unterkiefers an gemessen	21	0
Von der Tuberosität des Oberarmbeins zur Spitze der Finne	8	0
Größte Breite der Finne	3	11
Höhe der Lippe (innere untere)	4	7
Vom innern Augenwinkel zum äußern Winkel der Mundfalte	1	5
Vom innern zum äußern Winkel	0	6
Länge des Blocks von Barten, um die Krümmung des Zahnfleisches gemessen, nach seiner Entfernung aus dem Kopf	16	6
Länge der längsten Platte auf jeder Seite	10	6

Zahl der Platten jederseits ohngefähr 360.

So sehr sich auch Goodsir um des freundlichen Kapitäns willen über den glücklichen Erfolg des Fischfanges erfreute, so flößte es ihm doch andrerseits auch wieder Furcht ein, daß, wenn das Schiff hier in der Ponds Bay seine volle Ladung zusammenbrächte, wenig Aussicht vorhanden sey, daß es noch die gefährliche Fahrt in den Lancaster-Sund unternehmen würde, während er doch dort erst Aufschluß über das Schicksal von John Franklin's Expedition zu erlangen hoffen konnte. Zwar erhielt noch hier Goodsir vom Kapitän eines Wallfischfahrers, der am 1. August an Bord kam, die Nachricht, daß durch Eskimos die Mittheilung gemacht worden sey, daß John Franklin's und James Roß's Schiffe am Eingange zur Prinz Regent's Einfahrt lägen und daß die Mannschaft wohlbehalten sey; allein unser Reisender konnte diesen Nachrichten keinen rechten Glauben beymessen. Um desto erfreulicher war es ihm daher, daß schon am andern Tage Kapitän Penney seine Richtung nach dem Lancaster-Sund nahm und Goodsirs sehnlichster Wunsch nunmehr in Erfüllung gehen sollte.

Leider gelang es nicht tief in diesen Sund einzudringen, indem furchtbare Stürme und der Zustand des Eises schon am 4. August zur Umkehr nöthigten; man kann denken, mit welchem Schmerz für Goodsir, der hiermit die ganze Absicht seiner Reise vereitelt sah. Indeß der Kapitän, der von den Eigenthümern des Schiffes nicht auf Untersuchungsreisen, sondern auf den Wallfischfang ausgeschickt worden war, konnte nicht anders handeln, da, nachdem das Landeis durch die Stürme zerbrochen worden war, es unmöglich wurde, die Jagd in dieser Richtung fortzusetzen und dabey noch den Verlust des Schiffes befürchten zu müssen. Auf dem Rückweg wurden noch drey Wallfische gefangen und nach einer Abwesenheit von acht Monaten langte Goodsir wieder zu Hause an, mit dem Schmerze, seinen Hauptzweck verfehlt zu haben. Möchte die neue Reise, von deren Erfolg wir noch keine Kunde haben, ihm besser gelingen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Mikroskopisch-anatomische Darstellung der Centralorgane des Nervensystems bey den Batrachiern.

(Fortsetzung.)

Mir scheint, als hätte nicht sowohl die Schwierigkeit der feinsten Zergliederung von einem Versuch derselben abgeschreckt, als vielmehr die Ahnung, oder die voraussichtliche Gewißheit, daß auch das größte anatomische Detail nur in sehr eng umschriebenen Grenzen Aufklärung über die Function der respectiven Theile verschaffen kann. So wenig als die Zerlegung eines complicirten Uhrwerkes uns die Zusammenwirkung und den Zweck der Räder, Walzen und Stifte lehren kann, wenn wir nicht vorher die Gesetze des Hebels und der treibenden Federkraft durch Versuche ermittelt haben: so wenig nützt es uns zu wissen, wie die Fasern in der Gehirnmasse verlaufen, und zwar um so weniger, als die neueren Forschungen und auch die Ergebnisse vorliegender Arbeit dargethan haben, daß kein continuirlicher Faserverlauf statt findet, sondern die Nerven bündelweise bald da, bald dort enden.

Keineswegs verkenne ich die Wichtigkeit der mikroskopischen Untersuchung; doch scheint mir, darf ihr kein zu exclusiver Werth beygelegt werden. Die Mischungsverhältnisse haben gewiß eben so hohe Bedeutung; denn da nachweisbar die Nervenwirkungen nicht auf geschlossenen Bahnen zu Stande kommen, weiter offenbar mit Molecularbewegungen verbunden sind, so werden, da die Molecularkräfte weniger von der äußeren Configuration als von der inneren Beschaffenheit der Materie abhängig sind, unmöglich allein anatomische Untersuchungen auch der feinsten Art hierüber Aufschlüsse zu geben im Stande seyn, sondern es wird sich hiemit verhältnißmäßig nur sehr wenig erklären lassen.

Versuchen wir uns klar zu machen, wie viel die mikroskopische Anatomie mit unseren jetzigen Hülfsmitteln auf diesem Gebiete zu leisten im Stande ist.

Verlauf, Anfang und Ende der Fasern, approximativ die Massenverhältnisse der Ganglienelemente zu den Fasermengen und die Verknüpfung zwischen beyden in anatomischer Beziehung: mehr kann die Mikroskopie niemals eruiren. Es sind dieß schon die weitesten Grenzen der möglichen Beobachtungen, welche mit dieser Methode gewonnen werden können. Was kann die Physiologie daraus für Schlüsse ziehen? Gewiß nur solche, welche sich auf die Leitungsgesetze im Allgemeinen beziehen; und wenn die Mikroskopie zeigt, daß Leitung auch ohne continuirlichen Faserverlauf statt finden kann, so vermag die Verfolgung der Fasern auch über die Leitung nicht sehr viel Licht zu verbreiten, wenn sich dieselbe, wie erwiesen, innerhalb des Rückenmarkes nicht streng und für alle Fälle daran bindet. In der That, was haben wir unmittelbar gewonnen, wenn wir, wie unser Verf. zeigt (pag. 79 ff.), erfahren, daß die Seitenstränge des Rückenmarks in den Vierhügeln, die Vorderstränge desselben (p. 84) in den Sehhügeln untergehen, aus welchen dann die tractus optici entspringen? Ueber die Beziehung dieser und jener erfahren wir nichts; im Gegentheil wissen wir nur, daß an dem Endigungspunkt der einen Fasergruppe eine neue, mit ganz andern Kräften ausge-

rüstet, auftaucht. Das eben ist es, was die Physiologie der Centralorgane und besonders des Gehirnes zu einem solchen Labyrinth macht, daß trotz der auffallenden Aehnlichkeit der Textur der Hirntheile unter einander so weit aus einander gehende Differenzen in der Function derselben zum Vorschein kommen können, welche sich unmöglich aus dem verschiedenen Gang der Leitung, selbst wenn derselbe ganz bekannt wäre, deduciren lassen.

Je vielfacher jetzt die Möglichkeiten der Leitung werden, welche man, gestützt auf die mikroskopischen Untersuchungen, anzunehmen berechtigt wird, um so schwieriger wird die Erklärung, wodurch die Leitung in bestimmten Fällen in dieser oder jener Richtung ganz gehemmt, in einer anderen jetzt frey gegeben und zu einer anderen Zeit aufgehoben ist. Während man früher die Nebeneinanderlagerung von Ganglienkugeln und Fasern zur Uebertragung und Erregung einer Faser auf die andere für ausreichend hielt, und eigentlich für das Factum der Irradiation, Mit- und Reflexbewegung keine andere Erklärung hatte, kennt man jetzt anatomische Verknüpfungen, kettenartige Verbindungen von Ganglienkugeln durch Nervenfasern mit Ursprüngen der letzteren aus jenen durch R. Wagner, außer jener nicht zu läugnenden Juxtaposition dieser Elemente, und endlich Ausstrahlungen durch Primitivfasertheilungen in dem Gehirn, von Dr. v. Heßling entdeckt, und von mir in den verschiedensten Gehirnabschnitten ebenfalls beobachtet.

Auf alle drey Arten kann möglicher Weise, besonders durch die letzt erwähnte Anordnung muß sich die Erregung in größerer Ausdehnung verbreiten, ebenso wie die Theilungen der Muskelfasern ohne Weiteres die Contraction der Muskelsubstanz in größerem Umfang bedingt. Eine der wichtigsten Entdeckungen ist in dieser Beziehung die von Weber, welcher darthat, daß die gesteigerte Thätigkeit der einen Nervenbahn die Wirksamkeit einer zweyten paralysiren kann. Die Möglichkeit einer solchen Hemmung, experimentell dargethan, ist das einzige Gegengewicht gegen die sonst ganz unverständliche, ins Endlose fortschreitende Ausbreitung der Erregung, welche auf den Grund der mikroskopischen Untersuchung der Centralorgane in ihnen vermuthet werden müßte.

Diese Punkte, von denen die Hemmung ausgeht, die Art und Weise, wie sie von Statten geht, ihre Spannweite, alle die hieran sich knüpfenden Fragen drängen sich jetzt hervor, und erwarten ihre Lösung nicht von der Mikroskopie zuerst, sondern von dem Experiment. Dann erst wird das anatomische Detail von Werth und nothwendig zur weiteren Einsicht in das Zusammenwirken der verschiedenen centralen Abtheilungen.

Die angedeuteten Wirkungen centraler Punkte setzen jedoch ebenfalls eine Verschiedenheit derselben in functioneller Beziehung voraus, wie solche schon für einzelne Hirntheile nachgewiesen ist. Ist es auch der Mühe lohnend und nothwendig, mit dem Mikroskop zu forschen, ob solchen functionellen Verschiedenheiten anatomische entsprechen, so wird doch nicht allein diese Methode der Untersuchung, sondern vor allem die chemische weiter auszubilden seyn, wodurch wir die Einsicht in die Mischungsverhältnisse vielleicht erweitern können, von welchen möglicherweise noch viel mehr die in den Nerven wirksamen Molecularkräfte abhängen, als von den äußern Formen und anatomischen Verknüpfungen der Nervenelemente.

Somit sehen wir, daß die mikroskopische Untersuchungsmethode, weit entfernt den ersten Schlüssel zur Einsicht in die Nervenprocesse zu liefern, vielmehr erst die Aufgaben, welche sie zu lösen hat, erwarten muß von anderen Methoden, welche demnach nicht nur nicht aufgegeben oder vernachläßigt werden dürfen, sondern neben und häufig vor der mikroskopischen in Anwendung zu bringen sind. Es giebt überhaupt zwey ganz verschiedene Aufgaben, deren Lösung nicht von der einen Methode etwa ebenso gut als von der anderen erreicht werden kann, selbst wenn diese den höchsten Grad der Vollkommenheit bey ihrer Anwendung erlangt hätten. Die Function eines Organes läßt sich nicht aus dem anatomischen Befund, und die anatomische Lagerung nicht aus beobachteten Wirkungen eines Organes erschließen, zumal wenn, wie dieses für Rückenmark und Gehirn unzweifelhaft scheint, eine Ausbreitung der Wirkung ohne formelle Continuität des anatomischen Substrates geschehen kann.

So viel schien vorauszuschicken nothwendig, um den Standpunkt zu würdigen, von dem unser Verfasser bey seinen Untersuchungen ausgieng, und welchen er in der Vorrede zu rechtfertigen sucht.

Was nun die Resultate der Untersuchungen betrifft, so kann ich an vielen Orten kurz seyn, indem sie wesentlich mit den in diesen Blättern bereits mitgetheilten Untersuchungen von Eigenbrodt (Leitungsgesetze im Rückenmark) übereinstimmen.

In den „vorbereitend anatomischen Bemerkungen zur Orientirung“ wird der anatomische Bau der centralen Nervenmassen bey dem Frosch kurz erwähnt, darauf aufmerksam gemacht, daß eine vordere deutliche und hintere mehr verwischte Längsfurche des Rückenmarkes vorhanden ist, an der Stelle der Seitenfurchen nur etwas anders gefärbte Linien sich finden, die graue Substanz auch bey diesem Thiere Mittelstück und Hörner zeigt, welche den Rückenmarkskanal umschließt. Die einzelnen Theile des höchst unvollkommen entwickelten Gehirns deutet er nicht abweichend von anderen; ihre Aufzählung kann daher hier übergangen werden.

Der specielle Theil giebt eine graphische Darstellung der elementaren Strukturverhältnisse und zwar erstens des Rückenmarkes.

Zwey Faserzüge sind es vor allem, welche bey der mikroskopischen Betrachtung einzelner Stücke des Rückenmarkes in die Augen fallen: eine überwiegende Masse senkrecht aufsteigender und eine geringere transversal verlaufender Fasern. An den ersteren wurden nirgend freye Enden wahrgenommen, auch keine Spaltungen und Anastomosen, so daß es den Anschein gewinnt, als wäre hier der Faserverlauf ein continuirlicher. Man hätte sich demnach das ganze Rückenmark, so weit es aus diesen Fasern besteht, als einen Nervenstamm zu denken, in welchem die geringere Masse transversaler Fasern eingeflochten ist. Wie in einem Nervenstamm in der Regel Fasern verschiedener Dicke vorkommen, so auch im Rückenmark, in welchem ebenfalls extreme Grenzen ohne vermittelnde Uebergänge der Durchmesser sich vorfinden.

Wir können hier nicht weiter auf die von Volkmann und Bidder zuerst aufgestellte Eintheilung der Nerven in dicke und dünne, von welchen die ersteren mit den cerebrospinalen, die letzteren mit den sympathischen identificirt wurden, eingehen, sondern nur andeuten, daß diese Unterschiede der Dimensionen als charakteristische Merkmale dieser oder jener functionell verschiedener Nerven nicht mehr für die Peripherie gelten können, nachdem man jetzt daselbst dicke wie dünne Fasern Theilungen eingehen und dabey stark sich verschmälern gesehen hat. Ob damit, daß in den Stämmen solche constante Differenzen vorkommen, wie Volkmann und Bidder sie unwiderleglich nachgewiesen haben, gewisse physiologische functionelle Unterschiede schon von vorneherein festgestellt sind oder nicht, kann hier nicht näher untersucht werden; nur sey erwähnt, daß über eine gewisse Grenze hinaus in der Peripherie der Unterschied von dünnen und dicken Fasern sich verwischt, und daß etwas Aehnliches auch in dem Rückenmark vorkommt, wo es von unsrem Verfasser für den conus terminalis näher bezeichnet wird, während er hieher gehörige Verhältnisse der Nervenfasern im Gehirn übersehen hat, von denen wir jedoch erst später zu sprechen Gelegenheit nehmen werden. Genug also: auch innerhalb des Rückenmarkes drücken sich die Durchmesser-Differenzen nur eine gewisse Strecke lang deutlich aus, und zwar so, daß die stärkeren Fasern von 0,004‴ Breite mehr in den motorischen, die dünnern von 0,004‴ Breite mehr in den sensiblen Abschnitten vorherrschen.

Eine Verschmälerung der Durchmesser treffen wir zunächst im conus terminalis des Frosch-Rückenmarkes, dessen Fasern unser Verfasser folgendermassen beschreibt: „sie unterbrechen ihren Verlauf nicht plötzlich, wie an anderen Stellen, sondern verkümmern nur höchst allmählich, und verschwinden so successive, daß sie dem Blick unmerklich sich entziehen. Je mehr ihr Durchmesser abnimmt, desto heller, durchsichtiger werden sie. Die Conturen werden äußerst fein, obwohl sie sehr egal bleiben; endlich hört eine Faser nach der anderen mit sehr spitzen Ausläufern auf, die peripherischen zuerst, die im Centrum verlaufenden am spätesten.“ Leider sind die hier leichter als anderwärts zu ermittelnden Verhältnisse der Gang-

lienzellen zu den Nervenfasern nicht berücksichtigt worden. Als eine Eigenthümlichkeit dieser feinen Ausläufer an der bezeichneten Stelle wird weiter hervorgehoben, daß sie weniger leicht varikös werden, überhaupt den verschiedensten Reagentien größeren Widerstand entgegensetzen, ja vielleicht gar, wie sich der Verf. ausdrückt, nur aus Neurilem bestehen. Von uns ist an anderen Orten der Centralorgane Aehnliches beobachtet worden, wovon weiter unten.

Ueber das Schicksal eines Theiles der longitudinalen Fasern im oberen Ende des Rückenmarkes (der medulla oblongata) erfahren wir so viel, daß hie und da mit einiger Wahrscheinlichkeit Faserenden beobachtet wurden, während die Mehrzahl gegen das Gehirn fortzieht.

Der Verlauf der transversalen Fasern, welche ein ganz gesondertes Fasersystem bilden, wäre der, daß aus jedem der vorderen Stränge ein feines Faserbündel auftaucht, das einwärts und nach hinten zieht, hinter der vorderen Längsfurche sich mit dem von der anderen Seite herkommenden Bündel kreuzt, und in der Nähe des entgegengesetzten hinteren Rückenmarksstranges verschwindet. Von der Kreuzungsstelle an verlaufen beyde Bündel im Innern der grauen Substanz nicht durch ihre Mitte, sondern an ihrer Peripherie, den inneren Conturen der Seitenstränge sich anschmiegend. Es wird hier also die ebenfalls von Eigenbrodt beschriebene vordere oder weiße Commissur als gebildet durch die Kreuzung quer verlaufender Fasern nachgewiesen. Auch unser Verfasser wurde durch seine Untersuchungen zu dem von Eigenbrodt schon angeführten Resultat geleitet, daß eine hintere weiße Commissur bestehe. Er fand ferner, daß eine Sonderung der Massen von transversalen Fasern in einzelne Bündel immer deutlicher sich ausspreche, je weiter man nach oben fortschreitet, daß überhaupt nicht entsprechend dem Kaliber der eintretenden Nervenstämme diese Querfasern stellenweise angehäuft sind, sondern eine stetige Zunahme derselben von unten nach oben wahrzunehmen ist.

In Beziehung auf die Form und Formelemente der grauen Rückenmarkssubstanz führt der Verf. nichts Neues von Wichtigkeit an, glaubt nur eine strukturlose Masse als Grundlage der grauen Substanz annehmen zu müssen, obwohl man sie nicht direkt nachweisen könne, und die in jener vorkommenden Fasern nicht als ihr, sondern der weißen Masse angehörig betrachten zu können.

Bey der Frage nach der Ursprungsweise der Rückenmarkswurzeln, eine der wichtigsten, welche diese Abhandlung berührt, kommt der Verf. bey seinen Untersuchungen zu einem gleichen Resultat wie Volkmann, welcher auf ganz anderem Wege gezeigt hat *), daß sich die mit den Wurzeln der Nerven in das Rückenmark eintretenden Fasern unmöglich in continuo bis zu dem Gehirn fortsetzen können; zugleich bestätigt er die Resultate Engels, welche an Froschlarven gemacht wurden **). Demnach verlaufen motorische und sensible Nervenfasern nur eine kurze Strecke im Rückenmark aufwärts und hören, ohne mit andern Nerven sich zu verbinden, plötzlich auf. Sie bilden, ohne sich mit andern Fasern des Rückenmarkes zu verflechten, bis zur gemeinschaftlichen Endigung der Wurzel ein geschlossenes Bündel. Die motorischen Wurzeln nähern sich je weiter nach unten in um so mehr schiefer Richtung, je weiter nach oben in einer um so mehr rechtwinkligen in Beziehung auf die Rückenmarksaxe der vorderen Längsspalte, ohne in Berührung mit der grauen Substanz zu kommen, und die vordere Längsspalte wirklich zu erreichen. Ihre Fasern endigen weiter sämmtlich in Einer Linie und verdünnen sich kurz vorher sehr rasch, nicht allmählich wie die Primitivfasern des conus terminalis.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wagners Handwörterbuch Art. Nervenphysiologie.
**) Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien. Jahrg. IV. Heft VIII. p. 109.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Mikroskopisch-anatomische Darstellung der Centralorgane des Nervensystems bey den Batrachiern.

(Fortsetzung.)

Die sensiblen Wurzeln, vorwaltend in querer Richtung in das Rückenmark eintretend, und zwar an der Grenzlinie zwischen den hinteren und Seitensträngen, biegen sich nach hinten und einwärts, in dem hinteren Rückenmarksstrang ihrer Seite endigend. Sie spalten sich auch in eine ziemliche Zahl von Ausläufern. Der Verfasser glaubt sich auf das bestimmteste überzeugt zu haben, daß die freyen Enden der Nervenwurzeln und ihre Zusammenhangslosigkeit mit den eigentlichen Rückenmarksfasern wirklich vorhanden, besonders die Beobachtung der ersteren nicht auf einer Täuschung durch Abreißen der Wurzel hervorgerufen, beruhe.

Wir wollen der Sorgfalt, welche der Verf. auf Untersuchung dieses Punktes verwendet hat, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, können aber, bey der Schwierigkeit der Präparation, bey dem großen Spielraum möglicher Täuschungen doch nicht umhin, die Acten als hierüber noch nicht für geschlossen zu erklären, ganz abgesehen davon, daß Weber in diesem Punkt zu anderen Ansichten gekommen ist, freylich durch eine bis jetzt noch nicht veröffentlichte Methode, auf welche zunächst alles ankommt und die man kennen muß, will man sich für die eine oder andere Ansicht entscheiden. Van Deen beobachtete im Wesentlichen dasselbe wie unser Verf. und die Faserkreuzung in der vorderen weißen Commissur wurde auch von Eigenbrodt schon constatirt.

In der medulla oblongata kommt es bey dem Frosch zwar nicht zur Bildung gesonderter Stränge, wie bey den höheren Thieren, allein man findet bey ihm schon ein Zusammenschaaren der Fasern zu einzelnen Bündeln. Endigungen finden sich hier wohl wahrscheinlich vor, geschehen aber nicht massenhaft, sondern einzeln, wodurch eben ein bestimmter Nachweis der Endigung erschwert wird. Der weitere Faserverlauf aufwärts zum Gehirn, in welches die größte Masse der longitudinalen Rückenmarksfasern sich noch fortsetzt, wäre nach unserem Verfasser folgender:

Die hinteren Stränge enden im kleinen Gehirn, die Seitenstränge, unter dem Kleingehirn weggehend, bilden die Vierhügelmasse, in welcher sie sich auflösen. Die vorderen ziehen sich an der Hirnbasis bis zum grauen Hügel vor, von wo aus ihre äußeren Randfasern seitwärts tretend sich in die Sehhügel begeben; die mittleren Fasern nähern sich und stoßen in der von ihnen gebildeten Sehnervenkreuzung, zu welcher sie wesentlich beytragen, zusammen. Die innersten gelangen durch und unter jenen hindurch bis vor zu den Hemisphären des großen Gehirnes.

Es folgt nun der zweyte Abschnitt der Untersuchung der Endigung der Rückenmarksfasern im Gehirn.

Der Verf. erkennt diesen Theil seiner Beobachtungen nur als fragmentarisch an, und wir wer-

den auch finden, daß ihm eine wichtige Anordnung der Hirnfasern, höherer Thiere wenigstens, entgangen ist, auf welche er um so mehr Rücksicht zu nehmen gehabt hätte, als Andeutungen dazu, bereits schon lange veröffentlicht, zu wiederholter Durchmusterung des Gehirns Veranlassung sollten gegeben haben. Diese beziehen sich nämlich auf Faserenden in dem Gehirne. Zugleich scheint der Verf. ein etwas zu großes Gewicht auf die Summe neuer, in dem Rückenmark noch nicht enthaltener, sondern in dem Gehirn erst auftretender Nervenelemente zu legen, wenn auch immer gewiß darin ein Vorzug des Gehirns höherer Thiere gelegen ist, daß „eigne selbstständige Gruppen von Fasern nebst Ganglienzellen oder freyen Kernen auftreten.“ Dadurch aber allein gewinnt nicht das eine Gehirn Vorzug vor dem anderen; eine Anschauung, welche freylich indirekt in der Gall'schen Organologie schon enthalten war, deren Grundgedanke aber eben falsch und unerwiesen ist, wie ich dieß an anderem Orte ausführlich gezeigt habe *). Nur ein paar Worte mögen hier ihren Platz finden, welche sich auf die anatomische Reflexion unsres Verf. (p. 69) beziehen. Er sagt selbst (p. 70): „Zur Construction eines Centralorgans der Nerventhätigkeit scheint nach den jetzigen Kenntnissen die Mitwirkung von Fasern, den Trägern der Nervenleitung, nothwendig zu seyn, denn wir können uns kein einziges Seelenvermögen denken, welches eine ganz selbstständige, von allen Einflüssen abgeschlossene Thätigkeit besäße; alle stehen entweder unter dem Einfluß von Anregungen, welche ihnen von Außen, vermittelst der Sinnesorgane zugeführt werden, oder sie selbst sind dazu bestimmt, den Anstoß zu einer nach Außen gerichteten Thätigkeit zu geben; öfters ist beydes zu gleicher Zeit der Fall.“

Hiedurch wird das Wechselverhältniß der Functionen zwischen den einzelnen Abtheilungen der Centralorgane zugegeben. Und eben diese gewiß richtige Ansicht, hätte das p. 69 Ausgesprochene, wenn nicht unterdrücken, doch wenigstens modificiren sollen. —

*) Wagners Handwörterbuch Artikel. Temperament Abschn. Cranioscopie.

Viele Seelenvermögen, wie sie die gewöhnliche Schul-Psychologie coordinirt, stehen als selbstständig ganz unrichtig neben einander, indem man bey genauerer Zergliederung leicht findet, daß ein drittes Seelenvermögen eigentlich nur die Resultante aus zwey anderen darstellt. Als significantes Beyspiel eines solchen Irrthums sey hier erwähnt, wie nach Carus die Tiefe des Gemüthes meßbar (?) an dem mittleren Theil des Schädels, wo die ursprüngliche erste und zweyte Gehirnblase übereinander liegen, hervortreten soll. Gäben wir auch zu, daß das Gefühl in dem Mittelhirn, das Erkennen in dem Vorderhirn seinen Sitz habe, so können wir das Gemüth nur aus dem Verhältniß zwischen beyden ableiten, nie aber aus ihrer Summe. Durch das Wort Gemüth wird nur die Beziehung zwischen beyden ausgedrückt; es kann damit aber nicht eine weitere Eigenschaft der Seele bezeichnet werden. Solcher Beyspiele könnten wir noch viele aufzählen, doch wird dieses allein schon hinreichen, um unsere Behauptung verständlich zu machen, daß eine höhere Entwicklung des Gehirns nicht sowohl durch Vermehrung selbstständiger Massen als vielmehr Vermehrung der Beziehungen zwischen denselben sich aussprechen werde. Letzteres bleibt jedenfalls die Hauptaufgabe; ersteres wird vielleicht als ein Mittel zu diesem Zweck benützt, kann aber durch anderes vertreten werden, und wird es gewiß auch häufig, z. B. bey der Entwicklung individueller Verschiedenheit, welche bey dem Menschen so groß, doch gewiß nicht davon abgeleitet werden kann, daß bloß Massen hier fehlen, dort vorhanden sind: eine Ansicht, welche unfehlbar wieder zu den so vielfach bekämpften Irrthümern der Phrenologen zurückführen würde.

Nur die Centralgebilde für die Sinnesthätigkeit einerseits, andererseits für den Modus der Wirkung des Individuums nach außen, können hier vielleicht massenhafter vorhanden seyn als dort, für alle rein geistigen Processe bedürfen wir keiner Nervenapparate, weil sie nichts leisten können *). Finden wir daher bey dem Menschen ein verhältnißmäßig

*) cf. Wagners Handwörterbuch. Art. Temperament. Abschn. Cranioscopie.

größeres Gehirn (welchen Werth man hierauf überhaupt legen kann, sehen wir aus der Zusammenstellung der Gewichtsverhältnisse der Gehirne verschiedener Thiere) als bey den Säugethieren, so dürfen wir nicht glauben, daß an dieses Plus von Masse ein Plus von Seelenvermögen unbedingt gebunden ist; es kann daher die von unserem Verfasser p. 69 a priori construirte These keine Beweiskraft haben, ehe sie durch die Beobachtung gerechtfertigt ist. Und selbst, wenn man in dem menschlichen Gehirne ganz neue abgeschlossene Fasersysteme anträfe, welche den Säugethieren fehlen, so bleibt zuletzt immer noch der Beweis zu führen, daß diese mit anderen Kräften ausgerüstet sind als die übrigen Faser- und Ganglienmassen, und wenn sich endlich selbst beweisen ließe, daß ihre Thätigkeit andere Effecte bedingt als die Thätigkeit jener, so bliebe noch eine größere Wahrscheinlichkeit, daß eben diese Veränderung des Effectes nicht Resultat specifischer Wirksamkeit der besonderen Gruppe von Nervenelementen ist, sondern als eine Resultante aufträte, welche nicht minder abhängig von der einen als von der anderen ist, wofür wir in den verwickelten Processen des Organismus so viele Analogien haben. Unser Verf. annullirt mit seinen eigenen Worten (pag. 70) theilweise wenigstens den Werth, welchen er auf eine mögliche Entdeckung so gesonderter abgeschlossener Gruppen von Nervenelementen, besonders von Fasern (p. 69) legt, indem er sagt: „Nicht zu vergessen ist, daß dazu (zur Vermittlung centripetaler und centrifugaler Relationen) nicht ein ununterbrochener Verlauf der Fasern nothwendig ist, sondern daß auch eine aneinander hängende Kette von Fasern denselben Dienst versieht.“ Es kann also immer ein solches neu gefundene Faserstratum möglicherweise nur ein Glied der Kette darstellen, ohne weitere höhere Bedeutung als ein zweytes oder drittes, mit dem es nicht continuirlich zusammenhängt.

Aus allen dem sehen wir, wie weit wir noch, auch bey den umfassendsten Kenntnissen der Gehirnorganisation, von der Einsicht in die Function seiner einzelnen Theile entfernt bleiben, und immer wieder auf Fragen stoßen, welche unserer besten optischen Hülfsmittel spotten.

Sehen wir nun zunächst, zu welchen anatomischen Thatsachen unser Verf. bey seinen weiteren Untersuchungen des Froschhirns kam!

Bekanntlich bildet das Kleinhirn der Batrachier bloß einen schmalen Querbalken am vorderen Ende des Rückenmarkes, über die Rautengrube gespannt, dem Mittelstück des kleinen Gehirns höherer Thiere entsprechend. Es stellt so bleibend eine bey höheren Thieren und dem Menschen vorübergehende Form der Entwicklung dieses Organes dar. Brücke und Hemisphären des kleinen Gehirns stehen in so enger Beziehung zu einander, daß erstere mit den mittleren Kleinhirnstielen fehlt, wo letztere nicht vorhanden sind. Bey dem Frosch sind diese Theile rudimentär angedeutet, und unser Verf. will sie mit dem Mikroskop nachgewiesen haben, wenn sie auch keine dem unbewaffneten Auge bemerkliche Hervorragungen bilden.

Zwey Paare von Faserzügen mit gleichmäßig darin verbreiteter grauer Substanz bilden die weiße Masse, von denen das eine Paar den hinteren Rückenmarkssträngen, das andere den vorderen entstammt, welche letztere besonders eine schleifenartige Verbindung mit dem Kleinhirn eingehen und so die Brücke und Kleinhirnstiele derselben andeuten. So würde das Mittelstück des kleinen Gehirns von dem hinteren, die Hemisphären von den vorderen Strängen gebildet; ein Befund, welcher leider durch Experimente noch nicht bestätigt worden, da die Function des Kleinhirns so gut wie unbekannt ist; und da sich alle Thätigkeiten der Seele auf „centripetale und centrifugale Relationen“ beziehen (p. 70), so brächte uns eine solche Kenntniß des Faserverlaufes über diese allgemeinste Anschauung der geistigen Functionen, so weit sie durch das kleine Gehirn vermittelt werden, eben leider auch nicht hinaus.

Bey der anatomischen Beschreibung der Vierhügelmasse, welche der Verfasser den mikroskopischen Untersuchungen dieser Hirnabtheilung vorausschickt, scheint er weniger den wahren Vorgang der Entwicklung im Sinn gehabt zu haben, wenn er sagt: „einen großen Antheil an diesem bedeutenden Volum (der Viethügelmasse) hat freylich die Sylvius'sche Wasserleitung, welche zu einer großen Höhle ent-

wickelt ist. Letztere verengt sich in der Mitte, und buchtet sich zu zwey geräumigen Seitenhöhlen aus. Dadurch erhält die Vierhügelmasse, welche als einfache Rinde diese Cavitäten einfaßt, ihre doppelkuglige Form.“ Hält man sich jedoch an den Entwicklungstypus des Säugethierhirns, so ist die Deduction der Vierhügelform bey diesen Thieren eine andere. Bekanntlich entwickeln sich die Vierhügel aus der zweyten ursprünglichen primitiven Hirnblase, welche ohne weitere theilweise Abschnürung zu erfahren, wie die erste und dritte blasige Erweiterung des Medullarrohres an seinem vorderen Ende, einfach bleibt und ursprünglich hohl ist, wie alle anderen Gehirnblasen. Während aber bey den höheren Wirbelthieren durch Ablagerung von Gehirnmasse im Innern dieses Hohlraumes, dieser selbst immer mehr und mehr mit dem Wachsthum des Organes eingeengt wird, und zuletzt ganz verschwindet bis auf den Paß der Sylvius'schen Wasserleitung, findet bey dem Gehirn des Frosches und anderer tiefer stehender Wirbelthiere eine solche Wucherung der Hirnmasse im Inneren des Hohlraumes nicht statt, sondern mehr eine bloße Vergrößerung der Wandung: allerdings eine Art Dilatation, aber dennoch verbunden mit einer Hemmung in der Entwicklung, wenn man damit die der Vierhügel höherer Thiere vergleicht. Durch Entwicklungs-Hemmung, durch Verharren auf einer niedrigeren Stufe der Ausbildung verbleibt es bey einer solchen relativ beträchtlichen Größe, der Sylvius'schen Wasserleitung, welche mit zwey Ausbuchtungen auftreten muß, nicht weil sie sich entwickeln, sondern weil ihre weitere Entwicklung, zu solider Hirnmasse nämlich, gehemmt ist. Zwey solcher Ausbuchtungen, von außen betrachtet zwey Hügel finden wir aber statt vier deßwegen, weil die Hemmung nicht auf Ablagerung von Hirnmasse allein beschränkt bleibt, sondern sich auch auf die Formentwicklung der Decke der ursprünglich zweyten (später dritten) Hirnhöhle (des Mittelhirns) erstreckt. Es sinkt dieselbe nämlich nur in einer der Längsaxe des Hirns parallelen Linie ein und nicht, wie bey den Säugethieren und Menschen, zugleich auch in einer zweyten, mit jener sich kreuzenden Linie.

In Beziehung auf die mikroskopische Struktur dieser Vierhügelmasse glaubt unser Verf. in ihr das Aufnahmsorgan für die Seitenstränge des Rückenmarkes sehen zu müssen, welche büschelförmig darin enden, und zugleich die Stelle, an welcher zwey Paare neuer Faserzüge auftauchen. Das erste Paar nämlich ziehe an der oberen Wand jeder Halbkugel nach vorn bis zum Sehhügel, um sich von da nach außen, vorn und unten gegen die Sehnervenkreuzung zu wenden. Das zweyte Paar ziehe in der unteren Wand nach vorn und innen, um sich dem inneren Saum des ersten Paares anzuschmiegen und mit ihm hauptsächlich das Chiasma nervorum opticorum zu bilden. Die Anfänge der Fasern seyen äußerst fein und verstärkten sich nur allmählich. — Sollten hier nirgends Verbindungen mit Elementen der grauen Masse, Faserursprünge aus Hirnganglien zu finden gewesen seyn? (R) Hierin finden wir eine Bestätigung der experimentellen Resultate von Flourens, Longet, Volkmann und Anderen, welche die Vierhügel als die wesentlichsten Centralorgane des Gesichtssinnes erkannten; dunkler bleibt dagegen ihre Beziehung zu den Seitensträngen des Rückenmarkes.

In den Sehhügeln verbreiten sich, das ganze Organ erfüllend, die vorderen Rückenmarksstränge, und enden, nachdem sie sich fächerförmig ausgebreitet haben, an den verschiedensten Punkten des Organes. Am ganzen Umfang der Sehhügel entspringen die Fasern, welche zu den tractibus opticis verwendet werden.

Die Großhirnlappen sollen vorzüglich die feinen Fasern der vorderen Rückenmarksstränge in sich aufnehmen, welche an der Basis des Gehirns zwischen den Sehhügeln in vollkommen gerader Richtung nach vorn gezogen sind. Ehe sie die vordere Hälfte der Hemisphären erreicht hätten, endeten sie, „indem die Fasern fast zu gleicher Zeit abgesetzt (?) erscheinen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Mikroskopisch-anatomische Darstellung der Centralorgane des Nervensystems bey den Batrachiern.

(Fortsetzung.)

Nach vorn findet sich noch das Organ des Geruchsinnes. Die Riechstreifen entspringen in dem vordersten Theil der Hemisphären, in den starken hohlen Anschwellungen zu beyden Seiten der vorderen Commissur. Die Nerven, welche diese Riechstreifen bilden, nehmen unter allen Sinnesnerven eine ganz exceptionelle Stellung ein, indem sie, wie unser Verf. auch angiebt, ich und Heßling kürzlich ebenfalls ausführlich beschrieben haben, vollkommen in die Kategorie der Remack'schen gelatinösen Nervenfasern gehören, deren Wesen und Stellung, an anderen Orten des Körpers mehr zweifelhaft, hier ganz evident ist; denn außer ihnen finden sich in dem ganzen olfactorius gar keine anderen Gebilde, welche man für die eigentlichen Sinnesnerven ansprechen könnte. Die Theilungen, welche unser Verf. andeutet, gehen in der Peripherie noch viel weiter als bis zur dritten Ordnung, indem auf der Nasenschleimhaut sich ein ganz dichtes Netz der feinsten Fasertheilungen vorfindet.

Die Streifenhügel, rundliche, in die Seitenventrikel hineinragende Anschwellungen, besitzen gar keine Fasern.

Bey der Betrachtung der nervi optici, deren von dem Verf. gemuthmaßte Ursprünge wir jetzt kennen, kann sich derselbe der Verwunderung nicht enthalten, welche wir selbst schon früher an den Tag gelegt haben, indem der unmittelbare Uebergang motorischer Rückenmarksstränge in die Sehnerven etwas so durchaus Paradoxes hat, daß wir unmöglich jetzt schon uns über allen Zweifel an die Richtigkeit der Beobachtung hinwegsetzen können, vielmehr, ohne auf aushelfende Hypothesen zu denken, uns zu neuen Beobachtungen aufgefordert sehen, um die angedeuteten Resultate irgendwie verwerthen zu können.

Ueber die Natur des Hirnanhangs ist der Vers. eben so wenig ins Reine gekommen wie Andere.

So weit gehen die Beobachtungen und Resultate. Auf den Schluß dieses Berichtes haben wir noch die Erwähnung einer Lücke in der Beobachtung verspart, welche sich durch die ganze Untersuchung, besonders des Gehirns zieht. Es betrifft dieß nämlich eine Art der Endigung der Primitivfasern in dem Gehirn hauptsächlich, auf welche zuerst von Dr. v. Heßling aufmerksam gemacht worden ist (Froriep's Notizen), und welche ich mit ihm zu wiederholtenmalen beobachtet habe. Es ist um so auffallender, daß unserem Verf. diese Anordnung ganz entgangen ist, indem er sich gerade so viel mit den Enden der Faserzüge beschäftigt hat. Wir hatten nun freylich unsere Beobachtungen nicht an dem Froschgehirn, sondern an dem der Säugthiere, besonders des Schafes, gemacht und gefunden, daß sehr viele Fasern nicht abrupt endigen, und bis zu dem Punkt ihres Aufhörens annähernd gleichen Durchmesser be-

haupten, sondern erstens dichotomisch sich theilen und so Veräſtlungen erster, zweyter, dritter, ja oft weiterer Ordnungen bilden, zweytens dabey natürlich sich immer mehr verjüngen, bis sie endlich, vollkommen wie in der Peripherie, auch dem bestbewaffneten Auge entschwinden. Es ist begreiflich, daß wir uns zuerst über die Natur der sich veräſtelnden Fasern vergewisserten, was mitten in dem Gehirn an der inneren Lage der gyri, an dem arbor vitae, dem thalamus nervorum opticorum etc. nicht so schwierig ist, da außer Blutgefäßen hier keine weiteren Elemente vorkommen, die Verwechslung mit Blutgefäßen aber nicht so leicht ist, wenn man die Varicositäten als Anhaltspunkte für die Diagnose benützt, an Kunstprodukte auch nicht gedacht werden kann, welche etwa eine Täuschung hervorgerufen hätten, da wir uns nie an Exemplare hielten, welche sich etwa dadurch erklären ließen, daß der zähe Inhalt der Nervenfasern fadenförmig auf der Seite hervorgedrängt worden wäre, was sehr häufig vorkommt, und als Quelle einer Täuschung so lange geltend gemacht werden kann, als man nicht weiß, daß wir zuerst hieran gedacht haben, und so lange man nicht selbst unzweydeutige Fasertheilungen in dem Gehirn beobachtet hat. Die Präparation zu ihrer Darstellung ist einfach: gelinder Druck eines Stückchens Gehirn an der Grenze zwischen grauer und weißer Substanz unter Zusatz eines Tropfens Eyweiß reicht aus, um unter 3 — 4 solchen Präparaten mindestens eines zu finden, in welchem veräſtelte Fasern so vereinzelt und isolirt zu liegen kommen, daß man alle Zweifel aufzugeben sich gezwungen sieht, welche man bey dem Paradoxen, was die Beobachtung an sich hat, im Anfang etwa mochte gehegt haben. Gegenwärtig ist die Entdeckung Heßlings auch noch nicht weiter zu verwerthen; es müssen zuerst freylich sehr schwierig zu lösende Fragen beantwortet seyn, welche sich daran knüpfen. Sind diese Fasertheilungen im Gehirn Ursprünge sensitiver Fasern, während motorische aus Ganglienzellen oder irgendwie anders entspringen? Sind es Endigungen von Centralfasern innerhalb des Centrums bloß zur Weiterverbreitung der Erregung primär central erregter, oder peripherisch erregter Fasern? Vor Allem wäre jetzt innerhalb der

Ganglien, z. B. des ganglion Gasseri oder der Spinalganglien, nach solchen Veräſtlungen zu suchen und dann in dem Gehirn niederer Thiere z. B. des Frosches, wo die Fragen theilweise wenigstens sich leichter müssen entscheiden lassen, wenn sich die Enden der Faserzüge so determinirt ausprägen, wie unser Verf. angiebt.

Im Rückenmark haben wir derartige Veräſtlungen noch nicht gefunden; in dem Schwanzende desselben, in dem conus terminalis des Frosches dagegen gelang es mir ein paarmal sie aufzufinden, jedoch sind sie hier sehr selten und ungemein zart.

Von diesen Enden können wir wie auch unser Verf. (p. 19) von den Nervenenden im conus terminalis sagen, „daß sie bey zunehmender Feinheit zugleich resistenter gegen äußere Einflüsse zu werden scheinen, so daß die Varicesbildung sich selten auf sie erstreckt. Die Abnahme des Gehaltes an Marksubstanz mag zur Folge haben, daß letztere sich weniger leicht zu Blasen formirt; die Endspitzen bestehen vielleicht eine gewisse Strecke weit gar nur aus dem Neurilem.“ Was mein Freund v. Heßling mit den Worten ausdrückte, „der Inhalt scheint hier bloß serös zu seyn.“ Ich habe anderwärts (Jenaer Annalen Bd. II. Heft 3.) auf das Verhältniß dieser Entdeckung v. Heßlings zu unserer gegenwärtigen Anschauung der Nervenphysik aufmerksam gemacht, so daß ich hier nicht weiter darauf eingehen kann.

Aus den Betrachtungen, zu welchen wir bey Gelegenheit der Mittheilung oben angezeigter Schrift veranlaßt wurden, ersehen wir, wie weit wir noch von der Kenntniß der Function der einzelnen centralen Abtheilungen des Nervensystems entfernt sind, und ohne an der gewissenhaften Forschung unsers Verf. zu zweifeln, sind wir doch auf so manche Probleme, auf so manche Paradoxa gestoßen, daß es, wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes an sich schon erheischt, doppelt nothwendig wird, wiederholte Untersuchungen über ein Thema anzustellen, von dessen erschöpfender Bearbeitung, wenn auch nicht die ganze Kenntniß der Nervenphysiologie, so doch ein großer Theil derselben zu erwarten steht.

Während des Druckes dieser Mittheilungen der Blattmann'schen Untersuchungen erschien das klassische Werk von Kölliker:

Mikroskopische Anatomie oder Gewebslehre des Menschen; II. Band: spezielle Gewebelehre, erste Hälfte. Leipzig 1850.

Hierin sind manchfache Punkte berührt, welche von Einfluß auf die Beurtheilung der Verhältnisse sind, die in Blattmann's Schrift besprochen wurden. Es sey uns vergönnt, diese hier zunächst hervorzuheben, und daran weitere Mittheilungen der Forschungen Köllikers über das Nervensystem überhaupt, aus dem vierten Buch seines oben citirten Werkes anzureihen!

Obwohl Kölliker nicht selbst das Froschmark untersucht hat, so hegt doch auch er, trotz der Gerechtigkeit, welche er Blattmanns Bemühungen widerfahren läßt, ähnliche Zweifel gegen die Richtigkeit der Beobachtung von freyen Enden der Wurzeln in dem Mark, wie auch wir sie nicht ganz unterdrücken konnten. Kölliker hält besonders die ganze Methode der Untersuchung feiner Schnitte des frischen Markes für sehr gefährlich, weil die centralen Nervenröhren auch bey den geringsten mechanischen Einwirkungen Unterbrechungen der Continuität erleiden. Diese Unterbrechung scheint auch wirklich bey jenen Untersuchungen dort Statt gefunden zu haben, wo die Wurzeln verdünnt in die Markfasern umbiegen, und sie scheint dadurch die Täuschung freyer Enden hervorgerufen zu haben. Außer diesen Muthmassungen legt Kölliker durch seine Darstellung des wahrscheinlichen Faserverlaufes im Mark ein großes Gewicht auf die Waagschale derer, welche der früheren Ansicht eines continuirlichen Faserverlaufes bis zu dem Gehirn treu geblieben sind, welche von vorneherein also schon die Untersuchungen Engels und Blattmanns müssen mit Mißtrauen begrüßt haben. Volkmanns Messungen und Gründe gegen einen continuirlichen Faserverlauf, deren wir auch in den voranstehenden Mittheilungen gedacht haben, waren so überzeugend für bey weitem die Mehrzahl der Anatomen und Physiologen geworden, daß die frühere Ansicht ziemlich allgemein verlassen wurde, auch von Kölliker selbst, welcher jetzt wieder als Verfechter

jener ersten Annahme auftritt, und dazu natürlich nur durch sehr gewichtige Gegengründe konnte gezwungen worden seyn. Volkmanns Messungen der Masse weißer Substanz an Rückenmarks-Durchschnitten aus verschiedenen Höhen waren am Pferde und am Crotalus horridus gemacht. Kölliker fand bey dem Menschen gerade das Entgegengesetzte. Es nimmt hier die weiße Substanz von unten nach oben beständig an Dicke zu, und es beruhen die Anschwellungen vor Allem auf einer Vermehrung der grauen Substanz; und zwar ergiebt sich für die Hinterstränge in allen Durchmessern eine continuirliche Zunahme von unten nach oben, außer in der Gegend des oberen Halstheiles, in der Höhe des zweyten Nerven, wo der eine Durchmesser etwas geringer ist als an der Halsanschwellung, was jedoch durch bedeutendes Ueberwiegen der beyden anderen Durchmesser compensirt wird. In den Seitensträngen nimmt die Masse ebenfalls stetig zu, indem die Verringerung der Masse in einer Dimension an jener Stelle in der Höhe des zweyten Nerven ebenfalls aufgewogen ist. In den Vordersträngen findet auch nicht einmal diese Ausnahme mehr statt, sondern ihre Masse nimmt in der Breiten-Dimension vollkommen stetig zu, der Dickendurchmesser ist an der Lenden- und Hals-Anschwellung etwas größer als am Rücken- und oberen Halstheil. Die Differenz ist aber gering, und die Zunahme der Vorderstränge in anderen Richtungen und die hier sehr bedeutende Vergrößerung des vordersten Theiles der Seitenstränge glaubt Kölliker für hinreichend halten zu dürfen, um sie als compensirende Größen gelten lassen zu können.

An Volkmanns Messungen kann nicht gezweifelt werden, es werden dieselben auch von Kölliker vollkommen respektirt; um so auffallender muß es erscheinen, wenn solche wichtige Verhältnisse, wie sie in dem Faserverlaufe im Rückenmark gegeben sind, bey dem Menschen ganz andere seyn sollten, als bey einem Säugthiere z. B. dem Pferde. Kölliker macht deßhalb nachdrücklich auf die durch Ehrenberg zuerst bekannt gewordene, durch Volkmann und Valentin bestätigte Verschmälerung der Nervenröhren der Wurzeln bey ihrem Eintritte und weiteren Verlaufe im Mark aufmerksam. Er berechnet für die

sensiblen Wurzeln eine Verschmälerung im Verhältniß von 31 : 10; bey den motorischen eine solche im Verhältniß von 27 : 5, woraus hervorgeht, daß der Querschnitt am Halsmark, auch wenn er nur den vierten Theil desjenigen aller Nervenwurzeln beträgt, immer noch eben so viele Nervenröhren enthält als die peripherischen Nerven selbst.

Kölliker gibt zu, daß solche Berechnungen immer nur approximativ seyn können, daß ihnen eine absolute Gültigkeit durchaus fehlt, daß aber auch, wenn man diese in der Methode gelegene Unsicherheit vollkommen berücksichtigt, sich doch noch die Möglichkeit eines Emporsteigens der Rückenmarksnerven zu dem Gehirne herausstellt. Eine größere Verschmälerung der peripherischen Nervenröhren bey ihrem Eintritt in das Rückenmark jener von Volkmann berücksichtigten Thiere, oder eine erst jenseits der Anschwellungen beginnende Abnahme der Durchmesser wäre immer noch denkbar, ohne daß jenes für den Menschen aufgefundene Fundamentalgesetz des Faserverlaufes dadurch eine wesentliche Veränderung erlitte. Es könnten auch Theilungen an den Austrittsstellen der Nerven vorkommen, wodurch natürlich ebenfalls Volkmanns Schlußfolgerungen einen bedeutenden Stoß erlitten. Kölliker bringt jedoch noch weitere Gründe zur Stütze seiner, zunächst mit der Volkmann'schen Methode gewonnenen Resultate bey.

Durch den Nachweis des Faserverlaufes der Wurzelnerven durch die graue Substanz in die weiße hat Kölliker diese Gründe für die Continuität der zu dem Gehirne aufsteigenden Nervenröhren beygebracht, welche gewichtiger als die in den eben erwähnten Messungen gegebenen sind. Die Methode zur Erforschung so schwieriger Verhältnisse ist im Wesentlichen die schon von Wallach und Stilling angewandte, nur bediente sich Kölliker zum Erhärten einer verdünnten Chromsäure-Lösung, welche die Elemente der Centralorgane in viel geringerem Grade alterirt.

Die Kreuzung der Vorderstränge in der weißen oder vorderen Commissur, welche zuerst Eigenbrodt auf mikroskopischem Wege nachgewiesen hat, wird bestätigt. Am dicksten ist sie in der Gegend der beyden Anschwellungen des Markes, am dünnsten in der Mitte der Dorsalgegend; ihre Breite ist am größten an der Halsanschwellung, und nimmt von da nach beyden Seiten fast stetig ab.

Die Rückenmarkswurzeln durchsetzen zunächst, ohne mit den longitudinalen Fasern zusammenzuhängen, dieselben, und senken sich alle in die vorderen und hinteren Hörner der grauen Substanz ein. Hier beginnt das Labyrinth, welches nur mit der größten Vorsicht betreten werden kann! Nach Kölliker ziehen 1) die Fasern der motorischen Wurzeln in der grauen Substanz der Vorderhörner vorzüglich nach zwey Richtungen weiter. Die am meisten nach innen eingetretenen Bündel gehen in den innersten Theilen der Vorderhörner rückwärts und etwas nach innen. Weder Geflechte noch bündelweises Zusammenschaaren der Fasern zeigt sich hiebey; nirgend endlich findet ein Zusammenhang dieser Fasern mit den Fortsätzen der vielstrahligen großen Nervenzellen, durch deren innere Gruppe sie als compakte Bündel hindurch treten, statt. So verlaufen sie immer weiter in den Vorderhörnern bis zu den Seitentheilen der vorderen Commissur, setzen sich dann in Bögen continuirlich in deren Fasern fort, um zuletzt je in dem entgegengesetzten Vorderstrang aufzusteigen.

Dieses Schicksal haben jedoch (Weber's Ansicht entgegen) nicht alle Fasern der motorischen Wurzeln, vielmehr entspringt ein zweyter Theil derselben aus der vorderen Hälfte der Seitenstränge derselben Seite, und verläßt das Mark, ohne eine Kreuzung eingegangen zu seyn. Andere Faserquellen für diese Wurzeln wurden nicht aufgefunden. Ihre Fasern erleiden auf diesem Wege mehrfache Veränderungen ihres Durchmessers. Sie werden von ihrem Eintritt in das Mark an bis in die graue Substanz schmäler und schmäler, nehmen dann wieder beym Aufsteigen in den Strängen des Rückenmarkes an Dicke zu, ohne jedoch ihre ursprünglichen Durchmesser vollkommen zu erreichen. Theilungen der Fasern wurden hier so wenig als an einer anderen Stelle im Rückenmark von Kölliker wahrgenommen.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie von Dr. Aug. Smetana. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1850. XX u. 288 S.

Zu den Zeichen der gegenwärtigen Zeitrichtung gehört unstreitig jener bedeutende Grad von Selbstreflexion des philosophischen Bewußtseyns, wornach einerseits nicht leicht eine neue Wendung der Philosophie mit Erfolg auftreten kann, wenn sie nicht auf constructiver Auffassung des Bisherigen beruht, und andrerseits sich oft die Erscheinung zeigt, daß sogar die Zukunft der Entwicklung der Philosophie aus den vorliegenden Momenten proleptisch construirt wird. Es sind nämlich durch den Verlauf der Philosophie seit Kant und Jacobi in Folge der Macht der Methode die Grund-Kategorien in eine derartige Tiefe eingekehrt, daß sie das Innerste des menschlichen Bewußtseyns berühren und dort als das Allereigenste erfaßt in dem Hervorquellen aller Philosophie gleichsam unwillkührlich fortwirken. Weder bey Plato noch bey Aristoteles, und ebensowenig bey Carteſius, Spinoza oder Leibnitz finden wir eine Hindeutung auf eine künftige Auffassung der Philosophie, sowie auch deren Zeitgenossen sich mehr rück- als vor-blickend verhielten. Anders ist es seit dem Beginne dieses Jahrhunderts, indem sowohl bey Kant gerade die Kernpunkte als „Regulativ," d. h. als Aufgabe und künftig zu lösende Probleme stehen blieben, als auch bey Jacobi, eben in seiner Weise, manches implicit enthalten ist, was später zu Triebfedern der Entwicklung der Philosophie sich gestaltete, so z. B. der Begriff des Begriffes. Allerdings werden stets mehr Diejenigen eine Zukunft der Philosophie im Auge haben, welche nicht strenge einem der schon historisch gewordenen Systeme anhängen (heutzutage aber wird Alles schneller ein historisch vorliegendes, als dieß je der Fall war), denn unter Jenen gibt es ja bekanntlich Manche, welche die Philosophie im Ernste für „fertig" halten, oder Andere, wie z. B. die sich so nennende Fries'sche Schule, glauben mit Hinwegsehen über spätere Entwicklungen in der Fortführung einer einzigen früheren verdienstlich thätig zu seyn. Wer hingegen eben in der Mitte der Gegenwart Historiker zu seyn bestrebt ist, dem bleibt der Blick für die Einseitigkeiten der Gegenwart und die Ahnung einer künftigen Allseitigkeit offen. In diesem Sinne erklärt sich die jetzt nicht seltene Erscheinung, daß auf einen noch nicht vorhandenen „Ausgang" der Philosophie hingedeutet und hingearbeitet wird.

Eben dieses beabsichtigt H. Smetana, welcher durch seine frühere Schrift „die Bedeutung des gegenwärtigen Zeitalters" (Prag, 1848) dem philosophischen Publikum nicht ganz unbekannt seyn dürfte, in oben genanntem Buche.

Die Entwicklung dessen, was H. S. die „Katastrophe" und den „Ausgang" der Geschichte der Philosophie nennt, beruht auf einer eigenthümlichen Auffassung des Orientalismus und Occidentalismus, nach welcher der erstere das im „göttlichen Seyn" ruhende, der letztere das im „irdischen Wissen" bewegliche Denken repräsentire. Die Katastrophe erscheint dann als der plötzliche Umschwung des mensch-

lichen Geistes, welcher sich geräuschlos im siebzehnten Jahrhundert ereignete, indem die occidentalische Philosophie Grundlage und Ausgangspunkt für die morgenländische Weltanschauung wurde (S. 21 und 235); demnach habe diese Katastrophe den durch Plato und Aristoteles vermittelten Uebergang vom orientalischen Seyn zum occidentalischen Wissen durch die umgekehrte Vermittlung von Seite des Cartesius und Spinoza vollkommen paralysirt, und Cartesius in Opposition mit dem italienischen Pantheismus Bruno's habe zuerst durch seinen Zweifel und das Cogito ergo sum das Wissen vom Seyn gelöst und hiemit das Wissen für den Grund des Seyns erklärt, statt daß bisher das Seyn der Grund des Wissens gewesen, worin eben der Umschwung oder die Katastrophe liege (S. 246 f.).

Als „Ausgang" der Philosophie wird dann hiemit übereinstimmend die Identität der beyden für sich einseitigen Principien des Seyns und des Wissens bezeichnet (S. 24). Wenn nämlich im italienischen Pantheismus das Princip des Seyns gleichzeitig als berechtigt mit dem des Wissens aufgetreten, so seyen hier beyde unmittelbar wie im natürlichen Zustande mit einander vereinigt gewesen, worauf in der nächsten Gruppe (Cartesius, Spinoza, Leibnitz) durch die rationalistische Richtung das Seyn geschichtlich aus dem Wissen hervorgetreten sey. Die Einheit dieser beyden Erscheinungen dann stelle sich im deutschen Idealismus dar, in welchem die Elemente des menschlichen Bewußtseyns denselben geschichtlichen Verlauf genommen wie in der zweyten Gruppe, dabey aber natürlich verbunden gewesen seyen wie in der ersten (vorcartesischen) Gruppe. Denselben Weg, welchen Cartesius, Spinoza und Leibnitz gegangen, hätten von Neuem die deutschen Idealisten seit Kant betreten. Mit Kant und Fichte sey ein neuer Cartesius entstanden, in Schelling und Hegel aber Spinoza wieder aufgelebt, und Herbart habe das Leibnitz'sche System wiederholt (S. 269). So vertrete Herbart wieder die occidentalische Weltanschauung, wie die orientalische in Schelling und Hegel ein Uebergewicht erlangt habe, und der Gegensatz zwischen Hegel und Herbart sey in der That als das complicirte Resultat der ganzen durch jene beyden Philosophen „abgeschlossenen" occidentalischen Philosophie, welches nun seiner tiefsten Vermittlung entgegenharre, anzusehen (S. 270 und 275); jene Vermittlung aber werde geschehen seyn, sobald das Herbart'sche Princip der Endlichkeit mit Hegel's Unendlichkeit versöhnt seyn werde; dann nämlich sey nicht mehr zu erklären, wie Gott im Bewußtseyn des Menschen zu sich gekommen (— Hegel —), sondern wie der Mensch selbst zu seinem Bewußtseyn gekommen, mit einem Worte, „wie das Bewußtseyn des Menschen geworden sey" (S. 283). Dann auch werde in der menschlichen Gesellschaft eine neue Zeit aufgehen, und in Folge der gründlichen Versöhnung werden „die sociale Liebe und der künstlerische Genius" als Schicksal der Zukunft walten und das Leben auf Erden verklären (S. 287).

Mit diesem Grundgedanken Hrn. S.'s wird nun allerdings Jeder gerne insoweit übereinstimmen, als in der That die Vermittlung des Idealismus und Realismus auch heute noch als eine künftige erscheint. Auch das Moment des wahren Anthropologismus schimmert erfreulich durch, wenn z. B. S. 5 Anm. gesagt wird, daß durch die Thätigkeit des Denkens im Grunde genommen die Gottheit aus der Welt herausgeboren wurde, oder wenn jene künftige Entwicklung der Philosophie als diejenige bezeichnet wird, welche, weder orientalisch noch occidentalisch, das wahrhafte reelle Leben des Geistes entfalten und allein den Namen der „menschlichen" verdienen (S. 35) und als vermittelnde Identität die „Philosophie des Bewußtseyns" heißen wird (S. 284). Ebendieß führt auch richtig zur historischen Auffassung, zu einer, wie es H. S. nennt, „Philosophie der Geschichte der Philosophie," indem Niemand den letzten entscheidenden Schritt in der Entwicklung des Geistes thun könne, wenn er nicht die gesammte Geschichte der Philosophie in seinem Geiste noch einmal geschehen lasse, und jeder andere Weg, als der der Geschichte der Philosophie, am Tempel der Wahrheit vorbeyführe (S. 287). Darum mußte sich auch Hrn. S.'s Buch, welches den Ausgang der Philosophie andeuten sollte, nothwendig als eine geschichtliche Darstellung des Bisherigen gestalten.

Doch einige Bedenken dürften im Einzelnen Hrn. S. sich entgegenstellen. Zunächst scheint uns die Gegenübersetzung von Herbart und Hegel eben, wie oben bemerkt, nur ganz im Allgemeinen insofern richtig, als der Eine derselben den Idealismus, der Andere den Realismus vertritt, während die Entwicklung der Philosophie seit Kant eine durchgängige Parallele zwischen diesen beyden Philosophen gar nicht zuläßt. Einmal ist bey Hrn. S. Jacobi und die Bedeutung der Philosophie desselben ganz in die Brüche gefallen. Mit der natürlich nothwendigen Beyziehung Jacobi's scheint uns vielmehr die Parallele bis ins Einzelnste durchzuführen zu seyn, daß wie Kant zu Jacobi, so Fichte zu Herbart sich verhält.

Bey Kant nämlich ist Kriticismus im Subject, bey Jacobi Kriticismus im Object, worauf entsprechend Fichte's dialectischer Idealismus und Herbarts dialectischer Realismus folgt. Schellings frühere Philosophie enthält vollständig das Problem (aber nur das Problem) der Identität, deren abermals einseitige, einen entschiedenen Rückfall zum dialectischen Idealismus enthaltende, Fortführung in Hegel vorliegt, der Art, daß Hegels realistisches Correlatum gar nicht vorliegt oder höchstens hinter den albernen Phantasien eines Peipers oder dergl. geahnt werden kann. Liegt demnach Herbart um eine ganze Stufe noch vor Hegel, so kann wohl von einer durchgängigen Parallele keine Rede seyn, und wird auch die künftige Vermittlung tiefer greifen müssen.

Einen ferneren Anstoß dürfte auch die Art erregen, in welcher H. S. durchweg die Begriffe des Orientalismus und Occidentalismus faßt. Daß der erstere dem Principe des Seyns, der letztere dem des Wissens bey Hrn. S. entsprechen soll, haben wir schon oben angegeben; aber eben in solcher Allgemeinheit dem ganzen Verlaufe der Philosophie zu Grunde gelegt ist diese Eintheilung nur eine doctrinäre Abstraction, welche in dem einzelnen Materiale bald sehr modificirt, bald fast ganz aufgegeben werden muß. Zerfällt ja doch die orientalische Entwicklung der Menschheit selbst wieder in mehrere ganz specifisch verschiedene Momente, so daß es immer einseitig ist, dieselben sämmtlich, das Chinesische, Indische, Aegyptische, Persische, Muhammedanische, in Eine Bezeichnung zusammenzuwerfen. H. S. scheint besonders das Indische Bewußtseyn im Auge zu haben, und hiebey wieder hauptsächlich nur jene Auffassung zu berücksichtigen, nach welcher die Maja, die Phantasie, als täuschende Betrügerin erscheint (S. 12); hierin aber liegt eine doppelte Einseitigkeit vor, denn daß jenes nicht das durchgängige Princip des Indischen, geschweige denn erst des gesammten Orientalischen ist, zeigen sowohl die späteren indischen Erkenntnißtheorien, als auch natürlich das persische Denken. Seyn und Wissen sind auch überhaupt nicht Elemente, welche derartig zu trennen wären, daß man eine Eintheilung der historischen Entwicklung darauf begründen könnte; sie sind bereits innig verbundene Produkte des Denkens, in dessen innerstem Principe, d. h. im Dualismus des Menschen, das Agens der Geschichte zu suchen ist. Hieraus ergibt sich dann das Verständniß der Thatsache, daß alles Denken vor Cartesius (oder Baco von Verulam) objectiv, und alles nachfolgende subjectiv war.

(Fortsetzung folgt.)

Mikroskopisch-anatomische Darstellung der Centralorgane des Nervensystems bey den Batrachiern.

(Schluß.)

Die hinteren Nervenwurzeln lösen sich, nachdem sie die hinteren Hörner der grauen Substanz in horizontalem Verlaufe erreicht haben, in Fascikeln nach verschiedener Richtung weiterschreitend auf, und zwar so, daß sich von ihnen sagen läßt, sie beziehen ihre Fasern hauptsächlich aus den Hintersträngen und den hinteren Hälften der Seitenstränge ihrer Seite, und wahrscheinlich auch durch die grauen Commissuren von den beyden genannten Strängen der entgegengesetzten Seiten. Der Wechsel der

Dimensionen ist auch an diesen Nervenröhren in ähnlicher Weise zu bemerken wie an den motorischen.

Von weiteren in der grauen Substanz vorkommenden und nicht mit den Wurzeln zusammenhängenden Fasern kann nicht mit Gewißheit gesprochen werden, vermuthen läßt sich nur, daß es deren giebt, indem man nämlich sowohl in der substantia gelatinosa, als auch in den vorderen Hörnern und da, wo beyde zusammenstoßen, Fasern von eigenthümlicher Lagerung und so verlaufen sieht, daß man sie durchaus nicht als im Zusammenhang mit den Wurzeln stehend denken kann. Auch gehen sie keine Verbindung mit den Strängen der weißen Substanz ein, so daß man sie, ohne ihren Anfang oder ihr Ende zu kennen, vorläufig noch als besondere Markfasern ansehen muß.

Hieraus ist ersichtlich, daß bey dem Menschen wenigstens ganz andere Verhältnisse obwalten als die von Blattmann für das Froschrückenmark angegebenen. Selbstständigkeit der longitudinalen Fasern der weißen Substanz, freye Enden der Nervenwurzeln im Mark, stellen eine von dem Rückenmarksbau des Menschen so ganz verschiedene Anordnung dar, daß beyde kaum je auf ein gemeinsames Princip könnten zurückgeführt werden. Der Proceß in den Nerven ist ein rein physikalischer; denn die Thätigkeiten des Geistes können nie mit der Thätigkeit jener in einen causalen Zusammenhang gebracht werden. Für jeden solchen physikalischen Vorgang finden wir wenigstens einen durchgreifenden Typus der Apparate festgehalten, in welchen er vor sich geht. Wo Abweichungen auch nur in seinen unwesentlichen Theilen auftreten, machen sich dieselben nothwendig auch sogleich geltend. Die Leitungsgesetze in dem Rückenmark des Frosches sind nun aber genau dieselben wie bey den höheren Säugthierordnungen. Die Erfolge der Reizung, Durchschneidung ꝛc. bringen dieselben physiologischen Effekte hier wie dort hervor, und hält man endlich damit die von Volkmann selbst angestellte Messung bey dem Frosch zusammen, so wird man in der Vermuthung bestärkt, daß auch bey diesem Thier die Faserordnung analog der von Kölliker angegebenen sey. Der Durchmesser des Markes am Hals beträgt nach Volkmann 0,11 Par. Zoll; der aller Rückenmarksnerven zusammen 0,0817. Zieht man dort $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{4}$ für die graue Substanz ab, so fallen die beyden Größen ziemlich nahe zusammen.

Wird man hiedurch schon aufgefordert die Blattmann'schen Untersuchungen einer neuen Revision zu unterwerfen, so wird dieß um so nothwendiger bey dem Verlauf der Fasern im Gehirn. Hier jedoch ist der Spielraum möglicher Verschiedenheiten zwischen dem Frosch- und Menschen-Hirn natürlich viel zu groß, als daß man den Schlüssen nach der Analogie von vorne herein ein bedeutendes Gewicht beylegen dürfte. Haben aber, wie es fast scheint, Blattmann verstümmelte Präparate des Rückenmarkes zu nicht ganz richtigen Beobachtungen geführt, so liegt es nahe, Aehnliches auch bey seinen nach gleicher Methode untersuchten Hirnschnitten zu befürchten.

Schließlich muß ich erwähnen, daß Kölliker keine Theilungen von Nervenröhren in den Centralorganen gefunden hat, wie sie von Heßling beschrieben, und mir von ihm häufig gezeigt wurden. Jener Autorität gegenüber finden wir also auch in diesem Punkte eine Aufforderung zu neuer Prüfung, zumal, wie man aus allen dem hier Mitgetheilten sieht, über nichts so sehr die Ansichten fluktuiren als gerade über diese so wichtigen Punkte der Anordnung und Struktur centraler Gebilde, was natürlich in geradem Verhältniß zu der Schwierigkeit der Untersuchung in Beziehung auf Objekt und Methode steht.

Dr. E. Harleß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie.

(Fortsetzung).

Nur dann auch ist das Christenthum in seinem wirklichen Zusammenhange mit dem wahren Orientalismus verständlich; bey H. S. aber muß gerade das Christenthum in eine schiefe Zwischenstellung gerathen zwischen dem, was dort als Orientalismus und Occidentalismus bezeichnet wird, und manche Ausdrucksweisen dienen gewiß nicht dazu, den Leser hierüber zur Klarheit zu bringen; so, wenn (S. 13) gesagt wird, des Wissens göttliche Zuversicht sey für immer geschwunden, als das Wissen dem unendlichen Seyn sich gegenüberstellte, namentlich damals, als die junge christliche Philosophie den Gnosticismus siegreich niedergekämpft hatte, — oder wenn (S. 30) dem doch gewiß occidentalischen Griechenthum wieder das Princip des Seyns zugeschoben wird, und es heißt, die **Ideae innatae** seyen ein Ausdruck der Vereinigung des griechischen Principes des Seyns und des christlichen Principes des Wissens. Daher mußte auch H. S. dazu kommen, seine eigene Eintheilung gewissermaßen aufzugeben, wenn derselbe (S. 236) sagt, innerhalb der occidentalischen Epoche sey auf die orientalisirende Philosophie der Griechen die rein occidentalische christliche Philosophie, und auf diese die vom Heidenthum gleichmäßig wie vom Christenthum „befreyte“ Philosophie seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften gefolgt. Das Gleiche bemerken wir, wenn (S. 194) von einem „occidentalischen Beygeschmacke“ des englischen Empirismus die Rede ist, gerade als wäre derselbe wesentlich orientalisch; andrerseits hingegen wird dem Orientalismus sicher zu viel Ehre angethan, wenn (S. 223) derselbe als Träger der Allgemeinheit und Nothwendigkeit erscheint. Ueberhaupt werden jene beyden Begriffe des Orientalismus und Occidentalismus bey Hrn. S. ziemlich zu leeren Formen, welche sich bedeutend von ihrem ursprünglichen materiellen Sinne entfernen. So soll Spinoza das orientalische *), Cartesius das occidentalische Bewußtseyn vertreten (S. 197 und 256 ff.) und in gleicher Weise sich Hegel zu Herbart verhalten (S. 276), sowie bey Kant der Empirismus occidentalisch und der Rationalismus orientalisch seyn (S. 196 und 121). Ferner sehen wir auch nicht ein, wie mit diesem Dualismus der geschichtlichen Entwicklung bey Hrn. S. sich die wunderliche Eintheilung des Wissens in aprioriſches, aposteriorisches und skeptisches (S. 38) verträgt, zumal wenn, wie es S. 228 wörtlich heißt, Theologie und Jurisprudenz ihr Gebäude auf empirischem Boden aufgebaut haben sollen; es müßte denn nur der Skepticismus die befruchtende Identität der beyden anderen Richtungen

*) Wir wissen sehr wohl, daß auch Hegel in Spinoza's System ein Eintreten des Judenthums erblickte, halten dieß aber auch für einen gründlichen Irrthum, bey dem Geiste eines Spinoza zufällige Geburts-Verhältnisse und Jugend-Eindrücke mit dem Systeme oder gar der welthistorischen Entwicklung der Philosophie zusammenzuwerfen.

seyn, was H. S. schwerlich zugeben dürfte, wenn derselbe auch nicht nur bey Hume alles Gewicht zu sehr auf das Skeptische legt, sondern sogar Berkeley durchaus zum Skeptiker stempeln will. — Endlich müssen wir gestehen, daß wir die Sympathien für das Slaventhum und die Hoffnungen auf eine philosophisch-welthistorische Geltung desselben, welche H. S. in der Vorrede ausspricht, mit ihm nicht theilen, so wie es auch schwer nachzuweisen seyn dürfte, daß in den Slaven eine Versöhnung des Orientalismus und Occidentalismus liegen könne oder etwa gar müsse.

So viel nun über das Princip und die Grundanschauung Hrn. S.'s. Das Einzelne gestaltet sich, wie schon oben bemerkt wurde, als eine geschichtliche Darlegung zum Nachweise der principiellen Auffassung. Hiebey aber gesteht H. S. selbst, daß er nicht die Original-Quellen, sondern nur die vorhandenen Darstellungen der Geschichte der Philosophie benützte. Nur müssen wir uns wundern, wie H. S. dazu kam, ein so beyspiellos schlechtes Machwerk, wie die Sigwart'sche Geschichte der Philosophie ist, auch nur zu nennen (S. 37 Anm.), geschweige denn erst zu benützen; auch Ulrici's Werk so wie die Schriften des jüngeren Fichte dürften nur mit äußerster Vorsicht als Quellen angewendet werden, wogegen es bey H. S. auffallen muß, wenn er zuweilen (z. B. S. 202, 227, 229 ff.) nur neuere Darsteller sprechen läßt, anstatt auf die Quellen selbst einzugehen.

Abgesehen von dieser allgemeinen Bemerkung begegnete uns auch in der Auffassung der einzelnen Systeme manches Auffallende, ja sogar Verfehlte. Zunächst sind die unbedeutenderen Philosophen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sämmtlich viel zu hoch angeschlagen, und der Entwicklung ihrer Ansichten nach dem Maaße des Uebrigen zu viel Raum gegönnt. So z. B. die Meinungen des Helvetius sind doch kaum der Rede werth, und das Système de la Nature wird wohl immer nur als krankhafter Auswuchs zu betrachten seyn, wenn man nämlich, wie doch H. S. beabsichtigt, die Geschichte in ihren großen Grundzügen erfassen will. Wir glauben immer, dem Ausspruche (S. 118) des Hrn. S. gerade entgegengesetzt, daß man wirklich ein Recht habe, auf solche Richtungen und ihr Resultat gewissermaßen vornehm herabzusehen. Aehnlich ergeht es mit Herder; was soll dieser vag-süßliche Geist, der die Kantische Bewegung gar nicht zu verstehen im Stande war, in einer Geschichte der Philosophie zu thun haben, welche die Katastrophe und den Ausgang der Philosophie erklären soll? Mit der Bezeichnung „dichterischer Philosoph" (d. h. wohl Phantast) oder „Liebling der deutschen Nation" (was übrigens nicht einmal wahr ist) ist sehr wenig gesagt. Ebenso erhält auch Lambert (S. 179) eine wohl unverdiente hohe Stellung; man muß eben nicht gar jeden Versuch einer Erkenntniß-Theorie gleich zu einem „Vorläufer Kants" stempeln wollen.

Zu den einzelnen Unrichtigkeiten gehört, daß bey Plato das „mystische Dunkel der *γνῶσις τῶν ὄντως ὄντων, τῶν ἀεὶ ὄντων* lediglich ein Product orientalischer Phantasie" sey, daß bey ihm nicht Ein Princip es gebe, sondern zwey, da Gott sowohl als die Materie ungeworden seyen (S. 19) *), daß Gott selbst das Gute sey (S. 18), daß schon bey Plato die Tugend als eine Sache des Geschmackes einer schönen unverdorbenen Seele (wie bey den Deisten) bezeichnet werde (S. 225), — sämmtlich Behauptungen, welche bey genauem Quellenstudium in Nichts zerfließen würden. Ebenso falsch wird die Aristotelische Metaphysik aufgefaßt, indem nach derselben „die ewige Welt, die für sich aus der *ὕλη, στέρησις, μορφή* (??) sollte erklärt werden können, von dem reinen Denken absolut geschieden sey" (S. 240). Etwas gar zu viel Vertrauen aber auf die Nachsicht seiner Leser hegt H. S., wenn er S. 241 behauptet, Aristoteles habe Gott als **Deus ex machina** hingestellt, er habe ihn für die Erklärung der Welt nicht bedurft, sondern ihn bloß

*) Hingegen lesen wir wieder S. 240, daß „bey Plato Alles, Gott, Materie, Welt noch im innigsten Zusammenhange geblieben, während erst Aristoteles die Scheidung der Gottheit und der Welt vollbracht habe."

„wie eine Reliquie des Anaxagoras, durch ein Zugeständniß, durch eine Inconsequenz, beybehalten.“ Dieß ist denn doch zu stark. — Nicht weniger unwahr ist, was von der scholastischen Epoche der Philosophie gesagt wird (S. 14 und 26); es sey nämlich dem Wissen zuletzt nichts Anderes übrig geblieben, als sich mit sich selbst zu beschäftigen (?), in welchem unfruchtbaren (?) Treiben es alle die leblosen Begriffe ergrübelt habe, die der Wissenschaft der Scholastik zu einem so zweydeutigen Ruhme verholfen hätten. — Campanella ferner wird viel zu hoch gestellt, wenn er (S. 32) als Vorläufer Kants bezeichnet und seine Erkenntniß-Theorie den übrigen gleichzeitigen so weit vorgezogen wird. Uns scheint er eben auch an jenem weiter nicht begründeten Dualismus zu leiden, wie Telesius oder selbst Gorzi und auch Franziscus Patricius; bey allen jenen Vorläufern des Cartesius (— dieß aber ist ihre collective Bedeutung für die Geschichte der Philosophie —) zerfällt die Sache im Grunde immer in Empirismus und Mysticismus. — Bey Giordano Bruno (S. 27 f.) fehlt nicht nur die Erwägung des Kernpunktes, des Versuches nämlich, wie Bruno das, was er Princip und was er Ursache nennt, zu einigen suchte und so einen organisirten Pantheismus einleitete, sondern es ist auch die ganze Stellung Bruno's mißkannt, wenn in der Philosophie desselben eine „Verschmelzung des heidnischen und christlichen Principes“ gesucht wird; die Ethik Bruno's, in welcher diese Verschmelzung besonders liegen soll, ist entschieden das schwächste bey ihm und das für den geschichtlichen Gang am wenigsten bedeutende. — Auch des Cartesius Ausgangspunkt ist wohl nicht in das rechte Licht gestellt, wenn es (S. 243) von demselben heißt, noch einmal habe sich das Wissen fest auf seinen Thron gesetzt, noch einmal sey Gott als reines Denken gefaßt und das sum von dem cogito abhängig gemacht worden; denn einerseits ist es ein, selbst schon oft gerügter, Irrthum, das cogito ergo sum für einen formulirten logischen Syllogismus zu halten, in welchem der Obersatz hieße: omne quod cogitat, est, während jener Satz nur eine postulirte Identität von Seyn und Denken, eine Betheuerung der subjectiven Denk-Thätigkeit enthält; — und andrerseits wird durch eine solche Auffassung jener Dualismus verwischt, durch welchen der cartesische Idealismus getrübt ist. — . Die Darstellung des Systemes Spinoza's ist unklar, wie man z. B. aus dem Satze (S. 252) erkennen mag: „Während Cartesius innerhalb des subjectiven Wissens stecken blieb . . . . ., stellte Spinoza an die Spitze seines Systemes ein Seyn, das völlig objectiv, d. h. von dem Denken völlig unabhängig, demselben vielmehr als seinem Attribute selbst zu Grunde lag, um von diesem Seyn aus alles apodiktische Wissen abzuleiten.“ Wozu noch der schon oben berührte durchgängige Irrthum tritt, daß Spinoza ein in allen seinen Theilen von der orientalischen Weltanschauung getragenes System aufgeführt haben soll (S. 256 und 258). — Ferner wie Locke's politische Grundsätze das Prädicat „richtig und human“ (S. 48) verdienen können, verstehen wir ebenso wenig als den Ausspruch (S. 61), daß Shaftesbury in der Ethik zuerst die Nothwendigkeit gefühlt habe, die antike *καλοκαγαθία* mit der Lehre des Christenthumes zu vereinigen (jedenfalls wenigstens hätte, selbst wenn eine solche Vereinigung in der Geschichte der „Moralphilosophie“ vorkommen könnte, Lipsius oder selbst Gassendi die Priorität in Anspruch zu nehmen). Bey Bayle hingegen ist die hohe Bedeutung seiner eigenthümlichen Skepsis verkannt (S. 203 ff.); es genügt nicht, zu sagen, daß Bayle, trotz seiner skeptischen Absicht, das mannigfache Wissen und seine Extreme nicht absolut zerstört, sondern nur seine Verschiedenheiten aneinander oder relativ zu Grunde gerichtet habe. Bey Bayle nämlich finden wir in der That eine Identitäts-Lehre in der Erkenntnißtheorie, in welcher die Universalität und Singularität fast versöhnt erscheint, sowie überhaupt eine wundersame Vereinbarung von Gegensätzen seine ganze Philosophie zu einer der beachtenswerthesten Erscheinungen macht. — Daß hingegen Berkeley mit Unrecht als Skeptiker betrachtet wird, ergibt sich bey Hrn. S. aus der vorgefaßten Meinung, derselbe bilde eine reine Negation des Locke'schen Empirismus, aus welchem er als dessen Gegensatz hervorgegangen (S. 204), ein Irrthum, der auch bey Hegel sich findet, dessen Ausspruch, Berkeley's Skepticismus habe nur die Form Idealismus zu seyn, H. S.

adoptirt. Einerseits jedoch verstehen wir nicht, wie der Idealismus ein formales Moment eines Systemes seyn könne, und andrerseits finden wir bey Berkeley ja nur eine psychologische Sublimirung der Sinnenwelt zur Idee, keineswegs aber eine Negation derselben. Auch macht es einen Philosophen nicht sogleich zum Skeptiker, wenn er das Eine oder Andere „vorher skeptisch erwogen haben muß“ (S. 207), ehe er seinen Grundsatz ausspricht. — Durchaus gezwungen systematisirend ferner scheint uns die Ansicht, daß Leibnitz „vollkommen die Lehren des Cartesius mit denen des Spinoza vereinigte“ (S. 260); Spinoza's System möchte eher so abgeschlossen zu nennen seyn, daß sich gar Nichts mit ihm vereinigen läßt, geschweige denn der unstete cartesische Dualismus. Hatte Spinoza etwa ein unreines Denken, daß erst durch Leibnitz „das reine Denken auf die absolute Substanz eine zersetzende Kraft übte und sie in die Monaden zersplitterte“ (S. 261)? Will man das Wort „unrein“ in philosophischem Sinne gebrauchen, so trifft es wohl gerade vielmehr den Leibnitz'schen Gedankengang. Hrn. S.'s Ausspruch aber, daß „seit den Zeiten der Griechen Leibnitz das beste System (!) geschrieben“ (S. 266), läßt sich nur daraus erklären, daß auch der unlösbare Zwiespalt zwischen der prästabilirten Harmonie und Gott von Hrn. S. gar nicht erkannt worden zu seyn scheint (S. 263), während die Lectüre der verschiedenen Schriften Leibnitzens bald zeigt, daß, wenn man die Harmonie festhält, Gott verloren geht, und umgekehrt.

Leibnitz war, was neben aller Achtung gesagt werden kann, eben ein Gelegenheits-Schriftsteller, und darum Nichts weniger, als ein Systematiker. Auch von einer „Verschmelzung der orientalischen Weltanschauung mit der occidentalischen“ (S. 265) können wir bey Leibnitz ebenso wenig Etwas finden, wie von einem Determinismus desselben. — Condillac ferner ist gänzlich mißverstanden, indem der unerträglich anti-idealen Richtung desselben ein Werth nicht nur für die Psychologie, sondern sogar ein Vorzug vor der Kantischen Kritik der reinen Vernunft vindicirt wird (S. 75). Wenn durch Condillac die Philosophie einen Fortschritt gewonnen hat, so wollen wir doch lieber gleich die volle Consequenz ziehen, und dem Système de la Nature anhängen. — Ebenso wird der Wolf'schen Philosophie zu viel Ehre angethan (ja, Wolf soll am Ende sogar noch Spinozist seyn — S. 150), dabey aber besonders übersehen, wie bey Wolf das höchste Problem, die göttliche Substanz, durch ein Kreuz-Citat unerledigt bleibt, indem hierüber die Ontologie auf die rationale Theologie, und diese auf jene verweist, was bey der Form eines werthlosen Dogmatismus auch nicht anders seyn kann.

Die jüngste Periode der Philosophie, die Entwicklung derselben seit Kant, in welcher der „Ausgang“ vorbereitet wurde, behandelt H. S. nicht besonders, sondern weist nur in allgemeinen Andeutungen zuweilen auf dieselbe hin, so weit es nöthig ist, um seine Ansicht über das Ziel der Philosophie zu entwickeln. Wir bedauern dieß, da durch ein reicheres Eingehen in Kant's, Herbart's und Hegel's Systeme dem Leser vielleicht mancher Zweifel gelöst worden wäre, welcher nun noch stehen blieb. So scheint uns z. B. einiges gelegentlich über Kant Bemerkte sowohl den Kern der Kantischen Philosophie zu verfehlen (wie, wenn S. 278 gesagt wird, bey Kant sey das Wollen das höchste Erkennen geworden), als auch besonders das Verhältniß zur vorkantischen Philosophie völlig schief aufgefaßt zu seyn.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Q. Curtii Rufi de gestis Alexandri Magni regis Macedonum libri qui supersunt octo. Ad fidem codicum manuscriptorum et olim adhibitorum et recens collatorum Florentinorum et Bernensium recensuit et commentario instruxit Car. Timoth. Zumptius. Accedit tabula geographica expeditionum regis Alexandri. Brunsvigae, apud Fr. Vieweg et Filium. 1849. S. XXII und 621. gr. 8.

Dasselbe Werk. Ausgabe zum Schulgebrauch. Mit einem deutschen erklärenden Commentar von C. G. Zumpt. Nebst einer Karte von den Zügen Alexanders des Großen. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg und Sohn. **1849. S. VIII u. 327. kl. 8.**

Arrians Anabasis. Erklärt von C. Sintenis. Zwey Bändchen mit einer Karte von H. Kiepert. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1849. (Sammlung gr. u. lat. Schriftsteller von Haupt und Sauppe).

Zweyter Artikel.

Um Werth und Bedeutung dessen, was Zumpt für Curtius geleistet, in's Licht zu stellen, ist es nothwendig, auf die erste Ausgabe (Berlin **1826**) einen Blick zu werfen und auch der Streitfrage zu gedenken, zu welcher diese Veranlassung gegeben. Der Herausgeber erkannte es nämlich für seine erste Pflicht, der Gestaltung des Textes eine andere Grundlage zu geben, als diejenige war, auf welcher die meisten Ausgaben vor ihm fußten und weiter bauten. Es war dieß ein zufällig entstandener und entweder nach subjectiven Vermuthungen oder, wenn auch nach handschriftlichen Quellen, so doch meist mit bloß gelegentlicher, beliebungsmäßiger Benützung umgebildeter Text; der sich zu dem zweydeutigen Ansehen einer Vulgata erhoben hatte. Dem gegenüber stellt Z. einen sorgfältig gesammelten, kritisch gesichteten handschriftlichen Apparat als die urkundliche Quelle, aus der er den Text des Curtius herleitet. Dieses Unternehmen fand nicht aller Orten die gehoffte Anerkennung, sondern rief vielmehr eine nicht ohne Leidenschaft und Bitterkeit geführte Polemik hervor; und zwar galt der Widerspruch nicht bloß der Ausführung und äußeren Einrichtung, die allerdings manchen Anlaß zu wohlbegründetem Tadel boten, sondern auch der Methode in ihrem Principe, also der diplomatischen Kritik selbst, die Walch, der Urheber dieser Polemik, als ein durchaus unwissenschaftliches, handwerksmäßiges Treiben verwirft, und dagegen als letzte und höchste Forderung die grammatisch-ästhetische Kritik aufstellt. Man kann letzteres zugeben und dessenungeachtet, oder richtiger ebendeßwegen an der Nothwendigkeit der diplomatischen Kritik festhalten, die sich, auf den allgemeinsten Gesichtspunkt zurückgeführt, zu der grammatisch-ästhetischen verhält wie die Historie zu der Philosophie überhaupt, beyde Worte in ihrem eigentlichen und ursprünglichen Sinne gebraucht. Von principieller Seite möchte demnach der Widerspruch

Walchs nicht von großer Bedeutung seyn, und die Praxis der neueren Zeit hat sich unverkennbar für die von demselben verworfene Methode entschieden. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß, wo es gilt, die schriftliche Aufzeichnung eines andern in möglichst unverfälschter Gestalt wiederzugeben, es vor Allem darauf ankommt, wenn die Urschrift selbst nicht zu Gebote steht, die abgeleiteten Quellen nach ihrem urkundlichen Werthe zu prüfen und das Ergebniß dieser Prüfung als Urtheil über die Glaubwürdigkeit des Zeugen bey der Entscheidung des einzelnen Falles in Anschlag zu bringen. Z. hatte somit ganz Recht, wenn er auch in der neuen Bearbeitung nicht von dem früheren Grundsatze abging, den er nur zu schroff und einseitig ausgedrückt hatte. Mehr möchte gegen die Art der Anwendung und Durchführung zu sagen seyn, und manches, was W. in dieser Beziehung gegen Z. bemerkt, verdient auch jetzt noch Beachtung. Vor Allem kommt die Hypothese in Frage, wornach Z. zwey Classen von Handschriften unterscheidet: die einen, welche zwar alle Fehler der Nachläßigkeit und des Ungeschicks der Abschreiber tragen, im Uebrigen aber treu ihrem Originale folgen; die andern, die durch absichtliche Aenderungen, mögen sie sich nun im Einzelnen als Entstellungen oder Verbesserungen erweisen, jedenfalls urkundlich verfälscht sind, wobey wieder verschiedene Grade der Corruption zum Vorschein kommen. Dieser Ansicht wurde auch von solchen, die man nicht als Gegner Zumpts betrachten darf, Widerspruch entgegengesetzt, und namentlich sucht Mützell zu erweisen, daß eine solche strenge Scheidung der Handschriften, wie sie Z. annimmt, nicht gerechtfertigt erscheine, und insbesondere Vieles gegen die Vermuthung spreche, wornach die Corruption der Handschriften zweyter Classe erst aus der durchgreifenden Interpolation des vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts herrühren soll; vielmehr sey es wahrscheinlich, daß die bezeichneten Erscheinungen „aus einer ganz allmählich, in langer Entwickelung fortschreitenden Zersetzung und Umwandlung der Handschriften“ hervorgegangen. Dieser, die ursprüngliche Ansicht Zumpts modificirenden Auffassung, treten denn auch ohne Ausnahme diejenigen Kritiker bey, welche sich in neuester Zeit um den Text des Curtius besonders verdient gemacht haben: so Halm (Heidelberger Jahrbb. 1842), Foß (Epistola ad Muetzellium im Altenburger Progr. 1845), und nunmehr auch Jeep, der zuerst (in seinem Specimen quaestionum criticarum, Wolfenbüttel 1833) am entschiedensten die Sache Zumpts ergriffen und durch Gründe unterstützt hatte, neuerdings aber (Zeitschrift für Gymnasialwesen IV. Jahrg.) ebenfalls der Ansicht Mützells beypflichtet, während Zumpt auch in der neuen Ausgabe seine ursprüngliche Meinung festhält und sich dafür entscheidet, in den guten Lesarten der schlechteren Handschriften lieber glückliche Verbesserungen eines gelehrten Correctors als Spuren einer reineren Quelle zu erkennen. Wie aber auch das Urtheil sich in dieser Sache endgültig gestalten mag, wenn anders eine definitive Entscheidung überhaupt möglich ist, darin stimmen auch die genannten Kritiker mit Zumpt vollkommen überein, daß man die als die ältesten und besten erkannten Handschriften der Textesrecension zu Grunde legen muß und sich nicht darauf beschränken darf, dieselben etwa bloß da zu Rathe zu ziehen, wo die lectio vulgata Anstoß bietet. Nicht verkannt wird damit, daß bey der Beschaffenheit auch der vorzüglichsten Handschriften der subjectiven Kritik mit allen ihren Mitteln des Scharfsinnes und der Erfindungsgabe und der Sprachkenntniß ein reiches Feld der Thätigkeit übrig bleibt.

Steht jener Grundsatz fest, so wird man selten Veranlassung haben, unserem Herausgeber allzugroße Hartnäckigkeit vorzuwerfen in dem Festhalten solcher Lesarten, die vor den Anforderungen der inneren Kritik nicht bestehen können. Ein auffallendes Beyspiel bietet VI, 38 (10, 14), wo Z. die schon längst der Unrichtigkeit überführte Lesart der Handschriften und Vulgata auch in der neuesten Ausgabe festhaltend, schreibt: Scelerati conscientia obstrepente *cum dormire* non *possunt*, agitant eos furiae, *non cogitato modo*, *sed etiam consummato* parricidio. Es versteht sich, daß die Herstellung des Indicativs possunt st. possint gebilligt wird. Auch mag man der Bedenklichkeit nachsehen, wenn auch nicht beypflichten, welche den Herausgeber hindert, die von ihm selbst als zweckmäßig erkannte Con-

jectur des Modius: „*condormire*“ nicht aufzunehmen, da die urkundliche Lesart doch nicht durchaus unzuläßig erscheint. Allein in keinem Falle durfte die ebenfalls von Modius vorgenommene Umstellung von cogitato und consummato zurückgewiesen werden, da diese zur Gewinnung eines entsprechenden Sinnes unumgänglich nothwendig ist. Zwar versucht Z. die Vulgata zu rechtfertigen durch folgende Erklärung: „Verum etiam hoc est, nam qui conscientia mali facinoris commoventur, et postquam fecerunt et priusquam faciant perturbantur. Sed qui, vere improbi sunt, ii perfecto facinore minus commoventur quam cum perficiendi consilium ceperunt.“ Mag darin auch eine allgemeine psychologische Wahrheit enthalten seyn, für den vorliegenden Zusammenhang und die rhetorische Haltung der Stelle paßt dieselbe durchaus nicht, und verliert daher alle Berechtigung, ein Gewicht in die Wagschale zu legen. Allein, wie gesagt, solche Fälle stehen vereinzelt da, und eher möchte der Vorwurf begründet seyn, der dem Herausgeber auch wirklich von Anhängern der diplomatischen Kritik strengerer Observanz gemacht wird, daß er bisweilen ohne Grund Lesarten der besten Handschriften preis gibt. Als diese erkennt Z. mit Beystimmung aller Urtheilsfähigen die zwey Florentiner A. und B., den Bern. A. (früher als Cod. Danielis bez.) und zwey von Snakenburg verglichene: Leid. u. Voss. I. Hätte Z. streng an dem Grundsatz festgehalten, von den Lesarten dieser Handschriften nicht abzuweichen, außer wo unabweisliche Nothwendigkeit es gebot, so durfte IV, 7 (1, 36) die handschriftliche Lesart captis ejus aut *eversis* navibus nicht der Freinsheim'schen Vulgata *mersis* aufgeopfert, noch ibid. 16 (3, 24) *admovit* mit *admonuit*, dessen Autorität, wie Z. selbst gesteht, höchst zweifelhaft ist, vertauscht; noch ibid. 35 (9, 5) summisse durch summis, das noch überdieß kaum etwas zur Erleichterung des Verständnisses beyträgt, verdrängt werden. Solcher Fälle gibt es noch sehr viele, in denen kein strikter Anhänger der diplomatischen Regel Bedenken tragen würde, die am besten beglaubigte Lesart aufzunehmen. Zumpt ist aber weit entfernt, die ganze Rigorosität seines theoretischen Ausspruchs in die Praxis zu übertragen, in der er nicht leicht Billigkeitsgründen sein Ohr verschließt. Und wenn er dabey auch nicht ganz von dem Vorwurf der Inconsequenz freyzusprechen ist, der ihm namentlich in Bezug auf die Orthographie von dem Standpunkt der diplomatischen Kritik gemacht wurde, so wird man doch in den meisten Fällen Grund haben, sein Urtheil als ein besonnenes und wohl überlegtes anzuerkennen.

Der wichtigste Vorzug der neuen Ausgabe vor der älteren besteht (außer der Bereicherung des handschriftlichen Apparates, der durch die sorgfältige Vergleichung des Berner Codex A. einen besonders schätzbaren Zuwachs erhalten hat) darin, daß nicht mehr bloß die Abweichungen der Freinsheimischen Vulgata, sondern die handschriftlichen Lesarten selbst angegeben werden. Doch geschieht dieß nicht in der Weise, daß in möglichster Kürze ein Ueberblick des ganzen handschriftlichen Apparates gegeben wird, woraus sich die Quelle der gewählten Lesart am besten erkennen ließe, sondern in Form einer Rechtfertigung des Textes, welche zwar bey unserem Herausgeber in dem präcisesten und elegantesten Ausdruck sich darbietet, aber doch immer manche unnöthige Weitläufigkeit herbeyführt, und auch der wünschenswerthen Uebersichtlichkeit entbehrt. Der Leser sieht sich nämlich außer dem Commentar noch auf einen Appendix variantium lectionum hinter dem Text gewiesen, eine Einrichtung, die zwar durch die Werthlosigkeit eines großen Theils dieser Varianten entschuldigt wird, aber immerhin ihr Mißliches hat, um so mehr, als an manchen Stellen weder dort noch hier die gewünschte Auskunft zu finden ist, oder der Leser gar durch Verschweigung mißleitet wird. Wir führen ein Beyspiel an, das auch noch von anderweitigem Interesse ist. Der Herausgeber hatte nämlich durch Vermittelung des Professor Halm eine Collation nebst Facsimile des Fragmentes eines Würzburger Codex erhalten, dessen Prof. Reuß in einem Briefe an Spengel (s. Gel. Anz. Jahrg. 1846. Nr. 115. S. 925) Erwähnung thut, und daß er Gebrauch davon machte, zeigt die Bemerkung im Appendix S. 587 zu lib. VIII. cap. 1. §. 4: „Et forte campo erant junctae *fragmentum codicis Herbipolitanum.*“ Von den übrigen Varianten

Die Kataſtrophe und der Ausgang der Geſchichte der Philoſophie.

(Schluß.)

Wenn wir ſchon nicht glauben, daß Kant den „Empirismus und Rationalismus vereinigte“ (S. 115 und 152), oder daß „der Empirismus in Kant mündete“ (S. 121), ſo dünkt uns noch weniger, daß das Kantiſche Syſtem den Skepticismus überwältigt habe (S. 47), da ja das Reſultat ſelbſt des Haupttheiles der Kritik der reinen Vernunft ein durchweg ſkeptiſches iſt. Eben dieſen Punkt aber wirft H. S. ganz ungehörig mit dem Reſultate des Système de la Nature zuſammen (S. 115), eine Parallele, welche wohl noch Niemanden in den Sinn kam; eher könnte man mit Hrn. S. die Locke'ſchen Urbilder der Subſtanzbegriffe dem Kantiſchen unbekannten Ding an ſich parallel ſtellen (S. 56), obwohl auch hier die Verſchiedenheit der Methode, d. h. der Form der Philoſophie zu berückſichtigen geweſen wäre. Durchaus verfehlt hinwieder ſcheint es, wenn jene Abhängigkeit, in welche Kant die Religion von der Moral ſtellte, auf Wolf reducirt wird, inſofern dieſer die Philoſophie von der Religion emancipirt habe (S. 151); es iſt eine ſolche Auffaſſung Nichts, als ein verfehltes post hoc, ergo propter hoc. — Endlich auch in Betreff Herbart's wünſchte wohl Jeder einen genaueren Nachweis, daß mit dieſem Denker die occidentaliſche Philoſophie ſchließe (S. 22 u. 278), ſowie auch darüber, daß bey Hegel die Identität von Denken und Seyn, obwohl eine abſolute, doch nur einſeitig eine objective ſey, welcher gegenüber das ſubjective Denken ſtehen geblieben (S. 272 Anm.). Doch iſt es ſchwierig, über derartige vereinzelnt gegebene Bemerkungen ein Urtheil zu fällen, da, wie bemerkt, H. S. ſelbſt den Ausgang der Philoſophie aus ihrer jüngſten Formation nicht entwickelt, ſondern nur angedeutet hat.

Prantl.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Q. Curtii Rufi de gestis Alexandri Magni.

Dasselbe Werk.

Arrians Anabasis.

(Schluß.)

Auf das, was in neuester Zeit für die Herstellung des Textes geleistet worden ist, nahm der Herausgeber verhältnißmäßig wenig Rücksicht. Er spricht sich darüber selbst S. XI in der Vorrede folgendermaßen aus: „Recentiorum criticorum inventis raro usus sum, non quod ea spernerem, aut non utendum existimarem quicquid utile ad perpurgandum elegantissimum opus offerretur, sed quod ea condicio codicum mss. est, ut, nisi exploratis integrorum et corruptorum librorum lectionibus, ad veram scriptoris manum perveniri non possit.“ Kann man diesen Grund auch nicht für ganz stichhaltig erkennen, so gereicht doch zur Entschuldigung der natürliche Ueberdruß an einer so langwierigen und von vielfachem Mißgeschick betroffenen Arbeit. Nichts desto weniger bleibt es, wie schon von anderer Seite bemerkt worden, ein Nachtheil, der dem Werthe des Werkes einigen Eintrag thut und um dessen willen es weniger abschließend erscheint, als es möglich gewesen wäre. Nur auf Jeeps Bemerkungen in der Zeitschrift für Gymnasialwesen von 1848 wird in einer Nachschrift zur Vorrede Rücksicht genommen und unter andern die Verbesserung IV, 7 (2, 6) *dimissi suos* monere coeperunt mit Weglassung des unbeglaubigten amici gebilligt. — Dieselbe Aenderung hatte bereits Halm in den Emendationes Curtianae (Philologus 1847 S. 300) vorgeschlagen, nur daß er in näherem Anschluß an die besten Handschriften *de*missi beybehält, wahrscheinlich die Ansicht Mützells billigend, welcher demittere in der hier geforderten Bedeutung nicht ohne plausible Gründe zu rechtfertigen versucht, während Z. es ausdrücklich verwirft. Noch manche andere dort mitgetheilte Bemerkung hätte sich vielleicht der Beachtung des Herausgebers empfehlen dürfen, z. B. IV, 45 (12, 7) oder VII, 29 (7, 3), wo man sich schwerlich durch Zumpts Entscheidung befriedigt fühlen wird. In diesem Betracht bleibt der angekündigten neuen Ausgabe, deren Herausgeber durch die früher bekannt gemachte, aber ebenfalls von Z. unbeachtet gelassene Arbeit über Curtius ein sehr gutes Vorurtheil erweckt hat, noch manches nachzuholen übrig.

Die exegetischen Bemerkungen des Herausgebers, meist an die kritische Rechtfertigung des Textes anknüpfend, sind fast durchgängig ebenso klar und treffend, als mit sparsamer Mäßigung angebracht. Zumpts Bemerkung hierüber in der Vorrede p. XII ist mit offenbarer Anspielung auf die Ausgabe von Mützell gesagt, deren Commentar zwar eine Fundgrube historischer und grammatischer Gelehrsamkeit enthält, nicht wenige Erklärungen aber zu dem Umfang von Abhandlungen ausdehnt. Nichts desto weniger gibt es auch jetzt noch zahlreiche Stellen, die eines sicheren Verständnisses noch immer entbehren, und zwar nicht bloß in solchen Dingen, die der Herausgeber als res incertas nec ad liquidum per-

ducendas bezeichnet, worunter er namentlich geographische Fragen versteht („ob nostram locorum ignorationem"), sondern auch wo es auf das bloße Wortverständniß ankommt, dieses aber, sey es durch Textverderbnisse oder, wie nicht gar zu selten, wegen innerer, von dem Schriftsteller ausgehender Gedankenunklarheit erschwert wird. Wir haben schon erwähnt, daß solche Fälle häufig in der Beschreibung von Schlachten vorkommen; ebenso von Belagerungen und Bauwerken, z. B. V, 4 (1, 29); aber auch ganz unabhängig von technischen Kenntnissen, z. B. IV, 40 (10, 14), wo C., nachdem er angegeben, daß A. Reiter vorausschickte, um die Feinde zu verfolgen und das Feuer zu löschen, welches diese auf die Dächer und Getreidehaufen im Vorbeyeilen geworfen, fortfährt: Extincto igitur igne, plurimum frumenti repertum est: copia aliarum quoque rerum abundare coeperunt. Ea res ipsa militi ad persequendum hostem animum accendit: quippe urente et populante eo terram, festinandum erat, ne incendio cuncta praeciperet. *In rationem ergo necessitas versa est;* quippe Mazaeus, qui antea per otium vicos incenderat, jam fugere contentus, pleraque inviolata hosti reliquit. Man ist hier zweifelhaft über die Beziehung des gebrauchten locus communis. Soll man an Mazäus denken, der durch die feindlichen Reiter gezwungen wurde, von seinem unvernünftigen Vandalismus abzulassen? Dieß wäre wohl noch eher zu empfehlen, als was Mützell andeutet, der den Ausdruck zwar auch auf M. bezieht, aber die nothgedrungene Flucht versteht, die „gleichsam als vorbedachter Plan erschien." Allein der unmittelbare Zusammenhang weist lediglich auf das Aufgeben der Verheerungen hin, die aber selbst gerade planmäßig unternommen waren, wie aus mehreren Aeußerungen hervorgeht. Daher ist es wohl richtiger, mit Z. an die vorausgehenden Worte anzuknüpfen und an die macedonischen Reiter zu denken, wobey nur schwer ist, die necessitas deutlich zu bestimmen: ob der militärische Gehorsam gegen den Befehl des Feldherrn gemeint ist, woran man begründeten Anstoß nehmen kann, oder eine andere Nothwendigkeit, die sich nur schwer von der ratio wird scheiden lassen. Z. scheint wohl mehr das letztere anzunehmen, ohne es zu rechter Klarheit zu bringen mit der Erklärung: „quod necessario factum est, id etiam ratio praescribere videbatur, nimirum ut urgerent hostem."

Wir müssen es wegen Beschränkung des Raumes unterlassen, noch mehr Fälle dieser Art anzuführen, in denen zum Theil die Herausgeber nicht einmal auf die vorhandene Schwierigkeit hinweisen. Eine neue Erklärung bringt Z. zu IV, 29 (7, 5), indem er ad interiora Aegypti von den westlichen Theilen Aegyptens und a Memphi eodem flumine vectus nilabwärts versteht. Das ist aber in dem vorhandenen Zusammenhang, wo A. von der pelusischen Mündung heraufkömmt, durchaus unnatürlich, um so mehr, als gleich darauf die Richtung flußabwärts ausdrücklich durch die Worte secundo amne descendit bezeichnet wird. Auch ist der Schluß, den Z. aus Cap. 33 (8, 3) zieht, nichts weniger als zwingend, da dort interiora Aegypti aufs beste in den Zusammenhang mit Aethiopien als noch weiteres Ziel paßt, wenn man jenes von Oberägypten versteht; und daß sonst keine Erwähnung von einem Zuge nach Oberägypten geschieht, ist auch kein Grund, besonders da man sich bey der ganz unbestimmten Bezeichnung des Curtius die Fahrt aufwärts von Memphis nicht eben weit ausgedehnt zu denken braucht, in keinem Falle bis Theben.

Daß es nicht an schätzbaren grammatischen Bemerkungen fehlt, läßt sich von selbst erwarten. Nicht selten verweist der Herausgeber auf seine Grammatik. Es kommt jedoch vor, daß eine solche Verweisung ihr Ziel verfehlt, wie zu IV, 54 (14, 15), wo man aus §. 511. der Gramm. eher einen Unterstützungsgrund holen könnte für die Ansicht, daß es eigentlich heißen sollte: et bello *vicimus*, si *vicerimus* proelio. Ueberhaupt bleibt auch nach den höchst reichhaltigen und sorgfältigen Erörterungen der neuesten Herausgeber, besonders Mützells, immer noch viel übrig zur vollständigen Kenntniß und Erläuterung des curtianischen Sprachgebrauchs.

Die Einrichtung der Schulausgabe gibt zu erkennen, daß der Herausgeber mit den Zwecken der

Schule aus praktischer Erfahrung wohl vertraut ist und es versteht, in Form und Inhalt dasjenige zu bieten, was dem Bedürfniß und Verständniß von Schülern zusagt. Die Noten sind kein Auszug aus dem Commentar der größeren Ausgabe, sondern durchaus selbstständig ausgearbeitet und in deutscher Sprache abgefaßt. Kritische Erörterungen sind, wie zu erwarten, ganz ausgeschlossen. Das Maaß der Erläuterungen ist im Ganzen richtig getroffen, wenn auch nicht mit allzugroßer Sorgfalt abgewogen. Sonst wären wohl Bemerkungen, wie über Acarnan zu III, 14, 1. oder über faciendis (IV, 10, 5), oder interpellabo (IV, 28, 6) u. a. ganz weggeblieben. Auch in den Verweisungen auf die Grammatik findet einige Ungleichheit statt, wenn z. B. zu den Worten parva dictu (IV, 8, 8) eine solche gegeben wird, nicht aber gleich darauf (IV, 10) zu quae sana tam vasta — posse reperiri! u. a. Manche Stellen hätten auch eine eigene Erläuterung verdient, für welche die treffenden Regeln der Grammatik nicht ausreichen; so z. B. IV, 12 zu den Worten: Jamque . . turres . . . . conceperant ignem: cum hi, qui in turribus erant, partim *haurirentur* incendio, partim . . . in mare semet ipsi *immitterent;* oder über den bey Curtius oft sehr eigenthümlichen Gebrauch des Plusquamperfects z. B. III, 4 (2, 3) u. a. v. a. St., wo sogar die größere Ausgabe eine Bemerkung verdient hätte, schon aus Anlaß mancher kritischer Fragen wegen der häufigen Verdrängung desselben in den Ausgaben und schlechteren Handschriften. Unzureichend ist die Verweisung auf die Grammatik z. B. IV, 23, 4 zu den Worten: Praefecti Alexandri in obsidione urbis perseverabant, non tam *suis viribus*, quam ipsorum, qui obsidebantur, voluntate, da gerade der Ablativ ohne die Verbindung mit einem Worte wie freti etc. zu erklären war. Manche Bemerkung befriedigt auch nicht durch ihren Gehalt, z. B. was zu IV, 9, 3 über den Unterschied von obsidere und oppugnare gesagt wird.

Die jedem Buche vorausgeschickten Inhaltsangaben sind ebenso wie in der größeren Ausgabe der Form nach sehr ansprechend, aber für den Zweck einer Schulausgabe doch von problematischem Werthe, da es gerade für die Schüler eine angemessene Uebung ist, solche Inhaltsangaben selbst zu verfertigen.

Die Ausgabe der Anabasis des Arrian von Sintenis läßt nach Zweck und Form eine Vergleichung mit der Schulausgabe des Curtius zu, wenn gleich nach den Aeußerungen des Herausgebers in der Einleitung p. XVII über den Charakter des Schriftwerkes nicht eben die Absicht, dem Schulgebrauche zu dienen, vorausgesetzt werden kann. Allein sie beschränkt sich, wie jene, auf Wort- und Sacherklärung, und zwar weniger auf das gelehrte Interesse als die Bedürfnisse des Liebhabers berechnet. Wenn man bey solchen Ausgaben leicht über das Maaß der Erläuterung verschiedener Meinung seyn kann, so möchte der Herausgeber eher zu sparsam als zu verschwenderisch zu Werk gegangen seyn. Wir haben dabey nicht bloß die Erleichterung des Lesers in Bezug auf zeitraubendes Nachschlagen im Auge, worüber sich jüngst Ameis in einer ausführlicheren Erörterung über die Einrichtung von Schulausgaben ausgesprochen hat, sondern auch solche Fälle, woran der Leser aus inneren Gründen Anstoß nehmen kann, und für einen entgegenkommenden Aufschluß oder auch nur eine Bestätigung seines Zweifels dankbar ist. Sehr fleißig ist die Vergleichung mit den betreffenden Stellen des Curtius durchgeführt und leistet auch häufig gute Dienste.

Die Erklärung der militärischen Gegenstände ist durch eine in der Einleitung vorausgeschickte zusammenhängende Darstellung „über die Truppengattungen und die Organisation des macedonischen Heeres, nebst Erläuterungen einzelner taktischen Ausdrücke“ vorbereitet, wobey besonders nach der Angabe des Verf. die ausführliche Erörterung Mützells in dessen Commentar zum Curtius zu Grunde gelegt ist.

Durch den Zweck der Sammlung, welcher diese Aufgabe einverleibt ist, sind kritische Erörterungen ausgeschlossen. Natürlich ist von einem Kenner, wie Hr. Sintenis, der diesem Schriftsteller eine so langjährige Theilnahme mit dem ersprießlichsten Erfolge zugewendet, von selbst zu erwarten, daß auch bey dieser Bearbeitung die Herstellung eines gesunden Textes wesentlich gefördert worden ist. Der Herausgeber bemerkt darüber in dem Vorworte: „der zum Grunde liegende Text ist der der Krüger'schen Ausgabe, doch mit allen den Berichtigungen, die sich nach dem Erscheinen der verdienstlichen Arbeit Fr. Dübner's und den eigenen Nachträgen Krüger's als nothwendig ergaben. Darf ich zu diesen Berichtigungen meine eigenen ziemlich zahlreichen Vermuthungen rechnen, so möchte die Zahl der Abweichungen vom Krüger'schen Texte nicht viel unter siebenhundert betragen. An einigen Stellen hat die mir von Herrn Professor Sillig freundlich überlassene Vergleichung der Pariser Handschrift 1683 gute Dienste geleistet."

Allen drey Ausgaben ist zum besseren Verständniß des geographischen Theils eine Karte des Reiches und der Kriegszüge Alexanders beygefügt. Z. äußert sich in der Vorrede über diese Arbeit in folgender Weise: „Tabulam geographicam designandam libroque adjiciendam curavi, maximo quo fieri potuit studio secundum recentissimorum auctorum observationes compositam, nec tamen a conjectandi periculis liberam. Satis enim constat, illas terras hac aetate minus esse cognitas, quam fuerunt veteribus, et in describendis regis Alexandri itineribus quaedam ob auctorum dissensionem nostramque locorum ignorationem pro incertis derelinquenda esse." Man sieht daraus, daß sie nicht nach dem Princip homerischer und herodotischer Welttafeln, d. h. zur Veranschaulichung der geographischen Ansicht dieser Schriftsteller, so weit sie aus ihren Werken zu erkennen ist, sondern mit Zugrundelegung der in gegenwärtiger Zeit gewonnenen geographischen Kenntniß verfaßt ist. Dasselbe gilt von der Karte zu Arrian, die von Kiepert entworfen ist, und dadurch schon ein günstiges Vorurtheil erweckt. Die nähere Prüfung zeigt auch, daß sie ausreichender und wohl auch zuverläßiger ist als die Zumpt'sche. In letzterer werden nicht bloß solche Orte vermißt, deren Lage und Existenz durchaus unsicher ist, wie z. B. Onchae, Castabulum, Castra Alexandri u. s. w., sondern auch solche, welche wohl bestimmt werden konnten, wie Aradus, das phönicische Tripolis, die Pylae Ciliciae u. a. In allen Stücken genügt freylich auch nicht die Kiepert'sche Karte, da wegen des zu kleinen Maaßstabes Manches übergangen werden mußte. Nicht selten finden, wie sich erwarten läßt, verschiedene Ansichten statt; so über Mallos, welches K. links von der Mündung des Pyramus, Z. rechts von derselben legt, letzterer in Widerspruch mit der Angabe des Curtius, der Alexander auf dem Weg von Soli nach Mallos den Fluß überschreiten läßt. Ebenso abweichend sind die Bestimmungen über Marakanda, Nautaka, Nysa, Massagä, Aornos und andere Orte, deren Lage schwer zu ermitteln ist. Schätzbare Beyträge zur Kenntniß von Kleinasien und zur Einsicht in die Züge des A. liefert Schönborn in einem Programm, über dessen Inhalt Dietsch in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik berichtet.

C.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Rawlinson über die assyrisch-babylonischen Keilinschriften. The Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. XII. Part 2. London 1850. 8.

Es kann auf den ersten Anblick scheinen, daß es einer Entschuldigung bedürfe, wenn wir ein einzelnes Heft einer Zeitschrift in diesen Blättern anzeigen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes wird aber, wie wir wenigstens hoffen, diese Ausnahme vollkommen rechtfertigen. Es ist wohl keine Uebertreibung, wenn wir sagen, daß Alle, die sich für die Geschichte des Alterthums interessiren, mit Spannung auf die Entzifferung der Inschriften von Ninive blicken. Das vorliegende Heft des Journal of the Royal Asiatic Society, die sich um die orientalische Inschriftenkunde in den letzten Jahren so verdient gemacht hat, bringt nun eine Arbeit von Rawlinson über die Inschriften von Ninive und Babylon, die wir als den ersten Schritt zum Verständnisse dieser merkwürdigen Reste des Alterthums ansehen dürfen. Rawlinsons Name und anerkanntes Talent für Entzifferung von Inschriften, die ausgedehnten Hülfsmittel, die er für seine Studien besitzt, müssen mit Recht auf seine Forschungen auf diesem Gebiete begierig machen. Die vorliegende Arbeit ist nun eine Darlegung der Resultate, zu denen er bis jetzt gekommen ist; dieselbe ist, wenn auch mit vielen nur für den Fachgelehrten interessanten Anmerkungen ausgestattet, im Ganzen doch für das größere Publikum bestimmt und hat den Zweck, wenn etwa andere Forscher auf diesem Gebiete zu ähnlichen Resultaten gelangen sollten, für Rawlinson das Recht der Priorität in Anspruch zu nehmen.

Da Rawlinson, wie wir sehen werden, ziemlich umfangreiche Texte erklärt, oft ohne zu wissen wie die Wörter lauten, da er von der Grammatik und dem Wesen der assyrischen Sprache nur einen unvollkommenen Begriff zu haben versichert, so entsteht die Frage, wie es möglich sey, solchen Forschungen irgend einen Werth beyzulegen? Die Darlegung des Systems, das Rawlinson bey seiner Entzifferung anwendet, und das wir für das richtige halten, wird dieß scheinbare Räthsel lösen; um aber den Hergang zu begreifen, müssen wir auch auf die übrigen Keilschriftgattungen einen Blick werfen.

Den festen Anhaltspunkt für die assyrischen, so wie für alle noch unentzifferten Keilschriftgattungen, bieten die altpersischen Inschriften, die einzigen, die wir bis jetzt als sicher entziffert ansehen können. Zwar kann man noch hie und da über ein Wort oder einen Satz verschiedener Meinung seyn, doch ist das selten der Fall und im Ganzen ist der Sinn unzweifelhaft gewiß ermittelt, ebenso, was für weitere Forschungen von großer Wichtigkeit ist, die richtige Lesung einer nicht unbedeutenden Anzahl von Eigennamen und geographischen Benennungen. Jedermann, der seine Aufmerksamkeit den altpersischen Keilinschriften zugewandt hat, weiß nun, daß dieselben überall in drey verschiedenen Sprachen und Schriftsystemen eingehauen sind. Dieß Verfahren konnte nur den Zweck haben, die Inschriften allge-

mein verständlich zu machen, ähnlich wie noch heutzutage die türkischen Gouverneure in Bagdad ihre Edicte in arabischer, persischer und türkischer Sprache erlassen. Es ist nun nicht schwer, in den beyden unentzifferten Inschriften mit Hülfe der gelesenen altpersischen die Stellen aufzufinden, wo die einzelnen Eigennamen stehen, und diese folglich mit ziemlicher Sicherheit zu lesen. Dieß scheint ein großer Schritt und in der That, wenn eine Buchstabenschrift in dieses Stadium der Entzifferung getreten ist, kann man mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß ihre vollständige Entzifferung gelingen muß. Nicht so groß ist nun aber der daraus entspringende Vortheil bey den beyden noch unentzifferten Keilschriftgattungen. Diese sind nämlich nicht in Buchstabenschrift geschrieben, das Schriftsystem ist theils syllabarisch, theils ideographisch; mit der richtigen Bestimmung einiger weniger Zeichen ist also bey weitem das nicht gewonnen, wie bey einer Buchstabenschrift. Indessen hat doch die Lesung dieser geographischen und Eigennamen die richtige Bestimmung von etwa hundert Zeichen zur Folge gehabt, die Vergleichung der Inschriften unter einander hat zur Erkennung von etwa fünfzig anderen geführt, und in der phonetischen Bestimmung dieser hundert und fünfzig Zeichen besteht bis jetzt Hrn. R.'s Kenntniß des Assyrischen. — Die Ermittlung dieser Zeichen hat, außer der richtigen Bestimmung im Einzelnen, noch die Folge gehabt, daß einige Einsicht in das assyrische Schriftsystem möglich wurde. Dieses zeigt sich nun mit dem ägyptischen in letzter Instanz unzweifelhaft verwandt. Bilderschrift mögen die Assyrer in früherer Zeit gleichfalls gebraucht haben, jetzt kommt sie nicht mehr vor. Das assyrische Schriftsystem ist theils ideographisch, theils phonetisch; die phonetischen Zeichen wiederum sind theils syllabarisch, theils bezeichnen sie bloß einen Buchstaben (p. 404). Ein strenges System scheint aber der assyrischen Schrift nicht zu Grunde zu liegen, es läßt dieselbe eine große Menge von Homophonen zu, die die Entzifferung natürlich sehr erschweren müssen. Es stellt sich nun aber auch die wichtige Thatsache heraus, daß — wahrscheinlich bis zur Regierung von Cyrus — dieses Alphabet im ganzen westlichen Asien, von Syrien bis nach Persien hinein angewandt wurde und zwar ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Sprachen. Letzterer Umstand darf uns nicht Wunder nehmen. In einer Sylbenschrift hat der Laut ungleich weniger Bedeutung als das Zeichen, und das Verhältniß, wie es damals im vorderen Orient statt gefunden haben muß, finden wir noch heutigen Tages in China, wo die verschiedenartigsten Völkerstämme sich derselben Schrift bedienen und den einzelnen Zeichen die Wörter ihrer eigenen Sprache unterlegen. Es erweist sich also das Schriftsystem der Keilinschriften von Armenien, Babylon, Susiana und Elymnis im Ganzen und Großen als dasselbe. Ueber diese verschiedenen Arten von Inschriften gibt Hr. R. p. 475 — 83 einige Nachrichten. Die Inschriften, welche Hr. R. als die armenischen bezeichnet, sind die, welche der verstorbene Schultz am See Van copirt und J. Mohl herausgegeben hat (**Journal asiatique 1840**). Hr. R. liest die in diesen Inschriften vorkommenden Königsnamen folgendermaßen: **1) Alti-bari, 2) Arimena, 3) Isbuin, 4) Manua, 5) Artsen, 6) Ariduri** (?). Die Zeit dieser Herrscher ist nach Hrn. R. während des Verfalles des assyrischen Reiches zu setzen; ihre Herrschaft soll sich über Kleinasien, Armenien und das nördliche Medien erstreckt haben. Was unter der babylonischen Gattung der Keilschrift zu verstehen sey, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Es sind vornämlich die Inschriften, welche sich auf den Backsteinen altbabylonischer Gebäude finden, deren Ruinen sich in der Umgegend von Bagdad erhalten haben. Auf allen diesen Steinen, so viele Hr. R. auch untersucht hat, findet sich stets nur der Name Nebucadnezars, nie der eines anderen Königs; richtig ist auch, daß Babylonien in diesen Inschriften stets den Namen Schinear führt. Andere Ruinen in anderen Theilen Babyloniens, welche noch nicht untersucht sind, werden wohl neue Königsnamen bringen. Die Inschriften von Susiana und Elymnis sind noch nicht in so großer Anzahl bekannt, als daß Hr. R. sich getraute sich über ihren Inhalt auszusprechen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu den assyrischen Inschriften zurück. Wir haben

oben gesehen, wie es Hrn. R. möglich wurde, mittelst der entzifferten altpersischen Inschriften zu bestimmen, welche Gruppen in den unentzifferten die einzelnen geographischen und Eigennamen wiedergeben, ohne daß er darum alle diese Gruppen genau lesen konnte. Mittelst desselben Verfahrens ist es nun möglich, wie den Inhalt einzelner Worte, so auch ganzer Sätze zu bestimmen. Ein Blick auf den Text oder die Uebersetzung irgend welcher altpersischen Keilinschrift wird den Leser überzeugen, daß dieß gar keine schwierige Arbeit seyn kann. Es wird nun, wie wir hoffen, aus dieser Darstellung ersichtlich seyn, daß das Verfahren Hrn. R.'s ein ganz zweckmäßiges ist, gegen welches die philologische Kritik nichts einzuwenden hat, es wird auch ferner klar seyn, wie man auf diese Art einen großen Theil einer Inschrift leidlich verstehen kann, ohne darum einen Laut der Sprache, viel weniger deren Syntax und Formenlehre zu kennen. Wir werden es nun auch begreiflich finden, wenn Hr. R. (p. 408) uns versichert, daß er selbst dann, als er schon jedes babylonische Wort und jeden babylonischen Buchstaben kannte, der sich durch die altpersischen Inschriften ermitteln ließ, doch noch oft in Versuchung kam, das ganze Studium als hoffnungslos aufzugeben, wenn er die ermittelten babylonischen Zeichen auf die assyrischen Inschriften anwenden wollte. Es ist in der That noch ein sehr großer Schritt von der Ermittlung des allgemeinen Inhaltes bis zum förmlichen Verständnisse der Inschriften, um so mehr, als uns über assyrische Geschichte und Mythologie keine so schätzbaren Arbeiten der Alten erhalten worden sind, wie sie dem Erforscher der ägyptischen Alterthümer in schwierigen Fällen zu Gebote stehen. Indeß, das erste Außenwerk ist gefallen, ein achtungswerther Anfang ist gemacht, für weitere Fortschritte auf diesem Gebiete dürfen wir wohl getrost der Zeit und den schönen Kräften derer vertrauen, die sich jetzt mit den assyrischen Alterthümern beschäftigen.

Für die Ermittelung der Laut- und Formenlehre der assyrischen Sprache sind natürlich die Eigennamen und geographischen Benennungen der Inschriften der einzige Anhaltspunkt. Hat man einmal ermittelt, welche Zeichen diesem oder jenem altpersischen Eigennamen entsprechen, so kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß im Ganzen der Laut derselbe gewesen sey. Weitere Vergleichung gleichlautender Sylben in verschiedenen Eigennamen führt zur Bestimmung der Laute und Sylben im Einzelnen; so muß man, vom Bekannten ausgehend, die Zahl der unbekannten Zeichen immer mehr zu vermindern suchen. Auf diese Weise ist Hr. R. zu Werke gegangen und seine Forschungen haben ihn zu dem Ergebnisse geführt, daß die Sprache der assyrischen und babylonischen Inschriften der semitischen Sprachklasse angehöre. Die Sprache der assyrischen und babylonischen Inschriften ist gewiß nicht identisch, beyde Dialekte sind sich aber sehr ähnlich und die folgenden sprachlichen Bemerkungen, obwohl die Beyspiele meist den babylonischen Inschriften entnommen sind, gelten darum auch für die assyrischen.

Wenn wir sagen, daß die Sprache der babylonisch-assyrischen Inschriften semitisch sey, so wollten wir dadurch nur den allgemeinen Charakter andeuten, denn übereinstimmend mit irgend einem bekannten semitischen Dialekte sind die Sprachen dieser Inschriften nicht, sie sind älter als alle, die wir kennen. Die Pronomina zeigen sich als rein semitisch. Das babylonisch-assyrische Pronomen der 1. Pers. lautet *anak*, als Suffixum *ua* oder *i*, an Verbis *ani*. Das Pronomen der zweyten Person kommt nur einmal vor, die Schreibart ist zweifelhaft, das Wort scheint *nanta* gelesen werden zu müssen, worunter doch wohl das semitische *anta* verborgen ist. Das Pronomen der dritten Person dagegen ist *hu* oder *huwa*, als Affix gewöhnlich s. Das Pronomen Demonstrativum „dieses" ist *haga*, verwandt mit הוה und ܗܵܘ. Für „jene" steht *annut* oder *allut* cf. הנה und אלה. Zu bemerken ist auch, daß *l* und *v* in diesen Sprachen sehr häufig wechseln, der Artikel wird gewöhnlich *hav* geschrieben (= הַ) und *mok* und *malik* kommen abwechselnd neben einander vor. Von den Verben kommen am häufigsten vor, die chaldäische Conjugation Ithpaal, Aphel, Schaphel und Ithschafel nebst anderen bis jetzt noch unbekannten Arten der Conjugation. Ueber

die Flexion der Verba sagt Hr. R. Folgendes: „In einer merkwürdigen Eigenheit unterscheidet sich jedoch das babylonische Verbum von allen anderen semitischen Sprachen: es bezeichnet die Verschiedenheit der Person durch Präfixe statt durch Suffixe. Die erste Person fängt mit *a* oder *e* an; die zweyte, wie es scheint, mit *t*, die dritte mit langem oder kurzem *i*. Im Plural wird *ni* vor die erste Person gesetzt, die zweyte Person kommt zu selten vor, als daß sich eine sichere Regel aufstellen ließe, bloß in der dritten Person ist ein Suffix, das ich, weil es ein bloßes *u* ist, eher für ein charakteristisches Kennzeichen des Numerus als der Person halten möchte." Gleich darauf fährt Hr. R. fort: „Noch schwieriger ist es, zwischen Perfectum und Präsens zu unterscheiden. Ich kann kaum glauben, daß die Babylonier keine Zeitunterschiede in ihrem Verbum angedeutet hätten, gleichwohl ist es gewiß, daß es nur eine allgemeine Form gibt, um die Verbalwurzeln im Babylonischen zu conjugiren, und daß diese Form ohne Unterschied gebraucht wird, um das Perfectum und Präsens der altpersischen Inschriften zu übersetzen." Es ist dem Ref. unbegreiflich, wie Hrn. R. entgehen konnte, daß die Präfixe, die er anführt, die des semitischen Imperfectums sind, daß sich also das babylonisch-assyrische Verbum höchstens im syntaktischen Gebrauch, nicht aber in der Form von den übrigen semitischen Sprachen unterscheiden wird.

Die wichtigste Entdeckung aber, die Hr. R. nach Ansicht des Ref. hinsichtlich der assyrisch-babylonischen Sprache gemacht hat, ist die der Zweysilbigkeit der Wurzeln. Bekanntlich haben deutsche Forscher in den letzten Jahrzehnten über die Zwey- oder Dreysilbigkeit der semitischen Wurzeln gestritten, Hrn. R.'s Entdeckung ist nun um so wichtiger, als sich annehmen läßt, daß er diese Forschungen nicht kennt, folglich als ganz unbefangen gelten kann. Wir führen einige solcher zweysilbigen Wurzeln an, welche Hr. R. (p. 415) mittheilt: *Ten* geben = נתן, *duk* tödten cf. דקק und ar. ت ّ ت, *mit* sterben מות und ماث, *tâ* und *bâ*, kommen = אתה und ברא, *el* hinaufgehen = עלה, *ber* übersetzen = עבר, *tseb* feststellen = יצב, *sib* rechnen = ישב u. a. m. Ebenso stimmen auch die Nomina uberein wie *beth* = בית, *ir* = עיר, *sem* = שם, *hem*, Tag = יום u. s. f. Der semitische Ursprung der Sprache darf sonach als erwiesen angenommen werden.

Ehe wir uns nun zu den Inschriften und deren Inhalt wenden, müssen wir noch einige Worte über die Lage der Ruinen beyfügen. Wir haben früher, als wir Layard's Werk in diesen Blättern anzeigten, gesagt, daß dasselbe die Ruinen von Nimrud und Kuyunjik zusammen für Ninive hält und findet, daß der Raum zwischen diesen beyden Ruinen etwa dem Umfange entspräche, den das Buch Jona und Strabo dem alten Ninive geben. Anders Hr. R., welcher glaubt, daß keine aller dieser Ruinen zu dem eigentlichen Ninive gehört habe, diese Stadt vielmehr unter dem Hügel verborgen liege, den die jetzigen Bewohner des Landes für das Grab des Propheten Jona ansehen (daher von den Reisenden Nebbi Yunus genannt). Den Namen der Stadt, zu deren Ruinen Nimrud gehört, liest Hr. R., obwohl zweifelnd, *Levech* und identificirt damit das Calah der Genesis, das der samaritanische Pentateuch durch *Lachisa* (לכסה) wiedergiebt, was wieder nahe an das *Λάρισσα* Xenophons (Anab. III, 4) anklingt. Ueber den Namen, mit dem Kuyunjik bezeichnet wird, ist Hr. R. gleichfalls nicht gewiß, glaubt aber denselben in einer Form *Mespila* lesen zu müssen, was freylich gut passen würde. Wir geben hier die Combinationen Hrn. R.'s, denen gewiß Niemand Feinheit und Scharfsinn absprechen wird, können aber nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß es eben nur Combinationen sind, die, selbst erst des Beweises bedürftig, nicht geeignet seyn dürften, weitere Folgerungen daraus zu ziehen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Rawlinson über die assyrisch-babylonischen Keilinschriften.

(Schluß.)

Dasselbe gilt von Hrn. R.'s Bemerkungen über Khorsâbâd. Alle Forscher sind darüber einig, daß Khorsâbâd, obwohl gewiß ein assyrisches Besitzthum, doch kein Theil der Stadt Ninive gewesen seyn könne. Den Namen des auf den dortigen Monumenten erwähnten Königes liest Hr. R., aber auch wiederum zweifelnd und nur in einer Form, Sergon; wobey es allerdings überraschen muß, daß die Ruinen von Khorsâbâd bey den älteren arabischen Geographen (Yaqut) unter dem Namen Zarghun vorkommen. Wir erhalten also: Nimrud = Calah, Nebbi Yunus = Ninive, Kuyunjik = Mespila, Khorsâbâd = Sargon. Unter allen diesen Ueberresten sind nun, was schon Layard erkannte, die Ruinen von Nimrud die ältesten, und zwar gehen dieselben, wie Hr. R. glaubt, über die Zeit hinauf, die wir als die historische des assyrischen Reiches zu betrachten gewohnt sind. Es scheint ihm, als ob die Dynastie, welche dort wohnte, mit der neunzehnten ägyptischen Dynastie gleichzeitig sey, sie würde demnach jedenfalls ins zwölfte oder dreyzehnte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zurückgehen.

Nicht alle Gebäude von Nimrud sind aus derselben Zeit, unter ihnen ist der nordwestliche Pallast der älteste. Wegen der Beweise verweisen wir nochmals auf unsere frühere Anzeige des Layard'schen Werkes. Den Namen des ältesten Königes nun, der in diesem nordwestlichen Pallaste zu Nimrud Inschriften einhauen ließ, liest Hr. R. Sardanapal oder genauer: Asar-adan-pal. Daß er mit dem Weichlinge Sardanapal, den die Griechen kennen, identisch seyn müsse, ist weder wahrscheinlich noch nothwendig. Dieser Sardanapal steht nun nicht etwa an der Spitze einer Dynastie, er führt seinen Vater und Großvater an und nennt beyde Könige von Assyrien. Außer diesen spricht er noch von einem älteren Könige, Temenbar. Die Inschrift des Sardanapal, welche mehr als hundertmal im nordwestlichen Pallaste zu Nimrud wiederholt wird, beginnt folgendermaßen: „Dieß ist der Pallast des Asar-adan-pal, des Verehrers von Assarac und Beltis, des glänzenden Bar, Ani, Dagon, welche die vornehmsten Götter sind, des höchsten Herrschers, Königs von Assyrien; Sohn des Dieners des Bar, des großen Königs, des mächtigen hohen Herrschers, des Königs von Assyrien; welcher war der Sohn Hevenks, des großen Königs, des mächtigen hohen Herrschers, des Königs von Assyrien.“ Der weitere Verlauf der Inschrift ist ungewiß, wir übergehen ihn daher. Sehr scharfsinnig und ansprechend ist Hrn. R.'s Vermuthung, daß der hier genannte Gott *Assarac* Niemand anders sey als der *Nisroch* der Bibel (2. Reg. 19. 37. Jes. 37. 38.) und er stützt sich dabey auf den Umstand, daß Nisroch von den LXX mit Ἀσάραχ und Ἐσορὰχ wiedergegeben wird, so daß also ein Schreibfehler im hebräischen Texte zu vermuthen wäre. — Der Sohn des Asar-adan-pal ist Temenbar II, er hat den mittleren Pallast zu Nimrud gebaut. Aus den früheren Jahren seiner Regierung stammt der gigantische Stier,

aus der späteren der Obelisk. Den allgemeinen Inhalt der Inschriften auf dem Stiere sowohl als auf dem Obelisk hat Hr. R. ermittelt, und versichert, daß die Erklärung im Allgemeinen ebenso sicher sey, als die der Inschrift von Behistun, was Ref. auch nicht im Geringsten bezweifelt, da sich beyde sehr ähnlich sind. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erzeigen, wenn wir eine Probe der Uebersetzung dieses historisch so wichtigen Documents hersetzen:

Temenbar sagt: „Am Anfange meiner Regierung, nachdem ich mich auf dem Throne festgesetzt hatte, versammelte ich die Häupter meines Volkes und stieg hinab in die Ebene, in die Hauptstadt des Nakharni."

„Im ersten Jahre meiner Regierung überschritt ich den oberen Euphrat, und stieg hinauf zu den Stämmen, die den Gott Husi verehren. Meine Diener errichteten in diesem Lande Altäre für meine Götter. Dann ging ich in das Land Khamana, wo ich Palläste, Städte und Tempel gründete. Ich ging dann in das Land Malär, und führte die Verehrung (oder die Gesetze) meines Landes ein."

„Im zweyten Jahre ging ich hinauf zur Stadt Tel Barasba und besetzte die Städte Ahuni's, des Sohnes des Hateni. Ich schloß ihn in seiner Stadt ein, dann ging ich über den Euphrat und besetzte die Städte von Dabagu und Abarta, welche den Shetas gehörten, zusammen mit den Städten, welche von ihnen abhängig waren."

„Im dritten Jahre empörte sich Ahuni, der Sohn des Hateni, gegen mich und, nachdem er sich unabhängig gemacht hatte, verlegte er den Sitz seiner Regierung nach Tel Barasba. Die Gegend jenseits des Euphrats vertraute er dem Schutze des Gottes Assarac an, des vortrefflichen; die Gegend zwischen dem Euphrat und Ateri, sammt der Stadt Bither, welche von den Shetas besetzt war, dem Gotte Rimmon. Dann stieg ich hinab in die Ebenen von Elets. Die Gegenden von Elets, Shakni, Dayini, Enem (?), Arzaskan, die Hauptstadt des Arana, Königs von Ararat, Hazau und Hubiska übergab ich der Obhut des Detarsar, dann zog ich aus, aus der Stadt Ninive, ging über den Euphrat, griff den Ahuni an und schlug ihn, den Sohn des Hateni, in der Stadt Sitrat, die am Euphrat liegt, und die Ahuni zu einer seiner Residenzstädte gemacht hatte. Die übrige Gegend brachte ich unter meine Botmäßigkeit und den Ahuni sammt seinen Göttern, Priestern, seinen Pferden, Söhnen und Töchtern führte ich fort zu meinem Lande Assyrien. Dann ging ich durch die Gegend Shelar (oder Kelar) und kam zu dem District von Zoba. Ich erreichte die Städte, die dem Nikti gehörten, und nahm Yedi ein, wo Nikti wohnte."

„Im fünften Jahre ging ich zu dem Lande des Abyari, nahm eilf große Städte ein, und belagerte Akitta von Erri in seiner Stadt und empfieng von ihm Tribut."

„Im sechsten Jahre ging ich heraus aus der Stadt Ninive und marschirte in die Gegend, die am Flusse Belek gelegen ist. Der Beherrscher dieser Gegend hatte mir Widerstand geleistet, ich setzte ihn also ab und setzte den Tsimba über diesen Distrikt und unterwarf ihn also der assyrischen Herrschaft. Ich ging dann weg aus dem Lande und Flusse Belek und kam zu den Städten von Tel Atek und Habaremya. Ich ging über den Euphrat und empfieng Tribut von dem Könige der Sheta. Dann ging ich heraus aus dem Lande der Sheta und kam zu der Stadt Umen (?). In der Stadt Umen errichtete ich Altäre für die großen Götter. Von der Stadt Umen ging ich heraus und kam nach Barbara. Dann erhoben sich: Ham-ithra von der Gegend von Atesch, Arbulena von Hamath, die Könige der Sheta und die Stämme, die mit ihnen verbündet waren; sie stellten ihre Truppen in Schlachtordnung und marschirten gegen mich. Durch die Gnade Assaracs, des großen mächtigen Gottes, kämpfte ich mit ihnen und schlug sie, 20,500 Mann schlug in der Schlacht oder führte sie in die Sklaverey. Ihre Anführer, ihre Hauptleute, ihre Kriegsleute legte ich in Fesseln."

Die vorliegende Probe wird hinreichen, den Lesern einen Begriff von der ganzen Inschrift zu geben, welche die Thaten Temenbars bis ins einunddreyßigste Jahr seiner Regierung führt. Be-

kannte Namen kommen selten vor (cf. unten), daher hält es Ref. für überflüßig, eine vollständige Uebersetzung beyzufügen. Ref. wiederholt hier, was er schon oben sagte, daß er gar nicht zweifelt, daß der Inhalt der Inschrift im Ganzen richtig gelesen ist, was aber die Lesung der Namen betrifft, so glaubt er kaum, daß die Mehrzahl derselben die Kritik wird bestehen können. Wenn uns diese Inschriften auch aller Wahrscheinlichkeit nach in eine Zeit zurückführen, die über die bekannte Geschichte des alten Orients hinaus liegt, so würde es doch kaum zu glauben seyn, daß unter den vielen Eigennamen, die hier gegeben werden, auch nicht einer seyn sollte, der bekannt wäre, oder an einen bekannten wenigstens anklänge. Hier kann die Schuld nur an der Mangelhaftigkeit der Entzifferung liegen. Vieles, ja selbst das Meiste mag deßwegen richtig gewesen seyn, allein wir wissen es ja von den altpersischen Inschriften her, wie die Entdeckung eines durchgehenden Gesetzes, ja die richtige Bestimmung eines einzelnen Lautes die Gestalt ganzer Wörter verändert und in Wörtern alte Bekannte finden läßt, die vorher allen Erklärungsversuchen hartnäckig zu trotzen schienen.

Von den Nachfolgern Temenbars II, seinem Sohne und Enkel, kennen wir nichts als die Namen: Hushi-hem und Hevenk II. Mit ihnen scheint die Linie der directen Nachfolger Temenbars II erloschen und nach einem kurzen Interregnum eine andere Linie an die Spitze des assyrischen Reiches getreten zu seyn. Diese zweyte Dynastie hat die Palläste zu Khorsabad und Kuyunjik gebaut, in der Art, daß der Erbauer des Pallastes zu Kuyunjik der Sohn des Erbauers von Khorsabad war. Es ist nun eine gewisse, bereits von Layard bemerkte Thatsache, daß diese Dynastie mit der vorigen in keinem Zusammenhange stand, weil sie nicht an sie anknüpft, zugleich ist aber auch der Unterschied der Palläste zu Khorsabad und Kuyunjik von denen zu Nimrud so groß, daß Layard glaubte annehmen zu müssen, es sey entweder ein anderes Volk nach Assyrien eingewandert, oder nicht bloß die Sitten und Gebräuche, sondern auch die frühere Religion in der Zeit gänzlich verändert worden, welche zwischen diesen beyden Dynastien liegt. Beydes erweist sich durch die Inschriften als ungegründet. Ein Interregnum wird zwar allerdings stattgefunden haben, doch kann dieß keinenfalls von langer Dauer gewesen seyn. Die Titel, die sich der König zu Khorsabad gibt, finden sich zwar nicht auf den Inschriften des Sardanapal, wohl aber auf denen von Hevenk II. Die Götter endlich sind in Khorsabad und Kuyunjik nicht nur dieselben wie in Nimrud, sondern auch in derselben Weise gruppirt. Es ist endlich, gleichfalls auf Layards Anregung, die Ansicht allgemein geworden, daß die Dynastie, welche zu Khorsabad und Kuyunjik regierte, dieselbe sey, die wir in der Bibel erwähnt finden. Hr. R. prüft die Gründe für und wider sehr genau und kommt endlich, wie nicht anders zu erwarten, zu dem Resultate: daß bey dem jetzigen Stande der Entzifferung darüber noch gar nichts zu bestimmen sey. Zugleich warnt Hr. R. vor der Annahme, als ob wir in den bis jetzt entdeckten Ruinen die ganze Geschichte des assyrischen Reiches vor uns hätten. Zufällig an anderen Orten aufgefundene Backsteine mit Inschriften zeigen uns andere Königsnamen, und der südwestliche Pallast zu Nimrud ist auch allem Anscheine nach von einer ganz anderen Dynastie gebaut als alle die anderen. Die Inschriften zu Khorsabad theilen sich nun in vier Klassen. 1) Die Hauptinschrift, welche den Namen und Titel des Königs enthält, die Völker und Provinzen aufzählt, die dem assyrischen Reiche unterworfen sind, auch die Erbauung der Stadt Khorsabad erwähnt „nahe bey Ninive und nach der Art von Aegypten," endlich eine Anrufung an die Götter. 2) Die langen Inschriften auf den gigantischen Thieren. Diese gehen, ohne gerade historisch zu seyn, genau auf die innere Verwaltung des Reiches ein, zählen die verschiedenen Satrapen auf ꝛc. 3) Die rein historischen Inschriften, die sich in verschiedenen Sälen finden. Sie sind sehr lang und ausführlich, in einer derselben müssen sich zum wenigsten tausend Namen von Städten und Provinzen finden. 4) Die Inschriften auf der Rückseite der Backsteine. Diese waren natürlich nicht bestimmt gelesen zu werden und sind auch vornehmlich religiösen Inhalts. — Hr. R. gibt nun auch

eine Ueberſicht der Eroberungen des Königs von Khorsâbâd, da aber die Namen entweder großentheils uns unbekannt oder nicht richtig geleſen ſind, ſo hält es Ref. für unnöthig, ſie hier aufzuführen. Von den Königen, die zu Kuyunjik reſidirten, ſind noch ſehr wenige hiſtoriſche Inſchriften gefunden, es läßt ſich alſo nicht leicht etwas Näheres über ſie ſagen.

Nachdem wir alſo über die Forſchungen und Reſultate Hrn. R.'s ausführlich berichtet haben, wird es nun leicht ſeyn den Standpunkt anzugeben, auf den Hrn. R.'s verdienſtvolle Arbeit die Kunde des aſſyriſchen Alterthums gebracht hat. Die größte und ſicherſte Errungenſchaft iſt die allgemeine Ermittlung des Inhaltes; dieſer, ſo wie die Genealogien können nicht länger zweifelhaft ſeyn. Durch dieſe Entdeckung iſt es nun den Archäologen möglich, das ungefähre Alter der einzelnen Paläſte zu einander zu beſtimmen, ſo wie das Alter der in ihnen gefundenen Kunſtwerke. In Hinſicht auf die Leſung der Eigennamen mißtraut Ref. der vorgeſchlagenen Erklärung in vielen Fällen, jedenfalls dürfen wir aber die geographiſchen Namen als richtig beſtimmt annehmen, die ſich auch in den altperſiſchen Inſchriften finden. Dieß ſind nun, ſo viel ich ſehen kann: Armenien, Babylon (Shinear doch wohl = babiru), die Meder und Perſer, letztere aber durchaus nicht häufig, im 24. und 31. Regierungsjahre des Königes, und der Ausdruck „er drang ſelbſt bis zum Lande der Perſer vor“ ſcheint dieß in der That als etwas Außerordentliches darzuſtellen. In den Inſchriften des Königs von Khorsâbâd finden ſich auch noch Elymnis und Suſiana erwähnt. Hiernach dürfen wir wohl ſchließen, daß die Eroberungen der Aſſyrer ſich hauptſächlich gegen Weſten wendeten, das öſtliche Aſien aber mehr davon verſchont blieb. Der ſpätere König zu Khorsâbâd ſcheint allerdings ſeine Augen mehr nach Perſien gerichtet zu haben als die frühere Dynaſtie, hiefür ſpricht, außer den oben angeführten Namen von Suſiana und Elymnis noch folgender merkwürdiger Umſtand. Der Name der Saker (Sâka) iſt in den altperſiſchen Inſchriften ſehr häufig, die babyloniſche Keilſchriftengattung überſetzt den Namen mit Tsimri (cf. Jer. 25. 25.). Dieſer Name iſt der Dynaſtie des Sardanapal unbekannt, auf den Inſchriften von Khorsâbâd kommt er vor und überhaupt von da abwärts. Es will daher Ref. ſcheinen, als ob die ſpätere Dynaſtie durch fortgeſetzte Eroberungen in Perſien erſt mit den Scythen bekannt wurde; dieſe Scythen mögen nun in älteren dieſen Zeiten allerdings ein größeres Gebiet beſeſſen haben als ſpäter, die Kämpfe der Perſer mit den Turaniern in ihren Mythen weiſen nicht bloß auf Gränzſtreitigkeiten, ſondern auch auf Gebietsvergrößerungen auf Koſten der Turanier hin. Möglich und wahrſcheinlich iſt es auch, daß damals den Scythen manches Volk beygezählt wurde, das eine ähnliche Lebensweiſe führte, ohne darum mit ihnen ſtammverwandt zu ſeyn.

Wenn man bedenkt, ſeit wie kurzer Zeit wir überhaupt wiſſen, daß es aſſyriſche Alterthümer gibt, ſo kann man gewiß den Fortſchritten nur Anerkennung zollen, welche auf dieſem Gebiete gemacht worden ſind. Möchten nur bald billige und genaue Zeichnungen der verſchiedenen Inſchriften bekannt und dadurch dieſes Studium Vielen zugänglich gemacht werden, während es bey dem jetzigen Stande der Dinge nur das Monopol Weniger genannt werden kann.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie. Herausgegeben von dem historischen Verein für Kärnthen. Erster Jahrgang: mit zwey lithographirten Tafeln und einer Karte. Verantwortlicher Redakteur: Gottlieb Freyherr v. Ankershofen. I. Bd. Klagenfurt 1849.

Wenn Referent in diesen Blättern von Zeit zu Zeit von Inneröesterreich, von Steyermark, Kärnthen und Crayn, auch von Tyrol, zu sprechen den Anlaß nahm, und so selbst das Augenmerk der historischen Classe der bayerischen Akademie der Wissenschaften, die schon durch ihre Nachbarschaft zu den teutschen Alpen darauf hingewiesen ist, in dieser Richtung festzuhalten sucht: so geschieht es unter dem Einflusse dreyer Factoren. Vorerst sind es die Alpen für sich, d. h. deren politischer und commerzieller Schwerpunkt, zwischen der Donau und der Adria. Nach mehrmaliger Durchwanderung dieser Landschaften sind es die immer lebendigen Eindrücke von denselben, wodurch Referent sich angeregt; und es ist endlich die vieljährige Wahrnehmung der dieß- und jenseits erscheinenden historischen und topographischen Literatur, wodurch er sich einigermaßen mit dazu berufen fühlt. Ref. konnte sich daher nur geehrt sehen, indem ihm das vorliegende Archiv von der Direction des historischen Vereines für Kärnthen „mit der Bitte um fernere gütige Theilnahme“ zugesendet wurde.

Auch Seitens anderer historischer Vereine Oesterreichs haben nun dergleichen einladende Mittheilungen statt; ein erfreulicher Beweis, daß es, zwischen Bayern und Oesterreich, mit dem Particularismus in der Historiographie fürder aus und ab seyn soll. Es ist wohl noch erinnerlich, in welcher Gestalt, und durch welche Mittel in der östlichen Nachbarschaft ein straffer Particularismus längere Zeit gegen uns gehandhabt wurde, wodurch dem literarischen Verkehr viel Abbruch geschah; denn „die Geschichte sollte dort erfunden und nicht gefunden werden.“ Von der Specialgeschichte ist hier die Rede. Mögen bey Construirung einer allgemeinen Geschichte, insbesondere Behufs „der Compendien-Wissenschaft,“ das Selbstbehagen, der Rationalismus, oder irgend ein System, und andere Hintergedanken, die indessen verständigen Lesern bald bemerkbar werden, ihren Einfluß üben: so ist eben erst die Specialgeschichte, auf dem fruchtbaren Substrat der Topographie, der Baum der Erkenntniß. Hier wird und muß das Einzelne vorherrschen, sey es in Persönlichkeiten, Oertlichkeiten, Ereignissen und Thatsachen. Verwechslungen, Widersprüche, falsche Angaben, Lücken und positive Negationen: — hier werden sie erkannt und beseitigt, mögen sie auch wiederholt auftauchen [1]).

---

1) Das Ein- und Vorbrechen Samos z. B., des slavischen Heeresfürsten, ist für die inneröesterreichische und bayerische Geschichte ein gleichwichtiges Ereigniß: „Samo — quidam Sclavus, manens in Quarantanis etc.“ Cod. diplom. juv. Nro. IIII. VI. u. VII. Er konnte nur aus der windi-

Mittheilung und Einigung haben seit länger auch die im benachbarten Kaiserstaat allenthalben der Wissenschaft lebenden und insbesondere der Historiographie zugewandten Ehrenmänner gefühlt; und die erleuchtete Regierung ist denselben durch Constituirung einer Akademie der Wissenschaften und durch Unterstützung einzelner historischer Vereine in den weiten Provinzen unter Gewährung und Sicherung großartiger Geldmittel und ehrender Vorzüge zu Hülfe gekommen. Da im früheren Mittelalter die kirchliche und dynastische Bewegung, und mit ihr alle Elemente der Cultur und Civilisation, von Westen nach Osten ging, so sind in dieser Richtung auch die älteren und gediegeneren historischen Quellen zu verfolgen. Der neuen Schwester-Akademie konnte dieses vorwaltende Augenmerk nicht entgehen [2]); freundnachbarliche Verhältnisse sind zum förderlichen wissenschaftlichen Verkehr gegenseitig angeknüpft und angebahnt.

Eben im Laufe d. J. (1850) sah die historische Classe der Akademie in München einen würdigen Repräsentanten der kaiserlichen Akademie in ihrer Mitte [3]), um zunächst gemeinschaftliche Arbeiten für Geschichte und Topographie in Betrieb zu setzen. Dort, im Kaiserstaat, ist man nämlich der Ansicht, daß die beyden Disciplinen: Specialgeschichte und Topographie, die Quellen aller Landes- und Volkskunde, die unentbehrlichsten Grundlagen sowohl für die Schule und das Leben als auch für eine heilsame Landesverwaltung seyen. Die neue Organisation der Landesbehörden und der Gemeindekörper sehen wir in Oesterreich auf dieser Bahn rasch vorschreiten. Auch der Stiftung der bayerischen Akademie der Wissenschaften lag einst diese Ueberzeugung und sie als erste Aufgabe zum Grund, und die historische Classe hat es in Erstrebungen und Mühen dafür nie ermüden lassen. Täuschungen und Ver-

---

2) Schon im Jahre 1847 weilte zu dem Zwecke der gelehrte Chorherr von St. Florian, Jod. Stülz, k. k. Historiograph, mehrere Monate zu München.

3) Der Director des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives und Chorherr von St. Florian, Chmel.

säumnisse der Art, in der Specialgeschichte und Topographie, rächen sich zunächst selbst; denn ihr Materiale und ihre geistigen Pfleger und Träger werden mit jedem Tage mehr ein Raub der Zeit. Der Irrthum wird perennirend, wie auf verwahrlosten Fruchtäckern der weiße Drill. Dort sind es die Landstände, welche in den Provinzen des Kaiserstaats munificent auch für ihre Geschichte und Topographie einstehen; will doch der nicht engherzig gebotene Ehrensold und die laute Anerkennung des Verdienstes auch redlich verdient werden. Hiezu, und Behufs des geschichtlichen Läuterungsprozesses sind nun die von den historischen Vereinen, und auch von der k. k. Akademie periodisch herausgegebenen Archive ein ganz zweckmäßiges Vehikel an der Seite der Denkschriften selbst. Unter Voraussetzung dieser Ansichten will nun Ref. der an ihn gekommenen Einladung, bezüglich auf das vorliegende Heft, durch einige berichtigende, Bayern und Kärnthen zugleich betreffende Bemerkungen entsprechen.

Zu Nr. V. S. 33.

„Die vier Mosburgen des in Unterpannonien, Carantanien, und Friaul einst mächtigen Geschlechts der windischen Woywoden Privinna, Kozel (Chozil oder Hezilo) und Brazlaw, und deren Nachkommen: der Grafen Cocellini," von Dr. Fr. Richter, geistl. Rath und emeritirten Professor der Weltgeschichte ꝛc. [4]).

Die Urkunde, worauf diese gelehrte Abhandlung hauptsächlich beruht, enthält der diplomatische Codex zur Juvavia, unter Nr. IIII. und V. S. 10 — 18 „von der Bekehrung der Carentanen und Avaren;" und ist dieselbe, welche zunächst und nothwendig auch Ref. bey seiner Wanderung durch Ober-ungarn und Untersteyermark zur Hand hatte, und wovon er bey der völligen Schweigsamkeit der neuern ungarischen Geschichtschreiber über die Verdienste des Erzbisthums Salzburg um die Civilisation Ungarns das für die Specialgeschichte jener Provinzen so wichtige Resultat in mehreren Erörterungen [5]), im Zusammenhang aber in der topographischen Matrikel (J. 1841) und in deren Anhang „über das verschollene" IX. „Jahrhundert von Unter- und Innerösterreich und Oberungarn" — niedergelegt hat.

Indem der Urtext (Cod. p. 15) von dem aus Mähren vertriebenen, und in Oberpannonien eingewanderten Fürsten Priwina und seinem Sohne erzählt, wird dieser (Sohn) einmal, und nur einmal! offenbar ein Schreibfehler! „Chocil" geheißen; weiterhin aber durchaus „Hezil und Hezhel" (pag 16) geschrieben. Hezil, im slavischen Idiom, ist der teutsche Hesso, Heinrich; Chozil aber der teutsche Chadaloh: also ein ganz anderer Geschlechts- oder Taufname. Da Ref. diese ganz irrthümliche und weit führende Verwechslung schon längst bey Dübüat bemerkt hatte, der darauf hin in der Kärnthnerin Luitswinda, in der Mutter K. Arnulfs, eine leibliche Schwester des Prinzen Hezilo erkennen wollte, und auch bey Hormayr und Eichhorn Hezil und Chozil als ganz gleichbedeutende Namen gelten: so glaubte Ref. nicht frühe und bündig genug gegen diese Verwechslung warnen zu müssen [6]). Denn die gleichzeitige Forschung führte auf den „Chozil Dux quondam," auf Chadaloh, auf den Nachfolger Erichs, des Hunnenbezwingers; [auch dessen Name unterlag ähnlichen Verunstaltungen;] [7]) auf jenen gleichfalls aus dem Chiemgau, dem Innern Bajoa-

---

4) So viel sich Ref. erinnert, war Hr. geistl. Rath Richter früher Professor zu Laibach, von wo ihm im Belang der vorligen Landesgeschichte das v. Hormayr'sche Archiv schätzbare Beyträge verdankte. Später wurde Hr. R. nach Olmütz oder Lemberg befördert, jedenfalls fern von der bayerischen Historiographie.

5) Akad. gelehrte Anzeigen seit 1835 bis 1848, insbesondere 1840. 1842. 1846.

6) Schon 1831, in der kath. Lit. Zeitung von Kerz, über die österr. und bayer. Geschichtschreibung.

7) Z. B. „Etiko, Unroch, Heinrich, Etzelin ꝛc." gel. Anz. J. 1840 Nr. 234 über Ideler's Carl M. J. 1846 Nr. 229 über Muchars Geschichte der Steyermark.

riens stammenden Statthalter Chadaloh [8]), der im Uebergange des VIII. in das IX. Jahrhundert, in einer langen Reihe von Jahren Carentanien und Istrien so rühmlich verwaltete, und auf einer seiner Domänen in Obersteyer, „in marca!“ zu Göthelich, in der salzburgischen Diöcese, vom Tode überrascht wurde.

Während Ref. der festen Ueberzeugung ist, daß mit Bratislaw, dem Sohne Hezilos, und Enkel Priwina's diese Dynastie in Kärnthen erloschen sey; erkennt er in jenem Grafen Cacellini, der in der zweyten Hälfte des XI. Jahrhunderts auch länger am Hofe K. Heinrichs IV. weilte, an der Nordgränze von Friaul die Abtey Mosach stiftete, und, wie sein im J. 1072 zu Constanz niedergeschriebenes Testament kund thut, sehr reichlich ausstattete, einen sichern Nachkommen jenes dort drey Jahrhunderte früher gestandenen Statthalters Chadaloh; desselben „Cazelin,“ dessen Gebeine im J. 1106 der Patriarch Ulrich I. in die Propsteykirche von Eberndorf übertragen ließ, wie das unten noch weiter zur Sprache kommen wird [9]). Ref. bedauert daher sehr, daß diese seine Forschungen aller Wahrscheinlichkeit nach dem Hrn. Prof. Richter unbekannt geblieben; vielleicht hätte derselbe doch die Vermuthung gefaßt, daß seine Erörterung auf irrigen Prämissen, auf einer sehr verfänglichen etymologischen und genealogischen Verwechslung zugleich beruhen, und so der Prinz Hezilo nicht der vermeyntliche Graf Cazellin seyn könne. Dabey scheint Hr. Prof. Richter einen fehlerhaften Abdruck oder eine ungenaue Abschrift von der Urkunde vor sich gehabt zu haben; denn die Zeit des Erzbischofs Adalwin ist nicht mit 865, sondern genau mit DCCCLXXV angegeben; auch

8) „Beyträge zur Landes- und Volkskunde ꝛc.“ II. Bd. 1826. S. 79. Geschichte der Longobarden und gleichzeitigen Bajoarier, 1839: Chozilo ꝛc., Kadoltesperge im Index der topograph. Matrikel.

9) „Genealogische und topographische Forschungen über Eberndorf, Gurniz, Teinach ꝛc.“ in Kärnthen, abgedruckt im histor. Archiv der k. k. Akad. d. W. 1850.

ist im Text der Juvavia nichts von einer proprietas Hezilonis ad Ortabu (wahrscheinlich Witimari) zu lesen.

Die (S. 38) aus Constantin Porph. bey Stritter angeführte Stelle über das angebliche grausame Regiment der Franken, und insbesondere des principis „Cotzilini“ gegen die Chrobaten, deutet Ref. nicht auf den viel späteren Grafen Cacellin, sondern auf seinen Ahnherrn, auf die Zeit der Umtriebe des abtrünnigen Dynasten Luitwit (Ludwig), eben des Anklägers und Verleumders des weiland von Carl dem Großen dahin gesetzten Statthalters Chadaloh. Der Raum gestattet hier nicht, der vorliegenden Abhandlung weiter zu folgen.

Zu S. 67. Verzeichniß der von dem histor. Verein bisher gesammelten Urkunden, Abschriften und Auszüge.

Zu Nr. 12. Ein Excerpt aus Resch, betreffend eine Schenkung des Bischofs Alpwin zu Seben an die Marienkirche zu Freysing: „ein Gut am Tauern ꝛc.“ So deutete es irrig auch Resch. Das Gut lag aber zu Taur bey Hall im Innthal, woher auch Alpwin oder Adalbin stammte, wie Ref. nachgewiesen [10]).

Zu Nr. 20. „(K. Arnulf) tritt der Ehefrau seines Schenken Heimo, Mildrut, einige Eigenleute ab in Feldkirchen (Veltchirchu), Witsch (Viscaha), Karnburg (Karenta), Salach (scalah) und im Komitat des Albmar, Ruiti genannt, ausgestellt in Karnburg (Karentano).“

(Fortsetzung folgt.)

10) In obigen Forschungen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie.

(Fortsetzung.)

Von K. Arnulf, der damals i. J. 888 auf der Karnburg Hof hielt, liegen mehrere Urkunden vor, darunter zwey die Schenkungen an die Miltrud, an die Gemahlin seines Günstlings Heimo, betreffen, sich aber keineswegs auf Kärnthen beziehen. Die eine, hier unter Nr. 21. richtig vorgetragen, lautet auf Ramseiden bey Salfelden im Pinzgau (Cod. juv. p. 107. 108). Die andere (No. 20.) deutet unverkennbar auf Ortschaften dieß- und jenseits des Haunsbergs, im Salzburg- und Matiggau hin.

Viscaha ist das allbekannte Fischach bey Salzburg; Veltchircha und Scalah sind Feldkirchen und Schalchen im Landgericht Mattighofen; Karenta, eine für Kärnthen oder Karnburg urkundlich ganz ungewöhnliche Sprachform, heißt hier Garten; und ist hierunter unstreitig „Baumgarten“ bey Munderfing oder Matighofen, auch im Matiggau zu verstehen. Der damalige Sitz der Grafschaft, des Grafen „Albsmann“ (nicht Albmar!), die Curtis Ruiti oder Reut, ist noch heute in der Nähe der Pfarr von Perendorf auf dem Sattel des Haunsbergs nicht zu verkennen. Dort, etwas südlich und höher hinauf, liegt noch ein Dörflein Albsmann, und Albsmann schreibt sich heute noch eine Bauernfamilie des Pfleggerichts Matsee [11]). Eben aus der Curtis Ruiti, welche mit der von Tassilo II. gegegründeten Abtey Matsee die Carolinger zu ihrer Hausabtey zu Altötting (diese nicht zu verwechseln mit der weit älteren Abtey zu Otting) und sofort an Passau schenkten, waren die hoheitlichen Rechte des nachmaligen Pfleggerichts Matsee hervorgegangen [12]). Alles das ist zur Wahrung der Urkunde und zu ihrem richtigeren Verständniß für die Geschichte und Topographie dießseits längst nachgewiesen worden.

Zu Nr. 33. „Vergleich zwischen Erzbischof Adelbert (II) von Salzburg, und dem edeln Manne Marchwart, (J. 930. Cod. juv. 166).“ Ein sehr merkwürdiger Gütertausch, der mit der Urkunde Cod. juv. p. 133 in nächster Verbindung steht, und der so über die Abstammung und die Heimath der

11) Die topograph. Matrikel, 1841, erklärt die genannten Ortschaften.

12) Curtis Ruiti: Urkunden zu Buchingers Geschichte von Passau I. 486. Auch in der Carinthia für 1839 in der trefflichen Erörterung über „Alt-Ossiach“ wird dieser Herrlichkeit Ruiti gedacht; nur ist dort die Abtey St. Stephan zu Otting irrig für die zu Altötting gedeutet.

Marchwarte des Hauses von Mürzthal und Eppenstein in der Steyermark mehr Licht verbreitet und sie weit höher hinaufrücket, als sie z. B. Ried durch einen Absprung der Grafen von Hohenburg auf dem Nordgau zu erklären versuchte. Die Ortschaften „pischoffesperch und furti, und die curtis puoch inferior sind nicht außen bey Altötting am Inn zu suchen [13]); sie liegen an der Ilz in der östlichen Steyermark, im Bezirk Münchhofen im Dek. Weitz: ein früher vom Dynasten Hartwich, dem Bruder (proximus) des Erzbischofs Adelbert, und dann vom Herzog Berthold ingehabtes salzburgisches Lehen. Anstatt „inheringun“ auf Einhöring außen an der Saale gedeutet, muß „ingeringun,“ Ingering bey Judenburg, in der Nähe von Undrima, gelesen werden [14]).

Zu Nr. **70. 71. 72.** Dieser Güterwechsel eines spätern Bischofs Albuin von Brixen mit seinen Brüdern im Jaunthal, als Söhnen der heil. Hildegart zu Stein, steht auch mit ihrem Stammhaus Taur in Beziehung.

Zu Nr. **94.** circa **1015.** „Ein gewisser Poppo übergibt dem Bischof Engelbert von Freysing Güter um Winklarn und Malentein.“ (Resch l. c. p. 68.) Diese bisher nicht näher beachtete Urkunde ist in der hist. frîs. II. p. 507 vollständig zu lesen, und betrifft einen förmlichen Gütertausch zwischen dem Bischof Egilbert von Freysing, und dem thüringischen Dynasten Poppo (I.), dessen gleichgenannter Sohn Poppo (II.) hier zuerst als Starchant bezeichnet wird, welches Prädicat er als ein Eidam des Hauses Truchsen ererbt, und nicht aus Thüringen mitgebracht hat [15]).

Zu Nr. **151.** c. **1073.** Die Stiftung des Klosters Rot am Inn betreffend. Das hier in Frage gestellte Schloß Ursen in Kärnthen, mit Zugehör, ist das „Castrum Ursin cum sexaginta mans“ im heutigen Pfarrsprengel Irschen im Dek. Oberdrauthal, mit **1150** Seelen [16]), später auch im Besitz der Lechsgemünde als Erben von Rot und Playn.

Zu Nr. **161,** vor **1085.** Graf Cazellin schenkt an den Patriarchen Friedrich von Aquileja ꝛc. — (ist oben in der Abhandlung Nr. **V.** begriffen.)

S. **97.** Das Chorherrnstift Eberndorf, nach Trudpert Neugarts handschriftlichem Nachlaß. In neuester Zeit war dieser kirchliche Complex mit seinen Realitäten, in der Nähe von Klagenfurt gelegen, den von St. Blasien im Schwarzwald nach mühseliger Wanderung über Gallizien in die Abtey St. Paul im Lavantthal übergesiedelten Benediktinern als eine Propstey übergeben worden. Trudpert Neugart, der Historiograph des Bisthums Chur; Ambros Eichhorn, jener des Bisthums Constanz, und andere literarische Notabilitäten der weiland berühmten Abtey St. Blasien sahen sich so nach Kärnthen auf ein ihnen bisher ganz fremdes Gebiet verpflanzt, und zwar schon in vorgerückten Jahren, in welchen es schwer fällt, sich in der äl-

---

13) Wie M. Filz in seiner Chronik von Michaelbeuern S. 44 und daher mit unrichtigen genealogischen Folgerungen.

14) Auch in der topogr. Matrikel sind hieknach jene Artikel zu berichtigen. Die weitere Ausführung über das aus Bajoarien in den Alpen vorgerückte dynastische Element an der Mur, Drau, und Gurk begreift eine andere Abtheilung unserer Forschungen.

15) Nachgewiesen in obigen Forschungen über die Starchant in Bayern und Kärnthen.

16) Gel. Anz. 1846 Nr. 145 und akad. Abhandl. 1849 die Stammreihe der Stifter von Rot, Berchtesgaden und Baumburg betr.

tern Geschichte der neuen Heimath gehörig zu orientiren, und mit den ächten und lautern Quellen derselben vertrauter zu werden.

Die vorliegende Erörterung Trudperts beginnt mit der Erzählung, daß die Gründung Eberndorfs in den Anfang des zwölften Jahrhunderts falle, und daß Cazelin, Graf von Friaul, der in den alten Handschriften auch als Pfalzgraf erscheint, der Stifter sey. Schon habe er die Gründung der einstigen Benediktiner-Abtey Mosach in Friaul mit Hülfe des Patriarchen Friedrich von Aquileja begonnen; — der im J. 1085 aus dem Leben geschieden, und durch dessen Nachfolger Ulrich I. sie erst zur Vollendung gebracht worden; als er (Cazelin) auch die Gründung dieses Gotteshauses veranlaßt habe, die, seiner letztwilligen Verordnung gemäß, nach seinem Tode durch denselben Patriarchen vollführt worden (1106). Aber nicht nur Graf Cazelin allein, sondern auch dessen Vater und Mutter hätten zu Eberndorf ihre Grabstätten erhalten, nach Zeugniß eines dortigen Gemäldes mit drey Figuren und der Inschrift: „Comes Achatius, Cunigunda uxor, Cacelinus fundator."

Alle Achtung für die Verdienste eines Trudpert; aber er war, als er dieses und anderes schrieb, nicht mehr in der Lage, unter den bessern Quellen der Landesgeschichte den für Kärnthen im VIII. u. IX. Jahrhundert und für die dortige Topographie und Genealogie so inhaltschweren diplomatischen Coder der Juvavia in sich aufzunehmen, und so die vagen Nachrichten seiner Vorgänger über die Stifter und die Zeit der ersten Vermächtnisse von und für Eberndorf kritisch aufzuführen und zu berichtigen [17]). Die wenigen, aber höchst merkwürdigen Worte in jener Urkunde K. Arnulfs vom J. 891: „in partibus sclaviensibus vero in comitatu dudleipa vocato, in Ruginesveld, sicut Chocil dux quondam inibi ad opus suum habere visus est etc." [18]): diese Urkunden auch in ihrer Beziehung auf den von Carl dem Gr. nach Kärnthen abgeordneten Statthalter Chadaloh, und so in der Beziehung zur teutschen Reichsgeschichte unter K. Ludwig I., waren den bisherigen Forschern jenseits entgangen; zunächst dem Patriarchen Ulrich I. selbst, der in dem in der „Mark" zu Göthelich verstorbenen Cazelin einen etwa vor hundert Jahren dagewesenen frommen, sehr mächtigen und stammverwandten Dynasten erkannte. Dennoch stand jener „dux chocil" wie ein winkender Schatten im Hintergrund, und selbst bayerische Geschichtforscher sahen sich in der peinlichen Verlegenheit, mit jenem Doppelgänger Cacellin trotz des Zwischenraumes von dreyhundert Jahren, gütlich abzukommen [19]). Hätte doch schon die Thatsache, daß

17) Trudperts alter Chorbruder, P. Fritz zu Klagenfurt, war so gütig, im J. 1845 dem Ref. aus dem histor. Nachlasse einen Folioband zur Einsicht vorzulegen, und ihn, mit den ersten vier Druckbogen hieraus, von dem P. Prior Fritz, der inzwischen auch verstorben, redigirt, zu beschenken. Ein weiterer Abdruck hat seither kaum statt gefunden.

18) Cod. diplom. juv. N. LVI. p. 116 ist unfehlbar den N. IIII. u. V. anzureihen; die topogr. Matrikel und der Anhang erklären Knesaha, Dudleipa, Ruginesveld etc. umständlich.

19) Ant. Nagel: notitiae origines etc. 1804 pag. 169: Chazelinus Comes palatinus consanguineus Udalrici patriarchae aquil. 1106 etc. Ferner: M. Filz, Chronik S. 91. „Chozil, der in Untersteyer, Kärnthen, Istrien und Friaul gewaltige Graf; — Stifter von Eberndorf und Mosach — gest. ums J. 1099." Da im Urk. Buch von Michaelbeuern S. 745 Chazilo, (der spätere) „Chazele Comes" auch im J. 1072 bey der Einweihung der Abtey Michaelbeuern im Gefolge des Patriarchen Syrus, (aus dem playnischen Hause

die reiche Ausstattung der Abtey Mosach im Südwesten Kärnthens, und die von Eberndorf im Osten und zwar unter ganz verschiedenen Localverhältnissen statt fanden, und so nicht wohl gleichzeichzeitig, und von demselben Stifter herrühren konnten, Bedenken erregen sollen!

Was aber die angeblichen Aeltern des Grafen Cacelin zu Eberndorf, Namens Achaz (oder Azzo) und Cunigunde, anbelangt, so gehören diese Namen einer ganz andern Dynastie, der von Bogen an. Diese waren, längst in Kärnthen und Crayn einheimisch, auch um Gurniz und Eberndorf begütert, und große Wohlthäter des Stifts. Aber schon Hansiz wußte sich darüber nicht zu bescheiden. [20]) Um hier nicht weitläufiger seyn zu müssen, beruft sich Ref. wiederholt auf seine dießfälligen Forschungen über jene Stifter und Stiftungen in Kärnthen im hist. Archive der k. k. Akad. d. W. [21]).

S. 140. „Das Herzogthum Kärnthen in seiner jeweiligen Begränzung, eine chronologische Uebersicht.“ Unter Berufung auf Hormayers Beyträge zur Geschichte von Tirol wird hier (S. 148 und 165) erzählt, daß in der zweiten Hälfte des eilften Jahrh. die mächtigen Dynasten von Pongau, und in der Grafschaft Lurn, welche auf den Schlössern Windischmatrei und Lexmunde (Kienburg) gewohnt, und sich davon genannt, die weitschichtigen Besitzungen in denselben Distrikten, zu einem Comitat erhoben hätten. Hier beschränkt sich Ref. auf folgende berichtigende Bemerkungen. Die Grafen von Lechsgemünde und Graisbach, außen an der Mündung des Lechs in die Donau gesessen, waren keine Dynasten von Pongau, sie waren nicht über Pongau nach Windischmatrei und in das Pusterthal gekommen, sie hatten dort nie eine Burg Namens Lechsgemünde; sie besaßen auch nie Kienburg, das immer Kienburg, nie Lexmunde geheissen, und selbst ein zusammenhängender Comitat Windischmatrei läßt sich urkundlich kaum begründen; denn eine der wichtigsten Urkunden, die des Grafen Heinrich von Lechesgemünde (V.) vom J. 1207, womit er Windischmatrei vor der Hand mit Ausnahme der Burgen Lengberg, Ursen und Lint an Salzburg abtritt, spricht nur von einzelnen Ortschaften und Burggebieten [22]).

In den historischen Denkschriften der bayerisch. Akad. d. W. vom J. 1813 ist eine treffliche Monographie, die Geschichte der Grafen von Lechsmund und Graisbach von J. A. Grafen von Reisach, weiland Landrichter zu Graisbach, enthalten.

(Schluß folgt.)

---

von Tengling) erscheint; was sogar auf seine Stammverwandtschaft zu Chadaloh von Chiemgau deuten mag: so lag das Daseyn von zwey ganz verschiedenen Personen gleichen Namens für sich nahe.

20) Von einem Dynasten „Pogengast“ wollte Hansiz, germania sacra II. 548 gelesen haben.

21) Die dort von anderer Hand beygefügten Glossen mögen sonach auf ihrem Werth beruhen.

22) Juvavia §§. 272, 307 mit den Anmerkungen. Cod. ratisp. (von Ried) I. 294.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie.

(Schluß.)

In der beygefügten Stammtafel erscheinen unter andern im Beginn und Laufe des XII. Jahrhunderts zwey Ahnfrauen, Adelheid und Luicardis, von unbekannter Abstammung. Von der Gräfin Irmengart von Rot als der erträumten Stammmutter der Grafen von Lechsgemünde ist hier ohnehin nicht mehr die Rede [23]). Schon vor geraumer Zeit hat aber Ref. von Dübüat angeregt darauf hingedeutet, daß eine Hazaga (Hedwig) des Hauses Lurn eine stattliche Mitgift an Land und Leuten an den playnischen Zweig an der Rot, und daß playnische Töchter des Zweiges Mitterfill im Pinzgau dortiges Besitzthum an die Lechsgemünde und Falkenstein Neuburg gebracht haben [24]). Die Grafen von Playn im Pinzgau waren aber auch, wie ein Blick auf die Karte belehrt, Herren des im Mittelalter viel betretenen Saumschlags über den Velbertauern, über Windischmatrei, nach Venedig, und so dortselbst wohl auch schon längst begütert [25]). In dieser Richtung und mittels dieser Familienverhältnisse gelang es den gewaltthätig übergreifenden Lechsgemünden, welche im Pinzgau und Billersee als Erben jener Ahnfrauen mit Schirmvogtei, als sie wegen der den Abteien von Rot und St. Peter zu Salzburg gewidmeten Vermächtnisse durch viele Jahre blutige Fehden führten, und worin Graf Volkard (II.) erschlagen worden, — um das J. 1160 sich auch in Windischmatrei festzusetzen. Das geschah wahrscheinlich unter Vorschub von K. Friedrich I., auf dessen Geheiß im Zerwürfniß mit dem Erzbischof Conrad II. als Anhänger des Papstes die Grafen von Playn zu Playn und auf Mitterfill im J. 1167 einen Theil der Stadt Salzburg mit Kirchen und Klöstern verbrannten und plünderten. Durch Verschwägerung mit den Grafen von Treffen in Kärnthen (de Trevino), die mit den Leonberg aussen an der Isen versippt, dort öfter an der Seite des Erzbischofs Conrad I. erscheinen, und aus welchen auch der Patriarch Ulrich II. stammte, hatten die Lechsgemünde günstige Gelegenheit, in Kärnthen noch mehr Allod und Kirchenlehen zu erwerben [26]). Zwey bis-

23) S. Denkschriften der Akad. d. W. 1849: gegen Moriz, und zur Verständigung mit demselben.

24) Beytr. zur teut. Landes- u. Volkskunde III. Bd. 1833. S. 141, 142. Die Grafen von Playen, im Pinzgau.

25) Obige Beytr. Bd. I. 1825 S. 233 im Wendepunkt der slavischen Macht in Bajoarien ꝛc.

26) Mon. b. I. u. V. dort p. 235 l. Treven st. Irtuen. De Rubeis: p. 596. ao 1175: Urk. des

ten an denſelben beimeſſen zu wollen, erkennt Ref. hierin nur die Nachwehen von jenen frühern Sonderintereſſen, und die noch immer nicht gehobenen Anſtände des literariſchen Verkehrs.

Aus Anlaß der oben bemerkten „akademiſchen Vorleſungen über die Geſchichte Tirols bis zur Vereinigung mit Oeſterreich, von Rudolf Kink, Innsbruck 1850“ erlaubt ſich Ref. hier nachträglich einige Stellen zu bezeichnen, welche ihn bey Durchblätterung des belangreichen und anziehenden Werkes (565 S.) näher anſprachen. In der Vorrede ſagt der gelehrte und beſcheidene Verfaſſer ſelbſt ganz richtig, daß Vorleſungen der Art, oder „hiſtoriſche Skizzen“ — noch nicht die Geſchichte ſelbſt ſeyen. Es ſind concret gefaßte Anſichten, welchen ſich, wie Ref. glaubt, immerhin auch einiger Particularismus beygeſellen mag, während objectiv die Geſchichte ſelbſt auf einer breitern Unterlage beruht, und ihre Pragmatik auch die unabweislichen Gegenſätze, die Controverſen, beachtet und verträgt. S. 20, 22, 24. In wiefern der alte Roſchmann, der in den Urbewohnern Tirols Kelten ſieht (gleich andern Forſchern), im Irrthume ſey — Kelten kennt der Verf. nur längs der Donau bis Wien — bleibt dahingeſtellt. Die Urbewohner Tirols (Südtirols) ſeyen Rhätier, Etrurier, Raſener, urſprünglich Pelasger, (richtig, inſofern ſie auf dem Taurus von Oſten nach Weſten einherzogen). Hr. Dr. Steub iſt dafür allerdings eine geniale, gewichtige Autorität; von Mannert, Pallhauſen und ihren Gewährſchaften iſt hier keine Rede. „Ausgrabungen und Ortsnamen“ ſeyen für den Verf. entſcheidend — (werden

---

Werfen, 4900 Mark Silber zum Löſegeld, und die Abtretung mehrerer Veſten mit Gericht, Mauth und Zoll an das Erzſtift, waren der Preis. Im Anhang Nr. 3 iſt die Urkunde über Kienburg beygegeben.

sie doch auch in neueſter Zeit, eben ſo gelehrt als problematiſch auch anders gedeutet [29]).

S. 76. Günſtiger beurtheilt der Verf. den in neuerer Zeit viel angefochtenen hiſtoriſchen Altmeiſter Aventin in Beziehung auf die Rückwanderung eines bayeriſchen Volksſtammes im Beginn des VI. Jahrhunderts „von der Oder her (?) unter Führung von Theodonen“. Der Verf. ſieht in denſelben Verbündete des K. Theodorich, und ſo in dem gemiſchten Zuzug, darum Bajoarier, ein Hilfscorps der Oſtgothen. (?) S. 86. Gleichzeitig ſeyen die Bajoarier auch in Nordtirol eingezogen [30]), und St. Rupert S. 118 ſey ſchon zu Ende des VI. Jahrh. in Bayern aufgetreten und im J. 628 verſtorben. Wenn der Verfaſſer dieſen allerdings weit überwiegenden Anſichten beypflichtet, während ſich die Gegner der Reihe nach, in den Motiven ſelbſt widerſprechen, ſo reicht er im Laufe von zwey

29) Wie ſich Ref. perſönlich überzeugte, ſo ſind ſich die zu Matrei am Brenner und die am Paſſe Lueg bey Werfen, und die bey Regau in der Steyermark aufgefundenen antiken Helme unter ſich ſo ähnlich, daß ein Wahrſpruch: ob keltiſch, ob etruriſch, ſehr ſchwer fallen dürfte. Allerdings iſt durch unberufene Adepten das Keltenthum, wie das Teutſchthum, etwas obſcur und anrüchig geworden. Noch jüngſt 1850 Nr. 231 in der allgem. Ztg. S. Beil., die Keltengräber bey Hallſtatt im öſter. Salzkammergut. Auch die im Canton Zürich. Z. B. „Taurisci, nunc Norici“ Plin. — „Praeterea Norici atque Rhaeti, quae legiones celticae sunt: Zosimus: c. 250 J. nach Chr. Wer kann ſich dieſer und ähnlicher Nachklänge erwehren?

30) Eine Thatſache, als worauf auch die Codices von Säben und Freyſing augenfällig hin- und zurückweiſen. Einzelne Geſchlechter drangen in die Lombardei vor.

vollen Jahrhunderten mit den zwey Theodonen, die zufällig und ſpät in der Geſchichte der Longobarden genannt werden, nicht aus; (S. 98) um nicht mit ſich ſelbſt (S. 79) im Widerſpruch zu verharren, muß der Verf. alſo auch im Hauſe der Agilulfinger eine Reihe von Theodonen anerkennen [31]).

S. 117. Ein Bisthum in Tiburnia in Kärnthen beruht nicht blos auf einer Sage, es iſt nach Eugipp über St. Severin eine anerkannte Thatſache.

S. 128. Die „Servi“ (Knechte!) überſetzt der Verf. in und aus den damaligen Urkunden mit „Sklaven“ was ſehr gemißdeutet werden könnte.

S. 150. „Die ſchöne Luitswinde von Friaul die Mutter K. Arnulfs“. — Doch nicht, nach Dübüat, die Schweſter des mähriſchen Prinzen Hezilo?

31) Schon Mederer, in ſeinen kritiſchen Forſchungen über die Agilulfinger und Theodonen, ließ ſich unter einer Bedingung, die ſeither in Erfüllung gegangen, zu 7—8 Theodonen, im Zeitraum von 508—770 heran. S. „Betrachtungen über die Geſchichte und ihre Attribute“; akad. Feſtrede zum J. 1841 S. 81, 121 u. f. Die Frage über das wahre Zeitalter des hl. Rupert, von dem gelehrten Mabillon angeregt, und vom Jeſuiten Hanſiz und ſeinen Anhängern nach teutſcher Art und Natur zu einem Syſtem ausgeſponnen, dem nichts fehlt, als der Boden der einheimiſchen, lautern Landes- und Volksgeſchichte, dürfte endlich auch reif ſeyn. Der nächſte Band des hiſt. Archivs d. k. k. Akademie d. W. wird hierüber Mehreres, auch Dr. Rettbergs neueſten Verſuch, das Syſtem zu retten, mitbegriffen, bringen.

A. Buchner, worauf ſich der Verf. beruft, behauptet im Text ſeiner Geſchichte gerade das Gegentheil, lenkt aber im Documentband ein.

S. 170. „Die Agilulfinger mit den Merovingern eines Stammes“. (?) Die Merovinger kamen aus Nordwest, die Agilulfinger über Südost in das Flachland Bajoariens. Theodo lautet griechisch. S. 101. Ueber die nach Tirol vorgedrungenen Slaven. „König Samo, der in Wyschherad residirte“, unter Berufung auf Palacky. Von Tirol aus, der winidischen Mark, und der „conversio quarantanorum“ so nahe, muß diese hingeworfene Meynung billig befremden.

Nach S. 14 in der Einleitung wäre „der geschichtliche Boden der Römerherrschaft in Tirol einer magern, unfruchtbaren Heide gleich, ohne Cultur, ohne leitende Pfade ꝛc.“ Wer das Innere unserer Alpen kennt, ist wohl vom Gegentheil überzeugt. Und eben der geistreiche Verf. hat in seinen Vorlesungen diesen Abschnitt der Geschichte und jenen über die kirchlichen Verhältnisse mit Rom sehr vollständig, gelehrt und belehrend, aufgefaßt. Die Geschichte der Longobarden und der gleichzeitigen Bajoarier, ihrer nächsten Nachbarn, würde für die Cultur-, Sitten- und Rechtsgeschichte Tirols in ethnographischer, topographischer, genealogischer und volkswirthschaftlicher Beziehung einen eben so reichen Stoff geboten haben [36]).

v. Koch Sternfeld.

Beleg von dem Vorrücken des bajoarischen Elements an die Etsch ꝛc. und allenfalls eine Notiz für Hrn. Prechtl zu seiner Chronik von Werdenfels.

35) Ref. bescheidet sich, daß diese Bemerkungen gegen die geistreiche Homilie in der allg. Ztg. Nr. 179. Beil. nur eine untergeordnete Stelle einnehmen, aber sie boten sich ex visceribus causae.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

J. Müller, Ueber bie Gattung Comatula Lam. und ihre Arten. Bemerkungen über die Fußknochen des fossilen Gürtelthieres, Glyptodon clavipes Ow. Berlin 1849.

P. Gervais, Zoologie et paléontologie françaises (animaux vertébrés) ou nouvelles Recherches sur les animaux vivants et fossiles de la France. Livr. 1. 2. Par. 1849.

Dr. F. Eschricht, Zoolog. anatom. physiologische Abhandlungen über die nordischen Wallthiere. Bd 1. Leipzig 1849.

Dr. J. Budge, Clepsine bioculata. Bonn 1849.

Alph. de Candolle, Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis. P. 13. Par. 1819.

Asa Gray, Genera florae Americae Boreali-orientalis illustrata. The genera of the plants of the united states by J. Sprague. Vol. II. New York 1849.

N. J. Andersson, Plantae Scandinaviae. Fasc. 1. Cyperaccas Scandinaviae complectens. Stockholm 1849.

J. Thurmann, Essai de Phytostatique appliqué à la chaine du Jura et aux contrées voisines. Vol. 1. 2. Bern 1849.

Th. Irmisch, Zur Morphologie der monokotylischen Knollen und Zwiebelgewächse. Berlin 1850.

Dr. E. F. Germar, Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün im Saalkreise. Heft 6. Halle 1849.

Alb. Koch, Beschreibung des Missurium Theristokaulodon oder Missury Leviathan. Magdeb. 1849.

R. Owen, A history of British Fossil Reptiles. Part I. Lond 1849.

J. Chr. Whyte, History of the british turf. Vol. 1. 2. Lond. 1840.

C. E. Kielmann, Populäre Landwirhschaftslehre. Abth. 1. Frankfurt 1850.

Dr. C. Zeller, Die Bildung des Bauernstandes. Darmstadt 1850.

L. Seeger, Züchtung, Erziehung, Ausbildung des Pferdes. Berlin 1850.

G. Plathner, Ueber Umschaffung veralteter Teiche und schlechter Teichwiesen in nutzbare Wiesen. Breslau 1824.

Dr. C. Hartmann, Die neuesten Fortschritte und Vervollkommnungen der Gasbeleuchtung. Weimar 1850.

K. Weiß, Die Bergwerks-Vergleiche zwischen der Krone und den Ständen Böhmens. Prag 1849.

B. Cotta, Die Bergakademie zu Freyberg. Freiberg 1849.

R. v. Carnall, Die Bergwerke in Preußen und deren Besteuerung. Berlin 1850.

Atlas du mineur et du métallurgiste. Année 1 — 6. Par. 1837 — 1842.

M. Block, Die belgischen Bergwerksgesetze. Berlin 1849.

Allgemeine deutsche Wechselordnung mit dem sächsischen Einführungsgesetz. Leipzig 1849.

F. Stein, Der Getreidehandel oder tabellarische Ueber-

ficht des Kornhandels verſchiedener Länder. 2. Aufl. Berlin 1849.

G. Metzler, Die preußiſche Rhederei im Anfange des Jahres 1850. Berlin 1850.

Dr. C. W. Aſcher, Die Handelspolitik in der Handelsgeſchichte. Berlin 1850.

C. H. Pfander, Remarks on the nature of Muhammedanism. Calcutta 1840.

Est. Copley, A history of slavery and its abolition. Lond. 1844.

K. H. Lachmann, Ueber Platons Vorſtellungen von Recht und Erziehung. Hirſchberg 1849.

C. G. Scheibert, Das Weſen und die Stellung der höhern Bürgerſchule. Berlin 1848.

Dr. K. Ch. Planck, Die Weltalter. Th. 1. Syſtem des reinen Realismus. Tübingen 1850.

J. A. Konrad, Chriſtliche Philoſophie. Bd. 1. Wiſſenſchaftliche Forſchung über das Daſeyn Gottes. Baden 1849.

G. A. Patru, De la philosophie du moyen âge depuis le VIII. siècle jusqu'à l'apparition en Occident de la physique et de la métaphysique d'Aristote. Par. 1848.

W. Buſſe, J. G. Fichte und ſeine Beziehung zur Gegenwart des deutſchen Volkes. Bd. 2. Halle 1849.

A. Trendelenburg, Die ſittliche Idee des Rechts. Berlin 1849.

A. Maria Borromeo, Notizia de' novellieri italiani. Bassano 1794.

C. G. Etienne, Oeuvres, avec des Notices et des éclaircissemens. T. III. Paris 1849.

P. Lachambaudie, Fables. 7. edit. Par. 1850.

Publications of the Shakespeare Society.

N. J. Halpin, Oberon's vision in the midsummer-night's dream. Lond. 1843.

Fr. Thynn, The debate between pride and lowliness. Ed. by J. Payne Collier. Lond. 1841.

J. O. Halliwell, The first sketches of the second and third parts of King Henry the sixth. Lond. 1843.

Th. Wright, The Chester plays. Lond. 1843.

J. O Halliwell, Ludus Coventriae. Lond. 1849.

P. Cunnigham, Extracts from the accounts of the revels at court, in the reigns of queen Elizabeth and King James I. Lond. 1842.

Th. Heywood, The first and second parts of King Edward IV. Histories. Ed. by B. Field. Lond. 1842.

J. O. Halliwell, The moral play of wit and science and early poetical miscellanies. Lond. 1848.

Al. Dyce, Sir Thomas More. Lond. 1844.

Edwin Alleyn, Memoirs. Ed. by Payne Collier. Lond. 1841.

The Shakespeare Society's Papers. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1844 — 1847.

Ed. Alleyn, The Alleyn papers. Ed. by Payne Collier. Lond. 1843.

N. Udall, Ralph Roister Doister. Ed by. W. Durrant Cooper. Lond. 1847.

H. N. Hudson, Lectures on Shakespeare. Vol. 1. 2. New York 1848.

Th. Chatterton, The poetical works, with notices of his life. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Biblothek der geſammten deutſchen Nationalliteratur. Bd. 27. Theophilus, der Fauſt des Mittelalters. Herausg. von L. Ettmüller. Leipzig 1849.

C. Anderſen, Geſammelte Werke. Bd. 6 — 28. Leipzig 1849.

Dr. K. Schädel und Dr. Fr. Kohlrauſch, Mittelhochdeutſches Elementarbuch. Lüneburg 1850.

F. W. Hackländer, Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. Stuttgart 1849.

Deutſche Gedichte des 11. und 12. Jahrhunderts. Aufgefunden und herausgegeben von J. Diemer. Wien 1849.

A. Baumann, Beyträge für das deutſche Theater. Wien 1849.

Edda Snorra, Sturlusonar. Edda Snorronis Sturlaei. T. I. continens: Formali, Gylfaginning, Bragaraedur, Skâldskaparmál et Háttatal. Hafniae. 1848.

J. v. Radowitz, Die Deviſen und Motto des ſpäteren Mittelalters. Stuttg. 1850.

Galerie de Florence gravée sur cuivre, avec un texte par Alex. Dumas. Livr. 73 — 80. Florence 1849.

W. Viſcher, Ueber die Bildung von Staaten und Bünden oder Centraliſation und Föderation im alten Griechenland. Baſel 1849.

Dr. C. H. Preller, Zum Verſtändniß der Zeit, ihrer Noth und ihrer Aufgabe. Hamburg 1849.

M. Laurentie, De la démocratie et des périls de la société. Par. 1849.

Dr. L. v. Beckedorf, Das Verhältniß von Haus, Staat und Kirche zu einander und der Schule zu Haus, Staat und Kirche. Berlin 1849.

Dr. W. Schrader, Der wahre Conſtitutionalismus, der chriſtliche Staat und die Majoritäts-Regierung. Erfurt 1849.

M. P. J. Destriveaux, Traité de droit public. T. I. Bruxelles 1849.

V. Gioberti, Della republica e del cristianismo lettera. Italia 1849.

Oeuvres de Henri Fonfréde, recueillies et mises en ordre par Ch. Al. Campan. T. II. — X. Bordeaux 1845 — 1847.

K. Weinholtz, Die staatsbürgerliche Freiheit und Gleichheit. Rostock 1849.

M. v. Weber, Das Tantiemesystem. Chemnitz 1849.

Walras, Théorie de la richesse sociale ou résumé des principes fondamentaux de l'économie politique. Par. 1849.

W. G. von der Heyde, Repertorium der Polizeygesetze in den k. preuß. Staaten. Th. 1 — 4. Halle 1819 — 1821.

M. de Brettes, Projet de fusée de projectiles creux. Par. 1849.

Cours abrégé d'artifices, contenant la réception, la conservation et la démolition des munitions et artifices de guerre. Avec Atlas. Strasb. 1850.

Bericht über die Cholera in Posen im Jahre 1848. Posen 1849.

Ch. Cowdell, A disquisition on pestilential cholera. Lond. 1848.

Dr. Guyon, Histoire chronologique des épidemies du Nord de l'Afrique. Part I.

Dr. G. H. G. Jahr, Klinische Anweisungen zu homöopathischer Behandlung der Krankheiten. Leipz. 1849.

Dr. Fr. Oesterlen, Handbuch der Heilmittellehre. 3. Aufl. Lief. 1. 2. Tübingen 1849.

E. A. Parkes, Researches into the pathology and treatment of the asiatic or algide cholera. Lond. 1847

Dr. P. A. Piorry et Dr. D. Lheritier, Traité des altérations du sang. Par. 1840.

Dr. F. Raudnitz, Die Heilung der Brust- und Lungenübel. 3. Aufl. Leipzig 1850.

Dr. G. Schmid, Das Wesentlichste und Wichtigste von der homöopathischen Behandlung der Cholera. Wien 1849.

C. Pruys van der Hoeven, De arte medica libri duo ad tirones. Lib. I. II. Ludd. Bat. 1838 — 1840.

Dr. Fr. Arlt, Die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustande. Prag 1846.

Dr. Fr. Brefeld, Beyträge zur Reform des Sanitäts-Wesens aus Westfalen. Heft 1. 2. Arnsberg 1849.

Dr. W. Fröbelius, Bericht über die Ophthalmia neonatorum. Leipzig 1850.

Dr. H. Gerold, Grundlinien zu einem Lichtmesser behufs der Nachbehandlung des grauen Staars. Magdeburg 1848.

Dr. J. Leisinger, Die Cholera, ihr Ursprung, ihr Wesen ꝛc. Stuttg. 1849.

Dr. Fr. Müller, Ueber den Gebrauch der Homburger Heilquellen. 5. Aufl. Homburg 1849.

Dr. J. Regenhart, Die orientalische Cholera. Wien 1849.

C. W. Stuhlmann, Grundzüge der Hydrotherapie. Hamburg 1850.

Dr. C. O. Th. Wachsmuth, Die Bluterkrankheit. Magdeb. 1849.

Dr. J. Gerlach, Handbuch der allg. und speciellen Gewebelehre des menschlichen Körpers. Mainz 1849.

Dr. E. d'Alton, Handbuch der menschlichen Anatomie. Lief. 2. 3. Leipzig 1849.

Dr. C. Ph. Falck, Handbuch der gesammten Arzneymittellehre mit Einschluß der Toxikologie. Heft 3. Marburg 1849.

Dr. G. Gluge, Atlas der pathologischen Anatomie. Lief. 15 — 19. Jena 1849.

J. Hunter, sämmtliche Werke praktischen Inhalts, deutsch bearbeitet von Dr. Braniß. Bd. 2. Berlin 1849.

Dr. E. F. W. Deurer, Grundriß für äußere Geschichte und Institutionen des römisches Rechtes. Heidelb. 1849.

Dr. K. W. Harder, Kleine Beyträge zur Rechtswissenschaft. Heft 1. Hamburg 1849.

K. W. Fr. Grattenauer, Repertorium aller die Kriegslasten, Kriegsschäden ꝛc. betreffenden neueren Gesetze und Verordnungen nebst vollständiger Literatur. Bd. 1. 2. Breslau 1810 — 1811.

Richter, Sammlung der Verordnungen, Ausschreiben . . . welche vom J. 1841 bis zum Erscheinen des officiellen Wochenblattes 14. Oct. 1848 für das Herzogthum Lauenburg ergangen sind. Ratzeburg 1849.

Sammlung sämmtlicher in der preuß. Rheinprovinz für Rechtspflege und Verwaltung Geltung habenden preußischen Gesetze. Abth. 1 — 8. Trier 1845 — 1849.

Das allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten. Im systematischen Auszuge herausg. von C. W. Zimmermann. Th. 1 — 5. Berlin 1850.

W. G. von der Heyde, Die allgemeine Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845. Magdeb. 1849.

C. Bege, Repertorium der Gesetz- und Verordnungs-Sammlung für die herzogl. braunschweigischen Lande von dem J. 1846, 1847 und 1848 mit erläutern-

den und ergänzenden Reſcripten. Th. 6. Wolfenbüttel 1849.

Dr. P. E. Gſpan, Ueber die Nothwendigkeit und Einführung des Grundbuches mit Rückſicht auf das Verfahren in Tirol und andern Kronländern. Innsbruck 1849.

J. Ellinger, Handbuch des allgemeinen öſterreich. Civilrechts. 3. Aufl. Lief. 1. Wien 1849.

J. Alauzet, Histoire de la possession et des actes possessoires en droit français. Mémoire couronné par l'Institut. Par. 1849.

A. Chauveau, Principes de compétence et de juridiction administratives. T. 1 — 3. Par. 1841.

L. Macarel, Elémens de jurisprudence administrative. T. 1. 2. Par. 1818.

Rives, De la propriété du cours et du lit des rivières non navigables et non flottables. Par. 1844.

Alb. Lerat de Magnitot et Huard-Delamarre, Dictionnaire du droit public et administratif. 2. édition, augmentée. Vol. 1. 2. Par. 1841.

Ch. de Lalleau, Traité de l'expropriation pour cause d'utilité publique. 4. édition. Vol. 1. 2. Par. 1845.

M. F. Laferrière, Histoire du droit civil de Rome et du droit français. T. III. Par. 1848.

F. X. P. Garnier, Régime des eaux ou traité des eaux de la mer, des fleuves, rivières navigables et flottables. Vol. 1 — 4. Par. 1839.

J. F. Fournel, Les lois rurales de la France. 7. éd. revue par Rondonneau. Vol. 1. 2. Par. 1833.

M. Championnière, De la propriété des eaux courantes du droit des riverains. Par. 1846.

Jav. de Quinto, Discursos politicos sobre la legislacion y la historia del antiguo reino de Aragon. Madrid 1848.

Codes en vigueur en Belgique. Bruxelles 1849.

R. F. Paſchke, Das preußiſche Strafrecht, nebſt den dazu erſchienenen Geſetzen und Verordnungen. Frankfurt 1849.

Dr. G. W. Burckhard, Aus der Praxis deutſcher Geſchwornengerichte. Heft 1. Weimar 1849.

M. Capefigue, La société et les gouvernements de l'Europe depuis la chûte de Louis-Philippe jusqu'à la présidence de Louis-Napoléon Bonaparte. T. 2 — 4. Par. 1849.

M. Moreuil, Manuel des agents consulaires français et étrangers. Par. 1850.

France et Europe. Six lettres tirées du portefeuille d'un homme politique. Berl. 1849.

M. Deffaudis, Questions diplomatiques et particulièrement des travaux et de l'organisation du Ministère des affaires étrangères. Par. 1849.

C. F. Wurm, Die Diplomatie, das Parlament und der deutſche Bundesſtaat. I. Decbr. 1848 — März 1849. Braunſchweig 1849.

Verhandlungen des Provinzial-Landtages von Tirol im Jahre 1845. Innsbruck 1849.

Dr. J. Stahl, Die deutſche Reichsverfaſſung nach den Beſchlüſſen der deutſchen Nationalverfaſſung und nach dem Entwurf der drey königl. Regierungen beleuchtet. Berlin 1849.

Die preußiſche Geſetzgebung und die Nationalverſammlung von 1848. Wetzlar 1849.

J. G. Droyſen, Beyträge zur neueſten deutſchen Geſchichte. Braunſchweig 1849.

Aktenſtücke betreffend den zwiſchen Preußen und Dänemark unterm 10. Juli 1849 abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand. Kiel 1849.

M. L. Eſſellen, Der preußiſche Civilproceß nach der neueren Geſetzgebung. Arnsberg 1849.

H. Utzinger, Der Concurs der Gläubiger nach Zürcheriſchem Rechte. Heft 1. Zürich 1849.

B. Jeremy Taylor, The whole works, with life of the author and a critical examination of his writings. By Reg. Heber. Vol. 4 — 7. Lond. 1849 — 1850.

Th. Chalmers, Posthumous works. Ed. by W. Hanne. Vol. 1 — 9. Edinb. 1847 — 49.

E. H. Landon, A new general ecclesiastical dictionary. Vol. I. Lond. 1849.

Bibliotheca Sacra and theological review Conducted by B. B. Edwards and E. Park, with the special co-operation of Dr. Robinson and Prof. Stuart. Vol. I — VI. London 1844 — 49.

The Bible of every Land or a history, critical and philological of all the versions of the sacred scriptures in every language and dialect into which translations have been made. Part 1 — 7. Lond. 1848 — 49.

J. C. Dowling, Notitia scriptorum S. S. Patrum aliorumque veteris ecclesiae monumentorum. Oxoniae 1839.

Synesius von Cyrene des Biſchofs zwey hinterlaſſene Homilien zum erſtenmal aus dem Griech. ins Deutſche überſ. von B. Kolbe. Berlin 1850.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — September 1850.

(Fortsetzung.)

Ticknor (G.), History of spanish literature. 3 vols. Lond. 1849. Quart. Review. 1850 Sept. — Bullet. du Bibliophile. 1850. No. 17.

Mure of Caldwell, A critical history of the language and literature of ancient Greece. Vols. 1 — 3. 1850. — Quart. Rev. 1850 Sept.

O'Riley (E.), A vocabulary of the Silong language. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 July.

Nève (Fel.), Note sur un lexique hébreu, qu' a publié à Louvain en 1615 Jos. Abudacnus, dit Barbatus, chrétien d'Egypte. — Messag. des scienc. hist. de Belgique 1850. Livr. 2.

De Baecker (L.), Les Flamands de France. I. Précis historique de la langue flamande en France. — Ebendaselbst.

Caractères crypto-graphiques du XI. siècle. — Ebendas.

Maury, de la cosmogonie orphique. — Rev. archéol. Ann. VII. Livr. 6.

Defrémery, Fragments de géographes et d'historiens arabes et persans inédits, relatifs aux anciens peuples du Caucase et de la Russie. (4. art.). — Journ. asiat. 1850 Sept.

Munk (S.), Notice sur Abou'l-Walid Merwan Ibn-Djana'h, et sur quelques autres grammairiens hébreux du X. et du XI. siècle. (3. art.) — Ebendaselbst.

Bargès, Explication de quelques allusions historiques qui se rencontrent dans le fragment de Mohammed Et-Tenaciyi. — Ebendas.

Chesney, The Expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris. Lond. 1850. — Engl. Rev. 1850 Sept.

Siberia and California. — Quart. Rev. 1850 Sept.

Nisard, Souvenirs du Nottinghamshire. — Rev. des deux Mond. 1850 T. IV. Livr. 1.

Vayssière (A.), Scènes de voyage dans l'Hedjaz et l' Abyssinie. — Ebendas.

Winckelmann, The history of ancient art. Translated by G. H. Lodge. Voll. II. Boston 1849. — North Amer. Rev. 1850 July.

Maury, Nouvelles remarques sur le temple appelé Sosthenium, consacré à saint Michel par l'empereur Constantin. — Rev. archéol. Ann. VII. Livr. 5.

Rousseau, Mosaïque trouvée à Carthage. — Ebendaselbst.

Leclerc (L.), Inscription trouvée dans la province de Constantine. — Ebendas.

Langlois, (V.), Lettre sur les monnaies des rois arméniens de la dynastie de Roupène. — Ebendas. Livr. 5. 6.

Classification de quelques monnaies visigothes. (2 art.) — Rev. de numismat. belge. T. V. Livr. 4.

De Coster, Nouveau triens de Huy. — Ebendas.

Meyer (J. F. G.), Monnaies inédites de Château-Renaud et d'Arches (Charleville). — Ebendas.

— —, Notice sur les monnaies des barons de Perwez. — Ebendas. T. VI. Livr. 1. 2.

Hermans (C. R.), Recherches sur les hôtels des monnaies du Brabant septentrional. — Ebendas. Livr. 1. 2.

— —, Monnaies frappées dans la seigneurie d'Oyen. — Ebendaselbst.

Piot, Notice sur un dépôt de monnaies trouvé dans la province de Namur. — Ebendaſ.

— —, Monnaies frappées par la ville de Ruremonde. — Ebendaſ.

Pinchart (A.), Recherches sur la vie et les travaux des graveurs de monnaies, de sceaux et de médailles, nés en Belgique. — Jean Heylen. — Ebendaſelbſt.

De l'origine des croisades considérée au point de vue philosophique. — Revue de Bruxelles. T. X. Livr. 16.

Körner (Friedr.), Keltische Studien. Halle 1849. — Quart. Rev. 1850 Sept.

Benoist (Gust.), De l'organisation municipale en Europe. (Suite et fin.) — Revue de droit franç. et étr. T. VII. Livr. 9.

Moeurs et usages d'Espagne. — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1850 Sept.

Baillie Cochrane (Alex.), Young Italy. 1850. — Quart. Rev. 1850 Sept.

Lettres d'Etienne Bernard, maire de Dijon, sur l'assemblée des états-généraux de la Ligue en 1593. — Bibl. de l'école des chart. 1850. Juillet-Cloût.

Regnault (El.), Histoire du Gouvernement provisoire. Par. 1850. — Quart. Rev. 1850 Sept.

Une visite au Roi Louis-Philippe. Par. 1849. — Quart. Rev. 1850 Sept.

Hallmann, Aperçu de l'histoire de l'origine des Béguines en Belgique. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1850 Livr. 2.

Le Glay, Cameracum christianum. — Ebendaſ.

Investiture of the king of Cochin-China by an envoy of the emperor of China in 1849. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 May et Juni.

Windsor Earl (G.), The trading ports of the Indian Archipelago. — Ebendaſ.

Logan (J. R.), The ethnology of the Indian Archipelago, embracing enquiries into the continental relations of the Indo-Pacific Islanders. — Ebend.

— —, The Silong tribe of the Megui Archipelago. — Ebendaſ. July.

Low (Jam.), An account of the origin and progress of the british colonies in the straits of Malacca. — Ebendaſ.

— —, The Karean tribes or aborigines of Martaban and Tavai, with notices of the aborigines in Keddah and Perak. — Ebendaſ. Aug.

— —, The Semang and Sakai tribes of the Malay peninsula. — Ebendaſ.

Logan (J. R.), The manners and customs of the Malays. — Ebendaſ. Aug.

— —, The ethnology of eastern Asia. — Ebendaſelbſt.

Trumbull (J. Hammond), The public records of the colony of Connecticut, prior to the Union with New Haven Colony, May, 1665. Hartford, 1850. — North Amer. Rev. 1850 July.

Vallet de Viriville, Recherches historiques sur Agnès Sorel. — Biblioth. de l'école des chartes 1850. Juillet-Août.

De Candolle (Alph.), Biographie de M. A. Moritzi. — Biblioth. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Sept.

Mannerheim, Notice biographique sur M. C. J. Schönherr. — Bull. de la Soc. imp. de Naturalistes de Moscou. T. XXIII.

Loudun (E.), Portraits parlementaires. M. de Lamartine. — Le Correspond. T. XXVI. Livr. 11.

Rumelin (Ch.), Notice biographique sur harles Otfried Müller. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850. No. 43.

Sir Robert Peel. — Blackwood's Mag. 1850 Sept.

De Ring (M.), Roland de Lassé, compositeur belge, né à Mons en 1520. — Messag. des scienc. *hist.* de Belgique. 1850 Livr. 2.

Stecher (J.), Van Zevecote. — Ebendaſ.

Moulaert, Notes pour une future biographie de Frère Romain, architecte. — Ebendaſ.

Hasse (F. R.), The life of Anselm, archbishop of Canterbury. Translated by W. Turner. Lond. — English Rev. 1850 Sept.

Memoirs of Sir Thomas Fowell Buxton, Bart. Edited by his son, Ch. Buxton. 2. ed. Lond. 1849. — North Amer. Review. 1850 July.

Bülau (Fried.), Geheime Geschichten u. räthselhafte Menschen. Bd. I. Lpz. 1850. — Blackwood's Mag. 1850 Sept.

Kirkman (Th. P.), On the triads made with fifteen things. — Philos Magaz. 1850 Sept.

Sylvester (J. J.), An instantaneous demonstration of Pascal's theorem by the method of indeterminate coordinates. — Ebendaſ.

— —, On a new class of theorems in elimination between quadratic functions. — Ebendaſ.

Davies (T. S.), Geometry and geometers. No. VI. — Ebendaſ.

Nouvelle comète. — Biblioth. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Sept.

Schweizer (G. J.), Ueber den im August 1847 in Moskau entdeckten Kometen. — Bull. de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XXII.

— —, Notizen über den am 11. April 1849 in Moskau entdeckten Kometen. — Ebendaſ. T. XXIII.

Sears C. Walker and B. A. Gould, Examination of Kirkwood's analogy. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1850 July.

Pinard, Le prieuré de Longjumeau. (Seine-et-Oise.) — Rev. archiol. Ann. VII. Livr. 6.

Kupffer (A. T.), Rapport adressé à l'Académie des sciences de Pétersbourg, sur l'observatoire physique central fondé auprès du corps des ingénieurs des mines. — Biblioth. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1850 Sept.

Spassky, Observations météorologiques faites à l'Observatoire astronomique de l'Université imp. de Moscou en 1848. — Bull. de la Soc. des Naturalistes de Moscou. T. XXII.

— —, Janvier 1849. — Ebendaſ. T. XXIII.

Garric (John), On the quantity of heat evolved from atmospheric air by mechanical compression. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1850 July.

Meech (L. W.), On the computation of the Sun's daily intensity at the exterior surface of the Earth, and secular changes of heat. — Ebendaſ.

Guyot (Arn.), Observations on the contract in the physical features and resources between the old world and the new world. — Ebendaſ. Sept.

Day (Jerem.), On the relation of the laws of mechanics to perpetual motion. — Ebendaſ.

Faraday (M.), Experimental researches in electricity. 23. Series. — Ebendaſ.

Gorrie (John), On the quantity of heat evolved from atmospheric air by mechanical compression. — Ebendaſelbſt.

Thompson (Dav. Purdie), Introduction to meteorology. Edinb. and Lond. 1849. — North Amer. Rev. 1850 July.

Middleton (J.), On an accelerating process in photography. — Philos. Mag. 1850 Sept.

Filhol, Recherches sur les eaux minérales de Bagnères-de-Luchon. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1850 Sept.

Orfila, Examen des matières cérébrales, comparativement avec les divers organes et produits de l'économie animale. — Ebendaſ.

Septier, Appareil propre à la filtration des corps gras. — Ebendaſ.

Campbell (Dugald), On the action of the soap-test. upon water containing a salt of Magnesia only etc. — Philos. Mag. 1850 Sept.

Graham (Th.), On the diffusion of liquids. — Ebendaſelbſt.

Agassiz (L.), The natural relations between animals and the elements in which they live. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Sept.

Orbigny (Alc. d'), Recherches zoologiques sur la marche successive de l'animalisation à la surface du globe. — Biblioth. univ. de Genève (Sc. phys.) 1850 Sept.

Hochhuth (Joh. H.), Die Staphylinen-Fauna des Kaukasus und Transkaukasiens. — Bull. de la Soc. imp. de Naturalistes de Moscou. T. XXII.

Fischer de Waldheim (G.), Notice sur le Crioceras Voronzovii de Sperk. — Ebendaſ.

Mannerheim, Insectes coléoptères de la Sibérie orientale, nouveaux ou peu connus. — Ebendaſ.

Motschoulsky (Vict. de), Note sur deux araignées venimeuses de la Russie méridionale qu' on croit être le Tchim des Kalmouks. — Ebendaſ.

Eichwald, Zweiter Nachtrag zur Infusorienkunde Russlands. — Ebendaſ. T. XXIII.

Gros (G.), Fragments d'helminthologie et de physiologie microscopique. — Ebendaſ.

Wyman (Jeffries), Notice of remains of vertebrated animals found at Richmond, Virginia. — Amer. Journ. Sept.

Guérin-Méneville, Enumération des insectes qui consomment les tabacs. — Rev. et Mag. de Zool. 1850. Août.

Focillon (A.), Pathologie des vers à soie (Bombyx mori, L.). — Ebendaſ.

Tyzenhauz, Notice sur le Myoxus Dryas, reconnu comme espèce européenne. — Ebendaſ. Juillet.

Lafresnaye, Essai d'une monographie du genre Picucule (Buffon.) Suite. — Ebendaſ.

Laferté-Sénectère, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Bocandé dans la Guinée portugaise. Ebendaſelbſt.

Miers (John), On the genus Habrothamnus. — Annals and Mag. of nat. hist. 1850 Sept.

Hardy (Jam.), On the effects produced by some insects upon plants. — Ebendaſ.

Priestley (W. O.), Remarks on some british species of Carex. — Ebendaſ.

Brongniart (Ad.), Chronological exposition of the periods of vegetation and the different Floras

which have successively occupied the surface of the Earth. Ebendaſ.

Kaleniczenko (Jean), Quelques mots sur les Daphnés Russes et description d'une nouvelle espèce. (Excursion botanique dans le gouvernement de Koursk.). — Bull. de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XXII.

Berkeley and Curtis, Contribution to the mycology of North-America. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1850 Sept.

Macgowan (D. J.), Notices regarding the plants yielding the fibre from which the Grass-cloth of China is manufactured. Ebendaſ.

Oxley (T.), The botany of Singapore. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 Aug.

Harkness, (Rob.), On the position of the impressions of footsteps in the Bunter Sandstone of Damfries-shire. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1850 Sept.

Hermann (R.), Untersuchungen verschiedener Mineralien. — Bulletin de la Soc. imp. des Naturalistes de Moscou. T. XXII.

Rouillier (Ch.), Etudes progressives sur la géologie de Moscou. — Ebendaſ. T. XXII. XXIII.

Hutten-Czapsky, Description d'une nouvelle variété d'ammonite du terrain jurassique de Moscou. Ebendaſelbſt.

Schtschurowsky, Geologische Reise nach dem Altai im J. 1844. — Ebendaſ.

Owen (D. D.), Review of the geological report on the Chippewa Land District of Wisconsin and part of Jowa, made in the year 1847. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1850 July.

Alger (Francis), On rutilated quartz crystals from Vermont. — Ebendaſ.

— —, Crystallized gold from California. — Ebendaſelbſt.

Whittlesey (Ch.), On the natural terraces and ridges of the country bordering Lake Erie. — Ebendaſelbſt.

Jeffries Wyman, Notice of fossil bones from the neighbourhood of Memphis, Tennessee. — Ebendaſelbſt.

Jackson (C. T.), On the geological structure of Keweenaw Point. — Ebendaſ.

— —, On the telluric bismuth of Virginia. — Ebendaſelbſt.

Wurtz (H), On a supposed new mineral species. — Ebendaſelbſt.

Agassiz, The erratic phenomena about Lake superior. — Ebendaſ.

Dana (James D.), On the volcanic eruptions of Hawaii. — Ebendaſ. Sept.

— —, Mineralogical notices. — Ebendaſ.

Percy (John), On the composition of Beudantite. — Philos. Magaz. 1850 Sept.

Crossley (Rich.), Algerite, a new mineral species. — Ebendaſ.

Thomson (J. T.), The agriculture of Singapore. — Journ. of the Ind. Archipel. 1850 May et June.

Bigandet, Some account of the order of Budhist monks or Talapoins. — Ebendaſ.

Forms of salutation. — Quart. Rev. 1850 Sept.

Dupanloup, De l'éducation, des humanités, de l'affaiblissement des études, du niveau des classes et de quelques conseils pratiques. — Revue de Bruxell. T. X. Livr. 15. 16.

Guyot (Lud.), Examen de la philosophie spiritualiste de la nature de M. Henri Martin. — Univ. cath. 1850 Juillet.

Philosophie du droit. Rapport du droit avec l'état économique. — Biblioth. univers. de Genève (Litt.) 1850 Septt

Rigaut (Ad.), Philosophie du droit — Revue de droit français et étranger. T. VII. Livr. 9.

Allston (Washington), Lectures on art and poems. Edited by Rich. H. Dana. New-York, 1850. — North. Amer. Rev. 1850 July.

Doublet de Boisthibault, Les artistes au moyen-âge. — Rev. archéol. Ann. VII. Livr. 5.

Snéguireff, De l'iconographie sacrée en Russie. — Ebendaſ. Livr. 6.

Planche (Gust.), Sculpture moderne. La statue de Larrey de M. David. — Rev. des deux Mond. 1850. T. IV. Livr. 1.

Etudes littéraires faites au point de vue social. — Biblioth. univers. de Genève. (Litt.). 1850 Sept.

Pierin (Charl.), Du socialisme dans les écrits des économistes. — Correspond. T. XXVI. Livr. 12.

(Schluß folgt).

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.
Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Die Classe hielt am 19. October eine außerordentliche Sitzung. Es galt nemlich willkommene wissenschaftliche Mittheilungen werther Gäste, deren Aufenthalt hieselbst nicht wohl ein längerer seyn konnte, entgegen zu nehmen, in welcher Absicht ungeachtet der noch fortdauernden akademischen Ferien sich Mitglieder zweyer Classen, der ersten und dritten (historischen) zusammen fanden.

Hr. Dr. Franz Carrara, Director des antiquarischen Museums zu Spalato in Dalmatien, Herausgeber verschiedener dieses sein Geburtsland betreffender Schriften, erfreute unter Vorlegung vieler einschlägigen Plane und Abbildungen die Versammelten durch einen anziehenden Vortrag über den bisherigen Verlauf und Erfolg der Nachgrabungen auf dem Boden des alten Salona, die auf Anordnung und mit Unterstützung der k. k. Regierung seit dem J. 1846 unter seiner Leitung im Gange sind.

Salona, die in der römischen Geschichte oft genannte Hauptstadt der Dalmaten, welche in späterer Zeit noch der Cäsar Diocletian gewählt hatte, um sich in ihrer Nähe für den Rest seiner Tage einen Wohnsitz (auf und aus dessen Ruinen das heutige Spalato *) erwachsen ist), einzurichten, war seit ihrer Zerstörung durch die Avaren im J. 639 und durch Barbarey auch neuerer Zeit allmählich dergestalt vom Erdboden verschwunden, daß bis vor kurzem nur noch die Einfriedungsmauern der Weingärten, die heute ihre Stelle einnehmen, und Haufen von Schutt und Steintrümmern als Ueberbleibsel derselben in Betracht gekommen sind.

Fast nur nach solchen überirdischen Resten waren bisher auf den frühern Umfang der Stadt Schlüsse gezogen und Plane entworfen worden. Es wurde endlich beschlossen, mehr in den Boden selbst einzudringen, und vor Allem die alten Ringmauern wieder bloß zu legen.

Diese zeigten sich denn bedeutend verschieden von den früher vermutheten; ja sie ergaben die Gewißheit, daß die Befestigungskunst der Alten sich nicht auf bloße Vertheidigungsthürme beschränkte, sondern auch schon mit solchen Werken bekannt war, die, unter dem Namen Bastionen, eine bisher für erst später erfunden gehaltene Hauptsache der neuern ausmachen.

Ferner wurden auf diese Weise aufgedeckt: vier Stadtthore, eines vom Vortragenden Porta Andertia benannt, bis auf das alte Estrich, — der unterirdische Theil des Amphitheaters, — ein Theil, namentlich die Cavea, des Theaters, — eine altchristliche Kirche mit ihren eigenthümlichen Eintheilungen,

*) *Εἰς παλάτι*, Ispalati, Spalato, eine Name ähnlich unserm „Pfalz."

— Begräbnißplätze mit Sarkophagen und Gedenksteinen reich an lateinischen zumtheil auch griechischen Inschriften, von zwey Todtencellen die eine noch völlig verschlossen, — ein bürgerliches Gebäude, — vier Mosaikböden aus Marmor mit Resten eines solchen aus vergoldetem Glase, — Theile eines Aquäducts, — eine cyklopische Mauer aus vorrömischer Zeit.

Außer vielen einzelnen Architecturstücken fanden sich an Bildhauerwerken ein kleiner Apollotorso, verschiedene Köpfe und andere Theile, — eine große Menge Münzen, drey Gemmen, und verschiedene kleinere Arbeiten aus Gold, Silber, Kupfer, Messing, Bley, Terracotta, Elfenbein und Glas.

Was von derley Fünden irgend geeignet war, ist nun unter den Schätzen des bereits seit längerer Zeit bestehenden antiquarischen Museums zu Spalato aufbewahrt.

Dem unermüdlichen Gräber waren bisher jährliche 800 fl. zur Verfügung gestellt, eine Summe, von der man wohl annehmen darf, daß sie die umsichtigste Verwendung mehr als räthlich machen mußte, wenn man erwägt, daß der nun mit Reben, Oelbäumen u. dgl. prangende Boden der alten Römerstadt verschiedenen Besitzern angehört, denen nicht zugemuthet werden kann, das Eigenthum, aus dem sie ihren Unterhalt ziehen, ohne gehörige Entschädigung solchen Umwühlungen preiszugeben.

Wären erst der ganze Flurbezirk und wenigstens Theile des jetzigen Dorfes Salona Eigenthum des Staates selbst, dann könnte getrost darauf ausgegangen werden, auch den Zug der Gassen und die Reste von gewiß noch manchem andern merkwürdigen Gebäude und seinem Inhalt offen zu legen.

Eine Stadt von der Bedeutung des alten Salona möchte eines größern Opfers, wodurch sie zu einer Art Herculanum werden könnte, nicht unwürdig seyn, wie denn auch der Mann, der bereits mit so vielem Erfolg ans Werk gegangen ist, durch Schwierigkeiten mancher Art doch nicht um die Lust und den Muth gebracht scheint, die dazu gehören, es in gleicher Weise und rüstig fortzusetzen.

Nach diesen Mittheilungen des gelehrten Dalmaten, für welche der Vorsitzende Hr. Hofrath v. Thiersch den gebührenden Dank der Versammlung aussprach, hielt ein zweyter verehrter Gast, der k. h. Kammerherr und des k. pr. Johanniterordens Ritter Karl von Estorff einen kurzen Vortrag über ähnliche, freylich einem ganz andern Boden entnommene Reste der Vorzeit, nemlich über „heidnische Alterthümer der Gegend von Uelzen im ehemaligen Bardengau des Königreichs Hannover," wobey Desselben im J. 1846 unter obigem Titel erschienenes mit 16 Tafeln Abbildungen und einer illuminirten archäologischen Karte ausgestattetes Werk der Versammlung vorgelegt wurde.

Recht lebhaft fühlte man bey diesem Zusammentreffen der Alterthümer aus dem dalmatischen Salona mit denen des deutschen Bardengaus, wie viel näher uns manchmal in geistiger Hinsicht das örtlich Entferntere liegt als das räumlich Nahe und selbst in nationaler Beziehung uns Berührende, wenn, wie in diesem Falle, jenes uns durch das geschriebene Wort längst verständlich und befreundet geworden ist, diesem aber jeder deutbare Buchstabe abgeht, so daß noch immer sogar die große Frage übrigt, von welchem Volke, namentlich ob von Kelten, von Germanen, von Slawen, es herrühren möge. Hoffentlich führen Bemühungen, wie die des verehrten Gastes aus Hannover, allmählich dahin, daß eben die Menge der gesammelten Gegenstände die Möglichkeit erbringt, Dem, was trotz der verschiedenen Fundorte so viele Gleichförmigkeit zeigt, dennoch wesentlich unterscheidende Merkmale abzusehen und jene Frage endlich mit einiger Befriedigung zu lösen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. November 1850.

Hr. Hofrath v. Martius erstattete Bericht:

Ueber das königliche Herbarium zu München.

Das königliche Herbarium zu München ist im Jahre 1813 gegründet worden, als Se. M. König Maximilian Joseph I. den wissenschaftlichen Nachlaß J. Chr. Dan. v. Schrebers, Präsidenten der kais. Akademie der Naturforscher und Professors in Erlangen (geb. 1739, gest. 1811) für die k. Akademie der Wissenschaften ankaufen ließ. Neben einer reichen Bibliothek und schätzbaren zoologischen und mineralogischen Sammlungen empfieng die k. Akademie d. W. ein Herbarium, welches, vermöge des hohen Rufes seines früheren Besitzers, als würdige Grundlage der botanischen Hülfsmittel betrachtet werden konnte, womit eine erleuchtete Regierung sie bereicherte.

Der Hauptstock des Schreberschen Herbariums war nach Linné's System, und zwar nach der von Schreber besorgten Ausgabe der Genera plantarum, aufgestellt (jedoch nicht katalogisirt). Einschlüßlich zahlreicher nicht eingeordneter Parzellen umfaßte dasselbe etwa 12,000 Pflanzenarten. Neben den von Schreber selbst in Leipzig, in Upsala, wo er Linné's Schüler war, und in Erlangen aus dem Freyen oder aus Gärten zusammengebrachten Pflanzen, enthielt das Herbarium schätzbare Mittheilungen berühmter Botaniker, wie z. B. von Ol. Swartz, Georgi, Pallas, Mühlenberg, Rottler, J. R. Forster, v. Wulfen, Thunberg, Vahl u. A. Schreber selbst hatte mit Vorliebe und Umsicht auf Gräser und Riedgräser gesammelt. Das Herbarium Güldenstädts war von ihm im Ganzen an sich gebracht. Es befinden sich darin mehrere Gewächse, welche dieser Naturforscher von seiner Reise durch Georgien, Mingrelien und die kaukasische Steppe (s. dessen Reise durch Rußland und im kaukasischen Gebirge, Petersburg 1787, 4.) heimgebracht hatte. Ueberdieß hatte Schreber die Sammlungen seines Vorgängers auf dem botanischen Lehrstuhle, des markgräflich ansbachischen Leibmedicus Schmiedel käuflich an sich gebracht, jedoch nur zum geringsten Theile seinem eigenen Herbarium eingefügt. In dieser Schmiedelschen Sammlung zeichnet sich durch Seltenheit und Interesse eine Suite ceylonischer und capischer Pflanzen aus, welche Schmiedel von seinem Freunde und langjährigen Correspondenten N. L. Burmann, Prof. in Amsterdam, erhalten hatte. Mit Schmiedels Herbarium kam auch diejenige Sammlung in Schrebers Hände, welche Schöpf in Nordamerika gesammelt hatte, wo er als Arzt der markgräfl. ansbachischen Truppen diente (s. dessen Reise, Erlangen 1788. 2 Bde. 8.). Auch ein eigenhändiges Manuscript, „Index plantarum Noveboracensium“ durch den fleißigen Schöpf ausgeführt, erhöhet den Werth dieser Sammlung. Ueberdieß war Schreber stets bedacht gewesen, sein Material durch Tausch oder Kauf zu vermehren. Insbesondere stand er mit Herrnhutern in Verbindung; aus Südrußland (Sarepta), Labrador, West- und Ostindien empfieng er häufige Sendungen der Brüder, durch Kauf die Centurien Hoppe's, die Decaden Ehrharts, die Kryptogamen des Harzes von Schrader, jene des Fichtelgebirgs von Funck, und die Schweizer-Pflanzen von Schleicher. Sonach enthält dieß Herbarium eine nicht unbeträchtliche Zahl von deutschen Pflanzen. Das südliche Gebiet, und namentlich die Alpen von Krain und Kärnthen, war in jener Zeit von Rainer, v. Wulfen, Hoppe und Fröhlich genauer durchforscht worden und es finden sich in der Sammlung viele wichtige Arten aus den Händen jener Botaniker. Aus dem nördlichen Deutschland lieferte A. W. Roth, Physicus in Vegesack, der erste Verfasser einer vollständigen Flora germanica, seinem Lehrer manchen schätzbaren Beytrag.

Cas. Christ. Schmiedel, dessen große Verdienste um die Pflanzen-Analyse in neuerer Zeit besonders von Robert Brown anerkannt worden sind, hatte von seinen Reisen Pflanzen aus dem südlichen Frankreich, der Schweiz, Nizza und Neapel seinem Herbarium zugebracht; eine andere, besonders interessante Suite vom Monte Baldo, Originalien von Seguiers Flora Veronensis, verdient eigens angeführt zu werden. Aus Spanien empfieng Schreber einige Seltenheiten von Gmelin, aus Frankreich

vorzugsweise käufliche Sammlungen (von Loiseleur) aus der Umgegend von Paris und aus botanischen Gärten. Die Flora von Sibirien findet sich in Schrebers Herbarium durch Mittheilungen von Pallas, Georgi, Messerschmied, wenn auch in geringer Anzahl, repräsentirt. Auch einige Arten von Gundelsheimer, dem Gefährten von Tournefort auf der Reise in den Orient, sind, wahrscheinlich durch Gleditsch mitgetheilt, vorhanden.

Aus den asiatischen Tropenländern hatte Schreber Einiges von Joh. Gerh. König erhalten, der schon im J. 1769 nach Ostindien gegangen war, und im Dienste des Nabobs von Arcot weite Länder durchreist hatte (starb 1785). Ansehnlicher sind die Beyträge, welche von den dänischen Missionarien zu Trankenbar, John und Rottler, Schülern Königs, an Schreber gesendet wurden. Sie machen, nebst den bereits erwähnten Exemplaren von Burmann aus Ceylon, einen der wichtigsten Theile dieser Sammlung aus.

Minder reich ist das Herbarium an afrikanischen Arten. Zwar haben Vahl Einiges aus Nordafrika, Isert einige Arten aus Guinea, Sparrmann und Thunberg einige vom Cap der guten Hoffnung mitgetheilt; doch sind alle diese Beyträge schwach, im Verhältniß der Pflanzenschätze, welche in neuerer Zeit aus jenen Gegenden nach Europa gekommen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat Juli 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von Hrn. C. v. Littrow, Direktor der Sternwarte in Wien:

Annalen der. k. k. Sternwarte in Wien. XII. Bd. Neue Folge. Wien 1849. 4.

Von Hrn. Prof. Thom. Gaisford in Oxford:

Joannis Stobaei eclogarum physicarum et ethicarum libri duo. Tom. I. II. Oxonii 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 5. Mai 1850. Par. 1850. 8.

Von der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig:

Preisschriften: II. Geinitz; das Quadergebirge oder die Kreideformation in Sachsen. Leipzig 1850. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Goldenthal in Wien:

Grundzüge und Beyträge zu einem sprachvergleichenden rabbinisch-philosophischen Wörterbuche. Wien 1849. gr. 4.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. No. IX. April I. 1850. Lond. 8.

Von der Auxiliary Royal Asiatic Society in Madras:

Madras Journal. No. 36. Vol. XV. July — Decbr. 1849. Madras 1850. 8.

Von der antiquarischen Gesellschaft zu Basel:

Das Münster zu Basel. Basel 1850. 4.

Ueber einige Gegenstände der Sammlung von Alterthümern im Museum zu Basel. Basel 1849. 4.

Von der Reale accademia delle scienze in Neapel:

Rendiconto delle — e d' lavori. No. 41—45. Napoli. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XX. Heft I. II. Januar. Februar. Landau 1850. 8.

Von dem zoologisch mineralogischen Verein in Regensburg:

Abhandlungen. I. Heft. (Der XXVI. Versammlung der Naturforscher und Aerzte gewidmet.) Regensburg 1849. 8.)

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber das königliche Herbarium zu München.

(Fortsetzung.)

Die amerikanischen Floren betreffend, besaß Schreber, wie erwähnt, Manches aus den Missionen der Herrnhuter in Labrador, ein ziemlich reiches Material, das von Wangenheim und Mühlenberg aus Neu-England gesendet worden war, letzterer Auxiliary Royal Asiatic Society Madras: nal. No. 36. Vol. XV. July – Madras 1850. 8. r antiquarischen Gesellschaft zu Bö 5. Mai 1850. Par. 1850. 8. fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft Leipzig: n: II. Geinitz; das Quadergebirge der ormation in Sachsen. Leipzig 1850. 8 rrn. Prof. Dr. Goldenthal in Wien und Beyträge zu einem sprachvergleich ch philosophischen Wörterbuche. Wien der Chemical Society in London: urnal. No. IX. April 1. 1850. Lond

irgend einen Repräsentanten geblieben waren. Genau genommen ließ sich aussprechen, daß diese Sammlung zur Zeit, da sie vom Staate angekauft ward, bereits drey Decennien hinter dem Entwicklungsgange der systematischen Botanik zurückgeblieben war *).

*) Schreber, welcher sich schon seit 1775 mit der Herausgabe seiner Naturgeschichte der Säugthiere beschäftigte, war erst später, durch die Aufforderung des Buchhändlers, eine neue Auflage von Linné's Genera plantarum nach der Reichard'schen (Frankfurt 1778) zu besorgen, veranlaßt worden, sein

Es mußte daher in der Absicht der k. Akademie liegen, eine größere Gleichförmigkeit in der Repräsentation des gesammten Pflanzenreiches herbeyzuführen. Doch erhielt die Sammlung in den ersten Jahren nach jener Erwerbung keinen weiteren Zugang durch Kauf. Nur das Geschenk, welches der Sachsen-gothaische geheime Rath Grimm, auf Betrieb des General-Sekretärs der Akademie v. Schlichtegroll, mit seinem in den Jahren 1780 bis 1800 gesammelten Herbarium machte, kann hier erwähnt werden. Diese Sammlung enthält manche Pflanzenart, welche in der angegebenen Periode in den botanischen Gärten cultivirt, gegenwärtig daraus verschwunden oder doch selten geworden ist, und überdieß die von Grimm selbst in Deutschland und in dem südlichen Frankreich gesammelten Arten; hat also vorzüglich ein historisches Interesse.

Einen beträchtlichen Zuwachs erhielt das akademische Herbarium durch die Reise von Spix und Martius nach Brasilien (1817 — 1820). Man darf ihn auf nahe an 8000 Arten anschlagen, wovon 800 in Istrien, Malta, Gibraltar, Madera, Portugal, die übrigen in Brasilien gesammelt wurden. In Madrid erhielt Martius von Don Fel. Bauzá, dem Begleiter des unglücklichen Weltumseglers Malaspina, etwa 400 Arten bolivianischer Pflanzen, die Thad. Haenke in Cochabamba und der Umgegend gesammelt hatte, der erste Beytrag aus dem spanischen Amerika, welcher dem Herbarium einverleibt werden konnte. Die Adversaria botanica, welche Dr. Martius während der Reise in Brasilien über die von ihm beobachteten Pflanzen niedergeschrieben, und welche 3318 Nummern begreifen, sind im k. Herbarium in sechs Quartbänden aufbewahrt. An einer Abschrift derselben, nach den natürlichen Pflanzenfamilien geordnet, wird, nach Zeit und Gelegenheit, gearbeitet.

Als im Jahre 1826 die Ludwig-Maximilians-Universität von Landshut nach München versetzt wurde, trat eine beträchtliche Vermehrung des k. Herbariums ein, indem die botanischen Sammlungen der Universität mit jenem, unter Vorbehalt des Eigenthumsrechtes von Seiten der Universität, vereiniget und der gemeinsamen Verwaltung des Vorstandes des botanischen Gartens, welcher auch Conservator des k. Herbariums ist, untergeben wurde. (Reg. Blatt 1827. 21. März.) Das Universitäts-Herbarium war von Hofrath Schultes gleich beym Antritte der botanischen Professur angelegt, aber besonders nachdem derselbe mit Römer in Zürich die Herausgabe des Systema Vegetabilium unternommen hatte (1817), fleißig vermehrt worden. Es ist namentlich schätzbar durch die Mittheilungen Bertero's aus Westindien, Balbis' aus Italien, Rochels und Kitaibels aus Ungarn, Bessers aus dem Kaukasus und dem südlichen Rußland, und Römers aus verschiedenen Ländern. Auch die käuflichen Sammlungen Siebers aus Martinik, den Maskarenen, dem Caplande, Neuholland, Aegypten sind hier vorhanden. — Für die Instandhaltung und Vermehrung des Universitätsherbariums wurde eine jährliche Etatssumme von 50 fl. ausgeworfen, welche vom Jahre 1831 an in der Art ihre Verwendung fand, daß theils der nöthige Papiervorrath, theils käufliche Sammlungen, wie sie sich eben von Zeit zu Zeit darboten, erworben wurden. In dieser Weise sind deutsche Alpenpflanzen von Hoppe, 600 abyssinische und 500 nubische von Schimper, arabische von Lunz und Fischer, mexicanische von Bar. Karwinski gesammelt, angeschafft worden. Die Pyrenäen-Flora ward durch die käufliche Sammlung von Endreß, die von Gallizien und Südrußland desgleichen von Szowitz vermehrt, und auch aus Nordamerika und Neapel wurden Pflanzen angekauft. Zur Erleichterung der Uebersicht aller nun vereinigten Pflanzenarten, zur gegenseitigen Completirung, und um der wohlfeileren Aufstellung wegen, sind die aus Landshut übernommenen oder seitdem angekauften Pflanzenexemplare in das allgemeine Herbarium eingeschaltet worden, so daß sie mit diesem ein großes Ganzes ausmachen. Sie sind jedoch auf

---

Schweiggers und Körte's Flora Erlangensis keine botanischen Arbeiten mehr veröffentlicht hat. Aus diesem Grunde nahm er sich auch nach Herausgabe seiner Genera Plantarum im Jahre 1791 kaum mehr die Zeit, neue Erwerbungen seinem Herbarium einzufügen, und man darf mit Fug annehmen, daß die literar-historische Bedeutung dieser Sammlung nicht über das Jahr 1791 hinausgeht.

den Handel gebracht hat.

Nach dem Jahre 1827 erhielt das allgemeine Herbarium noch vielfache Vermehrungen durch Geschenk, Tausch und Kauf.

Im Jahre 1832 übergab der geh. geistliche Rath v. Schrank (geb. 21. Aug. 1747, gest. 22. Dec. 1835) seine ganze Pflanzensammlung als Geschenk. Dieselbe begriff eine Sammlung bayerischer Gewächse, das Material zu des berühmten Naturforschers Flora von Bayern, München 1789, 2 Bände, 8., in 42 Holzkästen aufgestellt, ferner etwa 700 Arten von Pflanzen aus dem Caplande, welche von Brehm dort gesammelt worden. Unter ihnen befinden sich auch die Originalien von Schranks Abhandlung über capische Irideen (Denkschr. der k. b. botan. Gesellsch. Bd. II. S. 165 — 224) und über die Gnaphaloiden (Denkschriften der Münchner Akedamie d. W. Bd. VIII. S. 141 — 172), ferner mehrere kleinere käufliche Sammlungen, wie jene aus

hundert Arten von Andrieux in Merico, von Allan Cunningham in Neuseeland, Fried. Zuccarini jun. in Griechenland, Tenore in Neapel, Szowitz in der Umgegend von Odessa, von Salzmann um Tanger gesammelte Pflanzen hinzu. Mehrere hundert Specimina aus Algier erhielt die allgemeine Sammlung durch das correspondirende Mitglied der k. Akademie d. W. und Oberarzt der Armee in Algier Dr. Guyon, 192 seltne pyrenäische Pflanzen von Hrn. v. Zwackh, 150 ausgewählte Bürger der mitteldeutschen Flora von Hrn. Papperitz in Dresden. Die Vegetation von Tirol wird in unserm Herbarium ziemlich vollständig repräsentirt durch mehrfache Sendungen Seitens des k. k. Ferdinandeums in Insbruck, das der k. Akademie über 1000 Arten übermachte. Besonders aber sind die großmüthigen Schenkungen zu erwähnen, mit welchen uns Hr. Dr. v. Barth in Calw,

ten, die zur Zeit nur schwer aus ihrem Vaterlande erhalten werden, getrocknet wurden. Es sind deren einige tausend Specimina, unter denen sich besonders die von Dr. Kummer aufgelegten durch sorgfältige Behandlung empfehlen.

Nach dem Tode des verdienstvollen Professors und zweyten Conservators Dr. Jos. Gerh. Zuccarini (geb. 10. Aug. 1797, gest. 18. Febr. 1848) erwarb die k. Universität das von ihm während fünfundzwanzig Jahren mit großer Thätigkeit zusammengebrachte Herbarium um die Summe von 10,000 fl. in sechszehn Jahresraten zahlbar. Durch diesen großartigen Zugang ist das allgemeine Herbarium in seiner Gesammtmasse fast verdoppelt worden. Es finden sich hier nicht bloß die Arten, welche Zuccarini bey seinen häufigen Herborisationen im südlichen Deutschland und bey seinen Reisen nach Berlin und Leiden erworben, sondern zahlreiche Beyträge aus den Händen sehr vieler der namhaftesten jetzt lebenden Botaniker, mit welchen er fleißig correspondirte *).

*) So sind hier deutsche Pflanzen von Koch, Hoppe, Funck, Fürnrohr, Treviranus, Ernst Meier, Schiede, Hargasser, Leo, Fleischer, Vahl jun., Bischoff, Albers, Nolte, Lessing, Unger, Sauter, Graf, Schultz, Alex. Braun, Mohl, Noë, Köberlin, Tratzel, Raab, Schnitzlein, Schenk, Kittel, Frölich, Hinterhuber, Bentham, Biasoletto, Lehmann, Berger, Pritzel, Schimper, Kummer, Sendtner, Ohmüller, — schweizer von Mohl, Raab, Trachsel, Schleicher, Seringe, Thomas, Brunner vorhanden. Aus Ungarn und der übrigen österreichischen Monarchie empfieng Zuccarini Beyträge von Sellow, Eubel, Leydolt, Reissek, Lang, Sadler, Vahl, Hoppe. Aus Dalmatien sind Arten von Peters, Fenzl, Visiani; aus dem Bannat von Heuffel, Rochel, Besser; aus der Moldau von Czyhak und Szowitz; aus Rumelien von Grisebach vorhanden. Wir fügen zur leichteren Uebersicht und Würdigung des bedeutenden Reichthums dieses Herbariums auch die übrigen Länder, welche hier vertreten sind, und die Namen der Mittheilenden an. Italien und Piemont: De Notaris, Balsamo, Savi jun., Bertoloni, Tenore, Viviani, Visiani, Biasoletto, Petter, Noë, Michahelles, Soleirol, Fleischer, Schiede, Gussone, Tineo, Bracht, ein sehr fleißiger Sammler in der Lombardei, der als Hauptmann des 52. Regiments in der Schlacht bey Novara gefallen ist. Spanien und Portugal: Holl, Bentham, Schultes, Boissier. Frankreich: De Candolle, Duby, Delille, Schultz, Vahl jun., Schimper, Bentham, Soleirol, Baumann, Buchinger, Brunner, Schnitzlein, Schimper. England und Schottland: Bentham. Schweden und Norwegen: Vahl jun., Fries, Wahlberg, Hornemann, Boek, Clason. Rußland: v. Ledebour, Richter. Griechenland: Sieber, Friedrich Zuccarini, Berger, Sartori, Spruner, Fraas.

Besonders reichlich ist in diesem Herbarium die Flora von Asien repräsentirt. Aus den Küstengegenden von Kleinasien sind die von Fleischer gesammelten und durch den württembergischen Reiseverein ausgegebenen Arten vorhanden, ferner von Aleppo und dem Taurusgebirge 285 Arten, von Kotschy gesammelt, aus der syrisch-arabischen Flora Pflanzen von Sieber, von Schimper, von dem herz. Leuchtenbergischen Leibmedicus Hrn. Dr. Fischer, welcher mehrere Jahre lang als Professor der Medicin an der medicinischen Schule zu Kasr El Ainie bey Kairo gelebt, und von dort aus sowohl Niederägypten als mehrere Striche von Arabien fleißig untersucht hat, ferner die ganze Ausbeute, welche Dr. Roth und Dr. Erdl, die Begleiter des Herrn Hofrathes von Schubert auf seiner levantischen Reise, vom Libanon und von der ägyptisch-arabischen Wüste zurückgebracht haben, endlich eine werthvolle Sammlung des englischen Obersten Chesney, aus dem Flußgebiet des Euphrat, eine Mittheilung der Londoner Gartenbaugesellschaft. Aus Georgien und den übrigen kaukasischen Landstrichen sind Pflanzen von Hohenacker, Brunner, Steven, A. Richter in Moskau, Dr. Tschernjajew, Prof. in Charkow, von Bunge, v. Ledebour und von der kaiserlichen Akademie in Petersburg vorhanden. Altaische, davurische und andere sibirische sind von den beyden letzten Autoritäten, von C. A. Meyer, Bunge, Turczaninow und Drége eingesendet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber das königliche Herbarium zu München.

(Fortsetzung.)

Aus Kamtschatka finden sich mehrere von Joerdens und Chamisso gesammelt; chinesische aus der Hand von Bunge, Bentham und von der kaiserlich-russischen Akademie mitgetheilt. Die Flora von Japan ist durch die Mittheilungen von Siebold und Bürger und durch Ankäufe von Göring vertreten. Dieß Material diente bey den

stetter und Holl mitgetheilt; aus der Flora von Senegambien eine schätzbare Suite von Thomas Döllinger und andere von Sieber und Baumann. Die Flora des Caplandes dagegen ist in mehr als 2000 Arten vertreten, Sammlungen von Ecklon, Drége, Sieber, Brehm, Kraus (letztere durch Henschel, E. Meyer und v. Schrank mitgetheilt). Die verhältnißmässig noch selten in den Herbarien vorkommenden Gewächse der maskarenischen Inseln sind auch hier nur durch wenige von Sieber und Boyer mitgetheilte Arten repräsentirt.

Amerika ist verhältnißmässig am reichsten vertreten. Aus Sitcha und den Nachbarländern sind Pflanzen von Chamisso, Rupprecht und der

land, Neuseeland und der Norfolkinsel, von Hooker, Lindley und Baron Hügel mitgetheilte Arten. *)

Auch mehrere botanische Gärten, der Erlanger, Münchner, Berliner, Wiener, Pariser, der von Padua, Verona, Mailand, Kew, Löwen, Neapel, Bonn, Montpellier, St. Petersburg haben eine

*) Im Allgemeinen ist dieses Herbarium reicher an phanerogamischen als an kryptogamischen Gewächsen; dennoch hat ein Theil auch in dieser Beziehung großen Werth. Es ist dieß der bryologische, welcher die höchst bedeutende, sich auf 700 Arten ziffernde Sammlung von Moosen enthält, die der berühmte Anatom und Physiolog Döllinger während 30 Jahren zusammengebracht und testamentarisch dem Professor Zuccarini hinterlassen hatte.

Die Döllingersche Moossammlung besteht: 1) aus dem Voitischen Herbarium. (J. G. G. Voit, Arzt in Schweinfurt, bearbeitete die Laubmoose des Großherzogthums Würzburg. Siehe Voit histor. Muscor. in magn. duc. herbipol. crescentum. Norimb. 1812 (8). 2) aus den käuflichen Sammlungen: a) Funck's kryptogamische Gew. des Fichtelgebirges. b) Funck's Moostaschenbuch. c) Dietrich's und Zenker's musci Thuringiaci. d) der Sardinischen Sammlung von Müller. e) käuflichen Beyträgen von Funck, Hoppe, Schleicher, Salzmann. 3) aus Beyträgen von Nees, Göppert, Schimper, Alex. Braun, Hepp, (Th. Hepp gab die Lichenen-Flora von Würzburg heraus). Hornschuch, Boek in Norwegen, Schnitzlein in Monheim, Opitz, Hübener, Martens, Bahl jun., v. Martius, Rhode, Leiblein, Dr. Krämer, Dr. Kittel, Zuccarini und durch Zuccarini von Hornemann, De Notaris, Balsamo. 4) aus den Sendungen der Söhne Döllingers, aus der Krim und aus Brasilien. 5) aus vielen Laubmoosen, welche Döllinger selbst um Würzburg, München, in den bayerischen Alpen und um Gastein sammelte.

Die von Zuccarini selbst zusammengebrachte Sammlung enthält: was er selbst um Erlangen, München und in den Alpen gesammelt hatte, und Beyträge von: Hoppe, Fürnrohr, Sauter, Funk, Sendtner, Kummer, Balsamo in Mailand, De Notaris, Clason aus Schweden, Boek aus Norwegen, Bahl jun., v. Martius, Döllinger, W. P. Schimper, Baron Hügel.

nicht unbeträchtliche Anzahl von Exemplaren in dieses Herbarium geliefert, welches von dem Sammler selbst auf 30,000 Arten angeschlagen worden ist. Bey dem beklagenswerthen, frühzeitigen Tode Zuccarini's fand sich eine nicht nach Arten, wohl aber nach Gattungen durchgeführte numerische Aufzählung dieses bedeutenden Pflanzenschatzes *)

*) Wir geben aus ihr die allgemeinste Uebersicht, nach Endlicher's System zusammengestellt, wieder, weil es nicht uninteressant scheint, in den hier beygebrachten Ziffern einen etwaigen Maaßstab für die Zahlenverhältnisse der einzelnen Hauptabtheilungen des Gewächsreiches niederzulegen, wie sie ein auf dem Continente lebender Botaniker, mittelst des oben verzeichneten Tauschverkehres, in den letzten Decennien zusammenzubringen im Stande war.

1.	Algae	306
2.	Lichenes	165
3.	Fungi	204
4.	Hepaticae	101
5.	Musci	767
6.	Equiseta	12
7.	Filices	560
8.	Hydropterides	8
9.	Selagines	54
10.	Zamieae	4
11.	Rhizantheae	4
12.	Glumaceae	1813
13.	Enantioblastae	152
14.	Helobieae	22
15.	Coronariae	597
16.	Artorhizae	28
17.	Ensatae	363
18.	Gynandrae	385
19.	Scitamineae	34
20.	Fluviales	46
21.	Spadiciflorae	60
22.	Principes	18
23.	Coniferae	139
24.	Piperitae	57
25.	Aquaticae	9
26.	Juliflorae	404
27.	Oleraceae	443
28.	Thymeleae	489
29.	Serpentarieae	34
30.	Plumbagines	149
31.	Aggregatae	2817
32.	Campanulinae	296
33.	Caprifoliaceae	620
34.	Contortae	520

Eine handschriftlich hinterlassene Schätzung des Sammlers stellt für die einzelnen Welttheile folgende Ziffern auf:

35. Nuculiferae	1312
36. Tubiflorae	471
37. Personatae	1090
38. Petalanthae	270
39. Bicornes	439
40. Discanthae	780
41. Corniculatae	346
42. Polycarpicae	561
43. Rhoeades	854
44. Nelumbia	20
45. Parietales	350
46. Peponiferae	60
47. Opuntiae	11
48. Caryophyllinae	585
49. Columniferae	455
50. Guttiferae	200
51. Hesperides	38
52. Acera	218
53. Polygalinae	175
54. Frangulaceae	254
55. Tricoccae	370
56. Terebinthaceae	317
57. Gruinales	387
58. Calyciflorae	360
59. Myrtiflorae	505
60. Rosiflorae	569
61. Leguminosae	2325
	26230

Von einem gleichartigen literar-historischen Interesse dürfte es seyn, alle Botaniker aufgeführt zu sehen, von welchen Zuccarini in den Jahren 1819 bis 1848 entweder mittel- oder unmittelbare Beyträge erhalten hat, weßhalb wir diese Liste hier ebenfalls beifügen.

Albers, Andrzeiowsky, Balsamo, Baumann, Bentham, Berger, Bertero, Bertoloni, Besser, Beyrich, Biasoletto, Bieberstein, Bischoff, Boissier, Bongard, Boek, Bracht, A. Braun, Brehm, R. Brown, Bruch, Brunner, Bunge, Chamisso, Chesney, Cumming, Czyhak, De Candolle sen. et jun., Delille, D'Herigoyen, Diesing, Döllinger s. et j., Drege, Duby, Duval, Ecklon, Ehrhardt, Einsele, Elsmann, Endlicher, Endreß, Erdl, Eschweiler, Eschenloher, Eubel, Fenzl, Fischer petrop., Fleischer, Fraas, Frank, Fries, Frölich, Fürnrohr, Funck, Gay, Graf, Gray, Hargaßer, Haenke, Henschel, Heuffel, Hinterhuber, Hohenacker, Holl, Hooker,

Flora europaea	6500 Arten.
Flora asiatica	6750 „
Flora africana	3380 „
Flora americana	7860 „
Flora australasica	1700 „
	26290 „

Hiezu rechnete Zuccarini noch 5,000 Arten von Kulturgewächsen aus verschiedenen Gärten.

Dieses Herbarium, in einem kleineren Formate als das akademische und zur Zeit noch in Papier von ungleicher Qualität aufgestellt, wird erst dann mit der allgemeinen Sammlung verschmolzen werden, wenn diese dem Publikum vollständig zugänglich gemacht ist.

Herbarium Boicum. Nachdem durch allerhöchste Entschließung Seiner königl. Majestät die botanische Erforschung des Königreiches zu einer besonderen Aufgabe der königl. Akademie der Wissenschaften gemacht, und der Adjunkt des botanischen Conservatoriums Dr. Otto Sendtner bereits während dreyer Jahre im Sommer und Herbst zur Erhebung pflanzengeographischer und anderer hier einschlägiger Thatsachen, auf Reisen in die südlichen Theile des Königreiches geschickt worden ist, ergab

Hoppe, Hornemann, Hügel, Karwinski, Köberlin, Koch, Krauer, Krämer, Kraus, Kröber, Kummer, Landerer, Lang, Langsdorff, v. Ledebour, Lehmann, Le Maire, Leo, Lessing, Leydoldt, Lindlachner, Lindley, Loddiges, Lucas, Lunz, Martens, v. Martius, C. A. Meyer, E. Meyer, Meisner, Mertens j., Mettingh, Michahelles, Mikan, Mohl, Noë, Nolte, de Notaris, Ohmüller, Otto, Panzer, Petter, Plaschnik, Pohl, Pöppig, Pritzel, Putterlick, Raab, Reinwardt, Reissek, A. Richter, Rochel, Römer, Röper, Roth, Sadler, Salzmann, Sartori, Sauter, Savi, Schenk, Schiede, C. Schimper, N. Schimper, W. Schimper, v. Schlechtendal, Schleicher, Schnitzlein sen., Schott, Schubert, Schuch, Schübler, Schultes, Schultz j. et s., Seitz, Sellow, Sendtner, Seringe, Sieber, v. Siebold, Soleirol, Steven, Szovitz, Talbot, Tenore, Thomae, Trachsel, Tretzel, Treviranus, Trinius, Tschernjajew, Turczaninow, Unger, Vahl jun., Visiani, Viviani, Voit, Wahlberg, Waldmann, Wallich, v. Welden, Wiest, Waltl, Wolf, Fried. Zuccarini (des Sammlers Bruder).

sich die Nothwendigkeit, ein besonderes Herbarium boicum zu gründen. Dasselbe ist bestimmt, alle bisher in Bayern aufgefundenen und der königl. Akademie der Wissenschaften mitgetheilten Pflanzen, nebst den einschlägigen pflanzengeographischen Notizen zu umfassen, und kann als das wesentlichste Hülfsmittel zur Förderung der oben erwähnten Aufgabe seitens der Botanik betrachtet werden. Außer den von Dr. Sendtner, zumal in dem bayerischen Alpengebirge und auf der bayerischen Hochebene, gesammelten Bürgern der Flora bavarica begreift dieser Theil des königl. Herbariums zur Zeit schon höchst schätzbare Beyträge aus der Hand des kgl. Ministerialforstrathes Hrn. v. Spitzel, des kgl. Landgerichtsphysikus Hrn. Dr. Einsele zu Berchtesgaden, des Herrn Kustos am königl. Herbarium Dr. Kummer, des Herrn Pfarrer Ohmüller, des Herrn Revierförsters v. Krempelhuber zu Mittewald, des Herrn Prof. Dr. Fürnrohr zu Regensburg, des Augsburgischen botanischen Vereins u. s. w.

Es ist bey der Gründung dieses Herbarii boici besonders darauf Rücksicht genommen worden, daß jede einzelne Pflanzenart in möglichst instructiven Exemplaren, aus verschiedenen Punkten ihres Verbreitungsbezirkes, repräsentirt werde, und daß durch die beygefügten Notizen über ihre Standorte nach Länge, Breite, Höhe über dem Meere und nach verschiedenen Bodenarten oder anderen eigenthümlichen Lebensbedingungen die geeigneten Thatsachen Behufs einer bayerischen Pflanzengeographie und Pflanzenstatistik in geeigneter Weise festgestellt und vereiniget werden können.

Das botanische Conservatorium hat zur baldigen Bereicherung der hier angestrebten Sammlung von Pflanzen und von pflanzengeographischen Thatsachen einen ausgedehnten Verkehr aller für die patriotische Unternehmung thätigen Botaniker in Bayern organisirt und wird über die Resultate der einschlägigen Arbeiten, an denen sich vorzüglich auch die königl. bayerische botanische Gesellschaft zu Regensburg betheiligt, von Zeit zu Zeit öffentlichen Bericht erstatten.

Dieß sind also die wesentlichsten Bestandtheile des Schatzes getrockneter Pflanzen, welchen das k. Herbarium von seiner Gründung an b
1850 erhalten hat. Nach einer Sc
das k. Herbarium in seiner Gesammthe
etwa 42,000 Arten umfassen.

Die Anordnung folgt dem Sy
licher: Genera plantarum secundum
les disposita Vindobonae 1836 — 18

Aufstellung. Das Herbari
hohen Schränken mit Glas-, theils
Holzthüren, aufgestellt.

Die einzelnen Pflanzenexempla
ben Bögen weißen Papiers in R
durch kleine Leisten geleimten Pa
neben ihnen die Etiketten der Aut
der. Durch genaue Kontrole der
man den literar- historischen Wert
zu erhöhen. Alle Exemplare einer
liegen innerhalb eines Bogens gr
vereinigt, welcher auf seiner unter
die aufgeklebte Etikette mit dem
namen trägt. Die Arten Einer
nerhalb eines Bogens von blauer
in ähnlicher Weise mit dem syste
namen versehen ist. Die Gattung
pen von Pappendeckel verwahrt,
gezogener Bänder geschloßen w
Sicherung gegen Wurmfraß lieg
kapseln mit einer geeigneten Q
quida getränkt zwischen den Paqu
plare, welche vorzugsweise von
zu werden pflegen, werden ent
maligen Aufkleben oder bey der
zu Zeit mit Mercurius dulc
Durchsicht behufs dieser Siche
während der Sommermonate n
Sammlung vorgenommen.

(Fortsetzung fo

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 40.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.
Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber das königliche Herbarium zu München.

(Fortsetzung.)

Katalog. Was die Katalogisirung dieser Sammlungen betrifft, so folgt sie der angenommenen Reihe des Endlicher'schen Systems in den natürlichen Familien und Gattungen. Die Arten sind in alphabetischer Ordnung gelegt und verzeichnet. Der allgemeine Katalog ist zur Zeit bis zu der Familie der Compositae incl. durchgeführt.

Der Artenkatalog über die Zuccarinische Sammlung konnte zur Zeit so weit geführt werden, daß er die Acotyledonen und Monocotyledonen begreift. Ueber die der königl. Ludwigs-Maximilians-Universität gehörigen Pflanzenexemplare, welche zur Zeit schon dem allgemeinen Herbarium einverleibt sind, liegt ein in ähnlicher Weise verfaßter Katalog vor. Ausserdem werden für die einzelnen Acquisitionen besondere Accessionskataloge gehalten. Sobald das Aufkleben aller Pflanzenexemplare in gleichem Formate durchgeführt, und das Zusammengehörige vollständig vereinigt ist, beabsichtigt der Conservator, alle Bögen mit einer durch das Gesammtherbarium durchlaufenden Nummer zu versehen, welche dem Artenkataloge beygefügt als Controle für die Zahl der vorhandenen Exemplare dienen wird.

Andere Theile der Sammlung. Außer den hier angeführten Sammlungen getrockneter Pflanzen, enthält das k. Herbarium auch noch eine bedeutende Anzahl von Früchten, Samen, Blüthen und Früchten in Weingeist, Hölzern, Droguen und anderen merkwürdigen Producten des Pflanzenreiches. Schon aus der Schreber'schen Sammlung kamen manche dieser Gegenstände hieher, namentlich eine nicht unbeträchtliche Sammlung von Hölzern. Wichtiger ist die Suite von Früchten und Samen aus Brasilien, eine ebenfalls auf der Reise von Spix und Martius acquirirte Suite von Proben peruvianischer Chinarinden, aus den Händen des Sohnes von Hippolyt Ruiz*), Verfassers der Quinologia, und einzelne merkwürdige Droguen. Diese Sammlung konnte jedoch zur Zeit wegen Mangels an Raum und an den nöthigen Behältern für ihre wissenschaftliche Aufstellung noch nicht geordnet und dem Publikum zugänglich gemacht werden. Vielmehr war es nothwendig, die Holzsammlung, welche mit mancherley anatomisch merkwürdigen Exemplaren von den im botanischen Garten abgestorbenen Holzarten vermehrt worden ist, vor dem Locale des k. Herbariums in dem offenen Gange in Glasschränke zusammenzuhäufen.

In dem k. Herbarium befindet sich auch eine kleine botanische Bibliothek, welche größtentheils bey Uebersiedlung der Manheimer Akademie nach München, aus dem dortigen botanischen Garten hieher gebracht worden ist. Behufs der systematischen Ar-

*) Quinologia, o tratado del Arbol de la Quina ó Cascarilla. Madr. 1792. 8°.

beiten im k. botanischen Garten, ist sie in den letzten Jahren mit den nöthigsten Handbüchern aus dem Etat des botanischen Gartens vermehrt worden. Dieser kleinere, vorzugsweise im Garten nothwendige Theil der Amtsbibliothek ist in dem Garten aufbewahrt. Dort befindet sich auch eine Sammlung von Pflanzengemälden, größtentheils von dem Pflanzenmaler Jos. Prestele, nach merkwürdigen Exemplaren des bot. Gartens, unter Leitung der Conservatoren in Aquarell ausgeführt und mit Analysen versehen.

Localität. Als das k. Herbarium lediglich aus der Schreber'schen Sammlung bestand, war es in einem Einzigen Zimmer, dem gegenwärtigen Canzley-Locale der k. Akademie d. W., aufgestellt. Nach der Vermehrung durch die Ergebnisse der brasilianischen Reise von Spix und Martius wurde es in diejenigen 3 Zimmer verlegt, worin zur Zeit die Classensitzungen gehalten werden; im Jahre 1839 erhielt es die Localität, im östlichen Flügel des Wilhelminischen Gebäudes, worin früher das königliche Kupferstichkabinet aufbewahrt war, und dieser wurden, nach Ausbau der neuen Hof- und Staatsbibliothek noch jene zwey Gemächer zugefügt, welche das Directorium der Bibliothek inne gehabt hatte. Zur Zeit occupirt dieses Attribut einen Flächenraum von 2755 Quadratschuhen, wovon 1767 Schuhe auf die 6 Zimmer, 988 Schuhe auf den zwischen ihnen gelegenen Saale kommen. Diese Localität ist jedoch bestimmt, von dem mineralogischen Cabinete eingenommen zu werden, sobald der Neubau für das Herbarium am k. botanischen Garten, dessen Führung bereits von S. K. Majestät genehmigt worden, hergestellt seyn wird. Dort, in der, seiner Bestimmung vorzugsweise entsprechenden Nachbarschaft des Gartens, wird erst dem Herbarium seine volle Bedeutung und den Interessen der botanischen Wissenschaft jene wirksame Entwickelung gegeben werden können, welche nur durch die gegenseitige Ergänzung beyder Attribute zu erzielen ist.

Literarische Leistungen, die aus d. k. Herbarium hervorgegangen.

Mit Beziehung und unter Benützung der im k. Herbarium niedergelegten Pflanzenschätze sind von den Vorständen desselben mehrfache größere und kleinere Schriften veröffentlicht worden, welche wir hier aufführen, und zwar

I. von Franz v. Paula von Schrank:

Anmerkungen zu Panzers Verzeichniß von 25 zur bayerischen Flora gehörigen Pflanzen. 4. Jahresbericht der mathemat. physikalischen Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften. 1812. S. 236.

Omphalodes, eine wiederhergestellte Pflanzengattung, Denkschriften der Münchner Akademie für 1811 u. 12. S. 217.

Drey seltene bayerische Pflanzen, ebendaselbst 1813. S. 313.

Botanische Beobachtungen in den Münchner Denkschriften. 1813. V. S. 57.

Botanische Beobachtungen, in den Denkschriften der k. bayerschen botanischen Gesellschaft zu Regensburg, Band I 1815. S. 104.

Porella, keine eigene Pflanzengattung, in dem Nürnbergischen Magazin für Nutzen und Vergnügen. 1816.

Anacis, eine neue Pflanzengattung. Denkschriften der Münchner Akademie. 1817. II. Klasse S. 1.

Aufzählung einiger Pflanzen aus Labrador mit Anmerkungen, Denkschriften der bot. Gesellschaft zu Regensburg. I. Bd., 2. Abth. 1817. S. 1.

Pflanzen aus Sarepta, ebendaselbst. S. 157.

Vier neue Pflanzen. Bot. Zeitung. 1819.

Commentatio de rarioribus quibusdam maximam partem Arabicis plantis in amplissima Schreberi collectione repertis. Münchner Denkschriften VI. Bd. 1817 S. 161.

Neue Beyträge zur Flora von Bayern. VII. Bd. 1820. S. 41.

Observationes in P. Leandri de Sacramento nova genera plantarum. Ebendas. S. 239.

De plantis quibusdam Africanis commentariolus in Sylloge plantarum novarum vel minus cogitarum. Ratisbonae Vol. I. 1824. S. 41.

Plantae Ucranicae, Bot. Zeitung 1822. II. S. 641.

Quatuor nova genera plantarum in Sylloge etc. Vol. I. 1824. S. 85.

Commentariolus in Irideas capenses; Denkschr. der bot. Gesellschaft in Regensburg II. Thl. I. 1822. S. 165.

Commentarius in Gnaphaloideas capenses. Münchner Denkschriften, VIII. Bd. S. 141.

Botanische Beobachtungen in der botanischen Zeitung. 1824. Bd. II Beil. S. 1 — 46.

Plantae novae aut minus cognitae in Sylloge plantarum novarum Ratisbonae. Vol. I. S. 189 Vol. II. 1828. S. 55.

Spergula laricina restituta. Münchner Denkschriften X. vom Jahr 1832. S. 171.

II. Von C. Fr. Ph. v. Martius.

Fasciculus plantarum herbarii academici in Denkschriften der Münchner Akad. Bd. VI. 1816. 1817.

Polygalae quatuor novae in Denkschr. der botan. Gesellsch. zu Regensburg. Bd. I. 1815. S. 183.

De plantis nonnullis antediluvianis ope specierum inter tropicos viventium illustrandis. Ebendaselbst. II. 1822. S. 121. T. 2. 3.

Lychnophora, novum plantarum genus, ibid. 148. T. 4 — 10.

Beytrag zur Flora Brasiliens, von Max Prinz von Wied, mit Beschreibungen v. Nees v. Esenbeck u. Martius. Nova Acta phys. medica Acad. Caes. Leop. Car. XI. I. 1823. p. 1 — 88. T. 1 — 6 u. XII. 1824. p. 1 — 54. T. 1 — 8.

Fraxinellae, plantarum familia naturalis definita, auct. Nees et Esenbeck et Martio ibid. p. 147 — 190. T. 18 — 31.

Specimen Materiae medicae brasiliensis in Münchner Denkschr. Bd. IX. 1823. mit 9 Tafeln.

Beytrag zur Kenntniß der natürl. Familie der Amarantaceae. Ebendas. XIII. 1826. S. 209 — 322.

Beyträge zur Kenntniß der Gattung Erythroxylon. Münchn. Denkschr. 1840. (Bd. XVI. 2.) S. 281 mit 9 Tafeln.

Fridericia, novum plantarum genus, Nova Acta Acad. C. Leop. XIII. II. 1827. p. IV — XII. c. 2 tab.

Die Eriocauleae als selbstständige Pflanzenfamilie aufgestellt und erläutert. Ebendas. XVII. 1835. S. 1 — 72. T. 1 — 5.

Plantae aliquot brasilienses descriptae in Denkschr. d. Regensb. bot. Gesellschaft. III. 1841. S. 295. mit T. 4.

Herbarium Florae Brasiliensis, in der Flora oder allg. botan. Zeitung. 1837. Bd. II. (Beyblätter) und in den folgenden Bänden.

Von größeren Werken, denen großentheils die im k. Herbarium aufbewahrten Pflanzen zu Grunde liegen, sind zu nennen:

Nova Genera et species Plant. brasil. 3 V. kl. Fol. 1823 — 30.

Historia naturalis Palmarum, gr. Fol. 3 V. 1823 — 1850.

Icones selectae plant. cryptogamicarum Brasiliae. kl. Fol. 1826 — 31.

Flora Brasiliensis s. Enumeratio plantar. in Brasilia provenientium 2 V. oct. Erster Theil: Cryptogama auctore Martio, Nees ab Esenbeck et Eschweiler. Zweyter Theil: Agrostologia auctore Nees.

Flora Brasiliensis ediderunt Steph. Endlicher et Martius, bis jetzt 9 Hefte, 1840 — 47. Fol. c. tabb.

III. Von Jos. Gerh. Zuccarini:

Bemerkungen zu Aug. de St. Hilaire's Monographie der Gattungen Sauvagesia u. Lavradia, in Botan. Zeitung. 1825.

Monographie der amerikanischen Oxalis-Arten. Münchner Denkschr. Bd. IX. 1823. S. 125 mit 9 Taf.

Nachtrag zu obiger Abh. Ebend. Bd. X. 1829. S. 177.

Plantarum novarum vel minus cognitarum descriptio fasc. I. Ebendas. S. 287.

Fasciculus II. Bd. XIII. 1831. S. 309 mit 10 Tf.
— — III. Ebendas. S. 597 mit 5 Tafeln.
— — IV. Bd. XVI. 1. 1837. S. 219 mit 9 Tf.
— — V. Bd. XIX. 2. 1845. S. 1 mit 6 Tf.

Plantarum quas in Japonia collegit Dr. Ph. Fr. de Siebold genera nova fasc. I. in Münchner Denkschf. XVI. 1843. S. 717 mit 5 Tf.

Zuccarini et Siebold Florae japonicae familiae naturales. Sectio I. Münchner Denkschr. XIX. 2. 1845. S. 111 mit 2 Tafeln. Sectio II. ibid. XIX. 3. 1846. S. 125 mit 1 Tafel.

Administration und deren Bedürfnisse.

Aus der vorausgehenden Geschichte von der Entstehung und Erweiterung des Instituts ist zur Genüge ersichtlich, daß hier Alles neu gegründet werden mußte. Die Materialien, aus welchen das Herbarium nach und nach zu seiner gegenwärtigen Ausdehnung aufgebaut worden ist, waren mannichfaltig, ihr Zugang unregelmäßig, und großentheils von der Art, daß er erst ausgedehnte wissenschaftliche Untersuchung, die systematische Bestimmung vieler tausend Pflanzen nöthig machte, ehe zur Aufstellung und Katalogisirung geschritten werden konnte. Besonders hindernd trat dabey in den früheren Jahren der Mangel an Localität, an Schränken und andern Utensilien und die geringe Dotation entgegen. Bis zum Etatsjahre 1827/28 hatte das Herbarium gar keine besondere Regie, und die allernöthigsten Bedürfnisse mußten aus den Fonds des Gartens bestritten werden, welchem mit gutem Gewissen von dem Vorstande desselben kein beträchtlicher Aufwand zu Gunsten des Herbariums angemuthet werden konnte. Erst nachdem das gegenwärtige geräumigere Locale im J. 1839/40 bezogen wurde, konnten die durchgreifenden Arbeiten einer systematischen Aufstellung in Angriff genommen werden, während früher für die Bestimmung und Nomenclator die geeigneten Vorarbeiten gemacht waren. Bey dieser Veranlassung ergab sich die dringende Nothwendigkeit, die durch Amtsgeschäfte im Garten und auf dem akad. Lehrstuhle mehrfach in Anspruch genommenen Arbeitskräfte der Conservatoren durch einen kundigen Gehülfen zu unterstützen, wozu vom Jahre 1839/40 an Hr. Dr. Med. Ferd. Kummer aufgestellt wurde.

Gegenwärtig ist das Herbarium zwar im Genusse eines jährlichen Etats von 300 fl. für die unmittelbaren Zwecke der Erhaltung, Aufstellung und Vermehrung; diese Summe erscheint aber in jeder Weise ungenügend, und die wiederholt gestellten Anträge auf Erhöhung des Etats bis zu der Summe von 700 fl. erweisen sich bey genauer Prüfung der Bedürfnisse als vollständig begründet.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XX. Heft III — VI, Landau 1850. 8.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch 1850. I. Jahrg. No. 1. Jan. — März.

Von Hrn. Prof. Wilh. Haidinger in Wien:

Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien. V. und VI. Bd. Wien 1850. 8.

Naturwissenschaftliche Abhandlungen. 3. Bd. Wien 1850. gr. 4.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag:

Centralblatt der Land- und Forstwirthschaft in Böhmen. Nro. 10 — 27. Prag 1850. 4.

Von Hrn. Christian Bartholmeos in Paris:

Jordano Bruno. Tom. I. II. Par. 1849. 8.

Von dem historischen Verein von Oberpfalz und Regensburg in Regensburg:

Verhandlungen des Vereins. XIII. Band. Regensburg 1850. 8.

Von dem Gartenbau-Verein für Neupommern und Rügen in Greifswald:

Vierter und fünfter Jahresbericht und Mittheilungen. Greifsw. 1850. 8.

Von der Academy of nat. scienc. in Philadelphia:

Proceedings. Vol. V. No. II. Phil. 1850. 8.

Von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues lausitzisches Magazin. 25. Bd. 3. und 4. Heft. Görlitz 1849. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 41

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.
Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber das königliche Herbarium zu München.

(Schluß.)

Schon eine Uebersicht der bisherigen Ausgaben, seitdem das Herbarium mit einer besonderen Regie bedacht ist, dürfte dieses Bedürfniß in das hellste Licht setzen. Es stellen sich nämlich diese Ausgaben vom Jahre 1827/28 bis 1849/50 folgendermaßen.

	fl.	kr.
1. Meubles, zur Aufnahme der Pflanzen und für die nöthigen Bedürfnisse der Beamten	1033	37
2. Fracht- und Porto-Auslagen	567	2
Papier für die Pflanzen nnd Kataloge ꝛc.	1372	54
Ankauf von Pflanzen (theilweise durch außerordentliche Zuschüsse ermöglicht)	1654	59
Honorare für wissenschaftliche Hülfsarbeiten, Copialien u. s. w.	1466	12½
Buchbinder-Arbeit	54	39
Kleinere Requisiten, als Etiketten, Gläser, Zubereitung der Hölzer, Weingeist, Deckelchen und Schachteln, Bänder und Bindfaden, Staniol, Ochsenblasen-, Gummi, Styrax, chemische Präparate, Waschgegenstände, Körbe	262	31
Taglöhne für Aufkleben der Pflanzen	745	26
Taglöhne für Reinigung des Locals	86	31
	7243	51½

Es geht aus dieser Zusammenstellung hervor, daß für neue Erwerbungen innerhalb des Zeitraumes von 33 Jahren nur die Summe von 1939 fl. 56 kr. (für Ankauf und Porto), also im Durchschnitte jährlich nicht einmal 60 fl. verausgabt worden seyen. Daß aber einer öffentlichen Sammlung eine solche Summe nicht genüge, wenn sie in ihrem Stande den jeweiligen Stand der Wissenschaft, und in ihrem Zuwachse den Gang der Wissenschaft abspiegeln, wenn sie als Repräsentant des gesammten Materials der botanischen Wissenschaft gelten soll, bedarf keiner ausführlichen Erörterung. Wir wollen hierbey nur auf den einzigen Umstand aufmerksam machen, daß in den letzten vierzig Jahren zahlreiche Reisen von Privaten, von Actiengesellschaften und auf Kosten vieler Regierungen unternommen worden sind, durch welche die Pflanzenschätze vieler Gegenden, die früher botanisch ganz unbekannt waren, zum Gemeingute der Wissenschaft in der Art erhoben wurden, daß die von dort zurückgebrachten Herbarien Gegenstand des Handels wurden. Dieses Verhältniß hat auf die Kenntniß von den Formen und von der geographischen Verbreitung den wesentlichsten Einfluß ausgeübt, und zwingt die größeren öffentlichen Anstalten, welche der Verbreitung botanischer Kenntnisse gewidmet sind, keine einseitige Vermehrung ihrer Pflanzenschätze, sondern eine gleichförmige aus allen Zonen und Ländern der Erde stets im Auge zu behalten.

Ueberdieß aber machen selbst die bereits in dem Münchner Herbarium vorfindlichen Sammlungen für ihre Aufstellung zum allgemeinen wissenschaftlichen

Gebrauch Ausgaben nothwendig, welche mit einem jährlichen Fond von 300 fl. unmöglich bestritten werden können. Hieher gehört insbesondere das mühsame und zeitraubende Geschäft des Pflanzenaufklebens, wozu, nebst den übrigen Handleistungen, welche in dem Herbarium vorkommen, ein gelernter Buchbinder und zwey Zöglinge aus dem rühmlich bekannten Institute des Inspektor Mayer für krüppelhafte Knaben beschäftiget werden.

Inzwischen steht von der wohlwollenden Fürsorge einer erleuchteten Regierung zu erwarten, daß die so nothwendige Erhöhung der Exigenz zeitig genug eintreten werde, damit die gegenwärtig eingeleiteten Arbeiten in so weit gefördert werden, um das k. Herbarium nach Ausbau des dafür projectirten Gebäudes am königlichen botanischen Garten dorthin in einem solchen Zustand übertragen zu können, welcher die allseitige Benützung desselben durch das größere Publikum möglich macht.

Hr. Prof. Vogel jun. las:

Ueber den Einfluß der Talkerde und anderer Verbindungen auf die Vegetation und das Keimen.

Die ersten Versuche über die Einwirkung der Magnesia auf die Vegetation sind von Smithson Tennant angestellt worden *). Er hatte beobachtet, daß zwey in der Gegend von Doncaster gewonnene und zur Mergelung angewandte Kalksorten sehr verschiedene Resultate gaben. Die Analyse ergab, daß die eine der Kalksorten fast zur Hälfte Magnesia enthielt, woraus er den Schluß zog, daß die Magnesia nachtheiligen Einfluß auf die Vegetation ausübe. Direkte Versuche mit gebranntem Dolomit zeigten ebenfalls zerstörende Wirkung, welche indeß hauptsächlich der alkalischen Reaction der gebrannten Magnesia zuzuschreiben seyn dürfte, indem diese wegen ihrer schwachen Verwandtschaft zur Kohlensäure mehrere Monate lang ungeachtet des Zutritts der Luft im kaustischen Zustande verbleibt. Diesen Beobachtungen entgegengesetzt behauptet Giobert *), daß die kohlensaure Magnesia sogar einen günstigen Einfluß auf die Vegetation ausübe, indem sie den kohlensauren Kalk ersetzen und auch in die Constitution der Pflanze übergehen könne. Hiefür spricht, daß in manchen Pflanzenaschen Magnesia in nicht unbedeutender Menge angetroffen wird, und daß in verschiedenen Gegenden, z. B. in Piemont, das Doppelsalz von kohlensaurem Kalk und kohlensaurer Magnesia einen fruchtbaren cultivirten Boden ausmacht. Diese Ansicht wird noch bestätigt durch Davy's **) Versuche, welcher reine kohlensaure Magnesia auf Gras und auch auf Saaten von Weizen und Gerste ausstreute, ohne daß die Pflanzen davon nachtheilig afficirt worden wären. Der Umstand, daß die phosphorsaure Ammoniak-Magnesia, welche Bousingault***) als Düngmittel angewendet hat, den Pflanzenwachsthum befördere, scheint ausschließlich dem Gehalte an Phosphorsäure und Ammoniak zugeschrieben werden zu müssen.

Endlich hat noch Runge mehrere Monate hindurch ein Exemplar von Mimosa pudica mit einer sehr verdünnten Auflösung von essigsaurer Magnesia begossen und nicht gefunden, daß es ihr nachtheilig war. Unter diesen Verhältnissen schien es mir nicht überflüßig, den Gegenstand einer neuen Bearbeitung zu unterstellen. Die Versuche hatten den doppelten Zweck:

1) die Wirkung der kohlensauren Magnesia auf das Keimen und
2) auf das Wachsthum und Gedeihen der schon gebildeten Pflanze kennen zu lernen.

I.

a) In reine kohlensaure Magnesia wurden Kressensamen gesäet, dieselben mit einer dünnen Schichte

---

*) Philosoph. Transact. 1799. Part II. 305.

*) J. d. Pharmacie XXV. 32. 1839
**) Agriculturchemie p. 373.
***) Compt. rend. XXI. 722.

kohlensaurer Magnesia überstreut, und stark begossen mit destillirtem Wasser. Es zeigte sich auch nach Verlauf einiger Tage durchaus keine Entwicklung des Keims. Die kohlensaure Magnesia war ungeachtet des mehrmaligen Begießens in eine compacte Masse übergegangen, woraus hervorgeht, daß hier eine große Menge Wasser absorbirt worden war.

b) Kohlensaure Magnesia wurde mit destillirtem Wasser in einem Porcellanmörser umgerührt und so viel Wasser hinzugesetzt, bis sie einen dünnen Brey darstellte, und in diesem Zustande durch Ersetzen des verdampften Wassers mehrere Tage erhalten. In diesen beynahe dünnflüssigen Boden Kresse gesäet zeigte sich allerdings ein schwaches Keimen nach 3 — 4 Tagen. Allein ungeachtet starken Begießens fand eine so bedeutende Volumverminderung des Bodens statt, daß die kohlensaure Magnesia als ein fester Kuchen beym Umkehren des Blumentopfes herausfiel, und die Wurzeln der jungen Pflanzen nicht in die Tiefe eindringen konnten, weßhalb auch die Keime bald absterben ohne weitere Entwicklung der Pflanze.

c) Kohlensaure Magnesia wurde mit dem gleichen Gewichte Glaspulver vermengt und mit Kressensamen besät. Es fand in der gewöhnlichen Zeit (nach 24 Stunden) die regelmäßige Keimung statt und die darauf folgende normale Entwicklung der Pflanze. Derselbe Fall tritt ein, wenn Kressensamen auf einen Boden aus gleichen Theilen kohlensaurer Magnesia und Gartenerde bestehend gesät wird.

d) Gewundener Platindraht wurde mit kohlensaurer Magnesia umgeben, so daß der Zusammenhang des Bodens auf allen Stellen unterbrochen war, und mit Kressensamen besät. Auch hier trat Keimen und Wachsthum ein.

e) In fein gepulvertem natürlichen Dolomit ging die Keimung erst nach vier Tagen vor sich, und es folgte, wenn auch nicht eine verkümmerte, doch verzögerte Entwicklung.

f) In grünem und schwarzem Serpentin, welcher bekanntlich Magnesia mit Kieselsäure verbunden enthält, ging die Keimung in der gewöhnlichen Zeit und normal vor sich.

g) Kohlensaure Magnesia wurde statt mit destillirtem Wasser mit kohlensäurehaltigen Wasser zu einem dünnen Brey angerührt und mit Kressensamen besät. Nachdem das Begießen der Samen einige Tage mit demselben kohlensäurehaltigen Wasser fortgesetzt war, fand ein schwaches Keimen statt, welches indeß bald wieder aufhörte, wie dieß im Versuch b) beschrieben ist.

II.

a) Kressenpflanzen, die sich in einem Thongefäße mit Gartenerde entwickelt hatten, wurden mit kohlensaurer Magnesia dicht überstreut, so daß die ganze Oberfläche des Bodens damit bedeckt war. Auch nach mehreren Wochen zeigte sich kein Unterschied in der Uppigkeit der Vegetation.

b) Derselbe Versuch wurde in größerem Maaßstabe wiederholt, indem auf Grasboden kohlensaure Magnesia verbreitet wurde, so daß die Oberfläche ganz weiß war. Das Bestreuen mit kohlensaurer Magnesia geschah 6 Wochen hindurch wöchentlich einmal, allein die Pflanzen hatten davon nicht den mindesten Nachtheil.

c) Wird eine Pflanze mit einer concentrirten Auflösung eines Magnesiasalzes begossen, so beginnt das Verwelken nach einigen Tagen. Dieß ist jedoch nicht der specifischen Wirkung der Magnesia zuzuschreiben, sondern es ist dieß mit einem, jeden auch noch so indifferenten Salze der Fall, wenn es den Pflanzen ausschließlich in zu großer Menge dargeboten wird. Es ist schon früher beobachtet worden*), daß Chlormagnesium, Salpeter und Jodkalium aus ihren Auflösungen durch Pflanzen, die man in dieselben hineinstellt, absorbit werden und das baldige Absterben der letzteren bewirken. Diese früheren Versuche sind mit Auflösungen vorgenommen worden, die auf 1 Theil Salz 30 Theile Wasser enthielten. Indessen zeigt sich auch bey einer weit größeren Verdünnung noch eine Wirkung der Salze auf Pflanzen. 4 im Freyen gewachsene Pflanzen von gleicher Größe wurden mit der Wurzel herausgenom,

*) A. Vogel Journal für prakt. Chemie XXV.

men und die erste in destillirtes Wasser, die zweyte in Salpeter-, die dritte in Bittersalz-, die vierte in Phosphorsalzlösung gestellt, und zwar enthielten die Lösungen **1 Theil Salz auf 100 Theile Wasser**. In den ersten 3 Tagen war keine Veränderung wahrzunehmen. Nach dieser Zeit aber begann das Verwelken an den 3 in die Salzlösung gestellten Pflanzen, während die erste im destillirten Wasser sich noch aufrecht erhielt und noch keine Spur von Verwelken zeigte, als die anderen 3 schon gänzlich umgesunken waren. Es ergiebt sich hieraus, daß auch sehr verdünnte Lösungen indifferenter Salze, wenn sie, wie es in dem angegebenen Versuche der Fall ist, ausschließlich den Pflanzen zugeführt werden, nachtheilige Wirkung auf dieselben äußern.

Die Resultate, die sich aus den mitgetheilten Versuchen ergeben, sind folgende:

1) die kohlensaure Magnesia ist nicht als ein specif. Hinderniß des Keimens wie z. B. Kupfer, Arsenik ꝛc. zu betrachten, sondern ihre nachtheilige Wirkung auf die Entwicklung der Keime ihrem eigenthümlichen Verhalten zum Wasser zuzuschreiben, indem sie mit demselben eine compakte Masse bildet, ihr Volumen bedeutend vermindert und überdieß durch ihre feine Vertheilung die aufsteigenden Gefäße der Pflanzen zu verstopfen im Stande ist.

2) Auf die vollkommen entwickelten Pflanzen äußert die kohlensaure Magnesia keinen nachtheiligen Einfluß.

3) Die auflöslichen Magnesiasalze haben keine mehr schädliche Wirkung auf die Pflanzen, als dieß überhaupt mit den Lösungen anderer indifferenter Erd- oder Alkalisalze der Fall ist.

Seit längerer Zeit werden im chemischen Laboratorium der Akademie Versuche fortgesetzt, welche zum Zwecke haben, das Verhalten der verschiedensten mineralischen Verbindungen zur Keimung festzustellen. So wie es von Interesse ist zu wissen, ob ein Körper als Gift auf das thierische Leben zu betrachten sey, ein Verhältniß, welches von den meisten Substanzen schon längst durch direkte Versuche dargethan ist, eben so gut gehört das Verhalten einer Substanz zum vegetabilischen Leben, zur Kenntniß ihrer chemischen Eigenschaften. Obgleich bis jetzt zwar schon eine nicht unbedeutende Anzahl von Verbindungen und einfachen Körpern in solcher Weise untersucht worden, so fehlen doch noch viele, und ich beschränke mich darauf, hier die vorläufigen Resultate und nur das, was sich als Faktum herausgestellt hat, mitzutheilen, indem ich mir vorbehalte, noch specieller auf diesen Gegenstand zurückzukommen.

Man kann die Körper nach ihrem Verhalten zum vegetativen Leben in 3 Klassen eintheilen:

1) Körper, welche dem Keimen nicht nachtheilig sind, d. h. in denen das Keimen eben so schnell und normal vor sich geht, als in der Gartenerde.

2) Körper, welche das Keimen verzögern oder theilweise verkümmern.

3) Körper, welche das Keimen gänzlich verhindern.

Die Versuche sind unter gleichen Bedingungen der Einwirkung des Lichtes und der Wärme in Gefäßen von Porzellan vorgenommen und zum Begießen nur destillirtes Wasser angewendet worden. Sehr feine Pulver, die daher nur schwer das Wasser annehmen, wurden, vor der Einlegung der Samen, mit Wasser in einem Mörser zu einer homogenen Masse angerührt. Zu sämmtlichen Versuchen ist Kressensamen angewendet worden, welcher vor andern den Vorzug sehr schneller Keimung besitzt, indem schon nach 24 Stunden dieser Same den Keim deutlich wahrnehmbar entwickelt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W
1850 Nr. 42.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.
Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Einfluß der Talkerde und anderer Verbindungen auf die Vegetation und das Keimen.

(Schluß.)

In dem Folgenden sind neben den neuen Versuchen auch die älteren, welche wiederholt und wo es nöthig berichtigt wurden, angegeben.

1. Klasse, (das Keimen nicht störend): kohlensaurer Kalk, kohlensaurer Baryt, kohlensaurer Strontian, ungebrannter Gyps, Schwerspath, schwefelsaurer Strontian, Serpentin (grüner und schwarzer), Dolomit, Thonerde, künstl. Ultramarin, Glaspulver, Schwefelblumen (gewaschene), Schwamm, Minium, Chromoxyd, Wismuthoxyd, Zinkoxyd, metallisches Quecksilber, Spiegelbeleg, Cinnober, Calomel, Bleyglätte, phosphorsaures Bleyoxyd, Schwefelzinn, Uranoxyd, Nickeloxyd, Manganhyperoxyd, chromsaures Bleyoxyd, Vitrum Antimonii. Letztere 3 bilden den Uebergang zur 2. Klasse.

2. Klasse, (das Keimen verzögernd): Flußspath, Quecksilberoxyd, Antimonium crudum, Zinnoxyd, kohlensaure Magnesia, phosphorsaure Ammoniakmagnesia, Smalte.

3. Klasse, (das Keimen verhindernd): Arsenik und dessen Verbindungen mit Einschluß des Operment, Kermes, Sulfur auratum, Kupferoxyd und kohlensaures Kupferoxyd, chromsaures Quecksilberoxydul, Berlinerblau.

Eine Uebersicht dieser Zusammenstellung bestätigt die Erfahrung, daß Substanzen, welche auf den thierischen Organismus giftig wirken, keinen Nachtheil auf die Entwicklung der Pflanzen äußern; als Beyspiele dienen hier das Zinkoxyd, Bley ꝛc., ferner daß Verbindungen, deren chemische Zusammensetzung gleich oder doch sehr ähnlich ist, verschiedene Wirkung auf das Keimen äußern, wie z. B. das natürliche und künstliche Schwefelantimon.

Die Versuche sind bis jetzt noch nicht auf andere, als Kressensamen ausgedehnt worden. Es läßt sich indessen wohl vermuthen, daß Samen, die weit schwieriger keimen als die Kresse, in einem Boden, der für letztere schädlich, ebenfalls nicht zum Keimen gelangen.

Erbsen, Bohnen und die Samen der Cerealien können auf einer Unterlage, die ihnen durchaus keine Nahrung zuführt, z. B. auf Porzellan, Platinblech, wohl zum Keimen gebracht werden; hieraus läßt sich schließen, daß auch diese Samen unter den gehörigen Cautelen auf den Substanzen der 1. Klasse Keime entwickeln. Der Umstand, daß Samen auf einer Unterlage, aus der sie durchaus keine Nahrung ziehen können, wie z. B. auf Platinblech, Platindraht ꝛc., sich entwickeln, gibt zu erkennen, daß die als der Keimung schädlich aufgeführten Substanzen, wie z. B. Berlinerblau ꝛc., entweder der Keimung ein mehr mechanisches Hinderniß, wie die kohlensaure Magnesia, entgegense-

tzen oder durch die Keimkraft des Samens aus ihrem ursprünglich unlöslichen Zustand in einen theilweise löslichen übergeführt werden, und so im gelösten Zustande als Gifte aufzutreten vermögen. Die Empfindlichkeit der Pflanzen gegen Cyanverbindungen, wie sich dieß mit dem Berlinerblau gezeigt hat, ist auch durch Begießen einer Erbsenpflanze, mit einer sehr verdünnten Lösung von Blutlaugensalz nachgewiesen worden, wodurch die Pflanze schon nach wenigen Tagen dem Verwelken zugeführt wird.

Herr Adjunkt Dr. Johannes Roth erstattete Bericht:

Ueber eine Sendung abyssinischer Coleopteren.

Ich erlaube mir, der verehrten Klasse anzuzeigen, daß ich in einigen Monaten derselben eine entomologische Arbeit zur Prüfung vorlegen werde. Gegen Ende des letzten Jahres erhielt die zoologisch-zootomische Sammlung des Staates von dem als Pflanzensammler rühmlichst bekannten Herrn Wilhelm Schimper, welcher sich in dem abyssinischen Fürstenthume Tigré häuslich niedergelassen hat, eine reichhaltige Sendung von Coleopteren, die von einem Gehülfen desselben, Herrn Zander, zusammengebracht und zum Kaufe angeboten war. Ich fühlte mich um so mehr berufen, diese meist aus neuen Arten bestehende Sammlung wissenschaftlich zu bearbeiten, als ich während eines fast zweyjährigen Aufenthaltes in dem südabyssinischen Königreiche Schoa wohl den größten Theil dieser Insekten beobachtet und eingesammelt hatte, welche nun in dem Museum der ostindischen Compagnie in London aufbewahrt werden, aber mit Ausnahme der augenfälligsten Art, einer neuen Goliathidenform, Compsocephalus Horsfieldianus White, noch keine Bearbeitung gefunden haben. Eben so wenig wie die von mir zurückgebrachten Insekten-Sammlungen, wurden die der französischen Reisenden Lefebvre, Galinier und Ferret bekannt gemacht, obwohl von namhaften

Entomologen, Guérin und Reiche, deren Beschreibung für die betreffenden Reisewerke angekündigt war. Die Ungunst der Zeiten hat die Herausgabe dieser Werke, welche auf Staatskosten erscheinen sollten, bisher gehindert, und wird sie wohl noch lange verzögern. Ich befürchte um so weniger mit diesen Arbeiten, wenn sie wirklich noch einmal erscheinen, auf unbillige Weise zu kollidiren, als bekanntlich Naturaliensammler, welche oft ihren Wohnort ändern, und nur gelegentlich augenfälligere Insekten aufbewahren können, fast nie Minutien zurückbringen; der Werth der Sammlung des Herrn Zander aber besteht darin, daß er zu allen Jahreszeiten auf einem und demselben beschränkten Gebiete seine Nachforschungen anstellen, und auch die kleinen Formen mit Muße einsammeln konnte.

Der mir brieflich mitgetheilte Umstand, daß die Sendung an die zoologische Sammlung nur die Hälfte der seit Jahren von Herrn Zander aufbewahrten Insekten umfaßt, erklärt hinlänglich, warum die verschiedenen Gruppen der Coleopteren so ungleich darin enthalten sind. Bey weitem der größte Theil gehört in die Gruppe der Lamellicornien, nämlich 74 Arten, während z. B. von der schönen Gruppe der Longicornien nur 5, von Carabicinen nur 18 vorkommen. Unter den Lamellicornien ist wieder überwiegend die Abtheilung der Coprophagen, welche freylich nach meinen Erfahrungen dort allenthalben schwärmen, und wenn auch nicht wie in der vorliegenden Sammlung in dem Verhältniß von 3 zu 8, so doch in einer in anderen Faunen unbekannten Mehrzahl auftreten.

Herr Schimper wohnt zu Antitscho (zwischen dem 14. und 13. Grad nördlicher Breite) in einer Meereshöhe von 6500′; in der Nähe seiner Besitzung sind Thäler von 5000 und Berge von 9000′ absoluter Höhe. Zur Regenzeit, Juny bis September, zeigt der Thermometer Morgens 11, Mittags 16, Abends 12 — 14°; in der trockenen Jahreszeit, Oktober bis Mai, Morgens 10 — 14, Mittags 18 — 23, Abends 14 — 18°. Im Dezember und Januar treten manchmal kühle Nächte ein von + 4° R. Ungeachtet der bedeutenden Elevation über den Meeresspiegel, besitzt jene Gegend

noch viele tropische Gewächse; sie eignet sich aber auch, wie der größere Theil von Abyssinien, ganz vortrefflich zum Anbau unserer Cerealien und Gemüse. Unter den Insekten finden sich wenige rein tropische Formen; die Mehrzahl weist auf die oberen Nilländer und auf Arabien hin, doch mit solchen Eigenthümlichkeiten, daß ihre Zusammenstellung zu einer eigenen Faüna nicht nur gerechtfertigt, sondern nothwendig erscheint. Mit Südafrika einerseits und Europa andererseits hat Abyssinien nur wenige Insektenarten gemein.

Die ganze Sammlung besteht aus 290 Arten in 3537 Stücken, fast allein Coleopteren, indem aus den übrigen Ordnungen nur sehr wenige Arten eingesendet worden sind. Wenn bearbeitet, wird sie eine wesentliche Lücke in unserer Kenntniß der ostafrikanischen Fauna ausfüllen, von welcher die leider unterbrochenen Symbolae physicae von Ehrenberg und die Schriften von Rüppell bereits so Wichtiges geliefert haben.

Hr. Conservator Lamont erstattete Bericht:

Ueber die neuerlich aufgefundenen meteorologischen Beobachtungen vom Hohenpeißenberg und einigen anderen zur **Societas palatina** gehörigen Stationen in Bayern.

Unser verehrter Vorstand, Herr Hofrath von Thiersch, hat im Verlaufe des verflossenen Frühjahres in verschiedenen Räumen des Akademiegebäudes ältere meteorologische Beobachtungen vom Hohenpeißenberg und anderen Stationen in Bayern vorgefunden und solche mir zu näherer Untersuchung ihres wissenschaftlichen Werthes übergeben. Dadurch fand ich mich veranlaßt, nicht bloß die übergebenen Materialien zu ordnen und genau zu prüfen, sondern auch die Vervollständigung der Beobachtungsreihen zu versuchen. Eine Correspondenz wurde deßhalb eingeleitet mit Hrn. Pfarrer Ott von Hohenpeißenberg, Hrn. Dekan Kiener von Tölz, Hrn. Prof. Meister in Freising und dem k. Lycealrektorate daselbst, wodurch mehrere Bruchstücke der Beobachtungsreihe vom Hohenpeißenberg zusammengebracht wurden.

Ueber die sämmtlichen, auf solche Weise gesammelten, sehr voluminösen meteorologischen Acten habe ich nun die Ehre Folgendes zu berichten.

Unter den Acten befinden sich meteorologische Beobachtungen von 17 Stationen, welche in folgender Tabelle zugleich mit Angabe der Jahrgänge verzeichnet sind.

	Jahrgänge	
Ander	2	
Aufkirchen	7	
Benedictbeuern	6	
Beuerberg	3	und 1 Jahrgang das Mittel.
Constein	6	
Ettal	7½	
Frauenau	2	
Fürstenfeld	3	
Hohenpeißenberg	52	
Mallersdorf	7	
Niederalteich	7	
Raitenhaslach	6	
Roth (Kloster am Inn)	7	und 3 Jahrgänge das Mittel.
Straubing	2	
Tegernsee	7	
Landshut	4	
Neuburg a. D.	4	

So wie die Zahl der Jahrgänge, so ist auch der Werth der verschiedenen Beobachtungen sehr ungleich. Die Temperatur-Bestimmungen scheinen überall brauchbar zu seyn; das Gleiche gilt von der Regenmenge, wo sie bestimmt worden ist. Die Aufzeichnungen des Luftdruckes dagegen können bey keiner Station, mit Ausnahme von Hohenpeißenberg und Tegernsee, benützt werden, weil die Beobachter glaubten, daß die Temperatur auf den Stand des Barometers keinen Einfluß ausübe, eine Ansicht, die, obwohl von einzelnen Gelehrten schon zur Zeit der Entstehung der Societas palatina gründlich widerlegt, dennoch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts sich ziemlich

allgemein erhalten hat. Bey einzelnen Stationen kommen auch magnetische Beobachtungen, Pegelbeobachtungen, Aufzeichnungen des Verdunstungsmaßes u. s. w. vor; ich beabsichtige indessen nicht für jetzt in eine nähere Analyse derselben einzugehen: mein heutiger Bericht soll speciell auf die Beobachtungen des Hohenpeißenbergs, welche bey weitem an Wichtigkeit und Umfang alle anderen übertreffen, sich beziehen.

Das meteorologische Observatorium auf dem Hohenpeißenberge zeichnet sich durch seine eigenthümliche, für den Zweck höchst angemessene Lage, vor allen bestehenden Observatorien aus. Die Mannheimer Akademie hatte diesen hoch und frey gelegenen Punkt ausgewählt, weil die vielen Localeinflüße, die in Städten und Ortschaften auf den Gang der Instrumente Einfluß ausüben, hier wegfallen. Es wurden dafür auf Kosten des Churfürsten Carl Theodor in Mannheim Instrumente (nämlich ein Barometer mit daran befindlichem Thermometer, ein Thermometer für freye Luft, ein Haarhygrometer, ein Declinatorium und ein Elektrometer) verfertigt. Hemmer selbst, der Gründer der Societas palatina, verfügte sich im Herbste 1780 auf den Hohenpeißenberg, stellte daselbst die Instrumente auf und ertheilte den Beobachtern Unterweisung in ihrem Gebrauche. Zu den obigen Instrumenten kamen noch ein Inclinatorium von Brander, ein Regenmesser und eine Windfahne, und mit Anfang des Jahres 1781 wurde eine regelmäßige Beobachtungsreihe von den beyden regulirten Chorherren des Stiftes Rothenbuch, Fischer und Schlögel begonnen. Bis zum Jahre 1791 nahmen noch zwey andere Mitglieder jenes Stiftes, Herculanus und Albinus Schwaiger, an den Beobachtungen Theil. Später setzte letzterer allein die Beobachtungen bis zum Jahre 1795 fort. Ihm folgte Gelasius Karner; seine Thätigkeit dauerte bis zum Jahre 1805. Von 1806 bis 1812 war Primus Koch als akademischer Observator aufgestellt, in gleicher Eigenschaft beobachtete Gilbert Niedermayer von 1812 bis 1817, Wagner von 1818 bis 1828, Hr. Mathias Kiener, jetzt Pfarrer und Dekan in Tölz, von 1828 bis 1835, Hr. Georg Köpf, später

Pfarrer in Kohlgrub, von 1836 bis 1840. In letzterem Jahre trat der gegenwärtige Observator, Hr. Pfarrer Chr. Ott ein.

Als bey Säcularisirung der Klöster auch das Chorherrnstift Rothenbuch aufgelöst und das Observatorium auf dem Hohenpeißenberg unserer Akademie übertragen wurde, hielt man es für zweckmäßig die Einrichtung zu treffen, daß außer dem jedesmaligen Pfarrer, als Observator, auch der Schullehrer, als dessen Gehülfe, an den Beobachtungen Theil zu nehmen, insbesondere aber bey Erledigung der Pfründe und bis zur Ernennung eines neuen Pfarrers allein das Observationsgeschäft zu versehen habe. Der erste Schullehrer, der auf solche Weise an den Beobachtungen Theil genommen hat, ist Hr. Johann Georg Schmauz; derselbe hat seine Function nahe ein halbes Jahrhundert mit unverdrossenem Eifer fortgesetzt und erst vor einigen Jahren an seinen Sohn übergeben; als ehrwürdiger Greis dem neunzigsten Lebensjahre nahe besteigt er indessen noch täglich den Berg, um die Witterungsverhältnisse nachzusehen, ein sprechender Beweis von dem, was ein Observator des vorigen Jahrhunderts von dem günstigen Einfluße der dortigen Luft und Lebensweise auf die Constitution der Bewohner sagt *).

(Schluß folgt.)

*) „Die Leute erreichen ein hohes Alter, und sterben nicht anders, als an der unheilbaren Krankheit — am Alter. Bemerkenswerth ist, wie Leute von 60, 70 bis 80 Jahren munter, und ohne viele Beschwerde den Berg heraufsteigen, da indessen Fremdlinge von mittlerm Alter unter ängstlichem Schnauben wohl mehr als zehnmal den Schweiß vom Gesichte wegtrocknen, bis sie dessen Spitze erreichen." — (Versuch einer meteorologischen Beschreibung des Hohenpeißenberges von Albinus Schwaiger. S. 35.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1850 Nr. 43.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.
Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 27. November 1850.

Die k. Akademie der Wissenschaften hielt zur Vorfeyer des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern eine öffentliche Sitzung, in welcher Hr. Universitäts-Professor Dr. Haneberg, ordentliches Mitglied der philosophisch-philologischen Classe, eine Rede über „das Schul- und Lehrwesen der Muhamedaner im Mittelalter," und hierauf Hr. Geheime Rath v. Ringseis eine Denkrede auf das im letzten Jahre verstorbene Mitglied der Akademie, Geheimen Rath v. Walther hielt.

Eröffnet wurde sie durch folgenden Vortrag ihres Vorstandes, des Hrn. Hofr. Fr. v. Thiersch.

„Die königliche Akademie der Wissenschaften ist versammelt, zum dritten Male das hohe Geburtsfest ihres erhabenen Monarchen und Beschützers durch eine Vorfeyer in gebührender Weise zu begehen.

Wenn schon in gewöhnlichen Zeiten ein solches Fest das Herz mit Dank für den Ordner und Lenker des menschlichen Schicksals erfüllt und den Wunsch belebt, daß dem Monarchen der Schutz des Herrn auch während des für ihn neu beginnenden Jahres zur Seite stehen, und das Licht von Oben ihm den dunklen Pfad des Lebens beleuchten möge, so werden sich diese Gefühle und Wünsche noch lebhafter und inniger in einer Zeit gestalten, in welcher durch Leidenschaften und Partheyungen, wie durch Stürme das Geschick der Völker im Wirbel gedreht wird, gleich dem Rade des Ixion, hinter dem eine verborgene Stimme den Ruf erschallen ließ:

Discite justitiam moniti et non temnere divos!

Möge unserm erhabenen Monarchen im Verein mit mächtigen Freunden und Männern aufrechter Gesinnung es gelingen, durch weisen Rath und männlichen Entschluß zu bewirken, daß das furchtbare Loos, von welchem unser gemeinsames deutsches Vaterland bedroht wird, von ihm abgewendet und die Einigung desselben auf Besonnenheit und Gerechtigkeit gegründet werde.

Nicht nur für das Ganze, für die höchsten politischen und bürgerlichen Güter gilt dieser Wunsch, sondern auch für das Gebiet der Wissenschaften, das die Akademie anzubauen berufen und bemüht ist. Denn obwohl es jenen Fluren gleicht, die nach alter Sage nicht von Stürmen und Ungewittern verwüstet werden, sondern von immer heiterem Himmel umleuchtet und von milden Lüften durchweht sind, so steht es doch durch seine Beziehungen nach Außen unter dem Einfluße der allgemeinen Erschütterungen und Katastrophen. Nur wo ein auf Gesetz und Freyheit gegründeter Friede waltet, werden seine Pflanzungen fröhlich gedeihen und die Früchte tragen, welche dem Ganzen zum Nutzen und dem Einzelnen zur Zierde gereichen.

Wenn hier des Nutzens wissenschaftlicher Forschungen gedacht wird, so ist damit Dasjenige, was den praktischen Vortheil und die materielle Wohlfahrt betrifft, weder unmittelbar gemeint noch ausgeschlossen.

Der größte Erfolg wie der höchste Nutzen auf ihrem Gebiet ist die Erkenntniß der Wahrheit, und aus dieser allein fließt der wahre Gewinn für das Leben und sein Bedürfniß.

Darum haben die edelsten und größten Geister aller Zeiten die Erforschung der ewigen Gesetze, nach denen im Reiche der Natur und des Geistes die Dinge gestaltet und die Erscheinungen bedingt werden, als die eigentliche Aufgabe und das höchste Ziel ihres Lebens erkannt, in die Erfolge solcher Bestrebungen aber ihre Glückseligkeit gesetzt und darin ihren Ruhm gefunden. Sie waren von den Bedürfnissen des Lebens nicht abgewendet, erkannten aber den Gewinn, der aus ihren Entdeckungen floß, als einen zufälligen, der nicht zu verschmähen, auch in jeder Weise zu pflegen, aber nicht an sich zu erstreben sey. So versagte Archimedes dem Wunsche seines Freundes und Verwandten, des Königs Hieron nicht, Syrakus mit jenen Kriegsmaschinen auszurüsten, durch welche seine Vaterstadt drey Jahre lang gegen ein römisches Kriegsheer vertheidiget wurde; aber auf seinem Grabmale fand Cicero keine Beziehung auf jene Werke, welche beym Volk ihm Ruhm und Ehre brachten, sondern Kugel und Cylinder gebildet, deren Verhältniß er auf geometrischem Wege gefunden und als den Schlüssel der höchsten mathematischen Probleme erwiesen hatte.

Es liegt aber der Bedeutung und Würde des Festes, welches wir begehen, nicht fern, wenn wir, zumal gegenüber der oft wiederkehrenden Mißdeutung unserer Thätigkeit durch Gegner darauf hinweisen, daß auch die Akademie nach den großen Vorbildern vergangener Zeiten unter dem Schutze einsichtsvoller Monarchen und Staatsmänner treu ihrem Wahlspruche rerum cognoscere caussas zwar die wissenschaftliche Forschung als eine solche gepflegt, die ihr Ziel in sich selber trägt, dabey jedoch auch auf den Nutzen Bedacht genommen hat, der aus ihr für das öffentliche Wohl fließt, und auf die Bedürfnisse des Staates und des bürgerlichen Lebens tief greifend und umgestaltend einwirkt.

Um nicht der Arbeiten zu gedenken, durch welche die erste und dritte Classe derselben die ihnen anvertrauten Wissenschaften gepflegt und dadurch für klassische und deutsche Literatur, für Kenntniß des Alterthums, der alten und neuen Kunst, für Erziehung und Unterricht, für die Kunde des Vaterlandes, der Sitte und des Rechtes von Bayern mannigfaltigen Nutzen zu Tage gefördert haben, werden wir nur bey einigen Leistungen von Mitgliedern der zweyten Classe verweilen, die Bezug haben auf die beyden praktisch wichtigsten und größten Erfindungen der Gegenwart, durch welche die bewegenden und elektrischen Kräfte zu Trägerinnen des Verkehrs und der Völkerverbindung geworden sind. Wir meinen die Arbeiten Josephs v. Baader über die Eisenbahnen, und von Samuel Thomas v. Sömmering über den elektrischen Telegraphen.

Schon bey seiner ersten Reise nach England im J. 1810 überzeugte sich Baader, daß die Belegung kurzer Wegstrecken mit Eisenschienen, die er dort seit mehr als hundert Jahren im Gebrauche der Fabriken fand, einer unermeßlichen Entwicklung fähig und in ihr der Keim einer großen Länder verbindenden und Völker bewegenden Erfindung gelegt sey. Nach der Heimath zurückgekehrt, war er bemüht, in seinem Systeme der fortschaffenden Mechanik die Gesetze zu finden und wissenschaftlich nachzuweisen, welche dabey in Anwendung kommen mußten. Nicht nur bessere Construction der Eisenbahnen, und ihrer Wagen selbst, sondern auch seine Compensationsmaschine für das Emporheben der Wagenzüge an schrägen Flächen, und seine Bergwinde für das Herablassen an denselben sind aus diesen Untersuchungen der höhern Mechanik hervorgegangen. Als er im Jahre 1815 nach England zurückkehrte, um seiner Erfindung Eingang zu verschaffen, traf er bey den Technikern daselbst noch so wenig Empfänglichkeit dafür, daß, wie er sich in seiner akademischen Rede darüber ausdrückt, er überall tauben Ohren predigte.

Nicht viel mehr Anerkennung wurde seiner mit Unverdrossenheit fortgesetzten Bemühung zu Theil, als er endlich im Jahre 1825 zu Folge königlichen Auftrages in Nymphenburg eine Eisenbahn mit ihrem Apparat als Probe hergestellt hatte. Die Akademie zwar betheiligte sich mit Eifer an dem Unternehmen ihres ausgezeichneten Mitgliedes, und die

von ihr abgeordnete Commission erklärte in ihrem Protokoll, daß die Aufgabe zu ihrer vollen Zufriedenheit gelöst sey, daß ein Pferd die Last von 115 Centnern mit Leichtigkeit ziehe, daß die Wagen der krummlinigten Bewegung ungestört folgten, und daß sie durch die Compensationsmaschine an der aufsteigenden Fläche eben so sicher emporgehoben, wie durch die Bergwinde an ihr herabgeleitet würden.

Indeß beruhte damit, wenigstens für Bayern und Deutschland, diese wichtige Erfindung, und es verflossen neue 10 Jahre, ehe sie im Großen unter uns zur Anwendung kam.

Als endlich auch in Deutschland der Ruf nach Eisenbahnen ein allgemeiner und das Unternehmen durch Erfindung des Dampfwagens beflügelt wurde, war Baader bereits tödlich erkrankt. Erst auf dem Todtenbette empfing er die Aufträge, welche bezüglich der Anlage, Ausführung und Leitung größerer Eisenbahnen von mehreren Seiten an ihn gerichtet wurden.

Wie Joseph v. Baader bezüglich der Eisenbahnen, so ist Samuel Thomas v. Sömmering in Anwendung und Ausführung des elektrischen Telegraphen seiner Zeit vorausgeeilt, ein Physiolog und Anatom ersten Ranges, der durch seine Untersuchungen über das Auge und über das Gehirn der neuern Physiologie und ihren für die praktische Heilkunde so wichtigen Erfolgen in Verbindung mit seinem Freunde und Collegen Ignaz v. Döllinger die Wege geöffnet hat. Gewohnt, seinen forschenden Geist auch über das Gebiet seiner Wissenschaft hinaus auf jedes Problem zu heften, das sich ihm zufällig darbot, hat er die Eigenschaft der Thierhäute entdeckt, bey Verdünstung nur die wässerigten Theile zu transspiriren und die alkoholischen zurückzuhalten, und in Folge davon gelehrt, den Wein in Gefäßen, welche von Blasen geschlossen sind, zu verstärken und zu veredeln. Eben so führte die Betrachtung der bey der Akademie vorräthigen versteinerten Thierreste ihn zu Arbeiten auf dem damals noch weniger angebauten Felde der Paläontologie, die in unserer Zeit für Geschichte und Entwickelung des Erdkörpers von so großer Bedeutung geworden ist und den Blick des Menschen bis in die fernsten Aeonen zurück

ausgedehnt hat, in welcher das Schöpfungswort unsern Planeten aus dem Chaos sich gestalten ließ.

(Schluß folgt.)

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9. November 1850.

Hr. Conservator Lamont erstattete Bericht:

Ueber die neuerlich aufgefundenen meteorologischen Beobachtungen von Hohenpeißenberg und einigen anderen zur Societas palatina gehörigen Stationen in Bayern.

(Schluß).

Was wir von den meteorologischen Arbeiten des Observatoriums auf dem Hohenpeißenberg gegenwärtig besitzen, wird folgende kurze Uebersicht lehren. Die ersten Jahrgänge von 1781 angefangen sind in den Ephemeriden der Societas palatina in Extenso abgedruckt; die daraus sich ergebenden Mittelwerthe hat der früher schon angeführte Beobachter Albinus Schwaiger in einer eigenen Schrift (Versuch einer meteorologischen Beschreibung des hohen Peißenbergs; München bey Anton Franz sel. Wittwe — ohne Jahreszahl —) bekannt gemacht. Die späteren Jahrgänge bis zur neuesten Zeit habe ich unter den oben erwähnten Papieren vorgefunden mit Ausnahme von 1793, 1798, 1799, 1810, 1811. Vom Jahre 1817 sind nur wenige Monate vorhanden; ob das vorgefundene Manuscript unvollständig ist, oder ob die Beobachtungen selbst in diesem Jahre eine Unterbrechung erlitten haben, läßt sich aus den vorhandenen Documenten nicht entnehmen.

Die sämmtlichen vorhandenen Jahrgänge von 1792 anfangend sind nun geordnet und gehörig zusammengeschrieben; die Mittelwerthe sind berechnet und in Tabellen gebracht; die Bestimmungen endlich durch eine genaue Untersuchung der Instrumente mit den neuern meteorologischen Beobachtungen vergleichbar gemacht.

Nachdem wir auf solche Weise die vorhandenen Beobachtungen erwähnt haben, wird es zunächst nöthig seyn, auf eine nähere Würdigung derselben einzugehen.

In keinem Zweige der Wissenschaft ist so viel umsonst gearbeitet worden wie in der Meteorologie. Wir besitzen Tausende von meteorologischen Aufzeichnungen, aus denen schlechterdings kein Resultat zu gewinnen ist. Die einen haben ihre Instrumente so aufgestellt, daß sie theilweise dem directen oder reflectirten Einflusse der Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, viele haben auf die Temperatur des Quecksilbers im Barometer niemals Rücksicht genommen, der größte Theil der Beobachter hat nicht die Ausdauer gehabt, ohne Aenderung der Instrumente oder Beobachtungsweise auf eine längere Reihe von Jahren ihre Aufzeichnungen fortzusetzen; endlich kommt noch der Hauptübelstand hinzu, daß unter zwanzig Beobachtern kaum einer zu finden ist, der sich von der Richtigkeit seiner Instrumente und der Vergleichbarkeit seiner Resultate mit denen anderer Beobachter versichert hätte.

Bey den Beobachtungen auf dem Hohenpeißenberge fallen alle diese Uebelstände weg. Von dem Tage an, wo die Beobachtungen angefangen wurden, bis zum Jahre 1840 sind die Hauptinstrumente (Barometer, Thermometer, Regen- und Schneemesser) unverändert an derselben Stelle gestanden; und wenn in dem eben erwähnten Jahre ein neues Barometer und Thermometer substituirt wurden, so geschah dieß nur nach der sorgfältigsten Vergleichung mit den früheren Instrumenten, so daß die Beobachtungsreihe durchaus keine Unterbrechung erleidet *). Auch die Beobachtungsweise ist unverändert geblieben; es sind vom Anfange bis zum heutigen Tage dieselben Stunden beybehalten und die Instrumente nach derselben Instruction aufgezeichnet worden. Unter dem reichlichen Vorrathe von Beobachtungen, welche die Meteorologie aufzuweisen hat, findet sich keine Reihe von gleichem Umfange vor, welche dieselben Vorzüge besitzt.

Aus dem was eben über den eigenthümlichen Werth der Hohenpeißenberger Beobachtungen gesagt worden ist, ergibt sich von selbst der Schluß, daß die Veröffentlichung derselben durch den Druck in hohem Maaße wünschenswerth erscheint und gerade in gegenwärtiger Zeit besonders willkommen seyn dürfte, wo meteorologische Arbeiten in allen Welttheilen mit dem regsten Eifer betrieben werden. Wie aber die Veröffentlichung zu bewerkstelligen sey, unter den jetzigen ungünstigen Verhältnißen und bey der allbekannten Unzulänglichkeit der akademischen Fonds, war ein schwieriges Problem. Nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände schien nur ein Ausweg übrig, nämlich die Beobachtungen vom Hohenpeißenberg in den „Annalen der k. Sternwarte“ aufzunehmen, was einerseits zwar eine temporäre Retardation in der Bekanntmachung der eigenen Arbeiten zur Folge hat, anderseits aber schon deßhalb angemessen erschien, weil in neuerer Zeit das Observatorium auf dem Hohenpeißenberg der k. Sternwarte zugetheilt worden ist. Nachdem der Antrag, den ich deßhalb dem Vorstande der Akademie Herrn Hofrath von Thiersch mündlich vortrug, dessen Genehmigung erhalten hatte, wurde der Druck sogleich begonnen und ich habe jetzt die Ehre der mathematisch-physikalischen Klasse die ersten 15 Bogen vorzulegen. Bis Mitte des künftigen Sommers wird, wie ich hoffe, die vollständige Folge der Hohenpeißenberger Beobachtungen bis 1850 inclusive gedruckt seyn.

Zum Schluße habe ich noch die Mühe dankbar anzuerkennen, welche Herr Prof. Hainz auf Zusammenstellung und Berechnung der Hohenpeißenberger Beobachtungen verwendet hat; ohne seine wirksame Beyhülfe würden die sonstigen Geschäfte der Sternwarte nicht gestattet haben, diese umfangreiche Arbeit gegenwärtig zur Ausführung zu bringen.

*) Das alte (Mannheimer) Barometer steht jetzt noch an der früheren Stelle neben dem neuen und wird täglich aufgezeichnet. Das Mannheimer Thermometer aber wird an der hiesigen Sternwarte aufbewahrt.

Bulletin der Königl. Akademie d. Wiss.
1850 Nr. 44

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.
Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 27. November 1850.

(Schluß.)

In ähnlicher Weise ward er zu der Anwendung der Elektricität auf Fernschrift geführt. Schon Andere hatten die Möglichkeit erkannt, den elektrischen Funken zum Träger der Mittheilungen in die Ferne zu machen, ohne daß man dem Gedanken weitere Folge gab, oder wo es geschehen sollte, über geringe Versuche hinauskam. Sömmering griff die Sache tiefer, indem er die galvanische Elektricität zu Hülfe nahm. An die Endpunkte der Metalltasten eines Instrumentes, das dem Clavier nicht unähnlich war, band er so viele Drähte als Buchstaben im Alphabete zu bezeichnen waren, die Drähte wurden in ihrer Fortsetzung zu einem Strange vereiniget, und an den Ort geleitet, wohin man schreiben wollte. Dort breiteten sie sich wie in einen Fächer aus, und endeten in einem Wasserbehälter, über dem an den Stellen ihrer einzelnen Spitzen der Reihe nach die Buchstaben, deren Träger sie waren, auf einer Leiste verzeichnet standen. Diese Vorrichtung ward in den Kreis einer wirkenden elektrisch-galvanischen Säule gebracht. So wie man die Tasten des Instrumentes anschlug, zeigten sich in dem Wasser um die entgegengesetzten Spitzen der Drähte Gasentwickelungen. Ihre Bläschen zeigten auf den Buchstaben darüber, der angeschlagen und gemeint war; die Correspondenz ging so schnell wie es das Anschlagen der Buchstaben nach oder mit einander gestattete. Sömmering hatte, wie natürlich, erkannt, daß die Entfernung des Endpunktes der Zeit nach gar nicht in Anrechnung komme, weil es sich hier von einer Schnelligkeit handelt, mit der allein die des Lichtes kann verglichen werden, und welche erst bey vielen tausenden von Meilen meßbar und bemerkbar wird.

Um aber die Schnelligkeit oder vielmehr die Unmittelbarkeit der Mittheilung auch bey seiner durch das Lokal beschränkten Vorkehrung deutlich zu zeigen, war der Strang der Drähte 2000 Fuß lang gemacht und in seinen mittlern Theilen um eine Walze gewunden. Auch so wurden die Buchstaben in demselben Momente angezeigt, in welchem die Tasten berührt wurden.

Sein Apparat war während des Jahres 1820 in seinem Wohnzimmer und in den Sälen der Akademie aufgestellt, untersucht, und als dem Zwecke vollkommen entsprechend erkannt worden.

Auch diese Erfindung blieb über zwanzig Jahre wenig beachtet, und Sömmering sah nicht einmal, wie Baader vor seinem Tode, daß sie von den Zeitgenossen nach Verdienst gewürdiget wurde. Einen genauen und durch sechs Kupfertafeln erläuterten Bericht darüber hatte er dasselbe Jahr in den Denkschriften der Akademie, wie er sagte, zur Aufbewahrung und Benutzung niedergelegt, „es andern gerne überlassend, seinen durch Elektricität vermittelten Telegraphen, zum Gebrauche des Staates anzuwenden“.

Erst in den jüngsten Jahren ward die Erfindung wieder aufgenommen und weiter geführt. Das Instrument wurde vereinfacht, die Mittheilungen desselben auf Einen Draht beschränkt, und mit Beseitigung des Wassers, dem Ohre durch Schläge vernehmbar gemacht, deren einfache Gruppirung die Zeichen der Buchstaben dem Papierstreifen aufdrückt. So wurde, ohne daß man die Grundlage von Sömmering verließ, und auch dieses wieder unter Mitwirkung der Akademie und der besondern Thätigkeit eines ihrer Mitglieder, die telegraphische Kunst auf rein wissenschaftlichem Wege zu einer Vollendung geführt, in welcher sie die Gedanken und Mittheilungen der Völker und die Befehle der Mächtigen, selbst unter Flüßen und über Meeresgrund, mit mehr als Lichtesschnelle hinwegträgt.

Leicht wäre es, die Darlegung dessen, was die Akademie durch ihre Mitglieder auch auf andern Gebieten dieser Classe für den öffentlichen Nutzen geleistet hat, zu erweitern, wenn wir die Entdeckungen und Erfolge ausführlich zu bezeichen hätten, welche sich an die rein wissenschaftlichen Arbeiten eines Gehlen, Fraunhofer, Reichenbach, Döllinger anschließen; doch das Erwähnte genügt, um zu zeigen, daß diese Corporation, obwohl auf reinwissenschaftliche Forschung hingewiesen, doch auch durch den praktischen Erfolg ihrer Bemühungen des Schutzes großmüthiger Monarchen sich würdig erwiesen hat und die Achtung verdient, die ihr von ebenbürtigen Gesellschaften und Männern deutschen und fremden Bodens in reichem Maaße zu Theil wird.

Künftiger Zeit muß es vorbehalten bleiben, daran zu erinnern, daß auch die gegenwärtig in ihr vereinigten Männer in dem Geiste der Vorgänger thätig, und nicht ohne Theil an den Forschungen und Entdeckungen geblieben sind, welche das Reich der Erkenntniß in früher kaum geahnter Weise erweitert und geschmückt haben.

Seit der letzten Feyer dieses hohen Festes hat die Akademie drey auswärtige Mitglieder durch den Tod verloren, Francesco Avellino in Neapel, Quatremère de Quincy und Gay-Lussac in Paris.

Avellino hat während einer langen Reihe von Jahren sich um die archäologischen Studien im Königreiche Neapel, um genauere Kunde der durch Ausgrabungen auf dem Boden von Herkulanum und Pompeji zu Tage geförderten Alterthümer, zuletzt aber als Direktor des Museo Borbonico durch genaue Schilderung und gelehrte Deutung eines großen Theils der in ihm vereinigten Schätze der alten Sculptur und Malerey ein bleibendes Verdienst erworben, und war eben so durch Charakter und Gesinnung wie durch Gelehrsamkeit einer der ausgezeichnetsten Männer des neuen Italiens.

Der größte Theil des langen Lebens von Quatremère de Quincy fällt in die Periode der französischen Revolution, in deren Verwickelungen er hineingezogen, und durch deren Katastrophen er mehr als einmal in das Gefängniß und in Gefahr des Lebens gebracht wurde. Seit seiner Rückkehr aus der Verbannung, im Jahre 1816, hat er allein der Kunst und der Wissenschaft gelebt. Er war zugleich geachteter Bildhauer und Schriftsteller über die Kunst. Seine beyden Werke über ägyptische Architectur und über Raffaels Leben, vorzüglich aber das große Werk, unter dem Titel: Le Jupiter Olympien, haben seinen Ruhm in der Archäologie und Kunstgeschichte gegründet. Das zuletzt genannte hat die Statue des olympischen Zeus von Phidias zum nächsten Gegenstande, einen Coloß von mehr als 50 Fuß, der aus Gold und Elfenbein zusammengesetzt war. Zwar fehlt es den Untersuchungen bezüglich der Texte, auf denen sie ruhen, an genauer philologischer Kunde und kritischer Schärfe, die bey des Verfassers Richtung und Bethätigung nicht zu erwarten standen; doch dieser Mangel wird reichlich aufgewogen durch die technischen Kenntnisse, die seiner Restauration der Bildsäule zur Verfügung standen, und durch eine lange Reihe von Untersuchungen über die Toreutik der Griechen, deren Mittelpunkt und höchste Leistung jenes berühmte erste Werk des größten hellenischen Meisters gewesen ist.

Wie diese beyden Männer der Erforschung der Kunst des Alterthums, so hat Gay-Lussac sein Leben der Beobachtung der Natur und der Ent-

deckung der Gesetze gewidmet, auf denen Physik und Chemie beruhen. Vorzüglich war es die Atmosphäre, deren Bestandtheile, Verhalten und Eigenschaften er in Gemeinschaft mit Alexander von Humbold erforschte; und er wagte, um für seine Untersuchungen festen Grund und verlässigen Stoff zu gewinnen, in einem Ballon sich 3600 Toisen hoch, höher in die oberen Schichten der Luft zu erheben, als es irgend einem Anderen vor ihm gelungen war.

Nicht weniger wichtig sind seine Entdeckungen auf dem chemischen Gebiete. Um nur einige zu erwähnen, so fand er in Verbindung mit Humbold, daß 200 Raumtheile Wasserstoffgas genau 100 Raumtheile Sauerstoffgas zu ihrem Verbrennen erfordern, und entdeckte, daß sich alle Gasarten in bestimmten Proportionen verbinden. Ihm zumeist haben wir die Nachweisung der Gesetze der Volumtheorie zu verdanken. Seine Forschungen über das Jod und Cyan, dessen Natur durch seine Arbeiten zuerst bekannt wurde, haben, als Muster von Scharfsinn und Genauigkeit, Epoche in der Chemie gemacht. Durch die von ihm gefundenen Mittel, Kalium und Natrium auf pyrotechnischem Wege im Großen darzustellen, ist der berühmten Davy'schen Entdeckung erst ihr voller Werth verliehen worden, und um nur eines praktischen Erfolges dieses großen Naturforschers zu erwähnen, so ist seine Münzprobe auf nassem Wege als vollkommen bewährt gefunden und in ganz Frankreich eingeführt worden.

Zum Ersatz dieser Verluste, zur Ergänzung ihrer Classen und zur Erweiterung ihrer Verbindungen, hat die Akademie im Laufe des Sommers eine Reihe von Wahlen vollzogen, welche sämmtlich durch Allerhöchstes Rescript vom 6. November die königliche Bestätigung erlangt haben und sofort öffentlich verkündiget werden. Es wurden gewählt

I. als ordentliche Mitglieder der Akademie der Wissenschaften:

a) für die philosophisch-philologische Classe:
der Rector des Maximiliansgymnasiums dahier Dr. Karl Halm;

b) für die historische Classe:
der Adjunct des k. Reichsarchivs Dr. Franz Wittmann;

II. als außerordentliches Mitglied in München für die historische Classe:
der quiescirte k. Landrichter Gerstner dahier;

III. als auswärtige Mitglieder:

a) für die philosophisch-philologische Classe:
1) Franz Bopp, Professor an der Universität in Berlin,
2) August Meineke, Gymnasial-Rector in Berlin,
3) Hermann Bonitz, Professor an der Universität in Wien,
4) Friedrich Ritschl, Professor in Bonn,
5) Ludwig Kayser, Professor an der Universität in Heidelberg,
6) Dr. Franz Delitsch, Professor an der Universität in Erlangen,
7) Benjamin Thorpe Esq., in London;

b) für die mathem. physikalische Classe:
1) Dr. Albert Kölliker, Professor an der Universität Würzburg,
2) Gustav Magnus, Professor der Chemie und Physik an der Universität in Berlin,
3) Dr. David Brewster, Professor in Edinburg;

IV. als außerordentliche auswärtige Mitglieder:

a) für die mathem. physikalische Classe:
1) Franz Unger, Professor der Botanik an der Universität in Bonn,
2) Alphons DeCandolle, Professor in Genf;

b) für die historische Classe:
1) Johann Baptist Weigl, Domkapitular in Regensburg und
2) Hofrath Böttiger, Professor an der Universität in Erlangen.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Novembre 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der Société royale des sciences in Lüttich:

Mémoires. Tom. VI. Lüttich 1850. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsberichte Mai — Juli 1850. Berlin 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin No. 6. u. 7. Juin. Juillet 1850. P. 1850. 8.

Von dem historischen Verein in Bamberg:

Dreyzehnter Bericht. Bamb. 1850. 8.

Quellensammlung für die fränkische Geschichte. Bayreuth 1850. 8.

Von Hrn. v. Hagen, Bürgermeister in Bayreuth:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. IV. Bd. 3. Heft. Bayreuth 1850. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:

Centralblatt. August, September 1850. München 1850. 8.

Von Hrn. August Grunnert, Professor in Greifswald:

Archiv für Mathematik und Physik. 14. Th. 3 — 5. Heft. Greifswald 1850. 8.

Von der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen der philos. histor. Classe 1849 IV. V. 1850 I. II. Leipzig. 8.

Abhandlungen der philos. historischen Classe. I. Bd. Leipzig 1850. gr. 8.

Von der Société impériale d'archéologie in St. Petersburg:

Mémoires. X. XI. (Vol. IV. No. 1. 2.) u. Supplement. St. Pétersb. 1850. 8.

Von dem historischen Verein der fünf Orte Lucern, Uri ꝛc. in Einsiedeln:

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen. VII. Lief. VI. Bd. Einsiedeln 1849. 8.

Von der Royal Irish Academy in Dublin:

Transactions. Vol. XXII. Part. I. II. Dublin 1849. 1850. 4.

Von der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:

Nachträge zum ersten Bande der Urkunden-Sammlung. Kiel 1848. 4.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. 4. Bd. Leipzig 1850. 8.

Von dem Vereine für Hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. 3. Bd. 1. u. 2. Heft. Hamb. 8.

Von den Herren de Vriese, Dozy und Molkenboer in Leyden:

Nederlandsch kruidkundig Archief. 2. Thl. 3. St. Leyden 1850. 8.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten in Berlin:

Verhandlungen. XX. Bd 1. Heft. Berlin 1850. 4.

Von Hrn. Dr. Mathias Koch in Wien:

Beyträge zur neuern Geschichte aus unbenützten Handschriften. Wien 1819. 4.

Von der Society of natural history in Boston:

Journal. Vol. VI. No. II. Bost. 1850. 8.

Von der Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen in Haarlem:

Natuurkundige Verhandelingen. Deel V. Stuk 2. und Deel VI. Harlem u. Leiden 1849. 50. 4.

Von der Académie des sciences, belles-lettres et arts in Rouen:

Précis analytique des travaux, pendant l'année 1849. Rouen 1849. 8.

Von Hrn. Dr. Wackenroder in Jena:

Archiv der Pharmacie. CX. Bd. 1. Heft. Jena 1850. 8.

De cerevisiae vera mixtione et indole chemica. Jena 1850. 8.

Von der Société impériale de Normandie in Paris:

Mémoires. 8 Vol. Paris 1849. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXX. No. 21. 25. T. XXXI. No. 1 — 9. Juillet — Août 1850. Paris. 4.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Der Bischof Synesius von Cyrene als Physiker und Astronom beurtheilt, nebst der ersten deutschen Uebersetzung der Rede des Synesius de dono Astrolabii, oder über das Lob der Astronomie, mit verbessertem griechischen Texte herausgegeben von Dr. Bernhard Kolbe. Berlin 1850. J. A. Stargardt, Charlottenstrasse No. 54. in 8.

Hr. Kolbe fährt rüstig fort, seine Uebersetzungen einzelner Schriften des Synesios zu Tage zu fördern. Später gedenkt er, wie er sich S. 6. Anm. 4. vernehmen läßt, den Dion desselben mit deutscher Uebersetzung herauszugeben. Doch können wir ihm nicht verhehlen, daß er, anstatt so sehr zum Drucke zu eilen, weit besser gethan haben würde, wenn er seinen Schriftsteller vorerst gründlich studirt und seine Verdeutschung wiederholter strenger Prüfung unterworfen hätte; denn der griechische Text, den er in der vorliegenden Schrift nach Petau's erster Ausgabe (Paris 1612.) abdrucken ließ, wimmelt von Fehlern und Unrichtigkeiten, ungeachtet auf dem Titel steht, „mit verbessertem griechischen Texte herausgegeben," und die Uebersetzung leidet an vielen argen Gebrechen, welche auf den Leser einen höchst widrigen Eindruck machen. Der wohlgemeinte Rath, den wir ihm unlängst in diesen Blättern *) bey der Beurtheilung seiner Bearbeitung der Homilien des Synesios gaben, scheint sonach nichts gefruchtet zu haben.

In der Einleitung S. 3 — 4. handelt Hr. Kolbe „von dem Zustande der Astronomie vor Synesius" und S. 5 — 9. schildert er „den Bischof Synesius von Cyrene als Physiker und Astronomen." Den Zusatz „Bischof" hätte er jedoch füglich weglassen können, da Synesios erst im Jahre 410. mit der Bischofswürde betraut wurde und der fünfzehnte Brief desselben, in dem die Beschreibung der Wasserwage vorkommt, wegen welcher Hr. Kolbe den Verfasser als Physiker aufführt, einer frühern Zeit angehört, und die Schrift an Paeonios über das Geschenk des Astrolabions schon im Jahre 399. verfaßt worden war.

S. 8., wo die Beschreibung von der Wasserwage aus dem fünfzehnten Briefe gegeben wird, heißt es in der Urschrift: *ἐπιπωματίζει γὰρ αὐτὸν* (nämlich *σωλῆνα κυλινδρικὸν αὐλοῦ καὶ σχῆμα καὶ μέγεθος ἔχοντα*) *ἐκ θατέρου κώνος κατὰ θέσιν ἐγκείμενος, ὡς εἶναι κοινὴν βάσιν ἀμφοῖν* (,) *τοῦ κώνου τε* (nicht *τέ*, wie Hr. Kolbe accentuirt) *καὶ σωλῆνος. αὐτὸ δὴ τοῦτό ἐστιν Βαρύλλιον* (vielmehr *βαρύλλιον*). Die Uebersetzung lautet so: „Von der der einen (soll heißen andern) Seite verschließt diese Röhre ein in gleicher Lage anliegender Kegel, so daß die Basis des Kegels, wie der Röhre, beyden gemeinsam ist. Das Baryllium ist ganz dasselbe Instrument." Dafür hätte man erwarten sollen: „so daß die Basis beyder, des Kegels und der Röhre, eine gemeinsame ist. Eben dieß nun ist das Baryllion." *Βαρύλλιον*, sagt J. G. Schneider, welcher in seinen Eclogg. physicc. p. 279 sq. diese

*) Bd. XXX. Nr. 99 — 101.

Stelle anführt, in den Anmerkungen und Erläuterungen S. 164., ist der Kegel, der das eine Ende im Wasser niederdrückt, und S. 343. bemerkt er in Bezug auf diese Stelle: *Βαρύλλιον* ist der beschwerende oder herunterdrückende Theil oder Körper, wenn es nicht *βαρύδιον* heißen soll, wie bey Hero Pneumatice. p. 197. *βαρύδιον γὰρ ἔχει προσκείμενον τῷ πυθμένι.*

S. 10. In der Aufschrift zur Epistel an Paeonios haben die meisten und besten Handschriften *περὶ τοῦ δώρου* statt *ὑπερ τοῦ δώρου*, und dieß ist die einzig richtige Lesart, wie aus Synesios eigenen Worten in dem hundertvierundfünfzigsten Briefe S. 293. B. erhellt. Der erste Textesabdruck dieser Schrift, welchen Esrom Rüdinger hinter seiner lateinischen Uebersetzung von Synesii Cyrenaei Aegyptii seu de Providentia etc. (Basel bey Oporin 1557. 8.) nach dem ihm von seinem Schwiegervater Camerarius mitgetheilten Pirckheimerischen Codex besorgte, führt den Titel *ΠΡΟΣ ΩΡΟΝ*, welcher, nach Veesenmeyers höchst glaubwürdiger Erklärung (s. dessen bibliographische und biographische Analekten ꝛc. S. 30. f.) sich nur daraus erklären läßt, daß in dem Pirckh. Cod. oder in dem, aus welchem dieser geflossen, die mit rother Dinte oder Farbe geschriebene Aufschrift bis auf *πρὸς* und *ωρον* verblichen war, so daß man sonach auf *πρὸς Ὦρον*, ad Orum, verfallen mußte. Die zehn Jahre später zu Basel in Oporins Verlage erschienene Ausgabe des Wilh. Canter *), welcher außer dem Sermo ad Paeonium de dono zuerst die zweyte Homilie, die beyden Katastasen und die Hymnen mit nach zwey Handschriften verbessertem Texte und lateinischer Uebersetzung ꝛc. lieferte, hat *ΣΥΝΕΣΙΟΥ ΠΡΟΣ ΠΑΙΟΝΙΟΝ ὑπὲρ τοῦ δώρου. τὸ δὲ ἦν ἀστρόλαβος.* Morells Ausgabe hingegen, die Ref. nur aus dem von Maittaire in den Annall. typogr. T. III. p. 838. angeführten Titel kennt, welcher so lautet: Synesii Dissertatio super dono astrolabii ad Paeonium; Graece, antiqui cod. manuscr. e bibliotheca H. Messaei eruti accurateque collati ope locupletior et castigatior e facta notisque insignita a Fed. Mo Morell. Paris. 1601, 8., scheint, n zu schließen, und weil Petau in de gabe *πρὸς Παιόνιον ὑπὲρ τοῦ δώρο λόγος* setzte, während die erste *Ἀστρολ* überschrieben zu seyn. Dafür spricht ma: Synesii Sermo de dono Astro nium, welches die von Petau 1. aufgenommene lateinische Uebersetzung trägt.

Daf. Z. 11. f. soll nach *φύ συμβαίνῃ* ein Punkt stehen.

S. 11. Z. 1 — 3. *οὗτοι μ λαμπροὶ καὶ τοῖς θεάτροις στεφανοῦ* Handschriften haben ganz richtig *κἂν* konnte der Herausgeber Z. 17. f. n

Οὔτι με ταύτης χρεὼ τιμῆς·
Φρονέω δὲ τετιμῆσθαι Διὸς αἰ

schreiben, anstatt *χρεὼ τιμῆς* an nächsten Verses zu setzen?

— Z. 19. *ἀγαπᾶν δὲ καὶ διαχ χεῖν ἀνδρὶ φρόνησιν ἅμα καί δύναμ* Für *διασμενίζειν*, welches Rüdinger u mit einander gemein haben, lesen all *ἀσμενίζειν*, was schon Canter's Aus

— Z. 20. ff. *οὕτω γὰρ οὔτ' ἂν γενοίμεθα, οὔτ' ἂν ἄτιμοι παντάπασι* Ref. stimmt für *συγγιγνοίμεθα*, welc der bisher bekannten Handschriften die Coislinische Nr. 249. aus dem X die Pariser 1040., drey Münchner rocciſche befolgen. Die zweyte älteste risern, Nro. 1039., aus dem XII. J *συγγινοίμεθα*, was der Hauptsache hinausläuft. Ferner muß er sich f welches von allen Handschriften, mit Pirckh., bestätigt wird, erklären; den vor *νομιζοίμεθα* klingt zu hart. C man S. 12. Z. 13. *κατήγαγε* (st. *κῶντας*. Oben S. 10. Z. 8. geben a schriften *εὐδοκιμοῦσι* und Z. 3. v. u — Z. 1. v. u. lese man *Ἀρχύται τε* nach acht Handschriften, während *τε* gaben und einigen Handschriften ausg

*) Daß die Rüdingersche und die Cantersche Ausgabe in Einem Jahre, 1567., erschienen seyen, ist eine irrige Behauptung Veesenmeyers a. a. O.

S. 12. Z. 1. ſetzte der Herausgeber zu *ἐπολιάρχει* im Texte *γρ. ἐπολιτάρχει* in Parentheſen, ein Verfahren, welches bey ihm öfter Statt findet (ſ. S. 8. Anm. 2. u. 3. S. 10. Z. 16 — 17. S. 13. Z. 5. S. 15. Z. 7. v. u. S. 16. Z. 21. S. 17. Z. 9.), aber als höchſt unpaſſend bezeichnet werden muß. Statt *ἐπρέσπευε* leſe man Z. 2. *ἐπρέσβευε*. — Z. 6. bieten alle Codd. und Canters Ausgabe *εὐδαίμονα τὴν Ἰταλίαν ἐτήρησαν* für *διετήρησαν*, welches Rüdinger und Petau 1. 2. aus dem Pirckh. Cod. haben. Hierauf verbeſſere man: *καὶ μὴν τὸ Ἐλεατικὸν* (ſtatt *Ἐλαιατικὸν*, was Hr. Kolbe mit allen Ausgaben gemein hat) *τότε* (ſo drey der beſten Pariſer und drey der Münchner Handſchriften, während *τότε*, wofür zwey Barocciſche *τό τε* ſchreiben, in den bisherigen Ausgaben fehlt) *Ἀθήνῃσι διδασκαλεῖον λόγων τε ἅμα καὶ ὅπλων ὁμοτίμως ἐπεμελήθησαν* (ſo ſt. *ἐπεμελήθησεν* alle Handſchriften und Ausgaben mit Ausnahme der erſten des Petau, welcher Hr. Kolbe nicht hätte folgen ſollen). — Z. 16. *ἐν ἀρχῇ* ſtammt aus dem Pirckh. Cod., mit welchem bloß der Barocc. Nr. 219. übereinſtimmt. Alle übrigen leſen richtig *ἐν αὐτῇ*. *Ἀρχῇ* iſt ein pures Gloſſem.

S. 13. Z. 7. hätte *Μουσῶν* ſt. *μουσῶν* geſchrieben werden ſollen. — Z. 14. vermuthet der Herausgeber ganz richtig *ἐπὶ μόνης ὀχούμενος τῆς φυσικῆς ὑποσχέσεως*. Doch ließ er den Fehler der erſten Ausgabe Petau's *ἐπὶ μόνους* im Texte ſtehen. Ueber *ὀχεῖσθαι ἐπί τινος* ſehe man Wyttenbach z. Plat. Phädon S. 227. Erſteres befolgt auch Canter's Ausgabe. — Z. 6. v. u. haben die beſſern Handſchriften insgeſammt *ἔχωσι νοῦν* ſt. des harten *ἔχωσιν νοῦν*. S. oben die Anmerk. zu S. 11. Z. 20. ff.

S. 14. Z. 11. ff.: *ἐπεὶ μηδὲ νῦν ἀγεννῶς ἐνῆρξας τῆς συμμαχίας, τοὺς κύνας ἀνθυλακτῆσας, καὶ τὴν Δεκέλειαν ἡμῶν ἀποτειχίζειν ἐπιβαλόμενος*. Vor *ἐπεὶ* iſt ſtatt des Punktes ein Komma zu ſetzen. Dann ſchreibe man *ἀνθυλακτήσας* und im Folgenden mit eilf Handſchriften und Canter's Ausgabe *ἐπιβαλλόμενος*. Denn die Verbindung des Aoriſts und des Präſens iſt nichts Ungewöhnliches. Aehnlich ſagt übrigens Syneſios Br. 79. S. 225. D.: *νυνὶ γὰρ οὗτός ἐστιν ὁ πᾶσιν αὐτὸν τοῖς εὐγενέσιν ἐπιτειχίσας Δεκέλειαν*. Ueber dieſe figürliche Ausdrucksweiſe vergleiche man Hemſterhuys z. Lukian Nigrin. Bd. I. S. 264. ed. Bip. und Boiſſonade in d. Anecd. Gr. Vol. p. 195. sq. — Z. 10. v. u.: *ἀλλ' ὑπηρέτισι χρῆται γεωμετρίᾳ καὶ ἀριθμητικῇ*. Vollſtändiger zwey Pariſer, ſämmtliche Münchner und zwey Barocciſche Handſchriften nebſt der Berner *γεωμετρίᾳ τε καὶ ἀριθμητικῇ*.

S. 15. Z. 9 — 6. v. u.: *ἐπιδιδοῦσαι δὲ οὐκ ἔτ' ἀγαπῶσιν* (näml. *αἱ πόλεις*) *τὸ ἀναγκαῖον, ἀλλ' ἡ δαπάνη πλείων αὐταῖς εἰς κάλλη στοῶν καὶ γυμνασίων μετετέθη* (γρ. *μεγέθη*) *καὶ λαμπρότητα ἀγορᾶς*. Daß hier *γυμνασίων μεγέθη*, welches alle Handſchriften und Canter's Ausgabe bieten, geleſen werden müſſe, iſt einleuchtend; denn *μετετέθη* iſt offenbar ein Schreibverſehen, welches aus Rüdinger's Ausgabe in die Petau'ſchen überging. — Z. 5 — 4. von unten *τὸ δὴ σχέμμα τὸ περὶ τῆς ἐξαπλώσεως*. Rüdinger und Petau 1. 2. haben *δὲ* im Texte, a. R. *δή*. Zu verwundern iſt, daß hier Hr. Kolbe einmal das Richtige, welches die beſten Handſchriften und Canter anerkennen, wählte.

S. 16. Z. 4.: *καὶ τὴν ὁμαλὴν κοίλην εἰς τοὺς αὐτοὺς τέμνειν διδούσης*. Der Pariſer Cod. 1040., zwey Münchner und der Barocc. Nr. 56. geben ganz paſſend *ὁμαλῶς*. — Z. 6. ff.: *ὑπεμβολαίᾳ τὸ πλάτος ἐκοιλάναμεν, τάτε ἄλλα ἐπεμελέθημεν, ὅπως ἂν ἡ φαντασία τοῦ ὀργάνου τῆς ἀληθείας ὑπομιμνήσκῃ τὸν ἔννουν θεατήν*. Man ſchreibe *τά τε* und unten mit den zwey älteſten Pariſer Handſchriften, zwey Münchnern und zwey Barocciſchen, mit denen auch die Berner ſtimmt, *ὑπομιμνήσκοι*. — Z. 9. f.: *καὶ γὰρ τοῖς ἐξ μεγέθεσιν τοὺς διαφέροντας ἀστέρας ἐγετάξαμεν*. Künſtlicher die Pariſer, drey Münchner und die Barocciſchen Handſchriften nebſt der Berner und der Pirckheimeriſchen *διαφέροντας τοὺς ἀστέρας*. — Z. 13.: *ἅπαντας ἐτέμομεν μοιρικῶς, τὰς πέντε μοιριαίας γραμμὰς μείζους τῶν μοιριαίων ποιήσαντες*. Nach *ἅπαντας* iſt bey Hrn. Kolbe *δὲ* ausgefallen. Statt *πέντε μοιριαίας* möchten wir *πεντεμοιριαίους* leſen, auf die Pariſer Handſchrift 1039. geſtützt, welche *πεντεμοιριαίας* bietet, oder *πενταμοιριαίους* (ſ. Henr. Stephan. Thes. ling. Gr. ed. Dindorf. s. h. v.). Im Folgenden geben die Pariſer, zwey Münchner und

zwey Barocciſche Codd. *παρηνξήκαμεν*, wofür auch Canter's Ausgabe ſtimmt, ſt. *παρηνξήσαμεν*. — Z. 19. ff.: *ἀλλ' οἱ μὲν εἰς ἴσας τομάς, οἱ δὲ ἀνωμαλῶς μὲν καὶ ἀνίσως κατὰ τὴν αἴσθησιν, τῷ λόγῳ δὲ ὁμαλῶς τε καὶ ἴσα* (γρ. *ἴσως*). Paſſender zwey Barocciſche Handſchriften nebſt der Berner *ἴσα*. So auch Canter's Ausgabe; denn die joniſche Form *ἴσα* eignet ſich nicht für die Proſa. Uebrigens iſt *ἴσα*, welches hier mit *ἴσως* gleichbedeutend iſt, nicht zu verwerfen; denn die Verknüpfung eines Adjectivs im Neutrum vielfacher oder einfacher Zahl mit einem Adverbium iſt (man ſehe Lobeck's Paralipom. P. I. p. 152.) nichts Seltenes. Doch ziehen wir die Lesart *εἰς ἴσα*, welche drey Pariſer und drey Münchner Handſchriften mit Zuſtimmung einer Barocciſchen bieten, vor.

S. 17. In dem Programme des Ptolemaeos V. 4. ſchwankt die Lesart gewaltig. Hr. Kolbe ſchrieb, während Petau 1., wie Planudes und Canter, *διοτρεφέος* hat, *διοτροφέος*, welches bloß der Münchner Cod. 212. anerkennt. Zwey Barocciſche Handſchriften und die Florentiner (bey Bandini Catalog. Codd. Mss. Graecc. Biblioth. Mediceo-Laurent. T. I. p. 489), mit Zuſtimmung der Pirckheimeriſchen geben *θεοτροφέος*. Die Pariſer hingegen mit Ausnahme der Coisl., welche *διοτρεφέως* ſchreibt, ferner ſämmtliche Münchner, eine Barocciſche und die Berner *θεοτρεφέος*, was auch die von H. Stephanus in den Anmerk. zu ſeinem Florilegium benutzte anerkennt. Uebrigens vergleiche man Jacobs z. Philostrat. Imagg. pag. 417. — Z. 6.: *ὑφ' οὗ τὸ ἔργον*. Die richtige Lesart iſt *ὑφ' οὗ καὶ τὸ ἔργον*. So mit Canter's Ausgabe alle dem Ref. bekannten Handſchriften, die Barocc. Nr. 219. ausgenommen, welche, wie Rüdinger's Text, *καὶ* wegläßt. — Z. 8 — 9., wo Syneſios von ſeinem eigenen Epigramme ſagt: *ἐπιστημονικῶς μᾶλλον ἢ ἀκριβῶς* (γρ. *ἀβρῶς*, sic) *συγκείμενον*, ſtimmen die Pariſer Codd., mit Ausnahme des mit der Nr. 1038. bezeichneten, die Münchner und die Barocciſchen nebſt Canter's Ausgabe für *ἁβρῶς*, was Beyfall verdient. Unterhalb ſchreibe man *ἐποχὰς* ſt. *ἐποχείας*, welches aus dem Pirckheimeriſchen Codex gefloſſen iſt und in dem Barocciſchen 219. vorkömmt. — Z. 12. ſetze man vor und nach *φησὶ* Komma. — Z. 21. verbeſſere man *ἐπεὶ* ſt. *ἐπεί*.

In dem erſten Verſe des Epigramms des Syneſios ſchreiben einige Handſchriften allerdings *ὦ μέγα θαῦμα*, andere *ὦ μ. θ.*; wieder andere *ἆ μ. θ.*, wie Stephanus und Canter leſen. Rüdinger hat *εἶ μ. θ.* und überſetzt: mirane res est? Referent ſtimmt jedoch unbedingt für die geiſtreiche Conjectur Schäfers z. Lamb. Bos. Ellipss. p. 239 *οὐ μέγα θ.*, welcher auch Jacobs in der Anthолog. Palat. T. II. nr. 92. p. 788 folgte. — V. 4 hätte *ἴσα* für *ἴσα* geſchrieben werden ſollen. Statt *ὁμαλαῖσι τέμε* (ſo der Cod. Palat., der Barocc. 219 und der Bern. nebſt Rüdingers und Petau's Ausgaben) verdient das ſchon von Canter aufgenommene *ὁμαλαῖσι τέμεν*, welches drey Pariſer Handſchriften, ſämmtliche Münchner und die andern zwey Barocciſchen beſtätigen, den Vorzug. Jacobs vermuthete *ὁμαλαῖς ἔτεμε*. V. 7 leſen wir ſtatt *ζωδιακοῦ* nach dem Vorgang des Cod. Barocc. 139 *ζωοφόρου*, was ſchon Stephanus und Canter herſtellten und Schäfer und Jacobs a. d. a. O. für richtig erkannten. Die nämliche Lesart hat der Cod. Barocc. 56 am Rande, während er im Texte, wie die übrigen Codd. und Ausgaben, *ζωδιακοῦ* gibt. — V. 8 ſchreibt Ref. für *συνηλύσεος* mit den Pariſer und Münchner Handſchriften, mit welchen auch die Mediceiſche bey Bandini T. II. p. 591 ſtimmt, *συνηλύσιος*, dem ſchon Stephanus und Canter Beyfall ſchenkten.

Auch in der Orthographie und Accentuation iſt keineswegs mit der gehörigen Sorgfalt und Genauigkeit verfahren worden.

Befremdend iſt es, daß an drey Stellen (S. 13 Z. 4, S. 14 Z. 4 und S. 16 Z. 7) *τάτε* für *τά τε* und S. 13 Z. 9 *ἅ τε* für *ἅτε* ſteht. S. 14 Z. 14 hätte *περί σου* in *περὶ σοῦ* und Z. 2 v. u. *ἔν σοι* in *ἐν σοὶ* umgeändert werden ſollen. S. 15 Z. 5 iſt *ταὐτότητα* f. *ταυτότητα*, z. B. *ἠνίξατο* f. *ἠνίξατο* u. Z. 13 *χρείαν* f. *χρεῖαν* zu ſetzen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Der Bischof Synesius von Cyrene als Physiker und Astronom beurtheilt.

(Fortsetzung).

Wunderlich bricht der Herausgeber am Ende der Zeilen die Worte, indem er, z. B. S. 13 Z. 4 *πράττ-ειν* st. *πράτ-τειν*, Z. 9 — 8 v. u. *παρ-εγράπτων* st. *παρε-γράπτων*. S. 14 Z. 1 — 2 *πραγ-μάτων* f. *πρα-γμάτων* und Z. 8 — 7 *προ-σάγω* st. *προς-άγω* schreibt.

So wenig nun der angeblich verbesserte griechische Text den Leser befriedigen kann, eben so wenig wird ihm die deutsche Uebersetzung des Hrn. Kolbe genügen, da sie weder von Seite der Treue und Genauigkeit, noch von Seite der Kürze, Reinheit und Schönheit des Ausdruckes den Anforderungen entspricht, die man heut zu Tage an einen Uebersetzer der Schriftsteller des Alterthums macht, zumal eines Synesios, dessen ganz eigenthümlicher Styl *) schon den lateinischen Uebersetzern **) von jeher die größten Schwierigkeiten verursachte. Eine französische Uebersetzung der in der vorliegenden Schrift enthaltenen Beschreibung des von Synesios erfundenen Astrolabions gab J. B. Gail in den Oeuvres complètes de Xénophon, traduites en François etc. Tom. I., I. Part., I. Sect. p. CCCCIV. seqq.

Keineswegs bemüht, in den Geist und die eigenthümliche Anschauungs- und Darstellungsweise des Schriftstellers einzudringen und sich kurz und bündig auszudrücken, folgte der deutsche Uebersetzer gar häufig der breiten und nicht selten incrustirten lateinischen Uebertragung Morells.

Wie gedehnt, pleonastisch und obendrein falsch gibt er den Anfang der Schrift, welcher bey Synesios so lautet: *Ἀκούων σου πρώην ὑπὲρ φιλοσοφίας ἀγαναχτοῦντος*, mit diesen Worten: „Als du mir vor eben nicht langer Zeit deinen tiefen

---

*) S. Theodor. Metochit. Miscellan. philosoph. et histor. *κεφ. ιζ'*. p. 127 u. *κεφ. νή*. p. 138.

**) Mit Recht bemerkt Camerarius vor seiner lateinischen Uebersetzung der Rede des Synes. über das Königth. (Lips. 1555. 8. Wieder abgedruckt in seinen Opuscull. morall. Francof. 1583.) in der Dedicat. an den Frhrn. Joh. v. Bonar: Synesii autem oratio inprimis peculiaris cuiusdam modi est, non solum abhorrentis a natura Latinae linguae, sed a veteris quoque Graecae forma alienioris. Affectavit illa aetas et brevitatem sententiosam ac rotundam, atque teretem commatis, id est, incisam et quasi vibrantem. Et audacter metaphoris usa est sine mitigatione ulla, et verbis singulis orationem reddere studuit luculentam et claram, quod genus *ἐμφατικὸν* Graeci nominarunt. Stanislaus Iovius äußert sich in der Dedication vor seiner Uebersetzung d. näml. Rede so: Mihi quidem — — adeo probatus est Synesii hic liber, ut me tenere non potuerim, quin eum, quanquam obscurissimum et multis difficultatibus ad intelligendum impeditum, in Latinum sermonem transferrem: est enim adeo spinosa, adeo contracta eius oratio, ut non modo Latine commode verti, sed vix intelligi aut percipi vel ab eruditissimis hominibns possit. In ähnlicher Weise sprechen sich Cornar und Rüdinger aus.

Mißmuth und deine Unzufriedenheit mit der Philosophie klagtest", während er ganz einfach so hätte schreiben können: „Als ich dich jüngst über das Geschick der Philosophie klagen hörte!" Mit welchem Wortschwall drückt er den bald darauf folgenden Satz: *ἣν οἱ μὲν προσποιούμενοι διὰ συχνῆς τερατείας εὐδοκιμοῦσιν παρά τε δυνάσταις καὶ ἐν τοῖς πλήθεσιν* aus, durch: „indem diejenigen, welche sie (nämlich die Philosophie) heucheln und mit ihr prahlen, durch ihr (wo ist *συχνῆς* geblieben?) Gaukelspiel sowohl bey den Volksmassen, als auch bey den Großen und Machthabern (ein wahres *ὕστερον πρότερον!*) in hohem Ansehn und gefeyertem Rufe stehen"? — Die Worte *ὧν τυχεῖν ἐσπούδαχεν* (S. 10 Z. 13 f.) heißen nicht was er erstrebte, sondern wonach er strebte.

S. 11 Z. 11 — 12 sagt Synesios: *οὔτε γὰρ ὁρᾶν ψυχῆς ἐχκεχαθαρμένης κάλλος οἱ μὴ καθαροὶ δυνατοί*, die bekannte *κάθαρσις* der Platoniker (s. Plat. Phädon S. 67 C. u. 69. B.; vergl. Wyttenbach das. S. 172 und Creuzer in d. Praeparat. ad Plotin. de pulcrit. p. CVII. u. CXI. und in d. Annot. ad Plot. l. c. p. 277 u. 290) im Auge habend. Da die *ἀρεταὶ καθαρτικαὶ* (s. Plat. Politeia VII. S. 518 D., Fabric. Prolegg. ad Marin. vit. Procli p. XLVI., Creuz. Praep. ad Plot. de pulcr. p. C. II. und dessen Annot. p. 176. sq.) in der platonischen, so wie schon in der pythagoreischen, dann in der aristotelischen und in der stoischen Philosophie eine große Rolle spielen (s. Wyttenb. a. a. O.) und Synesios selbst in einer sehr merkwürdigen Stelle seines Dion S. 49 C. f. sich ausführlich darüber verbreitet (vgl. auch dessen Br. 140 (nicht 139) S. 276 C. u. D.), so hätte man um so mehr erwarten sollen, daß Hr. Kolbe den Sinn jener Worte richtig gefaßt haben würde, als ihnen offenbar der im Dion S. 50 A. aus Plat. Phädon S. 67 B. (vergl. Wyttenb. S. 162) angeführte Spruch: *Τὸ μὴ καθαρῷ γὰρ καθαροῦ ἐφάπτεσθαι μὴ οὐ θεμιτὸν ᾖ*, auf welchen Synesios auch Br. 57 S. 199 A. u. Br. 137 S. 274 A. wieder zurückkommt, zu Grunde liegt. Doch weit gefehlt! Ohne nur eine Ahnung davon zu haben, übersetzt er (S. 19 Z. 6 ff. v. u.) gar wunderlich: „denn nicht vermögen Unreine die Schönheit einer glanzvoll polirten Seele zu schauen", anstatt: „denn die Unreinen vermögen nicht die Schönheit einer (durch die Philosophie oder durch das Streben nach Tugend) gereinigten Seele zu schauen."

S. 11 Z. 22 ff. heißt es in der Urschrift: *Πῶς οὖν οὐ μέλλω τὴν μέσην ἐν τῇ ψυχῇ χώραν τῷ θαυμαστῷ Παιονίῳ νέμειν, ὃς ἐκ πολλοῦ διατετειχισμένας θριγκοῖς μεγάλοις φιλοσοφίαν καὶ στρατείαν ἐξεῦρεν ἐπαναγαγεῖν καὶ συνάψαι, παλαιάν τινα ἐνιδὼν τοῖς ἐπιτηδεύμασι τούτοις συγγένειαν;* Hr. Kolbe übersetzt: „Wie sollte ich daher nicht dem erlauchten und bewunderungswürdigen Paeonios einen Platz mitten in meinem Herzen anweisen, der die seit geraumer Zeit durch starke Wälle und gegenüberstehende Mauerzinnen getrennte und verschanzte Philosophie und die Kriegskunst einander näher zu rücken und zu verknüpfen wußte, der die uralte, nahe Verwandtschaft dieser beyden Beschäftigungen so scharf durchschaut hat?" Dieser durch fremdartige Zusätze entstellten und geschmackwidrigen Uebertragung setzen wir folgende entgegen: „Wie nun soll ich nicht die innerste Stelle in *meinem* Herzen dem bewunderungswürdigen Paeonios einräumen, der Philosophie und Kenntniß des Kriegswesens, welche seit langer Zeit durch mächtige Schranken geschieden waren, einander nahe zu bringen und zu vereinen wußte, weil er sah, daß beyde Wissenschaften von Alters her gewissermassen miteinander verwandt sind?"

Das ausgezeichnete Lob, welches Synesios hier dem Paeonios ertheilt, wiederholt er fast mit den nämlichen Worten Br. 142 S. 278 D. an Herkulianos, mit dem höchst ehrenvollen Beysatze: *Μεγαλόφρων δὲ ὢν ὡς οὐδείς πω στρατιώτης, ἐκ γειτόνων τῆς μεγαλοφροσύνης παροικοῦσαν, τὴν ἀλαζονείαν ἐκφεύγει. Τὸν οὖν τοιοῦτον, κἂν μὴ γράφω, φιλῶ· κἂν μὴ θεραπεύω, τιμῶ.* Paeonios wird dort (C.) als *ὁ θαυμάσιος Κόμης* bezeichnet, woraus wir entnehmen können, daß er Generalsrang hatte, und nach Br. 154 S. 293 B. als *ἀνὴρ παρὰ βασιλεῖ παραδυναστεύων* geschildert.

Während nun der Verf. (Z. 5 ff. v. u.) in feyerlichem Tone und kurz und kräftig sich ausdrückend, so fortfährt: *Ἰταλία μὲν γὰρ πάλαι τοὺς*

αὐτοὺς ἔχουσα Πυθαγόρου τε ἀκουστὰς καὶ τῶν πόλεων ἁρμοστὰς Ἑλλὰς ἡ μεγάλη προσηγορεύετο, καὶ μάλα ἐν δίκῃ; παρ' οἷς Χαρώνδας μὲν ἐνομοθέτει καὶ Ζάλευκος, ἐστρατήγουν δὲ Ἀρχύται τε καὶ Φιλόλαοι, ὁ δὲ ἀστρονομικώτατος Τίμαιος ἐπολιάρχει τε καὶ ἐπρέσβευε, καὶ τἄλλα ἐπολιτεύετο, παρ' οὗ καὶ Πλάτων ἡμῖν περὶ κόσμου φύσεως διαλέγεται, läßt Hr. Kolbe in seiner breiten Manier ihn so reden: „Denn als einst Italien dieselben Männer zu Zuhörern des Pythagoras und zu Lenkern seiner Staaten hatte, wurde es Groß-Griechenland genannt, und das mit vollem Recht, da ja bey diesen Völkern ein Charondas und Zaleucus Gesetze gaben, Männer aber, wie Archytas und Philolaos, Führer der Heere waren; sogar Timaeus, jener Fürst der Astronomen, die Stadt beherrschte, welcher als Gesandter mit fremden Mächten unterhandelte und andere wichtige Staatsgeschäfte besorgte, von dem selbst Plato sich mit uns in seinem Dialog „über die Natur der Welt" unterhält." Der Sinn des Schlußsatzes ist vielmehr dieser: aus dem auch Platon schöpfte oder den sich auch Platon zum Muster nahm, als er seinen Dialog — verfaßte. Ganz richtig gab schon Cornar: ex quo etiam Plato nobis de mundi natura disserit, dann Canter: a quo etiam Plato, quae — disputaret, accepit, und später Morell: quo etiam autore Plato nobis — disputationem instituit; denn Synesios folgte der schon lange vor ihm herrschenden Ansicht, daß Platon die Schrift des Lokrers Timaeos über die Natur der Welt und der Seele bey der Abfassung seines Timaeos vor Augen gehabt habe. Man sehe nämlich Nikomach. von Gerasa Harm. manual. L. I. p. 24 ed. Meibom., Jamblich. z. Nikomach. Arithm. p. 148 B. u. 186. B. u. bey Stobä. Eclogg. phys. p. 865 ed. Heeren. und Prokl. z. Plat. Timae. L. I. p. 3.

Die Unächtheit der auf uns gekommenen Schrift des Lokrers Timaeos, welche vermuthlich aus dem zweyten Jahrhundert n. Chr. stammt, haben schon Meiners, Tenneman, Ast und in neuester Zeit Gelder mit den triftigsten Gründen dargethan. S. des letztern Vorrede z. Timaeus Locrus de anima mundi et natura. — Ref. würde demnach die fragliche Stelle im Deutschen so ausdrücken: „Denn als einst in Italien die Nämlichen zugleich Hörer des Pythagoras und Lenker der Staaten waren, wurde es mit vollem Rechte die große Hellas genannt; denn dort gaben Charondas und Zaleukos Gesetze, Archytas und Philolaos führten Heere an und der größte Sternkundige, Timaeos, stand an der Spitze der Staatsverwaltung, übernahm Gesandtschaften und bekleidete andere Aemter, und er war es auch, den sich Platon zum Vorbilde nahm, als er sein Gespräch über die Natur der Welt verfaßte."

S. 21 Z. 2 ff. übersetzt Hr. Kolbe die S. 12 Z. 6 ff. vorkommenden Worte: καὶ μὴν τὸ Ἐλεατικὸν Ἀθήνῃσι διδασκαλεῖον λόγων τε ἅμα καὶ ὅπλων ὁμοτίμως ἐπεμελήθησαν, durch: „Gewiß hielt die Eleatische Schule zu Athen Wissenschaften und Waffen in gleichen Ehren." Besser hätte er, unsers Erachtens, gethan, wenn er so gegeben hätte: „Fürwahr, auch die Eleatische Schule, welche damals zu Athen blühte (wir fügen nämlich, wie oben bemerkt wurde, τότε nach τὸ Ἐλεατικὸν ein; denn Synesios hatte hier vermuthlich Platons Parmenides vor Augen), sorgte gleich ehrenvoll für Wissenschaft und Führung der Waffen." Allein wozu noch der Zusatz: „und strebte eben so nach literärischen (richtiger literarischem), wie nach Waffenruhm?"

In der Urschrift heißt es weiter: Ζήνων τε γὰρ οὐδ' ἂν ἀριθμήσαις (Hr. Kolbe schreibt ἀριθμήσαις) ῥᾳδίως ὅσας ἐξέκοψε τυραννίδας, συνιστὰς ἐπ αὐτὰς τὸ ὑγιαῖνον τῶν πόλεων. Diese Stelle faßte der Uebersetzer ganz falsch, sie so ausdrückend: „Denn nicht leicht möchtest du alle die vielen Zwingherrschaften herzählen können, welche Zeno als krankhafte Auswüchse aus dem Staatsorganismus ausschnitt und statt ihrer den gesunden und natürlichen Zustand in den Städten herstellte und befestigte." Ἐκκόπτειν wird, wie bekannt, eigentlich vom Aushauen und Ausrotten der Bäume und Gewächse (s. C. F. Hermann. ad Lucian. de conscrib. histor. p. 209 sq.; vergl. Synes. über die Vorseh. S. 100 D.); öfter auch figürlich gebraucht. So

z. B. von Syneſ. in der eben angeführten S. 112 B., wo es heißt: *Ἐπέθετο τοίνυν ὁ Τυφὼς καὶ παντάπασι τὴν Ὀσίριδος βασιλείαν τῆς ἀνθρώπων μνήμης ἐκκόψαι.*

Der folgende Participialſatz machte ſchon den lateiniſchen Ueberſetzern Rüdinger und Cornar zu ſchaffen, von denen der erſtere: et pro his sanum statum civitatibus reddiderit, der andere: constituto pro his sano civitatum statu gab. Eben ſo unrichtig überſetzte ihn Morell, deſſen Uebertragung Petau in der erſten Ausgabe beybehielt und Hr. Kolbe befolgte, durch: et pro his integrum statum civitatibus constabiliverit. In der zweyten Ausgabe verbeſſerte Petau, nach Canter ſich richtend: cum (das vorausgehende et iſt zu ſtreichen) adversus eas saniores civitatum partes concitasset. Demnach ſollte die fragliche Stelle im Deutſchen ſo lauten: „Denn nicht leicht dürfte man aufzählen können, wie viele Gewaltherrſchaften Zenon austilgte, indem er den geſunden Theil der Staaten gegen ſie aufregte.“ Unſer Ueberſetzer fügte unten die Bemerkung bey: „Zeno ſtiftete eine Verſchwörung gegen Tyrannen.“ Allein Diogenes von Laërte IX. 26—27 weiß bloß von einer Verſchwörung, nämlich gegen den Tyrannen Nearchos (nach Andern Diomedon) von Elea, den er zu ſtürzen ſuchte. Er wurde aber, ehe er ſein Vorhaben ausführen konnte, ergriffen. Nach der Erzählung des Antiſthenes (bey Diogen. v. Laërt. §. 27.) biß er ſich die Zunge ab und ſpie ſie dem Tyrannen ins Geſicht. Dadurch, heißt es, ſeyen die Bürger ſo ſehr aufgebracht worden, daß ſie den Wütherich auf der Stelle ſteinigten. Nach Hermippos ſoll Zenon in einen Mörſer geworfen und zermalmt worden ſeyn. Cicero, von dem Weſen der Götter III. 33. ſagt: Zenonem Eleae in tormentis necatum (näml. accepimus), und in den Tuſc. Unterſ. II. 22.: Zeno Eleates perpessus est omnia potius, quam conscios delendae tyrannidis indicaret. Vergl. Menage z. Diog. v. Laërt. T. II. p. 403 sq. ed. Meib. und Moſer z. der letztern Stelle des Cicero. Da nach dem Diogenes a. a. O. der Philoſoph ſich am liebſten in Elea aufhielt und den Aufenthalt daſelbſt

dem in dem geräuſchvollen Athen vorzog, ſo muß man annehmen, daß er durch ſeine Verbindungen auf andere Staaten Einfluß geübt, oder daß Syneſios hier einen Gedächtnißfehler begangen habe, was bey ihm gerade nichts Ungewöhnliches iſt. S. unſere Anmerkk. z. Syneſ. über d. Königth. S. 261 f. So nennt er im Dion S. 35 B. Eudoxos den Knidier *ἄνδρα τὰ πρῶτα τῶν Ἀριστοτέλους ὁμιλητῶν*, was offenbar falſch iſt. S. Petau z. dieſer Stelle S. 14.; ferner z. Lobe der Kahlköpfigkeit S. 32 f.

Die darauffolgenden Sätze: *καὶ Ξενοφῶν ἀπειρηκότας ὑπὸ τῶν συμφορῶν καὶ θανατῶντας ἤδη τοὺς μυρίους παραλαβών, ἀπ' ἄκρας τῆς Περσῶν ἐπικρατείας κατήγαγεν νικῶντας ἅπαν τὸ ὑφιστάμενον*, dolmetſcht Hr. Kolbe nach gewohnter Weiſe ſo: „Auch Xenophon führte jene 10,000 Griechen, von ihnen an den Thoren des Königsſitzes zum Feldherrn erwählt, als ſie bereits den Unglücksfällen faſt erlagen und zu ſterben wünſchten, von der äußerſten Gränze der perſiſchen Herrſchaft als Sieger jedes Widerſtandes glücklich zurück.“ Wie läßt ſich die Ueberſetzung des Wortes *παραλαβών* durch: von ihnen an den Thoren des Königsſitzes zum Feldherrn erwählt, rechtfertigen? *Ἤδη* (ſchon) gehört zu *θανατῶντας*. Anſtatt Sieger ſollte Beſieger ſtehen. Glücklich iſt ein Flickwort.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Report of the Commissioners appointed to inquire into the Constitution and Government of the British Museum; with minutes of evidence. Presented to both Houses of Parlament by Command of Her Majesty. London 1850. 44 u. 823 S. fol.

Unter den vielen großartigen Anstalten, die England aufzuweisen hat, ist bekanntlich eine der bedeutendsten das brittische Museum. Als einer dem öffentlichen Gebrauche gewidmeten und viel benützten Staatsanstalt konnte es nicht fehlen, daß ihre Verwaltung einer scharfen Kritik von Seiten des Publikums sich ausgesetzt sah, und als die Beschwerden und Klagen gegen dieselbe zahlreicher und immer lauter wurden, so nahm sich die Regierung der Sache an, und durch Erlaß der Königin Victoria vom 17. Juni 1847 und 5. Mai 1848 wurde eine Commission zusammengesetzt zur Untersuchung der Verfassung und Leitung des brittischen Museums, der Verwaltung seiner Fonds und der Organisation, Einrichtung und gegenwärtigen Beschaffenheit der verschiedenen Abtheilungen dieser Anstalt, mit Hinsicht auf die Erforschung, in welcher Weise dieses Nationalinstitut am wirksamsten zur Förderung der Wissenschaften und Künste eingerichtet werden könnte.

Die Commission bestand aus folgenden, von der Königin ernannten Mitgliedern: Francis Earl of Ellesmere, Lord Seymour, Viscount Canning, Bischof von Norwich, Lord Langdale, Lord Wrottesley, Sir Philip de M. Grey Egerton, Baronet, Sir Ch. Lemon, Baronet, Sir R. J. Murchison, Knight, A. Rutherford, Esquire, Lord-Advokat J. Hume, Esquire, S. Rogers, Esq., R. Monckton Milnes, Esq. und J. G. Shaw Lefevre, Esq. Diese Commission unterzog sich ihrem Auftrage mit großem Eifer, was sich schon daraus abnehmen läßt, daß sie den bey dem brittischen Museum Angestellten, so wie vielen andern Personen, die mit demselben und ähnlichen Instituten bekannt waren, nicht weniger als 10,933 Fragen zur Beantwortung vorlegte. Alle diese Fragen und Antworten, zugleich mit dem summarischen Berichte über das Ergebniß der Untersuchung, sind nunmehr im Druck erschienen und dem Parlamente wie dem Publikum vorgelegt worden. Man erhält dadurch umfassende Aufschlüsse über die innern Verhältnisse dieses im großartigsten Maaßstabe angelegten Institutes, und es wird daher hier nicht am unrechten Orte seyn, wenn im Nachstehenden einige der vorzüglichsten Punkte daraus hervorgehoben werden.

Die vorliegende Berichterstattung der Commission theilt sich in zwey Abschnitte: in den eigentlichen Bericht, der nur 44 Seiten zählt und eine gedrängte Uebersicht über den Befund der Untersuchung und die Vorschläge zur Verbesserung der bey dem brittischen Museum bestehenden Einrichtungen enthält. Der andere Abschnitt, welcher 823 Seiten ausmacht, theilt in protokollarischer Abfassung die Aussagen mit, welche von den, vor die Comission geladenen Personen abgegeben wurden. Wir wollen uns zunächst dem ersten Abschnitt zuwenden, um dann noch manches Interessante aus den Protokollen daran anzuschließen.

Der Commissionsbericht beginnt mit einer Uebersicht über den gegenwärtigen Zustand der obersten Verwaltung des Museums. Die Gründung des letzteren fällt in das Jahr 1755, wo durch Ankauf der berühmten Sammlung des Sir Hans Sloane von Seiten des Parlaments und durch Zuweisung der Cottonian-Bibliothek und der Harleian-Sammlung von Manuscripten der Anfang zur Errichtung des brittischen Museums gemacht wurde. Als oberste Vorstände (Trustees) wurden bestellt der Erzbischof von Canterbury, der Lord Kanzler und der Sprecher des Unterhauses. Diese sollten zwey Personen in Vorschlag bringen, unter welchen der König einen Oberbibliothekar (Principal Librarian) erwählen würde, der die Verwaltung der ganzen Sammlung zu leiten hätte; die Ernennung des unter ihm stehenden Personals war ganz den drey obersten Vorständen anheim gegeben. Außer den letzteren waren aber noch andere Vorstände ernannt, die in Gemeinschaft mit jenen dreyen zu gewissen Zeiten in Sitzungen zusammentreten sollten, um solche Einrichtungen zu treffen, wie sie zur Erhaltung und Vermehrung der verschiedenen Sammlungen nothwendig wären, die Gehalte für die Aufseher und andere Bedienstete zu bestimmen, und die untauglichen Subjekte unter dem Dienstpersonale nach Gutdünken zu entfernen. Zur Zeit, wo die Commission ihre Untersuchungen vornahm, bestand das Collegium der Trustees aus 48 Mitgliedern, wovon eines, der Herzog von Cambridge, unmittelbar von der Krone ernannt, 23 aus den Großwürdenträgern des Staates, der Kirche und der Akademien genommen und daher als officielle Vorstände bezeichnet sind, 9 von den Geschenkgebern an das Museum bestellt werden und 23 erwählt sind. Unter den officiellen Vorständen finden sich der Präsident des Rathes, der erste Lord der Schatzkammer, der erste Lord der Admiralität, der Bischof von London, die Präsidenten der Royal-Society, des College of Physicians, der Society of Antiquaries und der Royal Academy. Auch unter den erwählten Vorständen ist der hohe Adel stark vertreten, doch findet sich unter ihnen auch Buckland und W. R. Hamilton.

Schon aus der Zusammensetzung dieses Verwaltungsrathes läßt es sich leicht errathen, daß die oberste Leitung des brittischen Museums eine sehr schwankende und unsichere gewesen seyn mag, da der Mitglieder desselben zu viele und ihre Obliegenheiten nicht gehörig fixirt waren, so daß die Hauptsache zuletzt der von ihnen bestellte Sekretär wurde, durch dessen Hände alle Verwaltungsangelegenheiten und alle Anstellungen unter unmittelbarer Respicienz des Erzbischofs von Canterbury giengen. Dabey hatte sich der Sekretär selbst nicht schlecht bedacht, denn er hatte nicht nur eine der besten Wohnungen im Museum, sondern einen Gehalt von 700 L., wohl der höchste oder doch der nächsthöchste, der irgend einem dort Angestellten ausbezahlt wurde. Zur Erleichterung seines Geschäftes hatte er sich außerdem noch 10 Gehülfen verschiedenen Ranges zugesellt, die ebenfalls zusammen einen nicht geringen Gehalt bezogen. Dem Statut gemäß hätte allerdings der Oberbibliothekar die Hauptleitung des Museums haben sollen, da er aber nicht in demselben persönlichen Verkehr mit den Trustees stand als der Sekretär, so hatte dieser doch bey Stellenbesetzungen und Vertheilung der vom Parlament angewiesenen Gelder an die einzelnen Sammlungen den überwiegenden Einfluß. Der Oberbibliothekar hatte auch allmählig dadurch an Bedeutung verloren, daß die Vorsteher der andern Abtheilungen factisch von ihm sich emancipirten, was freylich mit Nothwendigkeit aus der großen Verschiedenartigkeit der im brittischen Museum aufgestellten Sammlungen sich ergeben mußte, da keines Mannes geistige Kraft, möchte sie auch ganz ungewöhnlicher Art seyn, ausgereicht hätte, um selbstständig die spezielle Verwaltung der einzelnen Abtheilungen zu führen.

Solcher Abtheilungen bestehen aber dermalen sieben, nämlich 1) Manuscripte, 2) gedruckte Bücher, 3) Antiquitäten, 4) Kupferdrucke und Handzeichnungen, 5) Mineralogie, 6) Zoologie und 7) Botanik; die letztern drey bilden die Abtheilung für Naturgeschichte. Jede von diesen Abtheilungen hat ihren besondern Conservator (Keeper), unter dem wieder die Adjunkten, Assistenten und das untergeordnete Personale steht. Das Museum hat seinen blühenden Zustand den großartigen öffentlichen Unterstützungen zu verdanken. Die Gebäude allein, in welchen diese reichen Sammlungen aufbewahrt werden, haben seit dem Jahre

1823 die Summe von beynahe 700,000 L. gekostet. Die Summen, welche für Unterhaltung und Vermehrung der verschiedenen Sammlungen seit 1755, ungerechnet die seit 1823 aufgewendeten Baukosten, verwilligt wurden, überschreiten weit die Summe von 1,1000,000 L., wovon wenigstens 345,000 L. für Ankäufe neuer Gegenstände verausgabt wurden. Dazu kommen nun noch die beträchtlichen Geschenke von Privatpersonen. Der Sekretär schätzte den Werth der in den 12 Jahren vor 1835 erlangten Geschenke auf nicht weniger als 400,000 L., und Grenville's neuliche Schenkung einer Bibliothek, die über 50,000 L. kostete, giebt ein Beyspiel, welche ansehnliche Vermehrungen das Museum durch die Munificenz von Privatpersonen zu gewärtigen hat. Die jährlichen Geldbewilligungen des Parlaments haben sich fortwährend erhöht, denn während sie im Jahre 1838 nur 28,839 L. betrugen, beliefen sie sich 1848 bereits auf 53,735 L., wovon die Gehalte 21,000 L. wegnahmen. Aus eignem Vermögen bezieht das Museum eine Rente von 900 L.

Um der obersten Verwaltung des Museums eine zweckmäßigere Grundlage zu geben, hat sich die Commission einstimmig in dem Antrage geeinigt, daß die Aemter des Oberbibliothekars und des Sekretärs in ihrer gegenwärtigen Verfassung abgeschafft, dagegen ein verantwortlicher executiver Rath eingesetzt werden solle. Ueber die Art der Zusammensetzung des letzteren konnten sich aber die Mitglieder der Commission nicht einigen. Die Einen wollten, daß der executive Rath aus einem von der Krone ernannten Vorsitzenden (Chairman), aus vier von den Trustees aus ihrer eignen Mitte erwählten Mitgliedern und aus zwey andern, von der Krone ernannten bestehen sollte. Von diesen letztern sollte der eine durch seine Leistungen in der Literatur, d. h. in den schönen Wissenschaften und Künsten, der andere durch solche in der Naturgeschichte sich ausgezeichnet haben, so daß der letztere die besondere Aufsicht über die naturhistorische Abtheilung, der erstere die über Manuscripte, Bücher, Antiquitäten, Kupferstiche und Münzen übernehmen könnte. Gegen diesen Vorschlag erinnerten indeß andere Mitglieder der Commission, daß dadurch, wenn auch unter anderem Namen, der Oberbibliothekar wieder eingeführt würde und zwar in doppelter Person, einmal für die Literatur, das andremal für die Naturgeschichte. Sie beantragten daher, daß der executive Rath bloß aus einem von der Krone ernannten Vorsitzenden und aus vier von den Trustees aus ihrer eignen Mitte erwählten Mitgliedern bestehen solle, welche unmittelbar mit den Conservatoren der 7 Abtheilungen des Museums sich ins Benehmen zu setzen hätten.

Wenn wir um unsere Meinung hinsichtlich der Zusammensetzung des obersten Verwaltungsraths des Museums befragt würden, so würden wir, falls wir nur zwischen den beyden eben besprochenen Vorschlägen zu wählen hätten, entschieden uns dem letzteren zuwenden. Das Gedeihen irgend einer Sammlung ist noch niemals von einem Verwaltungsrathe, sondern lediglich von den Spezialvorständen derselben ausgegangen. Diese deßhalb in ihrem Wirkungskreise nicht zu beengen oder gar ihnen denselben zu verleiden, ist erstes Erforderniß, soll eine Sammlung freudig heranwachsen. Man soll zu Vorständen von Sammlungen keine andern Männer wählen als solche, die sich nach ihren Kenntnissen und ihrem moralischen Charakter dazu eignen; hat man aber solche gefunden, so soll man ihnen auch das Vertrauen schenken, daß sie die Verwaltung des ihnen anvertrauten Institutes am besten verstehen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bischof Synesius von Cyrene als Physiker und Astronom beurtheilt.

(Schluß.)

S. 13 Z. 1 f.: *ὡς οὐδὲν ἂν γένοιτο πόλεσι δυστύχημα μεῖζον τοῦ τὸ μὲν ἰσχυρὸν ἀνόητον ἔχειν, τὸ δ' ἔμφρον ἀδύνατον.* Wie widerlich lauten diese Worte in der Verdeutschung des Hrn. Kolbe (S. 22 Z. 8 ff.): „Wenigstens kann ein härteres Mißgeschick gewiß Staaten nicht treffen, als

wenn sie blinde Kraft und machtlose Einsicht haben?“ Ref. würde sie so ausdrücken: „denn für die Staaten dürfte es kein größeres Unglück geben, als wenn sie Stärke ohne Verstand oder Einsicht ohne Macht besitzen.“ Der Sinn derselben aber ist kein anderer, als: das größte Unglück für die Staaten ist es, wenn die Machthaber in denselben nicht mit Verstand begabt oder die Einsichtvollen ohne politischen Einfluß sind. Synesios hatte nämlich sowohl hier, als in der Rede über das Königth. S. 7 A — C. u. 32. A., über d. Vorseh. S. 101 B — C. u. Br. 103. S. 242 D. den vielgepriesenen Platonischen Grundsatz (Politeia S. 473 C — D.) vor Augen, daß kein Staat glücklich seyn könne, so lange nicht in demselben die Freunde der Weisheit herrschen, oder die jetzt sogenannten Könige und Machthaber wahrhaft und eifrig der Liebe zur Weisheit obliegen, und Macht im Staate und Liebe zur Weisheit in der nämlichen Person vereint sind.

S. 14 Z. 1 ff.: *ἐπεὶ καὶ νῦν οὐχ ἥκιστα τῇ τῶν πραγμάτων ἀτοπίᾳ τὸ πλῆθος ἑπόμενον τοὺς ἀκερσεκόμας, καὶ πάντας τοὺς τολμῶντας περιττοὺς δή τινας ἥγηνται· τά τε ἄλλα ποικιλώτερα γένη τῶν σοφιστῶν μονονουχὶ σέβονται τε καὶ ἄζονται καὶ μάλιστα αὐτῶν ὅσοι βαίνουσι κορύνῃ, καὶ πρὸ τοῦ φθέγξασθαι χρέμπτονται.* Hr. Kolbe übersetzt S. 23 Z. 16 ff. mit unerträglicher Breite und Gedehntheit: „ja selbst jetzt noch hält der große Haufe, der auffallenden Erscheinungen und wunderlichen Dingen so gern nachlauft, am meisten die Langhaarigen und alle die dreisten und entschlossenen Menschen für wer weiß wie außerordentliche Männer. Das Volk verehrt sonach mit aller Hochachtung fast allein nur die mehr buntfarbigen und verschlagenen Sophistengeschlechter, besonders diejenigen von ihnen, welche mit einer Keule oder einem Stabe einherschreiten, und, ehe sie ein Wort ertönen lassen, erst sich räuspern“, anstatt genauer und kürzer sich so zu fassen: „denn auch jetzt hält, besonders durch die Neuheit der Gegenstände angezogen, der gemeine Haufe die Ungeschornen und alle Waghälse gewissermassen für wunderherrliche Männer und bezeigt nicht nur den übrigen verschiedenen Classen von Sophisten fast die tiefste Ehrfurcht und Ergenheit, sondern auch ganz besonders denjenigen von ihnen, welche mit einer Keule einherschreiten und, bevor sie reden, sich räuspern.“

Wie überladen und geschmacklos ist die Verdeutschung der folgenden Stelle (S. 14 Z. 19 ff.): *ἀστρονομία γὰρ αὐτή τε ὑπερσεμνός ἐστιν ἐπιστήμη, καὶ τάχ' ἀναβιβασμὸς ἐπί τι πρεσβύτερον γένοιτ' ἄν· ἣν ἐγὼ προσεχὲς ἡγοῦμαι πορθμεῖον τῆς ἀποῤῥήτου θεολογίας!* „Die Astronomie“, übersetzt (S. 24 Z. 8 ff.) Hr. Kolbe, „ist selbst eine übererhabene und ehrwürdige Wissenschaft und kann leicht der Aufgang und Uebergang zu etwas noch Aelterem und Erhabnerem werden, ich wenigstens halte sie für die nächste Ueberfahrt zur geheimnißvollen Theologie.“ Warum nicht ganz einfach und in zweckmässiger Kürze so? „Denn die Sternkunde ist nicht nur an sich eine überhehre Wissenschaft, sondern dürfte leicht die Stufe zu etwas Erhabnerem werden. Ich halte sie für die nächste Fähre zur geheimnißvollen Theologie.“

Ohne uns weiter in die Beurtheilung der Verdeutschung des Hrn. Kolbe einzulassen, wollen wir nur noch bemerken, daß die Uebersetzung der zwey Epigramme, des Ptolemaeos (S. 28) und des Synesios (S. 29), ganz mißlungen ist; denn seine Hexameter und Pentameter sind voll von Trochäen. Das erstere übersetzte der verewigte Jacobs zweymal, nämlich in seinem Tempe Bd. II. S. 55 und in seinen vermischten Schriften Th. II. S. 234 Nr. 35, und zwar jedesmal anders. Daraus möge Hr. Kolbe lernen, wie man mit Geist und Geschmack übersetzen müsse und was Feilen und Glätten sey. In dem zweyten Epigramme entgleitete ihm V. 4 (einem Pentameter) sogar auf dem vierten Fusse ein Trochäos.

J. G. Krabinger.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Report of the Commissioners appointed to inquire into the Constitution and Government of the British Museum.

(Fortsetzung.)

Mit einem Obervorstand für die Literatur und einem andern für die Naturgeschichte, wie ein Theil der Commissionsglieder es wollte, ist indeß nichts gewonnen, leicht aber viel gefährdet. Denn er harmonirt entweder mit den Vorständen der einzelnen Sammlungen, und dann sind sie die Hauptsache, oder er harmonirt nicht mit ihnen, und dann fragt es sich erst, wer Recht hat, und in wie weit die Verantwortlichkeit jedes Vorstandes für seine besondere Sammlung noch bestehen kann, wenn er zweckwidrigen, dem ihm anvertrauten Institute nach seinem bessern Wissen offenbar verderblichen Anordnungen Folge zu leisten hätte. Die Trustees würden in diesem Falle wenigstens mit fortwährenden Klagen von der einen wie von der andern Seite belästigt werden, und am meisten würden die Sammlungen darunter leiden, weil ihren Vorständen Lust und Freude an denselben verkümmert würde.

Daß die Commissionsmitglieder nicht einstimmig für den zweyten Vorschlag votirt haben, läßt sich wohl aus der Zusammensetzung der Commission erklären. Nur zwey von ihnen, Murchison und Buckland, sind mit der Verwaltung öffentlicher Sammlungen aus eigner Erfahrung bekannt und davon hat der letztgenannte keinen Antheil an der Unterzeichnung des Berichtes, also wohl auch nicht an der Berathung desselben genommen. Die andern Mitglieder aber scheinen hauptsächlich von der Meinung ausgegangen zu seyn, daß die Vermehrung der Controle das Universalmittel zur Heilung etwaiger Schäden in der Verwaltung öffentlicher Institute sey, wobey sie freylich übersahen, daß in der Art, wie sie sich diese Controle dachten, die Gefahr nahe gelegt wurde, daß gerade dadurch das Gedeihen der Sammlungen in hohem Grade verkümmert werden könnte.

Auf dem Continente wird man sich wahrscheinlich wundern, daß von keinem der Commissionsglieder der Antrag gestellt wurde, den Verwaltungsrath des brittischen Museums nach dem Vorbilde des **Jardin des plantes** in Paris einzurichten, wo die sämmtlichen Vorstände der einzelnen Sammlungen die oberste Administration selbst bilden und diese unmittelbar unter dem Ministerium steht. Man sollte meinen, daß in England, wo die individuelle Selbstständigkeit so hoch geachtet wird, dieser in der Person der sieben Vorstände des brittischen Museums ihr Recht am ersten zuerkannt worden, und daß man ihnen nicht durch das Zwischenglied der Trustees den unmittelbaren Verkehr mit der Regierung und dem Parlamente benommen hätte. Noch mehr möchte es befremden, daß selbst Owen, obwohl Vorstand einer der größten öffentlichen Sammlungen, auf Anfrage der Commission, ob nicht für das brittische Museum ein ähnlicher Verwaltungsrath wie der französische beantragt werden sollte, mit größter Entschiedenheit sich dagegen aussprach und für die Beybehaltung des Institutes der Trustees sich erklärte.

Diese Vorliebe für letztere Einrichtung läßt sich bey näherer Einsicht in die englischen Verhältnisse

wohl erklären und rechtfertigen. Der Engländer, der durch Geburt, Rang und Vermögen eine ausgezeichnete Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, weiß es schon aus der Tradition, daß er zur Behauptung dieser Stellung sich an der Mitwirkung für vaterländische gemeinnützige Zwecke bethätigen müsse. Zu diesen gehören nun vorzugsweise die großen National-Institute für Wissenschaft und Kunst; und Prinzen vom Geblüt, die ersten Würdenträger im Staate, wie in der Kirche, der hohe Adel, ausgezeichnete Parlamentsglieder setzen ihren Ehrgeiz darein, zu Präsidenten, Curatoren oder Trustee's dieser Institute ernannt zu werden, wogegen sie dann diesen wieder ihren ganzen Einfluß bey der Regierung und im Parlamente zuwenden. Bey dem brittischen Museum bestand nur der Uebelstand, daß die Vorstände der Sammlungen nicht unmittelbar mit den Trustees, sondern durch das Organ des Oberbibliothekars oder gar des Sekretärs in Verbindung standen, und daher nicht jeder Vorstand von ihnen in gleichem Maaße bedacht wurde, wie dieß namentlich Robert Brown, obwohl der berühmteste englische Botaniker, zu seinem großen Schmerze erfahren mußte. Wo dagegen, wie bey dem k. Collegium der Wundärzte in London, die Trustee's unmittelbar mit den Vorständen der Sammlungen verhandelten, und letztere in den Sitzungen der ersteren Sitz und Stimme hatten, da konnten die Conservatoren, wenn ihnen das Vertrauen der Trustee's entgegen kam, mit Sicherheit darauf rechnen, von diesen alle Unterstützung zu erhalten. Wir werden später zeigen, welche ungeheuere Mittel auf diese Weise Owen zur freyen Verfügung erhielt, und es wird uns vollkommen verständlich, warum die englischen Vorstände öffentlicher Institute ihre aristokratischen Trustee's eben so wenig wollen fahren lassen als wir unsere republikanische Administrationsweise. Es zeigt sich eben hier wie in tausend andern Fällen, daß nicht Allen Alles gleich zuträglich ist, und daß man seine Einrichtungen den gegebenen Verhältnissen gemäß zu treffen habe.

Unter den sieben Abtheilungen des brittischen Museums hat keine der Commission mehr zu schaffen gemacht als die Bibliothek. Von den verschiedensten Seiten her waren Klagen gegen die Einrichtung in der Benützung derselben eingelaufen und insbesondere war der Katalog ein Hauptgegenstand der Beschwerden geworden. Neben billigen Anforderungen waren auch eine Menge unbilliger und geradezu unausführbarer gemacht worden, und nicht wenige der Ankläger hatten von dem Katalog eine Vorstellung ohngefähr wie der Bauer von der Brille, durch deren Besitz er hoffte, die Kunst zu lesen in den Kauf mitzubekommen. Leute dieser Art verlangten seit langer Zeit mit Ungestüm die Herstellung gedruckter Fachkataloge, die käuflich zu haben wären, um zu Hause sich mit der Literatur des Faches, zu dem sie eben eine Zuneigung gewonnen hatten, in aller Bequemlichkeit vertraut machen zu können. Andere, das Schwierige der Abfassung von Fachkatalogen berücksichtigend, wollten wenigstens einen gedruckeen alphabetischen Katalog. Die Trustees hatten auch wirklich schon früher den Anfang gemacht und durch den Bibliothekar Panizzi den ersten Band, den Buchstaben A umfassend, im Druck erscheinen lassen. Allein theils die großen Kosten, die schon dieser einzige Band veranlaßte, theils ein wahres Sturmlaufen berufener und noch weit mehr unberufener Kritiker gegen die Einrichtung desselben bewog die Trustees, die Fortsetzung des Druckes einzustellen. Gleichwohl blieb das Publikum fortwährend auf seinem Verlangen nach einem gedruckten Kataloge bestehen, und angesehene Gelehrte unterstützten dasselbe durch ihre gewichtige Autorität. Demohngeachtet hat die Commission nicht geglaubt, sich zum Organ dieses Verlangens hergeben zu sollen, indem sie von der Meinung ausgieng, daß die Hauptvertheidiger des gedruckten Katalogs seine Nützlichkeit überschätzt und seine Schwierigkeiten unterschätzt hätten. Wir unsererseits stimmen dieser Ansicht ganz bey, denn abgesehen von den ungeheuern Kosten, die der Druck des Katalalogs einer Bibliothek von 450,000 Bänden verursacht, so müßten bey der raschen Vermehrung derselben fortwährend Supplemente ausgegeben werden, ohne daß man doch damit auf dem Laufenden bleiben könnte, und man müßte also gleichwohl wenigstens für die Zugänge immer wieder auf den geschriebenen Katalog recurriren. Nimmt man hinzu, daß es gar keine von den großen Bibliotheken giebt, die einen gedruckten Katalog besitzt, ferner daß im brittischen Museum jedem

Leser die Einsicht in den Katalog gestattet ist, und daß er im Lesezimmer so viel Bücher auf einmal erhält als er nur immer will, so ist eigentlich Alles gewährt, was billiger Weise von einem solchen Institut gefordert werden kann.

Trotz der Erklärung der Commission und des Zeugnißes, welches der Amerikaner Jewett, der Europa in der Absicht bereiste, um die Einrichtungen der Bibliotheken kennen zu lernen, zu Gunsten der des brittischen Museums ablegte, daß nämlich dieses die bestgeordnete Bibliothek besässe und daß in derselben das Publicum auf's prompteste bedient würde, hat gleichwohl in den öffentlichen Blättern das Verlangen nach einem gedruckten Katalog nicht nachgelassen und allerley Vorschläge sind deßhalb gemacht worden. Da indeß die größte Meynungsverschiedenheit über die Einrichtung eines solchen Katalogs unter den Wortführern besteht, so wird die Bibliothek diesem Handel wenigstens so lange ruhig zusehen können, bis die Kämpfer sich geeinigt haben und zu solcher Einigung ist auf lange Zeit hin noch keine Aussicht.

Ein anderer wichtiger Gegenstand, den die Commission umständlich zu beachten hatte, war die Denkschrift, welche im Jahre 1847 von einer großen Anzahl Naturforscher dem ersten Lord der Schatzkammer überreicht wurde und in welcher sie gegen die gegenwärtige Anordnung der naturhistorischen Abtheilungen des brittischen Museums Klagen erhoben hatten. Unter den verschiedenen Beschwerdepunkten, welche in jener Schrift enthalten sind, hat die Commission vorzüglich den hervorzuheben geglaubt, welcher die gegenseitige Abgrenzung der zoologischen und mineralogischen Sammlungen betrifft. Nach der bisherigen Anordnung gehörten zu letzterer alle Ueberreste von fossilen Thieren, zu ersterer alle Skelete. Daraus entstund nun die Inconvenienz, daß diejenigen, welche sich mit dem Studium der fossilen Ueberreste, namentlich von Wirbelthieren befassen wollten, zur sichern Bestimmung nicht die von den lebenden Thieren aufbewahrten Stücke zur Hand hatten, was insbesondere in Bezug auf Wirbelthiere jede Arbeit unmöglich macht. Um den Wünschen des Publicums zu entsprechen, hatte deßhalb der Vorstand der zoologischen Sammlung den Vorschlag gemacht, alle fossilen thierischen Ueberreste seiner Abtheilung zuzuweisen; dagegen hatte jedoch der Vorstand der mineralogischen Sammlung entschiedenen Protest eingelegt, indem er nicht ein Stück davon, als zur Erläuterung der geognostischen Verhältnisse dienend, ablassen könnte.

Zur Schlichtung dieses Zwiespalts und zur Befriedigung des Publicums hat sich die Commission zu folgenden Anträgen verständigt. 1) Die mineralogische Sammlung soll außer den Mineralien alle fossilen Wirbelthiere und solche fossile Wirbellose enthalten, die zur Ausfüllung der Lücken in der Reihe der lebenden Wirbellosen in der zoologischen Sammlung nicht nothwendig sind. Mit den fossilen Wirbelthieren sollen dann solche Skelete oder analoge Theile von lebenden Thieren verbunden werden, als sie zur Erläuterung der Natur und Verwandtschaft der fossilen Exemplare nothwendig sind. Dieß würde sich leicht machen, da bereits die zoologische Abtheilung im Besitz einer Skeletsammlung ist.

2) Die zoologische Sammlung soll alle Exemplare enthalten, welche die äußern Merkmale der lebenden Wirbelthiere aufzuweisen haben, so wie alle andern Thiere. Bey den wirbellosen Thieren, die Schalen oder andere harte Theile haben, sollen typische Exemplare von den untergegangenen generischen Formen beygefügt werden, damit die in der natürlichen Reihe nunmehr verlornen Glieder durch fossile Exemplare ergänzt werden, was den Geognosten zum großen Vortheile in ihren Studien gereichen würde.

3) Die botanische Abtheilung soll alle Exemplare aus dem Pflanzenreiche, sowohl frische als fossile, in sich begreifen.

Man wird sich in Deutschland wie in Frankreich über die sonderbare Abgrenzung, welche die Commission zwischen der zoologischen und mineralogischen Sammlung gezogen wissen will, nicht wenig verwundern und es wird insbesondere befremden, daß selbst Owen einer solchen seltsamen Vertheilung das Wort reden konnte. Bey näherer Betrachtung der Zusammensetzung der Commission sowohl, als auch des Standes der Naturgeschichte in England wird es indeß leicht verständlich, wie eine solche

Ansicht dort sich geltend machen konnte. Schon das Athenaeum sprach seine Verwunderung darüber aus, daß das Fach der Naturgeschichte in der Commission lediglich durch den Bischof von Norwich, Egerton und Murchison vertreten war; die Zoologie fand in ihr gar keinen Repräsentanten, während die Geognosie und Palaeontologie in den beyden letztgenannten Mitgliedern auf entschiedene Fürsprecher rechnen konnte. Nun sind aber in England gerade diese beyden Abtheilungen der Naturgeschichte weitaus die begünstigsten, und ihnen haben sich nicht bloß eine Menge Dilettanten, sondern Männer von der gründlichsten Bildung und der größten Celebrität wie Owen, Murchison, Buckland, de la Beche und so viele Andere zugewendet, während die Zoologie, obwohl vielfach cultivirt, doch keine Männer von so eminenter Geltung ihnen gegenüber stellen kann. Kein Wunder daher, daß in allen gemischten naturhistorischen Versammlungen die Geognosten und Palaeontologen die Majorität behaupten und daher bey Vertheilung von Sammlungen so viel als nur möglich an sich zu bringen suchen, sollte dabey auch eine andere in ihrem wissenschaftlichen Bestande ganz zu Grunde gerichtet werden. Dieß ist aber mit einer zoologischen Sammlung der Fall, sobald ihr die Skelete entzogen werden, denn damit verliert sie die Mittel, um selbstthätig die Systematik der Wirbelthiere auf eine feste wissenschaftliche Basis zu begründen. Die Klassen der Wirbelthiere beruhen nun einmal auf dieser Grundlage, und wenn demnach die von der Commission vorgeschlagene Castration mit der zoologischen Sammlung des brittischen Museums in Ausführung gebracht werden sollte, so wäre diese damit zu wissenschaftlicher Impotenz verurtheilt. Sie könnte zwar immerhin dem Verzeichniße der Arten noch neue auf die äußerlichen Merkmale hin beyfügen; sie müßte aber die sichere Begründung derselben durch osteologische Merkmale dem mineralogischen Departemente überlassen, was wohl weder Beruf noch Befähigung in sich finden würde, die auf solche Weise von der zoologischen Sparte gelassenen Lücken auszufüllen.

Die Commission scheint freilich nicht alle Skelete der zoologischen Sammlung entreissen zu wollen; sie verlangt, wie sie sagt, nur diejenigen, welche zur Erläuterung der fossilen Ueberreste wesentlich sind. Allein damit ist eben Alles verlangt, denn da in der Tertiär- und Diluvialperiode die fossilen Formen identisch oder doch nahe verwandt mit den lebenden sind, so sind die Skelete der letzteren sämmtlich zur Erläuterung der urweltlichen Thierüberreste nothwendig, und der zoologischen Sammlung würden daher höchstens die Doubletten von Skeleten verbleiben. Natürlich würde die letztere, sobald sie sich durch die vorgeschlagenen Spoliationen bedroht sähe, keine osteologischen Präparate mehr anfertigen, sondern deren Herstellung der mineralogischen Sammlung überlassen, wobey nur zu fragen wäre, wie denn letztere z. B. bey einer Sendung unbestimmter indischer Fische oder Reptilien es mit der Artenbestimmung, die doch dem Skeletiren vorausgehen müßte, halten würde. Die Commission hätte doch bedenken sollen, daß die ganze Kenntniß des Knochengerüstes der lebenden und urweltlichen Thiere nicht von den Geognosten, sondern von den Zoologen ausgegangen ist, aus dem einfachen Grunde, weil diese Gegenstände einen wesentlichen Bestand der Zoologie ausmachen und die speciellsten zoologischen Kenntnisse voraussetzen.

Der Vorschlag, den Gray machte, nämlich die fossilen thierischen Ueberreste der zoologischen Sammlung als eine besondere Abtheilung zuzuweisen, ist daher der einzig sachgemäße; die urweltlichen Thiere sind eben so gut Thiere als die der gegenwärtigen Zeitperiode und ihre Bestimmung erfordert gar keine geognostischen, sondern lediglich zoologische Kenntnisse, freylich nicht bloß der ausgestopften Bälge, sondern der ganzen thierischen Organisation.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Report of the Commissioners appointed to inquire into the Constitution and Government of the British Museum.

(Fortsetzung.)

Allerdings haben die Geognosten zur Unterscheidung der Abtheilungen der geschichteten Gebirgsformationen gewisser Versteinerungen nöthig, die ihnen hauptsächlich zum Anhaltspunkte dienen. Aber gerade diese gehören nicht den Wirbelthieren, sondern den wirbellosen Thieren und zwar fast ausschließlich den Conchylien an und werden als Leitmuscheln bezeichnet, weil sie nicht bloß durch ihr Aeußeres charakteristisch sind, sondern durch ihre Menge zugleich auf die rechte Deutung der Gebirgsschichten hinweisen. Hinsichtlich dieser kann also recht wohl eine Theilung zwischen der geognostischen und palaeontologischen Sammlung stattfinden, ohne daß die eine oder die andere benachtheiligt wird; zugleich sind die fossilen Conchylien ungleich leichter und mit einem gar nicht vergleichbar geringeren Aufwande anzuschaffen als die fossilen Ueberreste von Wirbelthieren, so daß also doppelte Sammlungen von jenen recht wohl nebeneinander bestehen können.

Es könnte zuletzt noch als Inconsequenz von Seiten der Commission erscheinen, daß sie die fossilen Pflanzen nicht ebenfalls der geognostischen Sammlung zugewiesen, sondern der botanischen überliefert wissen will. Inconsequent ist es allerdings, daß sie für die Verweisung der fossilen Pflanzen eine andere Rücksicht als für die der fossilen Thiere nimmt. Consequent ist es aber gleichwohl, daß sie von ihrem geologischen Standpunkte aus der geognostischen Sammlung Alles zugelegt wissen will, was dieser nicht bloß zum wesentlichen Bedarf, sondern auch zum Schmucke und zur Erhöhung des Interesses an ihr gereicht, dagegen von ihr abhält, was ihr nicht wesentlich nöthig ist und nur eine lästige Vermehrung der Arbeit herbeyführen würde. Dieß Letztere ist hinsichtlich der fossilen Pflanzen der Fall. Der Geognost kann ihrer zur Bestimmung seiner geognostischen Abtheilungen entbehren, und darf sie daher getrost dem Botaniker überlassen, dessen Resultate er dann hinterdrein immerhin benützen kann. Sollen ja doch auch die Skelete zuerst von den Zoologen gefertigt und bestimmt und dann erst der geognostischen Section zur Parade-Aufstellung in ihren Sälen abgelassen werden. Die zoologische Sammlung wäre daher nach Ansicht der Commission nicht mehr eine mit den andern gleichwerthe selbstständige Abtheilung, sondern die dienende Magd des mineralogischen Departements; eine Herabwürdigung, die sich wohl jene nachdrücklichst verbitten wird und die auf einen dauerhaften Bestand ohnedieß nicht zählen dürfte.

Am Schluße ihres Berichtes gibt die Commission noch die Erklärung ab, daß nach Aussage der höchsten Autoritäten auf diesen Gebieten die naturgeschichtlichen Sammlungen des Museums als ein Ganzes jeder andern in der Welt gleich, wenn nicht gar überlegen sind.

Wir wollen nun noch aus den Protokollen verschiedene Punkte hervorheben, die geeignet sind eine

nähere Einsicht in den Stand der naturhistorischen Sammlungen des brittischen Museums zu gewähren. Wir beginnen mit den Erklärungen, die R. Owen, Professor und Curator des Museums des kgl. Collegiums der Wundärzte, die höchste Autorität in England auf dem zootomischen und palaeontologischen Gebiete, vor der Commission abgegeben hat; sie sind um so interessanter, als sie sich auf Vergleichungen mit andern Sammlungen eingelassen haben.

R. Owen erkennt es gleichfalls an, daß im Ganzen die zoologischen und palaeontologischen Sammlungen des brittischen Museums, wenigstens hinsichtlich der Anzahl, jeder andern europäischen Sammlung gleichkommen. Im Einzelnen findet er dieß namentlich von den ausgestopften Säugthieren bestätigt, an Skeleten aber aus dieser Klasse hält er sowohl Paris als Leiden für reicher. Die Sammlung von ausgestopften Vögeln wird von ihm sehr belobt; an Reptilien sey in Paris mehr, und nach mündlichen Mittheilungen auch in Wien. Die Fische seyen ebenfalls zahlreicher in Paris, dagegen schien ihm das brittische Museum mehr Conchylien zu enthalten; aber an nackten Mollusken sey großer Mangel. Mit Ausnahme der zahlreich vorhandenen Insekten seyen in den untersten Klassen noch große Lücken auszufüllen. Hinsichtlich der fossilen Wirbelthiere gab Owen die Erklärung ab, daß ihr reichhaltigster Theil die Reptilien seyen, daß von Säugthieren ebenfalls höchst bedeutende Ueberreste aufbewahrt würden, daß aber die Fische den beyden Privatsammlungen des Earl von Enniskillen und des Sir Philip Egerton weit nachstehen müßten. Zuletzt befragt, ob er von der Administration des Jardin des plantes in Paris eine nähere Kenntniß habe, gibt Owen hierüber sehr genaue Aufschlüsse, die Ref. hier mittheilen will, weil die Verwaltung dieser großartigen Anstalt unter uns noch wenig bekannt ist.

Der pariser Pflanzengarten, wie er aus ältern Zeiten her benannt ist, begreift folgende Abtheilungen oder Sammlungen: Physik, Mineralogie, Chemie, desgl. in Anwendung auf die Künste, Botanik und Pflanzen-Physiologie, ökonomische Botanik, Agricultur, Zoologie (abgetheilt in 4 Departements), menschliche Anatomie, Physiologie, vergleichende Anatomie, Geognosie, Iconographie oder die Zeichnungskunst naturgeschichtlicher Gegenstände.

Jede dieser Abtheilungen ist der Obhut eines oder mehrerer Beamten anvertraut, die den Titel Professeurs-Administrateurs führen, und welche gleiche Rechte als Vorstände ihrer besondern Abtheilungen haben. Sie sind mit der Leitung der Conservation, so wie mit der Erläuterung ihrer Sammlungen durch Kataloge, systematische Anordnung, Abhandlungen und Vorlesungen beauftragt. Die Details hinsichtlich der Anzahl von Vorlesungen, der Berathungstermine u. s. w. werden durch die Professoren selbst im Verwaltungsrathe bestimmt und dem Minister des öffentlichen Unterrichtes mitgetheilt. Die Professoren-Administratoren werden durch die wirklichen Professoren erwählt, entweder als solche oder als Mitglieder des Instituts, d. h. Candidaten für vacante Professuren werden der Regierung durch die Corporation der Professoren und durch die Akademie der Wissenschaften in Vorschlag gebracht, wobey die Abstimmung der Professoren durch die Akademie gewöhnlich unterstützt wird, und die in solcher Weise präsentirten Candidaten sind immer von der Regierung bestätigt worden.

Die wirklichen Professoren-Administratoren sind nach Owen's Angabe folgende, wobey jedoch zu bemerken, daß seitdem Gay-Lussac und Blainville gestorben sind:

Becquerel	für	Physik,
Gay-Lussac	„	allgemeine Chemie,
Chevreuil	„	angewandte Chemie,
Dufresnoy	„	Mineralogie,
Cordier	„	Geognosie,
A. Brongniart	„	Botanik,
Jussieu	„	ökonomische Botanik,
Mirbel	„	Cultur,
De Blainville	„	vergleichende Anatomie,
Flourens	„	Physiologie,
Serres	„	menschliche Anatomie,
Is. Geoffroy	„	Mastozoologie u. Ornithologie,
Dumeril	„	Herpetologie u. Ichthyologie,

Milne Edwards für Entomologie u. Gliederthiere,
Valenciennes „ Conchyliologie u. Zoophytologie.

Die letzten vier Professuren exemplificiren die Eintheilung der Sammlungen für Naturgeschichte der Thiere und die Wichtigkeit und Ausdehnung derselben. Die Sammlung für vergleichende Anatomie hat einen besondern Curator, Laurillard, zur Unterstützung des Professor-Administrators, und außerdem noch, gleich allen andern Abtheilungen, eine Anzahl untergeordneter Beamten und Diener. Die Professoren des Departements der Iconographie sind Chazal für Botanik und Werner für Zoologie, unter denen wieder drey andere ausgezeichnete Künstler stehen. Das Personal der Naturalistes-Voyageurs macht einen sehr wichtigen Bestandtheil in der Einrichtung des Pflanzengartens aus. Im Jahre 1835 waren z. B. acht von diesen auf Reisen in Hindostan, Madagaskar, dem Kap der guten Hoffnung, Nubien und anderwärts begriffen, um zoologische und botanische Gegenstände zu sammeln, wozu die Regierung 25,000 Fr. bestimmt hatte. Jeder Professor-Administrator hat eine Wohnung im Pflanzengarten, frey von Taxen, Reparaturkosten u. s. w., und sein Gehalt ist durch Dekret vom Jahre 1793 auf 5000 Fr. festgesetzt. Der Professor darf, und in der That thut es auch jeder, noch andere lucrative Stellen annehmen. Ihr Einkommen wird durch die Bezüge vergrößert, die sie als Mitglieder des Instituts erhalten. Einige Beyspiele von den Besoldungsbezügen der Professoren-Administratoren, die Owen anführt, mögen auch hier eine Stelle finden, um zu zeigen, in welchem Contraste die Besoldungen der französischen Professoren und Administratoren der naturwissenschaftlichen Institute zu den deutschen der gleichen Anstalten stehen.

Chevreuil,	Pflanzengarten (Prof.-Adm.)	5,000 Fr.
	Gobelins (als Director)	5,000 „
	Comm. des arts et manufactures	2,500 „
	Journal des Savans (Mitherausgeber)	2,500 „
	Institut (Mitglied)	1,500 „
	Summa:	16,500 Fr.
Dufresnoy,	Pflanzengarten	5,000 Fr.
	Inspector der Bergwerke	8,000 „
	Institut	1,500 „
	Summa:	14,500 Fr.
Cordier,	Pflanzengarten	5,000 Fr.
	Gen.-Inspector der Bergw.	12,000 „
	Institut	1,500 „
	Summa:	18,500 Fr.
Mirbel,	Pflanzengarten	5,000 Fr.
	Faculté des sciences (Prof.)	5,000 „
	Institut	1,500 „
	Comm. des arts et manuf.	2,500 „
	Summa:	14,000 Fr.
Is. Geoffroy,	Pflanzengarten	5,000 Fr.
	Gen.-Inspector der Universf.	8,000 „
	Institut	1,500 „
	Summa:	14,500 Fr.
Flourens,	Pflanzengarten	5,000 Fr.
	beständ. Secretär d. Instituts	6,000 „
	Journal des Savans (Mitherausgeber)	2,500 „
	Summa:	13,500 Fr.
Dumeril,	Pflanzengarten	5,000 Fr.
	Faculté de medicine (Prof.)	12,000 „
	Institut	1,500 „
	Summa:	18,500 Fr.
Blainville,	Pflanzengarten	5,000 Fr.
	Faculté des sciences (Prof.)	5,000 „
	Institut	1,500 „
	Summa:	11,500 Fr.

Der letzte Name gewährt ein Beyspiel von der geringsten Besoldung, die dermalen ein Professor-Administrator bezieht. Das amtliche Einkommen von Cuvier betrug 43,500 Fr. und das von Gay-Lussac war noch höher. Es wäre interessant, wenn man die Gehaltsbezüge der Professoren und Administratoren der naturwissenschaftlichen Anstalten in Berlin, Wien und München neben den französischen zur Vergleichung aufführen könnte, um in Ziffern nachzuweisen, wie weit die französischen Besoldungen die deutschen übertreffen; bey uns wenigstens hat der höchstbesoldete noch nicht die Hälfte von dem geringstbesoldeten in Frankreich. Daraus

ist es auch erklärlich, warum in Deutschland die Bearbeitungen größerer naturwissenschaftlicher Werke, namentlich solcher, die Abbildungen bedürfen, immer seltner werden, weil die wenigsten Naturforscher bey uns aus eignem Vermögen die hierzu erforderlichen Geldmittel aufbringen können. Welche große Beyhülfe haben nicht schon unsere französischen Collegen dadurch, daß ihnen 5 eminente Künstler zur freyen Verfügung stehen, und daß außerdem die Regierung jährlich große Summen zur Unterstützung der Herausgabe kostspieliger wissenschaftlicher Werke anweist. Nimmt man nun noch den dermaligen gänzlich zerrütteten Zustand des deutschen Buchhandels hinzu, so sollte man uns nicht, wie es geschieht, den Vorwurf machen, daß wir so wenig publiciren, sondern vielmehr darüber sollte man sich verwundern, daß trotz all dieser Ungunst der Zeit und der persönlichen Stellung, noch so viel von deutschen Naturforschern geleistet wird als es in der That der Fall ist.

Wir fahren in unserer Schilderung der Verwaltung des Pflanzengartens weiter fort. Ein Professor-Administrator dieser Anstalt ist in Bezug auf Conservation und Anordnung der ihm übergebenen Sammlung Keinem direct verantwortlich. Seine Stelle wird als erledigt angesehen, wenn er sich weigert oder es vernachläßigt seine Obliegenheiten zu vollziehen; eine solche Resignation oder Erledigung muß aber wenigstens von zwey Dritteln der ganzen Corporation der Professoren erklärt werden. Das Collegium der Professoren, oder eine Majorität, ernennt alle untergeordneten Angestellten und Diener des Museums, und eine Majorität von zwey Dritteln der Professoren des Verwaltungsrathes kann jeden Subalternen dimittiren. Jeder Professor hat das Recht, einen bey seiner Sammlung angestellten Subalternen provisorisch zu suspendiren; er muß aber den Fall in der nächsten Sitzung des Professoren-Collegiums vorlegen. Die Professoren erwählen alle zwey Jahre aus ihrer Mitte den Vorstand, Sekretär und Schatzmeister. Der Vorstand hat den Titel Director, und verkehrt in Gegenständen der Verwaltung mit dem Minister des öffentlichen Unterrichts und hinsichtlich der Baulichkeiten, mit dem Minister der öffentlichen Arbeiten.

Mit der Einrichtung, daß aus dem Gremium der Professoren der Verwaltungsrath des Museums selbst zusammengesetzt ist, kann sich übrigens Owen nicht befreunden, weil er in dem englischen Institut der Trustees ein besseres Mittel zur Controle wie zur Vertretung der Interessen der Anstalt sieht. Wir haben schon vorhin bemerklich gemacht, daß wir für unsere Zustände auf dem Continent der entgegengesetzten Meinung sind, würden aber allerdings gern seiner Ansicht beytreten, wenn sich bey uns Trustees finden würden, die über eben so große pekuniäre Mittel zu verfügen und eben so bereitwillig wären dieselben anzuweisen als es die Trustees des College of Surgeons sind, bey dem Owen als Professor und Conservator der zootomisch-palaeontologischen Sammlungen angestellt ist. Denn auf seine Vorstellung, daß ihm zur Bestimmung der Thiere, welche Hunter präparirt hatte, Bücher nothwendig wären, gaben sie ihm carte blanche zu deren Anschaffung, und er kaufte gleich in einem Jahre um 1000 Pfund Sterling an. In einem andern Jahre wurden dafür 3000 Pfund ausgegeben und seit 1830 wurden auf die Bibliothek dieses einzigen, und nur zu einem speciellen Zweck begründeten Institutes über 20,000 Pfund verwendet.

Wir wollen jetzt übergehen zu den Erklärungen, welche J. E. Gray, der Conservator der zoologischen Sammlungen des brittischen Museums, vor dem Collegium ablegte. Er wiederholte von Neuem seinen früher gestellten Antrag, daß die palaeontologische Sammlung von der mineralogischen getrennt und der zoologischen, die bereits reichlich mit Skeleten ausgestattet sey, einverleibt werden sollen, was mit Nothwendigkeit auch erfolgen muß.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Mathias Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall. Bd. III. Wien 1850.

Nach einer Unterbrechung von drey Jahren ist die Fortsetzung des Eingangs genannten Werkes wieder erschienen. Dem Vernehmen nach wird der Schluß desselben in kürzester Frist nachfolgen.

Der vorliegende Band behandelt auf 308 Seiten das Leben Khlesl's vom Tode K. Rudolfs II. bis zum Schluße des Jahres 1617. Der Urkundentheil enthält auf 672 mit kleiner Schrift gedruckten Seiten 441 Stücke, größtentheils noch ganz unbekannte Briefe, Gutachten ꝛc. Khlesl's selbst. Leider müssen wir abermals über die des strengsten Tadels würdige Sorglosigkeit Klage führen, mit der diese wichtigen Actenstücke behandelt sind. Nie noch ist uns etwas Aehnliches vorgekommen. Es ist wahrhaft beklagenswerth, einen so reichen Schatz, für dessen Erschließung man sich Hrn. v. Hammer zum wärmsten Danke verpflichtet erachten müßte, so verkümmert und zum Theile unbrauchbar gemacht zu sehen.

Ueber die Behandlung der so außerordentlich lehrreichen und interessanten Lebensgeschichte Khlesels können wir leider nur wiederholen, was wir schon früher und insbesondere bey Besprechung des zweyten Bandes geäußert haben *). Außer dem allerdings sehr reichen im Urkundenbuche aufgespeicherten Material ist nur sehr Weniges benützt, daher fehlt, wie es nicht anders möglich ist, aller Zusammenhang und jede Klarheit. Die einzelnen Urkunden sind fragmentarisch zusammengestellt; von historischer Kunst ist keine Rede. Auch sind die Urkunden, wie schon früher bemerkt, nicht selten mißverstanden und immer nur unvollständig benützt. Beweise für unsere Behauptung zu liefern, dürfte ganz nutzlos seyn; wir haben solche zur Genüge in der Besprechung des ersten und zweyten Bandes angeführt. Der kundige Leser mag, welche Seite er immer wolle, nachschlagen, und er wird sich augenblicklich von der Wahrheit unserer Behauptung überzeugen. Nur Einiges, was uns der Zufall an die Hand gibt, wollen wir berühren. Gleich im Eingange läßt er (S. 6) Khlesel in einem Gutachten sagen, „daß Erzherzog Albrecht nicht brüderlich gehandelt habe; er werde durch Eid und Zeugniß das Mißtrauen, das er beym verstorbenen Kaiser unterhalten, schwer entschuldigen können.“ Dann wieder S. 5: „Vierzehn Tage lang dauerten die Verhandlungen (bey der Kaiserwahl 1612), in welchen nicht sowohl die Werbungen fremder oder anderer deutscher Fürsten, sondern die Erzherzogs Albrechts, durch welchen Spanien die Oberherrlichkeit im deutschen Reiche zu gewinnen hoffte, zu beseitigen waren.“ In der Anmerkung S. 34 wird zum Ueberfluße K. A. Menzel zurecht gewiesen, welcher behauptet, daß Erzherzog Albrecht keine Neigung zur Annahme der Kaiserkrone bezeigte.

Von allen diesen Behauptungen finden wir in der Urkunde Nro. 373. nicht den geringsten Beleg,

*) Gelehrte Anzeigen Jahrgang 1849 Nr. 211—213.

vielmehr heißt es dort, daß Albrecht, im Falle er Kaiser würde, dem Verdachte unbrüderlichen Handelns nicht entgehen, und daß das Mißtrauen (unter den Brüdern), welches mit K. Rudolf ausgestorben, wieder erweckt würde. Wie sehr Hammer dem kranken Erzherzog Unrecht gethan, hätte ihn, von allem Uebrigen abgesehen, Khlesels Schreiben an K. Matthias Nr. 382 belehren können. Ferner ist bekannt genug, daß Spanien durchaus nicht für die Wahl Albrechts (s. 28. b.) war, sondern daß ihn vielmehr die geistlichen Kurfürsten in Vorschlag gebracht *).

(Fortsetzung folgt.)

Report of the Commissioners appointed to inquire into the Constitution and Government of the British Museum.

(Schluß.)

Als Assistenten an der zoologischen Sammlung sind dem Conservator vier beygegeben: E. R. Gray mit einer Besoldung von 240 L. und Adam White, Dr. Baird und E. Dubleday, jeder mit 215 L. Gray bemerkt aber dabey, daß diese Assistenten viel zu gering besoldet seyen und daß ihr Gehalt erhöht werden müßte. Auch reiche er mit diesem Personale nicht mehr aus, namentlich nicht in der Herstellung des Katalogs, und daher sey ihm jetzt eine Summe von 250 L. zur Annahme von Hülfs-Assistenten verwilligt worden. Für Ankauf neuer zoologischer Gegenstände ist die Summe von 1000 L. ausgesetzt, die sich im letzten Jahre auf 1250 L. erhöhte. Dieser Betrag ist übrigens unter unserer Erwartung, denn bey den Geldmitteln Englands hätte man ihn weit bedeutender erwarten dürfen. Daß demohngeachtet, wie wir gleich hören werden, die zoologische Sammlung ansehnlich sich vermehrt hat, kann nur in den außerordentlichen Bewilligungen, die von Zeit zu Zeit erfolgen, und in den beträchtlichen Geschenken der Privaten ihren Grund haben, denn

*) Wolf Geschichte Max. I. III. 295.

binnen 1840 und 1848 allein sind der Sammlung 161,154 neue Exemplare zugekommen, darunter 29,595 Wirbelthiere und über 72,000 Insekten, von welch letzteren 40,000 geschenkt wurden.

Nach eigner Vergleichung der hauptsächlichsten französischen und deutschen zoologischen Sammlungen steht Gray nicht an, die des brittischen Museums im Ganzen und Großen für reichhaltiger als irgend eine andere zu erklären, wobey sie vor diesen den großen Vortheil voraus hat, daß sie sich fortwährend außerordentlich vermehrt, während die Sammlungen des Continents fast stationär geworden sind, oder nur geringe Mittel verwenden können, oder wenigstens nur nach einer Richtung hin sich vergrößern. An Säugthieren, Vögeln, Conchylien und Schmetterlingen übertrifft bereits nach Grays Erklärung das brittische Museum alle Sammlungen des Continents; an Reptilien, Fischen und Crustaceen steht es höchstens der Pariser Sammlung nach. Die Insekten-Sammlung ist reicher und besser geordnet als die in Paris, doch in einigen Theilen geht ihr die in Berlin voran. Nach Doubleday's Angabe, der die Anzahl der bis jetzt bekannten Arten von Insekten nach einem mäßigen Ueberschlag auf 150,000 schätzt, enthält das brittische Museum davon ohngefähr 60 bis 70,000 Arten; in den letzten Jahren allein sind demselben 90,000 Exemplare mit ohngefähr 30,000 Arten zugekommen. Daß das Museum an Entozoen und Quallen arm ist, gesteht Gray zu, dafür sey es an Korallen und Echinodermen reicher als irgend ein anderes. Bey dieser Gelegenheit erfährt man auch, daß Cuming seine Conchyliensammlung, die größte unter allen existirenden, dem Museum um 6000 L. angeboten hatte, daß aber die Trustees auf deren Ankauf nicht eingegangen waren *).

*) Auch John Gould hatte seine in Australien zusammengebrachte Sammlung von 600 Arten in beynahe 1800 Exemplaren und mit 1000 Eyern von 300 Arten dem Museum um 1000 L. angeboten, wurde aber abschlägig beschieden, worauf sie Wilson aus Philadelphia um dieselbe Summe an sich brachte. Man erfährt dabey, daß Gould

Die Skeletsammlung des Museums ist nach Gray bedeutender als sie Owen geschätzt hatte, denn er erklärt sie mindestens für die dritte, wenn nicht gar für die zweyte in Europa; nur die Pariser ist ihr entschieden überlegen.

Von der zoologischen wenden wir uns zur botanischen Abtheilung des Museums, an deren Spitze Robert Brown, der gefeyertste englische Botaniker steht. Seine Erklärungen sind überraschend, denn eine solche Zurücksetzung dieses ausgezeichneten Mannes und der ihm anvertrauten Sammlungen, als es hier geschehen ist, hätten wir nicht erwartet. Diese Verhältnisse sind aber folgende. Der berühmte Sir Joseph Banks, der eine außerordentlich reiche Bibliothek und ein großes Herbarium angelegt hatte und im Jahre 1820 starb, überließ in seinem letzten Willen die Benützung derselben seinem jungen Freunde R. Brown auf dessen Lebenszeit, und nach dessen Ableben den Trustees des brittischen Museums, wobey er indeß gestattete, daß sie mit Einwilligung R. Brown's auch noch bey dessen Lebzeit in dieses Museum verlegt werden könnte. Im Jahre 1827 trugen die Trustees auf diese Verlegung an und R. Brown gieng darauf ein unter der Bedingung, daß eine eigne botanische Abtheilung im Museum errichtet und er derselben als Unterbibliothekar, was damals der Titel jedes Vorstandes einer Abtheilung war, vorgesetzt würde. Als Gehalt begnügte er sich mit einer Besoldung von 350 L., und er übernahm dann auch noch die im brittischen Museum schon aufbewahrten Herbarien, unter denen das von Sir Thomas Sloane das bedeutendste war.

So ansehnlich nun aber auch diese Sammlungen waren, so mußte sich doch ihr jetziger Vorstand mehrere Jahre hindurch vergeblich bemühen, um einen Gehülfen und eine Dotation für dieselben zu erwirken, was allmählich zwar gelang und für die Assistenz ausreichend, aber für die Dotation zögernd und spärlich, denn erst im Jahre 1834 bewilligten ihm die Trustees zu letzterem Zweck 80 L., was nach und nach bis auf 175 L. erhöht wurde. Dabey war es ihm nur einmal gelungen eine besondere Verwilligung zu erhalten, die in einer Summe von 400 L. bestand. Und als ob die Trustees selbst über ihre Freygebigkeit gegen die botanische Abtheilung erschrocken wären, so erließen sie die Verfügung, daß 1) nach Ableben von R. Brown, dessen Nachfolger auch nicht mehr als er bekommen, dafür aber zu 6 Tagen Dienst wöchentlich verpflichtet werden sollte, während R. Brown nur 4 Tage in der Woche anwesend zu seyn braucht; 2) daß in Zukunft die Stelle eines Custos-Adjuncten abgeschafft werden solle. Gegen diese befremdlichen Beschränkungen beschwerte sich R. Brown ernstlich vor der Commission, indem er ihr zeigte, daß die Trustees die botanische Abtheilung wahrscheinlich nicht gleichwerthig mit den beyden andern naturhistorischen Museen hielten, weil ein Herbarium das Publikum nicht in dem Maaße wie ein zoologisches oder mineralogisches Kabinet anziehen kann, und daß auch nur dieß der Grund seyn könnte, warum diese hohen Vorstände schon auf die Zukunft hin eine Verfügung zur Verminderung des Personals und zur Verkürzung des Gehaltes des Conservators erlassen hätten, denn bey den beyden andern naturgeschichtlichen Abtheilungen hat der ältere Conservator einen Gehalt von 600 L. nebst freyer Wohnung, die auf 125 L. anzuschlagen ist, und der jüngere 425 L. nebst einer Wohnung von gleichem Werthe. Der Conservator des Herbariums steht also nicht bloß im fixen Gehalte seinen beyden Collegen weit nach, sondern erhält auch keine Wohnung, und soll überdieß in Zukunft der Beyhülfe eines Adjuncten entbehren. Diese Verfügungen sind so ganz ohne alle Kenntniß der an einem großen, in beständiger Vergrößerung begriffenen Herbarium erforderlichen Arbeiten erlassen, und zeugen zugleich von einer so beschränkten Vorstellung von der wissenschaftlichen Bedeutung eines solchen Nationalschatzes, daß es in England nur einer

---

vor seiner Reise nach Australien als Ausstopfer von Vögeln bey dem brittischen Museum verwendet war und daß er für jedes Stück 3 s. 6 d. erhielt. Die Auslagen für die Herausgabe seiner luxuriösen Kupferwerke gab Gould vor der Commission auf 40,000 L. an, und Gray meinte, daß derselbe damit einen beträchtlichen Profit gemacht habe.

kräftigen Anregung bedürfen wird, um die Gleichstellung der botanischen Abtheilung mit den andern herbeyzuführen.

Nach R. Brown's Angaben besteht das allgemeine oder geordnete Banks'sche Herbarium aus ohngefähr 30,000 Arten; die ungeordneten oder geographisch geordneten Sammlungen mögen noch weitere 5000 oder 6000 Arten liefern. Er gesteht selbst zu, daß dieß eine geringe Anzahl ist im Vergleich zu den Schätzungen von andern öffentlichen oder Privatsammlungen, obwohl er meint, daß diese Angaben immer zu hoch wären. Außer den genannten Sammlungen giebt es aber noch mehrere besondere Herbarien von Werthe, weil sie die Originalexemplare enthalten, auf welche viele Linneische Arten und die von andern Autoren begründet sind. Alle diese Herbarien gehören zur Sammlung von Banks. Dazu kommt nun weiter das große Herbarium von Hans Sloane in ohngefähr 300 Folianten, ferner viele Sämereyen, Hölzer, Pflanzen in Weingeist und eine Sammlung sehr genauer, von James Sowerby gefertigter Modelle englischer Schwämme.

Außer den Pflanzen sind aber auch noch Manuscripte und eine Menge bildlicher Darstellungen vorhanden. Die ersteren sind meist botanischen Inhalts; es giebt aber auch zoologische, welche hauptsächlich Beschreibungen von den auf Cooks erster Reise durch Banks und Solander beobachteten Thieren enthalten. An Zeichnungen sind vorhanden zuvörderst 1163 Stück von Pflanzen und Thieren aus Cooks erster Reise, und 300 aus dessen zweyter und von dem jüngeren Forster gefertigt. Ferner ein Band von 48 Tafeln, von Franz Bauer herrührend und die Structur und Krankheiten des Weitzens erläuternd. Zeichnungen und Skizzen desselben im Betrag von 1484 Stück, die auf Banks Kosten hauptsächlich von den merkwürdigsten Pflanzen, die von 1789 bis 1840 in den königlichen Gärten von Kiew blühten, gefertigt wurden. Eine Sammlung von 203 Zeichnungen von neuholländischen Pflanzen, die während Flinders Reise von Ferdinand Bauer abgebildet wurden. Ein Band mit 510 Zeichnungen und Skizze berühmtesten botanischen Maler f sächlich von Pflanzen, die in der Jahrhunderts in den Gärten u hatten; und eine beträchtliche Sa gen von Pflanzen aus Guiana, Robert Schomburgk. Außerdem schiedenen Künstlern aus verschi Menge Zeichnungen vorhanden, geringerem Werthe sind als die v doch zusammen 4660 Stück aus diesen Zeichnungen erklärt R. B brüder Bauer für diejenigen, Schönheit, Genauigkeit und Voll tails von keinen andern weder i auf dem Continente übertroffen werden noch 743 gravirte Kupfe von Pflanzen, die Banks auf fand, und eine kleinere Anzahl Forster auf Cooks zweyter Reis Platten sind noch nicht publicirt.

Mit der mineralogischen die Commission, abgesehen von nen Versteinerungen, wenig z Mit Verwunderung erfährt man bey uns für längst verschollen als ihr activer Vorstand am Le 1807 dort angestellt und aus d zeit ist uns von seinen wissensc nichts weiter bekannt geworden, Ichthyosaurus von ihm herrührt

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaiser Mathias, Leben.

(Fortsetzung.)

Hr. v. Hammer ist nie darauf ausgegangen, den Charakter Khlesels, die Motive seines Handelns und Wirkens aus den authentischen Documenten auffassen zu lernen . Dazu wären ihm Mittel zu Gebot gestanden, wie das sonst selten der Fall ist. Ein halbes Tausend oder noch mehr Briefe zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Lagen, an die verschiedensten Personen geschrieben, gestattet ganz sicher einen tiefen Blick in das Innere eines Menschen, und sie können allerdings einen sichern Prüfstein bieten für die Beurtheilung desselben. Diesen gewissenhaften Gang der Forschung hat der Verf. durchweg verschmäht. Er hat es vorgezogen alle Vorwürfe, welche Khleseln je sind gemacht worden, vorweg als wahr anzunehmen. Ihm ist Khlesel nichts mehr, als „ein schlauer Fuchs" ohne Grundsätze und ohne alle sittliche Würde; was er spricht und was er thut, ist nur „Larve," mit welcher er seinen grenzenlosen Ehrgeiz, seine Herrschsucht, seinen Haß und Eigennutz zu bedecken sucht. Solche Vorwürfe begegnen uns fast überall in der Darstellung Hammers; nach den Beweisen sieht man sich vergebens um. Im gemeinen Leben heißt man ein solches Gebahren „Verleumdung."

Alle Versicherungen Khlesels, daß er nur ungern die Verwaltung der Bisthümer Wien und Neustadt angenommen habe, sein Widerstreben gegen die Annahme des Cardinalat's war bloße Heucheley, durch welche der brennende Ehrgeiz des Mannes verkleistert werden sollte. Wer sich die Mühe nimmt, die Urkunden auch in der vorliegenden, corrumpirten Gestalt flüchtig, aber ohne vorgefaßte Meinung durchzulesen, wird hierin dem Verfasser sicher nimmermehr beystimmen können. Ueberhaupt ist uns in dieser Lebensgeschichte nicht selten die Bemerkung vor die Seele getreten, daß der Geschichtschreiber auch seine eigene Geschichte schreibe. Es versteht sich bey dieser Anschauungsweise von selbst, daß auch die katholische Religion und jeder religiös-kirchliche Act eben auch nur Heucheley und Mittel war zu ehrgeizigen Zwecken; war ja Ehrgeiz das Motiv, das ihn noch beynahe in seinen Knabenjahren zur katholischen Kirche herüberzog.

Wir haben bey frühern Gelegenheiten bemerkt, mit welcher Ungenirtheit Hr. v. Hammer dem Helden seines Werkes den schmutzigsten Eigennutz andichte. Hier wird S. 18 geradezu ohne allen Grund die Vermuthung ausgesprochen, daß er sich mit öffentlichen Geldern die „Finger versilbert" habe. Wir wissen kein Beyspiel, daß je ein ausgezeichneter Mann, — und der war Khlesel ohne allen Zweifel, — von seinem Biographen ärger und grundloser sey verunglimpft worden als Khlesel. Wir haben die Documente, auf die Hammer baut, sorgfältig durchgelesen; wir haben uns die Mühe genommen, ihren Sinn aufzufassen, was bey Hammer nicht der Fall ist, und nach dieser gewissenhaften Prüfung erscheinen uns alle Aeu-

ßerungen Khlesels wie aus Einem Guße. Wir haben keinen Grund gefunden, die Aufrichtigkeit seiner Versicherung zu bezweifeln, daß er lediglich sein Gewissen zur Richtschnur seines Handelns genommen (S. 198. b. 224. b.), wenn er betheuert: „ich bin nicht falsch und „haimbisch“ (heimtückisch), sondern frey und offen handle ich meine Sachen. Wer Strafens verdient, dem unterschlage ich keinen Fuß, sondern strafe offen.“ Unseres Bedünkens hat sich Khlesel in einem schönen Briefe an den Landgrafen Ludwig von Hessen treffend geschildert (Nro. 428, von Hammer wie gewöhnlich vielfach mißverstanden): „ob ich wohl nicht der Religion, so bin ich doch deutsch und aufrecht, dahin mich meine Religion weiset . . Bin denen Subtilitäten, Falschheiten, Unbeständigkeiten und Vortheilen mein Leben lang feind gewesen, kann's weder geistlich noch leiblich nicht“ . . (274. b.). Wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß er auch in der Politik sich nach seinem ausgesprochenen Axiom verhalten habe: „Lügen muß man niemalen, aber nit allezeit die Wahrheit sagen.“

Ein merkwürdiger Beweis der Unbilligkeit des Verfassers ist sein Urtheil über eine Protestation Khlesels an den Herrenstand unter der Enns (Nro. 369). Derselbe hatte gegen die bisherige Observanz, zufolge welcher der Bischof von Wien in den Sessionen den ersten Platz nach dem Landmarschall einnahm, diesen während Khlesels Abwesenheit für immer dem Fürsten Lichtenstein zugewiesen. Khlesel verwahrt sich hiegegen und hofft, daß man ihm den vom Kaiser und Landesfürsten angewiesenen Platz nicht nehmen werde. Hammer findet in diesem „merkwürdig unhöflichen“ Schreiben Khlesels „einen unwiderleglichen Beleg seines hochfahrenden Ehrgeizes und seiner Keinem weichenden Rangsucht.“ — Khlesel forderte einfach, was ihm, nicht seiner Person, sondern seiner Würde gebührte. Das hätte damals an seiner Stelle jeder, selbst Hr. v. Hammer, gethan. Daß Khlesels Benehmen in dem Rangstreite mit den Erzherzogen Maximilian und Ferdinand, nachdem er mit dem Purpur war bekleidet worden, noch weniger billige oder auch nur gerechte Beurtheilung bey Hrn. v. Hammer habe finden können, bedarf der Erwähnung nicht.

Ein anderes Mal (S. 20) wird die Anklage erhoben, daß Khlesel es darauf anlegte, „unter der Larve der größten Ruhe und Geschäftserforderniß gegen seine Feinde zu manipuliren,“ sie zu verschwärzen und dem Kaiser „seine Plane einzublasen.“ Ja noch mehr, er soll es auch versucht haben, dem „ältesten Bruder Albrechts (dieser war der jüngste) die größere Neigung zuzuwenden und hiedurch von dessen jüngsten (so) Maximilian abzuziehen“ . . — Einige Seiten früher ließ Hammer Khleseln sagen, daß Albrecht unbrüderlich gehandelt habe. Das scheint uns doch im Widerspruche zu stehen. Von niedriger Rachsucht, welche den so einflußreichen Mann beherrscht hätte, finden wir keine Spur. Gelegenheit sie zu befriedigen, würde ihm sicher nicht gemangelt haben. Die von Hammer angeführten Fälle finden ihre einfache natürliche Erklärung in dem warmen Eifer des Ministers für das Beste seines Herrn. Wie er selbst mit Aufopferung und Uneigennützigkeit unermüdlich arbeitete, so glaubte er gleiche Anforderungen auch an die übrigen Diener des Kaisers machen zu dürfen. Gerade seine von Hammer verläumderisch und ohne auch *nur einen* Schein der Wahrheit gedeuteten Aeußerungen (S. 70) sind ein ehrenvolles Zeugniß für Khlesels Freymüthigkeit, Eifer und innige Anhänglichkeit an den K. Matthias. Wenn Khlesel auf die Kammer übel zu sprechen war und Reformen und Ordnung forderte, war er denn im Unrecht, oder kann man den ersten Minister eines großen Reiches tadeln, wenn er seine ernste Unzufriedenheit äußert über die Wirthschaft am kaiserlichen Hofe, wo einmal bey der Ankunft der Post aus dem Reiche der Postillon in der ganzen Stadt Wien umherfahren mußte und vergebens Jemand suchte, welcher ihm sein Felleisen hätte abnehmen können, bis sich endlich Khlesel selbst seiner erbarmte? Wenn Khlesel seinem Gegner Breuner geradezu sagen durfte, dem Präsidenten der Hofkammer: „Und ist keiner aus euch Herren, so nit doppelt mehr als ich empfangen hätte,“ — darf man ihn „goldgeizig“ nennen, weil er Anspruch machte auf die ihm gebührende Besoldung als geheimer Rath, wenn ihm wie bisher alle Arbeit verbleiben sollte, — während er sich erbot, dem Kaiser ohne alle Besoldung wie bisher in Wien

zu dienen, wenn ihn derselbe seines Postens entheben wolle?

Durchaus unkritisch, ungenau und flüchtig ist die Successionsfrage Ferdinands von der Steiermark, der auch in diesem Bande wieder stets der Neffe des Kaisers seyn muß, abgehandelt. Hammer ist kein Verehrer Ferdinands, weßhalb wir mit ihm auch keineswegs rechten wollen. Wenn aber gesagt und angedeutet wird, daß er durch Schmeicheley und niedrige Mittel dem Ziele seines Ehrgeizes und der Befriedigung seiner Ländergier nachgetrachtet habe, so sollte das bewiesen werden. Warum hätte er aber erschmeicheln sollen, was ihm bey der Kinderlosigkeit der Söhne Maximilians II. von Rechts wegen zufallen mußte? Seine Wahl an das deutsche Reich lag unbezweifelt im Interesse des ganzen Hauses Habsburg und der österreichischen Lande selbst.

Die Vorwürfe, welche in der Folge insbesondere Erzherzog Maximilian Khleseln dieser Angelegenheit wegen gemacht hat, nimmt Hammer ohne weitere Untersuchung als erwiesen an und vermehrt sie mit neuen. Er scheint der Ansicht zu seyn, daß der Nachfolge Ferdinands durchaus keine Schwierigkeiten im Wege gestanden haben, daß alle Wege geebnet *) gewesen seyen und es nur von dem guten Willen Khlesels abgehängt habe, ob sie betreten werden sollen oder nicht. Welche Schwierigkeiten der Wahl Ferdinands sowohl im Reiche als in den österreichischen Landen im Wege gestanden, zeigt Khlesel oft genug, z. B. Nro. 456. 476. Allerdings war Erzherzog Maximilian anderer Meinung, indessen dürfte bey genauerer Abwägung kein Zweifel obwalten, auf welcher Seite der größere politische Verstand und die tiefere Einsicht war. Schon auf dem Reichstage zu Regensburg (1613) wurde die Frage ernstlich behandelt, ungeachtet Hammer hievon nichts wissen will. Durch den Kurfürsten von Trier wurde mit den übrigen geistlichen Wahlfürsten verhandelt; Maximilian verzichtete nicht nur für seine Person auf sein Erbrecht, sondern machte sich auch anheischig, seinen Bruder Albrecht zur Entsagung zu vermögen und zu diesem Ende selbst nach Brüssel zu reisen. Auch auf der Zusammenkunft in Linz wurde die Besprechung wieder aufgenommen. Wie bestimmt der Kaiser selbst, der ja nach Hammer nur denken und wollen durfte, was ihm Khlesel „eingeblasen," von der Nothwendigkeit der Sache überzeugt war, beweist sein Schreiben an Erzherzog Maximilian vom 10. März 1614, worin gesagt wird, daß Böhmen und Oberösterreich darauf denken, nach des Kaisers unbeerbtem Abgange einen ihnen beliebigen Fürsten zu wählen, daß daher ohne des Hauses gewissen Untergang die Sache nicht länger mehr aufgeschoben werden dürfe.

Hammer wirft abermal S. 173 u. ff. Alles durcheinander, bringt allerley Kauderwälsch auf die Bahn, wie es sich allenfalls für eine Spinnstube, aber nicht für ein Geschichtswerk gebührt. Mehr als einmal versichert er, daß Spanien auf die Nachfolge dringe, während gerade der spanische Hof der Nachfolge in Böhmen die größten Schwierigkeiten in den Weg legte.

Eine andere Schwierigkeit lag in dem Geldmangel, der so groß war, daß einmal die ganze Reichsjustiz stille stehen mußte, weil es an Geld fehlte, 6 Wägen zum Transport der Acten beyzuschaffen. Der Kaiser selbst hatte nicht genug Brod, die Pferde fielen vor Hunger um, das Pferdegeschirr war mit Riemen zusammengebunden, die Edelknaben sahen zerlumpt aus, im Reichshofrathe war

*) S. 118.

beynahe Niemand mehr, da die Räthe nicht mehr bezahlt werden konnten, ja es fehlten selbst Couriere und Boten*). (Nro. 569.)

Ein anderes Mal, S. 183, findet indessen Hammer wieder, daß die Nachfolge Ferdinands „wider alle Grundsätze der Legitimität“ verstoßen habe. Das mag begreifen, wer kann, da die nächst Berechtigten ja freywillig Verzicht geleistet hatten.

Wir können uns auf Hammers Darstellung nicht weiter einlassen; es müßte fast jeder Satz berichtigt werden. Gerade in dieser Angelegenheit sind die wichtigsten Documente mit einer Flüchtigkeit und Leichtfertigkeit behandelt, die an das Unglaubliche grenzt. Man könnte folgenden Satz als Preisaufgabe in irgend einer Akademie der Wissenschaften aufstellen: „Sollten die Churfürsten Erzherzogs Ferdinands Wahl beanstanden, werde derselbe weder König von Ungarn noch Böhmen, könne sich der Kaiser gegen dieselben der künftigen Nachfolge reversiren.“ **) Hundert Dukaten in Gold für jeden, welcher einen Sinn herauszufinden im Stande ist. In der entsprechenden Urkunde heißt es sehr deutlich: Sollte man (im Reiche) wegen Ferdinands Wahl deßhalb Schwierigkeiten machen, weil er (wenn die römische Krone früher gesucht werde als die Nachfolge in Ungarn und Böhmen festgesetzt ist) weder König von Ungarn noch von Böhmen sey, so könne der Kaiser die Versicherung geben, daß ihm auch diese Kronen sollen gegeben werden.

*) S. 319 b. Der ander hauptpunkt ist die Raiss auf den Churfürstentag, daran nit allein E. Mag. vnd dem hauss Oesterreich . . absonderlich gelegen, welche materiam die Cammer kainen augenblick von Ihren gedanken lassen soll.

**) S. 192.

S. 193 schreibt der Hr. B
„Dieses Schreiben (Nro. 653. t
an Erzherzog Max) vom vorher
(Nro. 652) beleuchtet erscheint i
der größten Lüge und zwey
heit . .“ Einen so entehrenden
wohl einem Lebenden oder Ver
machen, wenn man die unum
vor Augen hat. Ist das nicht
er jedes menschliche Gefühl aufs
er fällt doppelt schwer auf denje
cher ihn erhoben hat. Wir füh
klärung verbunden, daß wir leb
tigkeit und Leichtfertigkeit des V
schuldigung in diesem Falle fin
wegs in den Urkunden. Hätte
achten Nro. 652, worauf er
ein wenig näher angesehen, so
gangen seyn, daß es nicht in d
dern in das Jahr 1615 gehö
S. 449 Z. 5 und 4 von u
reich Böhaimb ist man schv
mit dem General Landta
an ainen orth kommen. —
war aber 1615. Selbst in de
Gutachten wirklich vom 3. Ju
wäre das Urtheil ungerecht, d
weggelassenen Stelle Khlese
Wahl im Reich und die Nach
Böhmen gleichzeitig betrieb
fällt somit alles Fundament.

(Schluß folg

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1850.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Mathias, Leben.

(Schluß.)

Man weiß aus Khevenhiller, daß auf eine bisher noch nicht aufgeklärte Art ein Gutachten des Erzherzogs Maximilian (Hammer nennt Ferdinand) in eben dieser Angelegenheit am Heidelberger Hofe bekannt wurde, welches großes Aufsehen machte und mit großer Geschicklichkeit ausgebeutet wurde. Hammer weiß — woher, ist unbekannt — daß die Bekanntgebung „eine Bombe von Khlesels Treulosigkeit" war, und dagegen Alles, was er that zur Beglaubigung seiner Unschuld, „eine reine Posse."

Außerordentlich interessant und ein sehr schöner Beytrag zur Charakteristik Khlesels sind seine Briefe an den kaiserlichen Gesandten in Madrid, den Grafen Franz Christoph Khevenhiller. Khlesel erscheint aus denselben nicht bloß als ein tüchtiger, hellsehender Staatsmann, sondern es tritt uns aus ihm eine wahrhaft liebenswürdige Persönlichkeit entgegen. Der Mann gibt sich hier dem jungen, kenntnißreichen Edelmann gegenüber wie er ist: offen, väterlich, wohlwollend, ehrlich und treu, so daß man ihm ein warmes Gefühl der Zuneigung nicht versagen kann. Selten dürfte ein Minister mit einem Gesandten jemals in diesem Tone verkehrt haben. Hammer hat auch hier wieder Alles durcheinander gemengt. Wo Khlesel selbst spricht, ist Alles hell und durchsichtig; Hammer's Darstellung leidet an den schon bekannten Gebrechen. Wo er doch die Nachricht hergenommen haben mag, daß Khevenhiller eine florentinische Galeere an der afrikanischen Küste befehligt habe?

S. 216 a. will Hammer „die grellsten Schlaglichter von dem siebenstrahligen Prisma Khlesl'scher Politik und Stylistik" geben. Wir bitten den Leser überzeugt zu seyn, daß Khlesel keinen Unsinn schreibt, wie er an der angeführten Stelle zu lesen ist. Man lese lieber Khlesels Memorial selbst bey Khevenhiller VIII. 1070 u. ff.

Sehr bezeichnend für Khlesels Denk- und Handlungsweise, für seine Stimmung und sein Verhältniß ist sein Brief an Khevenhiller Nro. 751. Er schreibt: hätte ich die Auctorität und das Geld des Königs von Spanien, wie der Herzog von Lerma, ich wollte mit dem halben Theile zufrieden seyn und bin mit der Gnade Gottes so vermessen mich anheischig zu machen, das Doppelte auszurichten . . . Das aber versichere der Herr der ganzen Welt, daß ich, wenn es mit der Gnade Sr. kais. Majestät geschehen könnte, das Cardinalat, Bisthum

und alle Würden von Herzen gern niederlegen, und mich mit einem Diener in einen Winkel für meine Lebensdauer zurückziehen wollte. Der Herzog von Lerma hat für seinen Dienst und Verstand die Belohnung eines Königreichs, ich aber gar nichts, denn mein Herr hat selbst nichts. Seine Vorfahren haben Alles vergeben. Für mich ist nichts übrig geblieben als seine Liebe und Zuneigung, die der Herzog von Lerma noch obenein auch hat; aber mir genügt diese, weil ich Sr. Majestät dafür ebenfalls nichts anderes als mein Herz und meine Treue geben kann. Sr. Majestät Jahre und Zeit sind den meinigen beynahe gleich. So lange als wir gelebt haben, werden wir nicht mehr leben, insbesondere kann es bey mir in diesem Arbeitsdrange nicht lange mehr dauern." — Bey Hammer ist freylich das Alles nur „Larve, verlarvter Cardinalstolz, verlarvte Feindschaft;" uns aber, die wir uns nicht anmaßen, die Gedanken der Menschen zu kennen und bey jeder unscheinbaren Wendung „den Fuchs" zu ertappen, sind diese Worte der Ausdruck wahrer und tiefer Ueberzeugung.

Wir können es uns nicht versagen, noch eine Probe dieses Scharfblickes unseres Herrn Verfassers zum Besten zu geben. Khlesel hatte unter dem **17.** November **1617** an K. Ferdinand geschrieben: Ich habe bewiesen, wie gerne ich diene und arbeite, wenn man nur ein rechtes Vertrauen in mich stellt. Ich will künftig darin nicht weniger thun, weil, wie ich merke, das Vertrauen wächst. Nie habe ich Euere königliche Majestät irre geführt, sondern sie immer auf die rechte Straße geleitet. So lange ich zur Stelle bin, hoffe ich Euere königl. Majestät und Ihre Majestät (den Kaiser) innigst vereinigt zu erhalten, da ich eher sterben als zu einem Andern Ursache geben möchte.

Wir müssen abermal das demüthigende Geständniß ablegen, keinen Grund gefunden zu haben, die Aufrichtigkeit dieser Versicherung zu bezweifeln. Hammer indessen hat gefunden, was folgt: „dieß war abermals eben so politisch salbungsvoll als falsch." Auf der nämlichen Seite (276) kömmt wie noch öfter ein Satz vor, dem wir leider keinen Sinn abzugewinnen vermögen: und lobt (Khlesel) das von Viler gegen den englischen Hof als Gesandten beobachtete Benehmen, wodurch er mehr genützt als wenn er hundert Jahr Jesuit geblieben wäre . . .

Wir fügen noch eine kleine Blumenlese von Uebereilungen und Leichtfertigkeiten bey, welche geeignet sind, den Werth des vorliegenden Bandes beurtheilen zu lassen. Von dem Verhalten des kaiserlichen Hofes und Khlesels insbesondere der katholischen Liga gegenüber, was doch von so großer Wichtigkeit ist, kömmt weder bey der Behandlung der Reichstagsangelegenheiten in Regensburg **1613** noch in der Folge irgend ein Wort vor.

Khlesel wurde am **31.** März **1614** in der Stiftskirche zu Kremsmünster zum Bischofe geweiht. Da er im Lutherthume geboren worden und erst als sechzehnjähriger Jüngling zur katholischen Kirche übergetreten war, so bedurfte er einer besondern päpstlichen Dispensation. Hammer hat sie Nro. 39 f. geliefert, fügt aber nachstehende Bemerkung hinzu, deren Enträthselung wir dem Scharfsinne des Lesers anheim geben müssen: „Das päpstliche Breve, wodurch der Vorschlag des Kaisers, welcher Khlesl'n zum Bischofe von Wien ernannte, war schon im Julius des verflossenen Jahres erlassen; in demselben wird Khlesl'n in Erinnerung gebracht, daß er aus ketzerischen Eltern geboren, in der Ketzerey erzogen, dieselbe als sechzehnjähriger Jüngling freywillig abgeschworen und also ohne besondere Vergün-

stigung des apostolischen Thrones bis zum Bischofe geweiht werden könne."

Auf der folgenden Seite (62) sagt Hammer, Khlesel habe das Vergnügen gehabt zu erfahren, daß der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, welcher wegen einer von seinem Schwiegervater (!) empfangenen Ohrfeige katholisch geworden sey.. Diese anmaßende, ganz frivole und verleumderische Aeußerung mag man der Feder K. Friedrich II. von Preußen hingehen lassen, bey einem Geschichtschreiber aus der Mitte des 19. Jahrhunderts verdient sie die entschiedenste Rüge. Wie ganz anders urtheilt der besonnene K. Adolph Menzel (VI. 58 u. ff.)!

Wir haben oben schon der Correspondenz Khlesels mit dem Landgrafen Ludwig von Hessen Erwähnung gethan. S. 69 gibt Hammer den Inhalt des Briefes Nro. 433 an und läßt den Bischof sagen: „Da der Landgraf sich über die Bekehrung des Pfalzgrafen geäußert, daß derselbe sich vielleicht wieder zur A. C. bekennen dürfte, meint Khlesl, daß demselben die Wahl unter so vielen gedruckten augsburgischen Confessionen schwer fallen dürfte. Er beziehe sich deßhalb auf diese mainzische Kanzley, in welcher das Original der wahren A. C. niedergelegt, und dann auf das, welches Herzog August, Churfürst von Sachsen, zu Meißen im Druck ausgehen ließ an alle Schulen, Kirchen und Oerter A. C. und auch an die mainzischen Räthe zur Vergleichung mit dem dort im Archiv liegenden Original geschickt." — Wenige Zeilen nachher steht wieder gedruckt aus dem nämlichen Schreiben: Khlesl berichtete dem Landgrafen auch über die jülichischen Sachen, über die er zu Regensburg mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm viele Zeit zugebracht, jüngst mit dem Herzog Maximilian von Bayern mündlich verhandelt und auch König zur Sequestration geeignet gefunden."

S. 79 schreibt Hammer, daß Khlesel am 31. Jäner 1615 von Wien aus an den kaiserlichen Residenten Starzer geschrieben habe; zwey Tage später aus Prag an Ali Pascha von Ofen, und abermals 10 Tage später wieder aus Wien. Der Brief an Ali Pascha wird in Hammers Manier nach seinem Inhalte als hieher gehörig angegeben, aber übersehen, daß er vom Jahre 1616 ist *). Ebenso ist nach der Aufschrift der Brief Nro. 447 an den Cardinal Forgatsch gerichtet, während er nichts anderes ist als die deutsche Uebersetzung oder vielmehr das deutsche Concept des lateinischen Briefes an den Palatin Turzo Nro. 446. Er ist datirt vom 13. October 1614. Später S. 108 kömmt Hammer abermals auf diesen Brief zurück und stellt ihn zum Jahre 1615 nach dem Frieden mit den Türken zu Wien.

S. 125 läßt Hammer den Minister in einem Schreiben an den Hofkriegsrathspräsidenten Hans v. Molart sagen: „der Palatinus sey dem Freyherrn (Molart) nicht gleich an Rang; doch um ihm einen Dienst zu thun, wollte er gern vor demselben niederfallen, der Palatin möge den Freyherrn behandeln wie er wolle, so würden die guten Worte dem Freyherrn nichts kosten und er würde dadurch vielleicht den Papst gewinnen." Vergleicht man Nro. 566, so liest man ganz deutlich: „Mir ist der Palatinus nicht gleich, aber meinem Herren (dem Kaiser) einen gefälligen Dienst zu thun, wollte ich sogar vor ihm niederfallen, geschweige mich höflich

*) S. Nr. 446.

accommodiren. Ich hätte kein Bedenken, dem Palatin vertraulich zu eröffnen, „„daß ich von Sr. Majestät Befehl erhalten habe, ihm auf Verlangen Beystand in dieser Sache zu leisten. Das wolle der Herr (Molart) gerne thun, damit der Dienst Sr. Majestät verrichtet und des Herrn Palatins Treue erkannt werde."" — Dieser mag nun antworten, was es sey; er traue dem Herrn, wie er will; — die guten Worte werden nichts kosten, sondern es wird vielleicht der Palatin bey dieser Gelegenheit gewonnen werden.

Im Jahre **1615** kaufte Khlesel in Wien ein Haus von Karl v. Harrach. Hammer sagt, daß es der Hof für ihn bezahlt habe. Sofort wird erzählt, daß noch vor Ablauf des Jahres durch ein Schauspiel, dem der Hof beywohnte, dasselbe sey eingeweiht worden. Der Geschichtschreiber Khlesl's hätte doch nicht vergessen sollen, daß der Hof damals in Prag war, wenn ihm auch entgangen wäre, daß der Berichterstatter aus der Hauptstadt Böhmens berichtet und Khlesel gerade am 5. December, wo die Feyerlichkeit statt fand, einen Brief aus Prag dartirte.

Ueberhaupt fehlt es an falschen Datirungen keineswegs. So geht Nro. **742** offenbar nicht Dresden und das Jahr **1617** an, sondern Frankfurt und das Jahr **1612**; Nro. **762** gehört nicht zum **15.** October, sondern wahrscheinlich zum Februar **1617.**

Hammer schließt das Werk m
ten:

„Don Balthasar hat mir's z
Erzherzogin das Ihrige dazu thäte,
nes Erachtens genug. Ich werd
zwey nicht leben, dennoch wünsch
meine Dienste erkenne; — diese
Schluße des Jahres gewiß nicht in
Aeußerung, daß er kaum ein oder
leben werde, war dennoch eine ern
des baldigen Endes, wenn nicht
doch politischen Lebens im folgen
Warum sollte einem Manne von
cher öfters schwere Krankheiten zu bes
ernst seyn, wenn er sagt, daß e
Jahre noch leben werde? Dieser e
meisternde Ton, in dem sich Har
scheint, nimmt sich einer Persönli
Bedeutung gegenüber eben nicht vo

Hammer hat uns auch in d
Fortsetzung jenes ergötzlichen Str
und Gratz in verschiedenen Beyspiel
daß im **16.** Jahrhundert ä wie ā
de. — Daran zweifelt Niemand.
beweisen sollen, daß auch e wie a
den sey, was er zur Stunde no
hat.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1850.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1850.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluß.)

Dr. B. Kolbe, Der Bischof Synesius von Cyrene oder Forschungen auf dem Gebiete der Erdkunde und Geschichte der Libyschen Pentapolis. Th. 1. Lief. 1. Berlin 1850.

Cesarii Heisterbacensis monachi dialogus miraculorum. Ed. J. Strange. Vol. I. fasc. 1. Cöln 1850.

W. Cunningham, The certain truth, the science and the authority of the scriptural chronology. Lond. 1849.

Dr. T. Tobler, Bethlehem in Palästina. St. Gallen 1849.

O. Thenius, Das vorexilische Jerusalem und dessen Tempel. Leipzig 1849.

E. J. Kimmel, Appendix librorum symbolicorum ecclesiae orientalis. Ed. Weissenborn. Jenae 1850.

J. A. Köhler, Einleitung in die biblisch-kirchliche Religionslehre. Th. 1. Leipzig 1848.

Dr. J. P. Troxler, Der Atheismus in der Politik des Zeitalters und der Weg zum Himmel. Berlin 1850.

Dr. J. P. Lange, Kritische Beleuchtung der Schrift von L. Feuerbach: das Wesen des Christenthums. Heidelb. 1849.

J. Visser, Christelijke roeping en pligt, tegenoever nationale armoede etc. Amsterd. 1848.

A. Neander, Das Reich Christi, das Reich der wahren Freyheit und Gleichheit. Berlin 1849.

Fr. Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen. Bd. II. Abth. 1. Zürich 1849.

J. Fischarts genannt Mentzers geistliche Lieder und Psalmen. Berlin 1849.

C. Shmidt, Histoire de la doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois. T. 1. 2. Preisschrift. Par. 1849.

J. F. André, Histoire du gouvernement des recteurs Pontificaux dans le Comtat-Venaissin. Carpentras 1847.

J. J. de Smet, Coup d'oeil sur l'histoire ecclésiastique dans les premières années du XIX. siècle. 2. ed. Gand. 1849.

Le Maistre d'Anstaing, Recherches sur l'histoire et l'architecture de l'église cathédrale de Notre-Dame de Tournai. T. I. II. Tournai 1842.

Alb. Duboys, La grande-Chartreuse ou tableau historique et descriptif de ce monastère. Grenoble 1845.

Ant. Cipollina, Il giobertista di buona fede. Torino 1849.

Dr. K. R. Hagenbach, Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. 2. verb. Aufl. Th. 2. Leipzig 1849.

R. Maitland, Essays on subjects connected with the reformation in England. Lond. 1849.

J. Belcher, The Clergy of America. Philadelphia 1849.

Saint-Ouen, Vie de Saint Eloi, évêque de Noyon (588 — 659) traduite par Ch. Barthelémy. P. 1. Par. 1847.

Cardinal de la Luzère, Dissertation sur les droits et devoirs respectifs des évêques et des prêtres dans l'église. Par. 1844.

Duc de Valmy, Liberté religieuse. Etude sur la législation de la Russie et de la France en matière de réligion. Par. 1848.

Traité de la jurisdiction ecclésiastique contentieuse par un docteur de Sorbonne. Vol. 1. 2. Par. 1769.

Dr. Th. Dolliner und J. Graßl, Handbuch des österreichischen Eherechtes. 5. verm. Aufl. Bd. 1—5. Wien 1848.

Drittes Quartal. Juli — September.

Manuscripte.

Chronik der Fürsten von Bayern von Bavarus bis Maximilian.

Historia der letzten Herzogen in Schwaben von 1138 bis 1528.

Chronik des Klosters Irsee, bis 1809.

Lebensumrisse des bayerischen Bürgers Johann Georg Hiltl.

Druckwerke.

C. P. C. Schönemann, Hundert Merkwürdigkeiten der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Hannover 1849.

C. Muquardt, De la contrefaçon et de la propriété littéraire. Bruxelles 1849.

Bibliotheca Sussexiana. An account of the books in the library of H. R. A. the Duke of Sussex. Vol. 1 — 3. Lond. 1827 — 1839.

M. Le Glay, Catalogue descriptif des Manuscrits de la bibliothèque de Lille. Lille 1848.

P. J. Laudé, Catalogue méthodique de la bibliothèque publique de la ville de Bruges. Bruges 1847.

A. Tolhausen, Klopstock, Lessing and Wieland. Lond. 1849.

P. Martini, Sulla biblioteca della regia università di Cagliari. Cagliari 1845.

F. V. Goethals, Histoire de lettres, des sciences et des arts en Belgique. Bruxelles 1840 — 1844.

Verhandlungen der Conferenz zur Berathung von Reformen in der Verfassung und Verwaltung der preußischen Universitäten. Dezember 1849. Berlin 1850.

H. Köchly, Der ursprüngliche Entwurf zu dem allg. Schulgesetze für das Königreich Sachsen. Leipzig 1850.

A. Jubinal, Une lettre inédite de
1850.

Dr. H. Schröder, Lexikon der Ham
ler bis zur Gegenwart. Heft 1. S

M. Rothert, Das Latein im deutsc
Braunschweig 1850.

Bulletin de la société archéologique
Limousin. T. 1. 2. Paris 1849.

The Publications of the Surtees Societ
description of all the ancient monu
customes belonging the monastical
ham before the suppression. W
London 1842. Vol. 16. Anglo-S
English Psalter. Vol. I. Lond. 18

An alphabetical index to subjects trea
views and other Periodicals to wh
have been published. New York 1

Rob. Hall, The works. 9. edition. Vo
1845.

Th. Chalmers, The works. Vol. 1—
1846

Fel. Rogaerts, Oeuvres complétes. An

C. Bini, Scritti editi e postumi. Lugan

Southey's Commonplacebook. Ed. by J
Series 1. 2. Lond. 1850.

P. Raynal, Pensées, essais, maximes
dance de J. Joubert. Vol. 1. 2. Par

Edélestand du Méril, Mélanges arch
littéraires. Par. 1850.

Phil. Chasles, Etudes sur les hommes
au XIX. siècle. Par. 1850.

Dr. Erdmann, Ueber Lachen und Weine
Stellung deutscher Philosophen zum L
1850.

J. J. Ampère, Littérature, voyages et p
2. Par. 1850.

J. W. Redhouse, Grammaire raisonnée
ottomane. Par. 1846.

Mouhammad Ayyad El-Tantavy, T
langue arabe vulgaire. Leips. 1848.

Samachsarius, Lexicon arabicum persicu
manusc. Lips. Oxon. ed. Wetzstein. Pa
Lips. 1849.

Edélestand Alf. Duméril, Dictionnaire
normand. Caen 1849.

Denkmäler niederdeutscher Sprache und Liter
ausg. von A. Höfer. Bd. 1. Claws Bu
wald 1850.

J. Kehrein, Grammatik der neuhochdeutschen

10331536

Will. Mitford, The history of Greece. Vol. 1 — 10. Lond. 1820.

G. B. Gliddon, Ancient Egypt. Her monuments, hieroglyphics, history and archaeology. Philadelph. 1848.

D. Cortès, Situation générale de l'Europe. Par. 1850.

M. de Cuendias, Espagne pittoresque, artistique et monumentale. Par. 1848.

W. H. Prescott, History of the reign of Ferdinand and Isabella, the Catholic of Spain. 6. Ed. revised. Vol. 1 — 3. Lond. 1849.

Grönlands Historiske Mindesmaerker. Bind I — III. Kjobenhavn 1838 — 1845.

J. J. A. Worsaae, The primeval antiquities of Denmark, translated and applied to England by W. J. Thoms. Lond. 1849.

Jos. N. Ricciardi, Histoire de la révolution d'Italie en 1848. Par. 1849.

M. Macchi, Istoria del consiglio dei dieci. Nr. 1 — 28. 57 — 70. Atlas 1. 2. Torino 1847 — 1849.

A. Helfferich, Briefe aus Italien. Th. 1—3. Leipzig 1850.

G. Head, Rome; a tour of many days. Vol. 1 — 3. Lond. 1849.

G. M. Ferrero, Journal d'un officier de la brigade de Savoie sur la campagne de Lombardie. 2. édition. Turin 1849.

Mass. d'Azeglio, Timore e speranza. Torino 1848.

Ant. de la Forge, Des vicissitudes politiques de l'Italie dans ses rapports avec la France. T. I. II. Par. 1850.

J. Lafarina, Un chapitre de l'histoire de la révolution Sicilienne de 1848 — 49. Par. 1850.

Marquis of Ormonde, An autumn in Sicily being an account of the principal remains of Antiquity existing in that island. Dublin 1850.

Gius. Ricciardi, Cenni storici intorno agli ultimi casi d'Italia e documenti da ricavarsene. Italia 1849.

M. O. d'Haussonville, Histoire de la politique extérieure du gouvernement français 1830 — 1848. T. 1. 2. Par. 1850.

L. Couture, Du gouvernement héréditaire en France et des trois partis qui s'y rattachent. Par. 1850.

A. Chéruel, De l'administration de Louis XIV (1661 — 1672) d'après les mémoires inédits D'Olivier D'Ormesson. Par. 1850.

F. Béchard, De l'administration de la France ou essai sur les abus de la centralisat Vol. 1. 2. Marseille 1845.

Alb. Maurin, Histoire de la chûte grandeur et décadence de la b 1830 — 1848. T. I. Par. 1849.

Ab. Stiévenart, Topographie histori de Valenciennes. Valenciennes 184

E. A. Pape, Notices historiques et bi la ville et le canton d'Aumale. Au

Ch. Ouin-Lacroix, Histoire des a rations d'arts et métiers de la Capi mandie. Par. 1850.

J. Chanin, La Normandie. Par. 1844.

L. de Ballyhier, Compiègne histori mental. Vol. 1. 2. Compiègne 1842

J. F. Viaud et E. J. Fleury, Histoi et du port de Cherbourg. Vol. 1. 1845.

L. Stein, Geſchichte der ſocialen Beweg reich von 1789 bis auf unſere Tage. Leipzig 1850.

L. de la Hodde, La naissance de la Février 1848. 2. édit. Par. 1850.

V. de Falloux, Louis XVI. Par. 1840.

F. Dartot, La France démocratique. Pa

A. Chenu, Les conspirateurs. Par. 1850.

G. M. Henri, Histoire de la révolution du gouvernement provisoire. Par. 18

M. A. Granier de Cassagnac, Histoir de la révolution française. T. I. I 1850.

Alfr. Delvau, Histoire de la révolution Vol. I. Par. 1850.

A. Chenu, Les Montagnards de 1848. Pa

L. de la Hodde, Histoire des sociétés sec parti républicain de 1830 à 1848. Par

Pornin, La vérité sur la préfecture du dant l'administration de Caussidière. Pa

M. de Bignon, Histoire de France sous Redigée et terminée par A. Ernouf. 1 1850.

K. v. Schlözer, Livland und die Anfänge des Lebens im baltiſchen Norden. Berlin 185

(Fortſetzung folgt.)

10331536

Will. Mitford, The history of Greece. Vol. 1 — 10. Lond. 1820.

G. B. Gliddon, Ancient Egypt. Her monuments, hieroglyphics, history and archaeology. Philadelph. 1848.

D. Cortès, Situation générale de l'Europe. Par. 1850.

M. de Cuendias, Espagne pittoresque, artistique et monumentale. Par. 1848.

W. H. Prescott, History of the reign of Ferdinand and Isabella, the Catholic of Spain. 6. Ed. revised. Vol. 1 — 3. Lond. 1849.

Grönlands Historiske Mindesmaerker. Bind I — III. Kjobenhavn 1838 — 1845.

J. J. A. Worsaae, The primeval antiquities of Denmark, translated and applied to England by W. J. Thoms. Lond. 1849.

Jos. N. Ricciardi, Histoire de la révolution d'Italie en 1848. Par. 1849.

M. Macchi, Istoria del consiglio dei dieci. Nr. 1 — 28. 57 — 70. Atlas 1. 2. Torino 1847 — 1849.

A. Helfferich, Briefe aus Italien. Th. 1—3. Leipzig 1850.

G. Head, Rome: a tour of many days. Vol. 1 — 3. Lond. 1849.

G. M. Ferrero, Journal d'un officier de la brigade de Savoie sur la campagne de Lombardie. 2. édition. Turin 1849.

Mass. d'Azeglio, Timore e speranza. Torino 1848.

Ant. de la Forge, Des vicissitudes politiques de l'Italie dans ses rapports avec la France. T. I. II. Par. 1850.

J. Lafarina, Un chapitre de l'histoire de la révolution Sicilienne de 1848 — 49. Par. 1850.

Marquis of Ormonde, An autumn in Sicily being an account of the principal remains of Antiquity existing in that island. Dublin 1850.

Gius. Ricciardi, Cenni storici intorno agli ultimi casi d'Italia e documenti da ricavarsene. Italia 1849.

M. O. d'Haussonville, Histoire de la politique extérieure du gouvernement français 1830 — 1848. T. 1. 2. Par. 1850.

L. Couture, Du gouvernement héréditaire en France et des trois partis qui s'y rattachent. Par. 1850.

A. Chéruel, De l'administration de Louis XIV (1661 — 1672) d'après les mémoires inédits D'Olivier D'Ormesson. Par. 1850.

F. Béchard, De l'administration de la France ou essai sur les abus de la centralisati Vol. 1. 2. Marseille 1845.

Alb. Maurin, Histoire de la chûte grandeur et décadence de la bo 1830 — 1848. T. I. Par. 1849.

Ab. Stiévenart, Topographie historiq de Valenciennes. Valenciennes 184

E. A. Pape, Notices historiques et bi la ville et le canton d'Aumale. Au

Ch. Ouin-Lacroix, Histoire des a rations d'arts et métiers de la Capit mandie. Par. 1850.

J. Chanin, La Normandie. Par. 1844.

L. de Ballyhier, Compiègne historiq mental. Vol. 1. 2. Compiègne 1842.

J. F. Viaud et E. J. Fleury, Histoir et du port de Cherbourg. Vol. 1. 1845.

L. Stein, Geſchichte der ſocialen Bewegu reich von 1789 bis auf unſere Tage. Leipzig 1850.

L. de la Hodde, La naissance de la r Février 1848. 2. édit. Par. 1850.

V. de Falloux, Louis XVI. Par. 1840.

F. Dartot, La France démocratique. Par

A. Chenu, Les conspirateurs. Par. 1850.

G. M. Henri, Histoire de la révolution du gouvernement provisoire. Par. 185

M. A. Granier de Cassagnac, Histoire de la révolution française. T. I. II. 1850.

Alfr. Delvau, Histoire de la révolution Vol. I. Par. 1850.

A. Chenu, Les Montagnards de 1848. Pa

L. de la Hodde, Histoire des sociétés sec parti républicain de 1830 à 1848. Par.

Pornin, La vérité sur la préfecture du dant l'administration de Caussidière. Pa

M. de Bignon, Histoire de France sous Redigée et terminée par A. Ernouf. 1850.

K. v. Schlözer, Livland und die Anfänge des Lebens im baltiſchen Norden. Berlin 185

(Fortſetzung folgt.)

10331536

Longpérier (A. de), Antiquités assyriennes. — Ebendaſ.

Troyon (F.), Lettre à M. A. Maury sur des découvertes archéologiques faites en Suisse. — Ebendaſelbſt.

Löwenstern (Isid.), L'inscription cunéiforme de Tarkou. — Ebendaſ.

Langlois (V.), Lettre à M. Ch. Lenormant sur les monnaies des rois arméniens. (3 et dern. P.) — Ebendaſ.

De l'origine des croisades considerée au point de vue philosophique: par Éd. T. — Revue de Brux. T. X. Livr. 18.

Desborough Cooley (W.), On the regio cinnamomifera of the ancients. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. Vol. 19. P. 2.

Paravey, Réfutation abrégée des erreurs et fausses assertions professées par Gibbon dans son Histoire de la décadence et de la chûte de l'Empire romain, relativement à l'établissement miraculeux de la religion chrétienne sur le globe. — Univ. cathol. 1850 Août.

Barbier (E. J. F.), Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV. T. II. Par. 1849. — Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850. No. 70.

L'abbaye de Saint-Gildas et le paraclet au temps d'Abélard et d'Héloise. — Bulletin du Bibliophile 1850 No. 18 et 19.

Troche, Notice historique et archéologique sur la commune et paroisse de Chatillon-Bagneux. — Rev. archéol. Ann. VII. Livr. 7.

German prophecies on the state of church. (Beykirch, Prophetenstimmen mit Erklärungen. Paderb. 1849.) — Dublin Review 1850 Sept.

Schaepkens (L.), Église et monastère de l'ordre de Saint Antoine à Maestricht. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1850 Livr. 3.

Volkaersbeke (Kervyn de), Un mot à propos du livre: Philippe II et la Belgique etc. par Ad. Borgnet. — Ebendaſ.

Strengleikar or Liothabok. A collection of romantic tales, after Breton originals. Translated from the French into Norse in the middle of the XIII. century, by order of king Haakon Haakonson. Edited by R. Keyser and C. R. Unger. Christiania 1850. — Dublin Rev. 1850 Sept.

Beaufort (Franc.), The isle of Skyros. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. Vol. 19. P. 2.

Hogg (John), On the city of Abila and the district called Abilene near Mount Lebanon and on a latin inscription at the river Lycus of Syria. — Ebendaſ. Vol. 20. P.

Gutzlaff, Frontiers of China towar Ebendaſ. Vol. 19. P. 1.

— —, Geography of the Cochinc — Ebendaſ. P. 2.

Fresnel, Mémoire sur le Waday. (Sui de la Soc. de géogr. 1850. Sept.

Cruttenden (C. J.), Memoir on tl Edoor Tribes, inhabiting the Som E. Africa, with the Southern branc mily of Darrood, resident on the Webbe Shebeyli. — Journ. of the of Lond. Vol. 19. P. 1.

Chaix (Paul), Geographical notes of Ebendaſ. P. 2.

Squier (E. G.), Antiquités de l'Amer Découverte d'anciens monuments su lac de Nicaragua. (Suite et fin.) — Soc. de geogr. 1850 Sept.

Bollaert (Will.), Observations on the Texas. — Journ. of the r. geogr. S Vol. 20. P. 1.

Vidal (Alex.), The Formigas bank, near (Azores.) — Ebendaſ. Vol. 19. P. 2.

Examen des travaux des nouveaux Bolla art.) — Univ. cathol. 1850 Août.

Girlaud (Alfred), Notice biographique et l Nicolas Rapin (poète français du — Bulletin du Bibliophile 1850. No.

Magnin, Discours prononcé aux funérai Graves Chamney Haughton. — L'In II. Sect. No. 169.

Fuss, Hommage à la mémoire de Isa Schmidt, membre des Société asiatiq dres, de Paris et de Calcutta etc. — No. 160.

Damas (Nic. de), Vie de César. Paris Journ. gén. de l'instruct. publ. 1850 N

Anciens écrivains français. IV Mademoiselle nay. — Ebendaſ. No. 74.

Notice biographique de Mr. P. J. G. baron de Volsbeke; par A. V. L. — M scienc. hist. de Belg. 1850 Livr. 3.

Dyer (Thom. H.), The life of John Calvi piled from authentic sources and particu his correspondence. Lond. 1850. — Du 1850 Sept.

Crolly (George), The life and death of Oliv

10331536

Frankland (E.), Researches on the organic radicals; P. II, Amyl. — Ebendaſ.

Warbuton (Henry), On the precipitation of the colouring matter of Sugar by a metallic oxide. — Ebendaſ.

Ether and chloroform. — Dublin Review 1850 Sept.

Waringston (Rob.), Notice of observations on the adjustment of the relations between the animal and vegetable kingdoms, by which the vital functions of both are permanently maintained. — Quart. Journ. of the Chem. Soc. 1850. No. IX.

Quatrefages (A.), Expériences sur la fécondation artificielle des oeufs de Hermelle et de Taret. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1850 Mars.

Dufour (Léon), Recherches pour servir à l'histoire des métamorphoses des Asiliques. — Ebendaſ.

Lebert, Recherches sur la formation des muscles dans les animaux vertébrés etc. — Ebendaſ. Mars. Avril.

Orbigny (Alc. d'), Recherches zoologiques sur la marche successive de l'animalisation à la surface du globe etc. — Ebendaſ. Avril.

— —, Recherches zool. sur l'instant d'apparition dans les âges du monde des ordres d'animaux, comparés au degré de perfection de l'ensemble de leurs organes. — Ebendaſ.

Nordmann (Ald. de), Note sur le système gastro-vasculaire des Eolidiens. — Ebendaſ.

Huguier (P. C.), Mémoire sur les appareils sécréteurs des organes génitaux externes chez la femme et chez les animaux. — Ebendaſ.

Focillon (Ad.), Du G. Pangolin (Mannis. Linn.) et de deux nouvelles espèces de ce genre. — Rev. et Mag. de Zool. 1850 Sept.

Bonaparte (Charles-Lucien), Revue générale de la classe des oiseaux. — Ebendaſ.

Lucas (H.), Description et figure d'une Aranéide nouvelle pour la Faune parisienne. — Ebendaſ.

— —, Observations sur les Carabus qui habitent les possessions françaises du No description d'une espèce nouvell Ebendaſ.

Naudin (Car.), Melastomacearum parisiensi continentur monograpl tentamen. (Suite.) — Annal. (Botan.) 1850 Mars.

Morot (F. S.), Recherches sur la c gétaux. — Ebendaſ. Mars. Avril.

Montagne (C.), Pugillus Algarum collegerunt annis 1847—1849 A sière. — Ebendaſ. Avril.

Weddell (H. A.), Additions à la Flor du Sud. (Suite.) — Ebendaſ.

Leycester (E. M.), Some account group of Santorin or Thera, *onc* or the Most Beautiful. — Jour geogr. Soc. of Lond. Vol. XX. P

Du crime de sorcellerie. Lettre du gr Flandre. (2 Déc. 1595.) — *Mes* hist. de Belg. 1850 Livr. 3.

Malan (Ém. Chavin de), Education *rel* rale. — Rev. de Brux. T. X. Liv

La Fons et Didron, Procession dran siècle. — Annal. archéol. T. X. Li

Carlyle's works. — Dublin Review 18

Jouve, Manuscrits de musique ancienn archéol. T. X. Livr. 5.

Wilson (E.), Rapport de M. Thiers s et de la prévoyance. — Le Cor XXVII. Livr. 1.

Giraud, Des tribunaux secrets ou vehmi — L'Institut. 1850. II Sect. No. 16

Das Inhalts-Verzeichniß für XXXI. folgt nach.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

10331536

Frankland (E.), Researches on the organic radicals; P. II, Amyl. — Ebendaſ.

Warbuton (Henry), On the precipitation of the colouring matter of Sugar by a metallic oxide. — Ebendaſ.

Ether and chloroform. — Dublin Review 1850 Sept.

Waringston (Rob.), Notice of observations on the adjustment of the relations between the animal and vegetable kingdoms, by which the vital functions of both are permanently maintained. — Quart. Journ. of the Chem. Soc. 1850. No. IX.

Quatrefages (A.), Expériences sur la fécondation artificielle des oeufs de Hermelle et de Taret. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1850 Mars.

Dufour (Léon), Recherches pour servir à l'histoire des métamorphoses des Asiliques. — Ebendaſ.

Lebert, Recherches sur la formation des muscles dans les animaux vertébrés etc. — Ebendaſ. Mars. Avril.

Orbigny (Alc. d'), Recherches zoologiques sur la marche successive de l'animalisation à la surface du globe etc. — Ebendaſ. Avril.

— —, Recherches zool. sur l'instant d'apparition dans les âges du monde des ordres d'animaux, comparés au degré de perfection de l'ensemble de leurs organes. — Ebendaſ.

Nordmann (Ald. de), Note sur le système gastro-vasculaire des Eolidiens. — Ebendaſ.

Huguier (P. C.), Mémoire sur les appareils sécréteurs des organes génitaux externes chez la femme et chez les animaux. — Ebendaſ.

Focillon (Ad.), Du G. Pangolin (Mannis. Linn.) et de deux nouvelles espèces de ce genre. — Rev. et Mag. de Zool. 1850 Sept.

Bonaparte (Charles-Lucien), Revue générale de la classe des oiseaux. — Ebendaſ.

Lucas (H.), Description et figure d'une Aranéide nouvelle pour la Faune parisienne. — Ebendaſ.

— —, Observations sur les Carabus qui habitent les possessions françaises du N. description d'une espèce nouvel Ebendaſ.

Naudin (Car.), Melastomacearum parisiensi continentur monograp tentamen. (Suite.) — Annal. (Botan.) 1850 Mars.

Morot (F. S.), Recherches sur la gétaux. — Ebendaſ. Mars. Avril.

Montagne (C.), Pugillus Algarum collegerunt annis 1847—1849 sière. — Ebendaſ. Avril.

Weddell (H. A.), Additions à la Flo du Sud. (Suite.) — Ebendaſ.

Leycester (E. M.), Some account group of Santorin or Thera, onc or the Most Beautiful. — Jou geogr. Soc. of Lond. Vol. XX.

Du crime de sorcellerie. Lettre du g Flandre. (2 Déc. 1595.) — Mes hist. de Belg. 1850 Livr. 3.

Malan (Ém. Chavin de), Education re rale. — Rev. de Brux. T. X. Liv

La Fons et Didron, Procession dra siècle. — Annal. archéol. T. X.

Carlyle's works. — Dublin Review 1

Jouve, Manuscrits de musique ancien archéol. T. X. Livr. 5.

Wilson (E.), Rapport de M. Thiers et de la prévoyance. — Le Co XXVII. Livr. 1.

Giraud, Des tribunaux secrets ou vehm — L'Institut. 1850. II Sect. No. 1

Das Inhalts-Verzeichniß für XXXI. folgt nach.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

10331536

Hildebrandslied, dafs — von A. *Vollmer* und K. *Hofmann*. Leipz. 1850. 102.

Historians of Muhammedan India —. By H. M. *Elliot*. Calcutta 1849. 121.

Hoeven, J. van der — Handbuch der Zoologie. Bd. I. Leipzig. 591.

Hoffmann, Car. Aug. Jul. — Quaestiones *Homericae*. Clausthaliae 1847 u. 48. Vol. I. II. 505.

Homerisches Glossarium von Ludw. Döderlein. 1. Bd. Erlangen 1850. 177.

Kolbe, Bernhard, Dr., Der Bischof Synesius von Cyrene als Physiker und Astronom beurtheilt. Berlin 1850. 777.

Lynch, W. F., Narrative of the United States Expedition to the river *Jordan* and the *dead Sea*. London 1849. 265.

Mac Farlane, Charles, *Turkey* and its destiny. London. 2 Bde. 1850. 353.

Mohr, Theodor von, Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Bd. 1. 1848 — 1850. 533.

Nägelsbach, C. Friedrich Dr., Anmerkungen zur Ilias. Nürnberg 1850. 441.

Pfeiffer, Franz, Dr., Das Habsburg-Oesterreichische Urbarbuch. Stuttgart 1850. 529.

Rae, John, Narrative of an expedition to the shores of the *Arctic sea* in 1846 and 1847. London 1850. 577.

Rawlinson über die assyrisch-babylonischen Keilinschriften. London 1850. 657.

Report of the Commissioners appointed to inquire into the Constitution and Government of the *British Museum*. London 1850. 793.

Ritter, Carl, der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres, ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. 1850. 265.

Smetana, Aug. Dr., Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie. Hamburg 1850. 625.

ΣΤΟΒΑΙΟΥ, ΙΩΑΝΝΟΥ, ΕΚΛΟΓΩΝ ΒΙΒΛΙΑ Β. Joannis Stobaei eclogarum physicarum et ethicarum libri duo. Accedit Hieroclis commentarius in aurea carmina Pythagoreorum, recensuit Thomas *Gaisford*. Oxonii 1850. Tom. I. 241.

Taciti Germani — übers. von *Döderlein*, Erlangen 1850. 89.

Taciti, Cornelii opera illustrata cura Francisci *Ritteri*. Cantabrigiae et Lipsiae 1850. 329.

Urkundenbuch, wirtembergisches, herausgeg. von dem k. Staatsarchiv in Stuttgart. 1. Bd. Stuttg. 1849. 193.

Volkmann, D. A. W., die Haemodynamik nach Versuchen. Leipzig 1850. 209.

Woodcock, W. J., *Scripture Lands*, being a Visit to the Scenes of the Bible. London 1849. 313.

Wyß, Friedrich v., Alamannische Formeln und Briefe aus dem neunten Jahrhundert. Zürich 1850. 401.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März 1850.

Rede des Vorstandes der k. Akademie, Hrn. Hofraths von Thiersch, zur Feyer des Allerhöchsten Geburtsfestes. 761.

Sitzungen der Klassen;

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung am 5. Januar 1850:

M. J. Müller, kritische Bemerkungen. 9.
Streber, über die Vorhalle des Salomonischen. Tempels. 10.

Sitzung am 6. Juli 1850:

Thiersch, von, Vortrag über die im Jahre 1849 zu Rom gefundene halbcolossale Marmorstatue eines Apoxyomenos. 361.

Sitzung am 2. August 1850:

Krabinger, über die Unächtheit des Briefwechsels des Basileios d. G. und des Libanios. 369.

Außerordentliche Sitzung am 19. October:

Carrara, Franz, über den bisherigen Verlauf und die Erfolge der Nachgrabungen in Salona. 713.

Mathematisch-physikalische Klasse;

Sitzung am 8. Juni:

Martius, von, Bericht über das große Mikroskop, welches von dem Merz'schen optischen Institute dahier für das botanische Conservatorium hergestellt worden ist. 53.
— —, über die fossile Flora von Sotzka in Südsteiermark. 55.
Nasse in (Bonn), die Natur der Pflanze. 57.
Wagner, A., über den dermaligen Stand unserer Kenntniß der Faulthier-Arten. 73.

Sitzung am 9. November 1850:

Martius, von, Bericht über das k. Herbarium zu München. 717.
Vogel, jun., über den Einfluß der Talkerde und anderer Verbindungen auf die Vegetation und das Klima. 747.
Roth, Johannes, über eine Sendung abyssinischer Coleopteren. 755.
Lamont, über die neuerlich aufgefundenen meteorologischen Beobachtungen von Hohenpeißenberg und einigen andern zur Societas palatina gehörigen Stationen in Bayern. 757.

10331536

Verzeichniß der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im M
November 1850 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften. 55, 72, 87, 376, 391, 719, 7

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1850,
Januar — März 137, 2
April — Juni 423, 561, 6
Juli — September

Uebersicht der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek 1850,
April — Juni 145, 2
Juli — September 569, 7